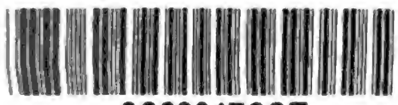



DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.







Der Russische Hof

von

Peter I. bis auf Nikolaus I.

Mit einer Einleitung:

Rußland vor Peter dem Ersten.

Von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Fortgesetzt von

C. Volckhausen.

Siebenter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

Nikolaus I.

Die polnische Revolution.

Von

C. Volckhausen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

Inhalt.

1. Kapitel.

Das Jahr 1830. — Russisch-französische Allianz. — Nikolaus und die Julirevolution. — Kronprinz Oskar in Petersburg. — Briefwechsel zwischen Nikolaus und Ludwig Philipp. — Russische Rüstungen. — Die Cholera in Moskau. — Nikolaus erzählt auf der Parade die Nachricht vom Aufstande in Warschau.

Die diplomatischen Verhandlungen der Jahre 1828 und 29 hatten in dem Kaiser Nikolaus eine bedeutende Verstimmung gegen die Kabinette Oesterreichs und Englands, welche die Pläne des Zaren mehrfach zu kreuzen gesucht, zurückgelassen; verstärkt wurde diese üble Laune noch in Folge der Agitationen der englischen und österreichischen Staatsmänner in Konstantinopel nach dem Friedensschluß, wodurch der Sultan den Muth gewonnen hatte, mit Nachdruck den Erlaß eines Theils der ihm auferlegten Kriegskontribution zu begehren. Bd. VI, S. 299. Wenn ein Wellington und ein Metternich auch nicht die Kühnheit besessen hatten, die ganze Rechnung, welche von dem Zaren der Pforte gemacht war, als eine unbegründete und unverschämte zurückzuweisen, so fehlte

ihnen doch nicht jene pfiffige Zähigkeit, welche, wenn es zur wirklichen Auszahlung der Schuld kommt, sich durch allerlei Einreden und Abzüge zu salviren sucht. Allerdings öffnete schon das Jahr 1830 einigermaßen der Welt die Augen über den Gewinn, den Rußland im Frieden zu Adrianopel gemacht hatte. Man hörte gleich im Frühling von Siegen, welche Paskewitsch über die Bergvölker des Kaukasus, über die Tschapsugen und Lesghier, erfocht, und waren diese Siege vom russischen Bülletinstyl auch in gewöhnlicher Weise übertrieben, so hatten sie doch den Erfolg, daß sich die Russen im Laufe des Sommers in dem fruchtbaren Gebiete von Dschany — es sollte 16,000 Höfe umfassen — festsetzten. Dazu kam aus den Donaufürstenthümern Nachricht über Nachricht, daß die Russen daselbst wie in russischen Provinzen haus'ten und alle schwachen Fäden, welche diese Länder noch mit der Türkei verknüpften, abzuschneiden suchten. Diese Dinge, wie die Intriguen Capodistria's in Griechenland, gaben Oesterreich wie England allerdings Grund genug zur Besorgniß und stellten ernsthafte Gefahren für den Handel nach dem Thal der untern Donau, ja nach der Levante in Aussicht; aber es waren Erwägungen, die jetzt zu spät kamen, und woran auch der dem Sultan bewilligte Nachlaß von drei Millionen Kriegscontribution natürlich Nichts änderte.

Wenn die Verstimmung des Kaisers von Rußland gegen die Kabinette von Wien und London sich immer mehr steigerte, so ward andrerseits die Verbindung zwischen dem Hofe von St. Petersburg und dem von Paris immer enger.

Wir legen nicht viel Gewicht darauf, daß Rußland Karl X. für die loyale Haltung während der Kriegsjahre großen Dank schuldig war, denn die Dankbarkeit ist eine Tugend, welche überhaupt in den Gewichtschalen fürstlicher Politik kaum einen Platz hat, in der Regierungskunst des Kaisers Nikolaus zumal aber eine unbekannte Größe war. Immerhin mag die persönliche Sympathie, die Karl X. dem Zaren wiederholt an den Tag legte, dem letzteren geschmeichelt und ein ähnliches Gefühl in ihm erzeugt haben. Auch die Gleichheit der absolutistischen Principien erleichterte die Verständigung zwischen beiden Höfen. Aber in erster Reihe war es das politische Interesse, was dieselben einander näherte.

Die beiden Staaten, Rußland und Frankreich, bedurften einer des andern.

Damals — es war unter dem Ministerium Polignac — hatte man am französischen Hofe den Gedanken gefaßt, durch eine kühnere Politik in den auswärtigen Angelegenheiten die Gunst des Volkes, die den Bourbonen beharrlich versagt blieb, wiederzugewinnen. Die Reaktion war in das Stadium der Phrenesie getreten. Sie wollte die französische Nation durch den Glanz der Eroberung mit den bisherigen Gewaltstreichen der Restaurationspolitik versöhnen und eben dadurch für fernere Gewaltstreiche im voraus die Absolution erkaufen. Das Schicksal hat es freilich Karl X. nicht verstattet, für die Ausführung dieser Idee mehr als den Zug nach Algier zu unternehmen, aber die Pläne gingen viel weiter. Es waren mit Rußland, das eben jene Idee durch Pozzo di Borgo hatte anregen und nähren lassen, Unterhand-

lungen angeknüpft. Ueber die Präliminarien hatte man sich bereits geeinigt. Rückgabe der Rheinprovinzen an Frankreich, Ueberlassung Konstantinopels an Rußland, das war die Basis dieser merkwürdigen Uebereinkunft. Die Kosten der Veränderung des Territorialbestandes sollte nebst der Pforte England tragen: ihm gedachte man Hannover zu nehmen und mit diesem Raube sowol den König von Holland wie den von Preußen zu entschädigen; der König von Sachsen sollte einen Theil seines Landes an Preußen abtreten und dafür polnische Provinzen erhalten; Oesterreich beabsichtigten die Verbündeten durch Provinzen im Osten, am rechten Donauufer und an der Küste des adriatischen Meeres, zu begütigen.

Der Plan kam nicht zu Stande, weil das französische Volk einen Strich durch die Rechnung machte, und weil Karl X. eine Eroberungspolitik zugedacht war, wozu er auch nicht e i n e der erforderlichen Eigenschaften besaß, — aber der Plan wirft abermals Licht auf die Intentionen und den Charakter des russischen Kaisers. Hier spricht sich die Absicht und der Wunsch, am Bosporus festen Fuß zu fassen, bestimmt und unverhüllt aus; diese Verhandlungen kritisiren die Friedensliebe des Kaisers und die Versichrung, daß er von aller Eroberungspolitik fern sei; diese Verhandlungen geben einen Maßstab, wie Nikolaus gegen seine treusten Bundesgenossen verfuhr.

Im Sommer 1830 war der erste Anlaß, wo die Freundschaft zwischen dem russischen und französischen Hofe sich bewährte. Die Regierung Karl's X. entschloß sich, den Dey von Algier für den Fächerschlag, den derselbe dem französischen Consul gegeben und für ver-

schiedene andere Unbilden zu züchtigen. Kaum war das englische Ministerium von diesem Entschluß unterrichtet, so bot es, besorgt um Englands Herrschaft auf dem Mittelmeer, Alles auf, die Expedition nach Algier zu hintertreiben: es forderte Erklärung über Erklärung, sogar Drohungen wurden laut. Kaiser Nikolaus war es, der für die französische Expedition seine Sympathie am entschiedensten aussprach; ihm war es erwünscht, wenn Frankreich an der Küste Nordafrikas festen Fuß faßte, und es paßte vollkommen in seine Politik, wenn der Suprematie Englands auf dem Mittelmeer eine gefährliche Rivalität erwuchs.

Im Vertrauen auf die Allianz mit dem Zaren ließ Karl X. dem englischen Gesandten in Paris durch seine Minister unhöfliche Antworten geben; ein Versuch Englands, durch Vermittlung der Pforte den Dey von Algier zu strafen und so der französischen Regierung Genugthuung zu verschaffen, ward vereitelt; Frankreich eroberte das alte Raubnest. Aber gleich darauf kam ein Tag, der alle Pläne und Hoffnungen Karl's X. zu nichte machte, und die Nikolaus I. in weite Ferne hinausschob.

Die Kunde von der Julirevolution langte in St. Petersburg an, als eben der Lärm der Hoffeste und Paraden, die durch die Geburt eines Großfürsten und durch den Besuch des Kronprinzen Oskar von Schweden veranlaßt waren, verhallte. Der Eindruck der Nachricht auf den Kaiser war tief und erschütternd. Der Zorn wechselte in ihm mit dem Schmerz: er war entrüstet über ein Ereigniß, das fast alle Throne Europas erbeben machte, er war erbittert über die Vereitlung seiner eignen

Pläne. Je mehr das Letztere ihn im Geheimen verletzen mußte, je entscheidender die Julischlacht auf den Straßen von Paris für die russischen Aussichten in Konstantinopel war, um so mehr trug Nikolaus seiner heuchlerischen Natur gemäß den Zorn über die Verletzung des Legitimitätsprincips und über den Sieg der Revolution zur Schau.

Im ersten Zorne erließ er die schärfsten Befehle: alle russischen Unterthanen, die sich in Frankreich aufhielten — so ward Pozzo di Borgo instruirt, — sollten binnen acht Tagen das Land verlassen, keinem Franzosen sei ein Paß nach Rußland auszustellen; russische Häfen durften keine Schiffe mit dreifarbigen Fahnen aufnehmen, und die im russischen Reiche befindlichen Franzosen sollten über die Grenze geschafft werden; Pozzo di Borgo selbst erhielt einen Befehl, der ihn von seinem Posten abrief. Am 11. August ward eine Rekrutenaushebung im Reiche befohlen.

In den Zorn mischte sich allerdings auch ein gut Theil Besorgniß. Die Erinnerung an die Verschwörung von 1825, die Symptome kommender Ereignisse in Polen mochten dem Zaren vor die Seele treten. Ausdruck dieser Furcht war es wohl, wenn das Petersburger Journal erst am 20. August Mittheilungen über die Julirevolution — es braucht nicht gesagt zu werden in welchem Geiste — bringen durfte.

Mäßigte sich auch bald die erste Hitze, wurden die erwähnten Maßregeln, wodurch alle Verbindung zwischen Rußland und Frankreich abgebrochen werden sollte, auch zurückgenommen, so änderte sich damit doch Nichts in

dem Urtheil des Kaisers über die Julirevolution. Vielmehr beharrte er bei dem in der ersten Stunde gefaßten Vorsatz, mit bewaffneter Hand die rebellischen Franzosen zu züchtigen und „ce coquin-là“, wie er Ludwig Philipp vor Vertrauten nannte, des usurpirten Throns zu berauben.

Der Haß gegen Ludwig Philipp ist ein Moment von Bedeutung in Kaiser Nikolaus' Geschichte. Dieser Haß war rein persönlich; er wurzelte nicht im kaiserlichen Kabinet, sondern im kaiserlichen Herzen. Nesselrode theilte ihn nicht. Dieser befand sich in und nach den Julitagen in Karlsbad und war der Meinung, daß auch Rußland nach dem Vorgange Englands den neuen König anerkennen werde, bis ihn Graf Orlof, der auf der Reise nach Wien Karlsbad passirte, eines Andern belehrte. Wie jener Haß entstand, bedarf keiner Erläuterung weiter: die Julirevolution, die belgische Revolution, die spätere Erhebung Polens waren für Nikolaus verkörpert in dem Bürgerkönige zu Paris; aber daß dieser Haß so ungemildert blieb, daß er eigentlich nie erlosch, selbst dann nicht, als die Spuren dieser Erschütterungen so viel möglich vertilgt waren, als Ludwig Philipp sich längst als ebenbürtigen Genossen des Absolutismus erwiesen hatte, das erklärt sich nur daraus, daß der Julikönig einer Lieblingsidee des Zaren in den Weg getreten war. Nikolaus haßte zwar den Constitutionalismus; seine mehrmalige Aeußerung, daß er nur die absolute Monarchie und die Republik begreifen und als berechtigt anerkennen könne, ist ohne Zweifel ehrlich gemeint gewesen; dennoch konnte es nicht der Constitutionalismus sein, als

dessen Repräsentanten er Ludwig Philipp nicht leiden konnte, denn auf andern Monarchen, die viel redlicher constitutionell regierten als jener, ruhte solcher Haß keineswegs. Auch nicht die Illegimität der Julirevolution erbitterte den Kaiser, denn er hat keinen Anstoß daran genommen, daß Bernadotte nicht kraft des Rechts der Legitimität auf dem schwedischen Throne saß. Kein lehrreicherer Contrast in dieser Beziehung als der Besuch, den Kronprinz Oskar, wie schon bemerkt, 1830 in Petersburg machte. Im Mai 1830 schrieb Karl Johann an Nikolaus, daß sein ältester Sohn von dem heißen Wunsche beseelt sei, dem siegreichen Beherrscher Rußlands nach abgeschlossenem ruhmvollen Frieden persönlich seine Glückwünsche zu bringen und zugleich die großartigen Bauten und Anstalten Petersburgs in Augenschein zu nehmen. Man war in der Residenz an der Newa der Schmeicheleien Karl Johann's gewohnt; wie derselbe um die Gunst Alexanders gebuhlt hatte, so suchte er in einem ununterbrochenen vertraulichen Briefwechsel mit Nikolaus einen ferneren Schutz für seine Dynastie. Aber diese außerordentliche Artigkeit ward doch mit außerordentlicher Befriedigung vernommen; der russische Gesandte in Stockholm, Graf Suchtelen, lud den schwedischen Kronprinzen ausdrücklich ein, zum Geburtstage der Kaiserin, zum 13. Juli, sich in Peterhof einzufinden. Ein glänzender officieller Empfang wartete des Gastes in Kronstadt und namentlich in Petersburg, und Nikolaus führte selbst eine jener Ueberraschungsscenen aus, die selten ihre Wirkung verfehlten. Als der Kronprinz eben im taurischen Palast, den er bewohnen sollte, abgestiegen war,

stand der Kaiser plötzlich in einfacher Offiziersuniform vor ihm und schloß ihn in seine Arme.

Ludwig Philipp hat es an Aufmerksamkeiten gegen den Zaren so wenig fehlen lassen als Karl Johann. Aber weniger glücklich als dieser hatte er sich keines Erfolges zu rühmen. Zwischen ihm und Nikolaus stand die Erinnerung an die gescheiterte russisch-französische Allianz; Ludwig Philipp war die Klippe, an der das ganze Ideal des Kaisers Nikolaus gescheitert, das Europa umspannende Netz des Absolutismus, wie es dem Zaren verschwebte, zerrissen war. So erklärt sich der Contrast zwischen dem Empfang des jungen Bernadotte in der russischen Hauptstadt und der Zögerung des Kaisers von Rußland, Ludwig Philipp von Orleans als König anzuerkennen! So lös't sich der anscheinende Widerspruch zwischen dem Weihrauch, den die officiellen Organe des Kaisers dem schwedischen Kronprinzen streuten, und der verächtlichen Antwort, die Nikolaus dem neuen Könige von Frankreich gab!

Daß Nikolaus den Julikönig haßte, kann man dem letzteren weder zur Schuld noch zum Verdienst anrechnen: es war eine Folge der eigenthümlichen Verkettung der Dinge. Daß sich in den Haß jedoch die Verachtung mischte, lag an Ludwig Philipp selbst.

Gleich nach seinem Regierungsantritt, am 19. August, hatte er einen Brief *) an Nikolaus gerichtet, worin er

---

*) Der Brief lautete:

Mein Herr Bruder!

Ich kündige Ew. Majestät meine Thronbesteigung in dem Briefe an, welchen der General Athalin Ihnen in

seine Thronbesteigung anzeigte. Der Brief war wenig geeignet, Respekt vor dem neuen Könige einzuflößen, ge-

meinem Auftrage zustellen wird; aber es ist mir Bedürfniß, mit vollkommnem Vertrauen zu Ihnen über die Folgen der Katastrophe zu sprechen, welche zu verhindern ich so sehr gewünscht hätte.

Schon lange Zeit bedauerte ich, daß der König Karl und seine Regierung sich nicht auf einer Bahn befanden, die besser berechnet war, der Erwartung und dem Wunsche der Nation zu entsprechen. Ich war jedoch weit entfernt, die wunderbaren Ereignisse vorherzusehen, welche sich so eben zugetragen haben, und ich glaubte sogar, diese Regierung würde sich in Ermangelung des aufrichtigen und loyalen Wandels im Geiste der Charte und unsrer Institutionen, welcher nicht von ihr zu erlangen war, mit ein wenig Klugheit und Mäßigung noch lange Zeit behaupten können. Aber seit dem 8. August 1829 hatte mich die neue Zusammensetzung des Ministeriums gewaltig beunruhigt. Ich sah, wie sehr die Zusammensetzung der Nation verhaßt und verdächtig war, und ich theilte die allgemeine Besorgniß wegen der Maßregeln, die wir von ihr erwarten mußten. Nichts desto weniger hat die Anhänglichkeit an die Gesetze, die Liebe zur Ordnung solche Fortschritte in Frankreich gemacht, daß der Widerstand gegen dieses Ministerium gewiß nicht die parlamentarischen Bahnen verlassen haben würde, wenn es nicht selbst in seinem Wahnsinn das entscheidende Signal gegeben hätte, durch die frechste Verletzung der Charte und durch Aufhebung aller Bürgschaften unsrer nationalen Freiheit, für welche jeder Franzose stets bereit ist, sein Blut zu verspritzen. Kein Exceß ist auf diesen furchtbaren Kampf gefolgt.

Aber es war schwer zu hindern, daß nicht irgend eine Erschüttrung unsers gesellschaftlichen Zustandes daraus hervorging, und dieselbe Exaltation der Gemüther, welche sie von jeder Unordnung abgelenkt hatte, wies sie gleichzeitig

schweige denn zu imponiren. Ludwig Philipp stammelte Entschuldigungen, daß er den Thron bestiegen, rühmte

---

auf Versuche in politischen Theorien hin, welche Frankreich und vielleicht Europa in schreckliches Unglück gestürzt hätten. In dieser Lage, Sire, haben sich die Blicke Aller auf mich gerichtet. Selbst die Besiegten glaubten, daß ich zu ihrer Rettung nothwendig sei. Ich war vielleicht eine noch größere Nothwendigkeit für die Sieger, damit diese den Sieg nicht ausarten ließen. Ich habe also diese edle und ruhmvolle Aufgabe übernommen, und habe alle persönlichen Rücksichten, welche sich vereinigten, mir die Enthebung davon wünschenswerth zu machen, bei Seite gesetzt, weil ich fühlte, daß die geringste Zögerung von meiner Seite die Zukunft Frankreichs und die Ruhe aller unsrer Nachbarn beeinträchtigen könnte. Der Titel „Reichsverweser," der Alles noch unentschieden ließ, erweckte ein gefährliches Vertrauen, und man mußte eilen, aus dem provisorischen Zustande herauszutreten, sowol um das nothwendige Vertrauen einzuflößen, als um diese Charte zu retten, deren Erhaltung so wichtig ist, deren Bedeutsamkeit der verstorbene Kaiser, Ihr erhabener Bruder, so wohl kannte, und die in große Gefahr gekommen wäre, wenn man die Gemüther nicht schleunigst zufriedengestellt und beruhigt hätte.

Es wird weder dem Scharfblick Ew. Majestät noch Ihrer hohen Weisheit entgehen, daß es zur Erreichung dieses heilsamen Zwecks sehr zu wünschen ist, daß die Pariser Ereignisse unter ihrem wahren Gesichtspunkte betrachtet werden, daß Europa den Motiven, die mich geleitet haben, Gerechtigkeit widerfahren läßt und meiner Regierung das Vertrauen schenkt, welches sie einzuflößen berechtigt ist. Ew. Majestät wolle nicht aus den Augen verlieren, daß, solange der König Karl X. über Frankreich geherrscht hat, ich der unterwürfigste und treuste seiner Unterthanen gewesen bin, und daß ich es erst im Augenblick, wo ich die Thätigkeit der Gesetze gelähmt

die Unterwürfigkeit und Treue, die er Karl X. bewiesen habe, erblickte in Rußland den natürlichsten und mächtigsten Bundesgenossen Frankreichs, kurz er gab sich alle mögliche Mühe, den revolutionären Ursprung seiner Souverainetät zu bemänteln und seine conservativen Gesinnungen zu betonen. Eine solche Redeweise war weder eines Repräsentanten der französischen Nation würdig, noch der Klugheit angemessen gegenüber einem Monarchen, dessen Haß gegen die Revolution und dessen Sympathien für die Bourbonen bekannt waren. Aber es ging Ludwig Philipp, wie es überaus klugen Menschen zu gehen pflegt: seine einzige Thorheit war, daß er Andre für gar zu einfältig hielt. Er glaubte den Kabinetten einreden zu können, daß er wirklich nicht nach der Krone gestrebt habe, daß er ohne allen Ehrgeiz und gewisser-

---

und die Ausübung der königlichen Autorität völlig vernichtet sah, für meine Pflicht hielt, dem Wunsche der Nation zu entsprechen und die Krone anzunehmen, zu der ich berufen wurde.

Sie sind es besonders, Sire, auf den die Augen Frankreichs gerichtet sind. Es liebt in Rußland seinen natürlichsten und mächtigsten Verbündeten zu sehn. Als Bürgschaft dafür betrachte ich den edlen Charakter und alle die Eigenschaften, welche Ew. kaiserliche Majestät auszeichnen.

Ich bitte Sie, die Versicherungen der hohen Achtung und der unveränderlichen Freundschaft zu genehmigen, womit ich bin

Mein Herr Bruder, Ew. kaiserlichen
Majestät guter Bruder
Ludwig Philipp.

maßen ein Märtyrer der Umstände sei. Noch bestimmter als in dem mitgetheilten Briefe spricht sich das in dem mündlichen Auftrage aus, den der König seinem Gesandten an den Kaiser Nikolaus gab. Eigentlich nur als ein Depositum, so lautete die Instruction, habe Ludwig Philipp die Krone Frankreichs angenommen, und er werde sie seiner Zeit dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückerstatten.

Dies Benehmen war geeignet, hinsichtlich der augenblicklichen Gefahren, womit die Julirevolution den Frieden Europa's anfangs zu bedrohen schien, die Kabinette zu beruhigen, aber tiefe Verachtung mußte es denen einflößen, welchen die ehrgeizigen Intriguen und Pläne Ludwig Philipp's und sein Haschen nach Popularität sehr wohl bekannt waren. Oder könnte es etwa dem Kaiser Nikolaus fremd geblieben sein, daß der Herzog von Orleans schon im Jahr 1815, nach der Rückkehr von Gent, sich beim Fürsten Metternich einfand, von der Unpopularität der Bourbonen redete und sich des Wohlwollens der auswärtigen Mächte versichern wollte, im Fall er selbst auf den Thron berufen würde? *) Und war nicht Nikolaus besser als jeder Andre durch seinen Gesandten

*) Metternich erzählte dies selbst im Jahre 1830 dem Herzoge von Ragusa, — nebenbei noch einen zweiten Beleg für die ehrgeizigen Pläne Ludwig Philipp's. Dieser ließ dem Prinzen Eugen sagen, es bedürfe keines Beweises mehr, daß die Bourbonen nicht im Stande seien, zu regieren; er, der Herzog von Orleans, und Eugen hätten beide ihre Anhänger, er schlage also für den Fall einer Revolution vor, daß der von beiden die Krone erhalte, der die meisten Stim-

Pozzo di Borgo von Allem unterrichtet, was vor und in den Julitagen sich in Paris ereignet hatte? Pozzo hatte sich während der letzten Stunden der Restauration kläglich und feig benommen. — er verbarg sich in seinem Palaste, und fürchtete Tod und Plünderung, — er bewies auch bald genug eine gewisse Vorliebe für die Julidynastie, in deren Existenz er eine Garantie für sein reiches Besitzthum fand, — aber wie er die Katastrophe des Juli vorausgesagt hatte, so war er ein viel zu guter Berichterstatter, als daß er die Möglichkeit einer Rückgabe Frankreich's an Karl X. nicht hätte bezweifeln oder bespötteln sollen.

Nikolaus gab sich wenig Mühe, die Verachtung, die er gegen Ludwig Philipp hegte, zu bemänteln. Er erkannte ihn als König an, aber erst spät, nachdem alle Monarchen Europa's mit Ausnahme des Herzogs von Modena es bereits gethan hatten. Er empfing den französischen Gesandten, aber obwohl der Herzog von Mortemart, ein dem Kaiser Nikolaus persönlich angenehmer Mann, dazu gewählt war,! so lag gerade in der Art des Empfangs — wovon später die Rede sein wird — eine tiefe Demüthigung für Ludwig Philipp. Auch den Brief des Bürgerkönigs erwiderte Nikolaus,

---

men haben werde. Eugen erwiderte, daß er, falls in Frankreich je von neuem eine Revolution ausbräche, seinen Einfluß zu Gunsten des Sohnes seines Wohlthäters geltend machen werde. Eugen ließ Vorschlag und Antwort dem Kaiser von Oesterreich wissen.

doch erst nach Verlauf eines Monats und in der verletzendsten Weise.

„Ich habe," schrieb er, „aus den Händen des Generals Athalin den Brief empfangen, dessen Ueberbringer er war. Beklagenswerthe Ereignisse habe Ew. Majestät in eine grausame Alternative versetzt. Sie hat einen Entschluß gefaßt, welcher ihr der einzig geeignete schien, Frankreich vor großem Unglück zu bewahren, und ich will mich nicht über die Rücksichten aussprechen, welche Ew. Majestät geleitet haben, aber ich wünsche, daß die göttliche Vorsehung die Absichten und Bemühungen segnen möge, welche sie auf das Glück des französischen Volkes verwenden will. In Uebereinstimmung mit meinen Verbündeten vernehme ich mit Vergnügen den Wunsch, den Ew. Majestät ausgesprochen hat, friedliche und freundschaftliche Beziehungen zu sämmtlichen Staaten Europa's zu unterhalten. So lange sich dieselben auf die bestehenden Verträge und auf den festen Willen gründen werden, die Rechte und die Verbindlichkeiten so wie den Bestand des dadurch geheiligten Territorialbesitzes zu respektiren, wird Europa darin eine Bürgschaft des für die Ruhe Frankreichs selbst so nothwendigen Friedens finden. Nebst meinen Alliirten aufgefordert, mit Frankreich diese conservatorischen Beziehungen aufrecht zu erhalten, werde ich meines Theils sowol alle Sorgfalt an den Tag legen, welche sie erheischen, als auch die Gesinnungen, deren ich Ew. Majestät in Erwiderung der Gefühle, die sie gegen mich ausgesprochen hat, mit Vergnügen versichre.

Ich bitte dieselbe gleichzeitig zu genehmigen u. s. w.

Nikolaus.

Könnte noch ein Zweifel gewesen sein, wie man den trocknen Styl und die wortkarge Haltung dieses Schreibens gegenüber dem Tone vertraulicher Herzensergießung im Briefe Ludwig Philipp's zu deuten habe, so ward dieser Zweifel gelöst, wenn man an die Auslassung der üblichen Anrede: „mein Herr Bruder" dachte. Der Brief war eine Beleidigung, und sollte eine solche sein.

Nur darnach kann man noch fragen, was das Motiv war, das den Kaiser Nikolaus veranlaßte, selbst diese dürren Höflichkeitsphrasen zu verschwenden und den neuen Thron überhaupt anzuerkennen?

Die Vorbereitungen für einen gegen Frankreich zu eröffnenden Feldzug wurden in Rußland keineswegs unterbrochen. Es wurde eifrig gerüstet. Dem Finanzminister Polens, Fürsten Lubecky war gleich nach der eingetroffenen Nachricht von den Juliereignissen befohlen, sofort die Geldmittel zur Mobilmachung des Heeres herbeizuschaffen. Lubecky antwortete, daß im polnischen Schatze acht Millionen Gulden und eine Million Thaler in Berlin disponibel seien. Das Petersburger Journal erzählte, daß das 1. und 2. Infanteriekorps, das 3. und 5. Reservekorps, das litthauische Korps, das Reservekorps unter Konstantin und die ganze polnische Armee auf den Kriegsfuß gesetzt würden, daß sich die reguläre Kavallerie sofort nach Podolien und Volhynien begebe, um dort Standquartiere zu beziehn. Die Festungen an den Westgrenzen, namentlich Modlin, wurden mit Vorräthen versehen. Graf Orlof, der Bote des Nikolaus in Sachen höchster Wichtigkeit, eilte nach Wien. In der Mitte des Septem-

der, um dieselbe Zeit, als di Antwort des Kaisers auf den Brief Ludwig Philipp's erfolgte, gingen der Feldmarschall Diebitsch und der Kanzler Nesselrode nach Berlin. Sie sollten sich mit dem preußischen Kabinet über die Mittel verständigen, die zur Unterdrückung der Revolution oder wenigstens zur Abdämmung derselben geeignet sein möchten. Wie Nikolaus kurz zuvor keinen Anstand genommen hatte, in den Unterhandlungen mit der Regierung Karl X. über die rheinischen Besitzungen seines treuesten Alliirten zu verfügen, so nahm er jetzt keinen Anstand, dem treuen Alliirten den ersten Stoß gegen die Revolution zuzumuthen.

Auf jene von uns aufgeworfene Frage wissen wir keine andre Antwort zu geben, als daß Nikolaus — vorsichtig in all seiner Erbittrung — die Entwicklung der Dinge abwarten und sich durch die Nichtbeantwortung des königlichen Briefs oder die Nichtanerkennung der Julidynastie nicht compromittiren wollte. Diese Vorstellung harmonirt durchaus mit seinem Charakter, und diese Vorsicht ward durch die Ereignisse gerechtfertigt.

In Berlin war wenig Geneigtheit, die Offensive gegen Frankreich zu ergreifen; noch weniger in Wien. Die erste Besorgniß, daß die napoleonischen Erinnerungen die französische Nation zu neuen Eroberungsversuchen entflammen möchten, hatte sich gelegt; der erste Zorn über den Riß in die heilige Allianz war verraucht; man hatte sich von den conservativen und friedlichen Absichten Ludwig Philipp's überzeugt. Die Liebe zum Frieden, der Friedrich Wilhelm III. aus Neigung, Metternich aus

Politik huldigten, machte bereits wieder ihr Gewicht geltend. Das preußische Cabinet zögerte mit der Mobilisirung des Heers, die Nikolaus verlangte. Die Septembertage in Brüssel erneuerten dann den Schrecken der Höfe. Eine Cirkularnote aus Petersburg erinnerte in Wien, Berlin und London eindringlich daran, daß es die Pflicht der Großmächte sei, die revolutionäre Pest in Europa auszurotten. In Berlin wurde nachdrücklich darauf gedrungen, daß preußische Truppen Belgien besetzen und dem Hause Oranien sichern möchten. Drei preußische Armeekorps rückten jetzt in der That an den Rhein. Noch in den letzten Tagen des October wurde Wilhelm, dem Könige der Niederlande, der sich nach Petersburg wandte, russische Hülfe in Aussicht gestellt. Aber dann traten plötzlich andre Ereignisse ein, die die politische Lage und damit die Pläne des Kaisers Nikolaus änderten.

Vielleicht trug schon das Umsichgreifen der Cholera Einiges dazu bei, ihn zu der Einsicht zu bringen, daß der innere Zustand Rußlands es schwerlich gestatte, bedeutende Truppenmassen im Auslande zu verwenden. Gegen die gräßliche Krankheit, die verheerender als Dschingischan und Tamerlan von Asien her über Europa hereinbrach, half keine Grenzsperre und keine Quarantäne mehr, obwohl diese Sicherheitsmaßregeln mit rigoroser Strenge gehandhabt wurden. Die beiden Hauptstädte des Reichs wurden mit einem dichten Militärkordon umgeben: Petersburg, damit es nicht angesteckt werde, Moskau, weil die Seuche darin ausgebrochen war. In Moskau*),

*) Vergl. Herzen's „Memoiren eines Russen."

dem heiligen Moskau der Russen, war ein fürchterliches Sterben. Nach officiellen Angaben begrub man in ein paar Tagen dort über 3000 Todte. Ein panischer Schrecken durchlief das ganze Reich. Das Volk eilte in die Kirchen, um die himmlische Gnade zu erflehen, da die irdischen Mittel versagten. Der Kaiser selbst kam nach Moskau, um durch sein persönliches Erscheinen die Gemüther zu beruhigen.

Auch in den auswärtigen Angelegenheiten waren Aenderungen eingetreten, die für Rußland bedenklich waren. Am 16. November war das Ministerium Wellington gezwungen, seine Entlassung zu geben. Ein Whigministerium trat an seine Stelle. Wahrscheinlich wirkte auch dieser Wechsel dazu mit, Nikolaus friedliebender zu stimmen. Vom Ministerium Grey ließ sich nicht erwarten, daß es an irgend welchen feindlichen Schritten gegen Frankreich oder Belgien sich betheiligen werde. Der eifrige Courierwechsel zwischen Petersburg und London hörte auf; Matuszewitsch, der russische Gesandte in London, betheiligte sich an den Verhandlungen, die eine vorläufige Pacification der Niederlande zum Zweck hatten, und das Petersburger Kabinet ließ in Paris andeuten, daß ein Gesandter, der dem Zaren persönlich willkommen sei, und den man bezeichnete, angenommen werden würde.

Aber dann trat ein Ereigniß ein, was es Nikolaus überhaupt unmöglich machte, sich aktiv in die Angelegenheiten Westeuropas zu mischen. Er durfte die Revolution außerhalb der Grenzen seines Reichs nicht mehr

aufsuchen; die Revolution suchte ihn auf; ihm blieb die Wahl des Angreifens nicht mehr, er war der Angegriffene, der um seine Existenz zu kämpfen hatte.

Polen stand auf gegen seine russischen Unterdrücker.

In der Nacht vom 6. auf den 7. December 1830 langte in Petersburg die Nachricht an, der Großfürst Konstantin sei acht Tage zuvor aus Warschau verjagt. Dieses Mal hielt es der Zar denn doch nicht für zweckmäßig, die ihm gewordene Mittheilung zu verheimlichen. Er erzählte sie selbst den Soldaten der Wachparade in der Exercierbahn. Ueber den Undank der Polen klagte er, welche unzählige Wohlthaten von Rußland empfangen hätten; zugleich verkündete er seinen Entschluß, nicht eher das Schwert in die Scheide stecken zu wollen, bis der letzte der Rebellen gebüßt habe; von der Garde hoffe er, sie werde ihn nicht verlassen. Die Soldaten antworteten mit dem üblichen Hoch auf den Kaiser; ja sie verließen, wurde erzählt, ihre Glieder, drängten sich um jenen und gelobten, für ihn zu sterben. Die Petersburger Zeitung vom 8. December schrieb: „Die Worte aus der Tiefe eines gerührten und mitleidvollen Vaterherzens ergriffen unwiderstehlich die Gemüther, die sich mehr als je von heiliger Inbrunst für den geliebtesten der Monarchen durchglüht fühlten.“

Wir legen wenig Werth auf diese Scene und sind fern davon, die Gefühlsäußerungen jener Gardisten für den Ausdruck der Gefühle des russischen Volkes zu halten; der Gerechtigkeit halber fügen wir daher das Folgende hinzu:

Manches Jahr nachher erzählten russische Offiziere dem Oberst von Gagern *), daß dem Feldmarschall Diebitsch wie vielen andern russischen Offizieren, und gerade den Besten, selbst denen, welche die Polen nicht liebten, der Krieg von 1831 widerstrebte.

*) Vergl. Das Leben des Generals Fr. v. Gagern, von Heinr. v. Gagern.

2. Kapitel.

Ursachen der polnischen Revolution. — Der Proceß gegen die Verschwornen von 1825. — Neue Verschwörung. — Die Krönung des Kaisers Nikolaus in Warschau. — Konstantin. — Charakteristik desselben. — Nomosilzow. — Der Reichstag von 1830. — Vorbereitungen zum Aufstand.

Wenn Polen sich erhebt, so soll man eigentlich nicht nach dem Grunde fragen.

Ein alter Haß, der immer neu bleibt, eine alte Liebe, die immer jung ist, hieß Polen gegen Nikolaus rebelliren, wie es gegen Katharina zu den Waffen gegriffen hatte.

Wenn wir also dennoch von den Ursachen der Revolution von 1830 reden wollen, so soll das eigentlich nur heißen, wir wollen die Symptome aufzählen, die der Krise vorausgingen, und die neuen Formen des alten Leides, das seit Nikolaus' Thronbesteigung die Bewohner des polnischen Landes traf.

Ein aufmerksamer Leser dieses Werks wird sich erinnern, daß im zweiten Kapitel des fünften Bandes von den revolutionären Gesellschaften erzählt worden ist, die

sich in der letzten Zeit von Alexander's Regierung in Polen gebildet hatten, und daß das dritte Kapitel desselben Bandes den Großfürsten Konstantin, den Statthalter Polens, geschildert hat.

Wir nehmen die dort abgebrochene Erzählung wieder auf.

Die mißlungene russische Rebellion vom 26. December 1825 riß zunächst die Polen, welche mit den russischen Verschwornen unterhandelt hatten, und darnach viele andere Theilnehmer der polnischen geheimen Verbindungen in's Verderben. Der verhaftete Fürst Jablonowski war der einzige Verräther unter den Häuptern der Verschwörung, aber er sagte auch aus, was er wußte, und nannte die Namen, die ihm bekannt waren. Gegen sechshundert Schuldige und Verdächtige aus allen Ständen und Distrikten Polens wanderten darauf hin in's Gefängniß. Nikolaus respektirte die Normen des polnischen Gerichtsverfahrens so wenig als die des russischen. Um diesen Verhafteten den Proceß zu machen, gestattete er sich den ersten Eingriff in die polnische Constitution, welche alle Staatsverbrecher aus dem Civilstande vor den Senat verwies: eine zu diesem Zweck ernannte Specialcommission sollte die Verschworenen richten. Diese Commission, aus Polen zusammengesetzt, deren Servilismus sich nicht anzweifeln ließ, aus Russen zum größten Theil, deren Mehrzahl Officiere waren und unter welchen sich die beiden Chefs der geheimen Polizei befanden, — diese Commission bot freilich anscheinend mehr Garantie für ein „Schuldig" als der polnische Senat. Indeß die Untersuchung zog sich in die

Länge: man suchte vergebens nach Beweisen. Der Oberstlieutenant Krzyzanowski, aus dem man Geständnisse betreffs der Theilnahme des Militairs zu pressen hoffte, leugnete standhaft, daß er Mitschuldige habe. „Ich habe keine Mitschuldigen," sagte er, „aber jeder guter Pole ist mein Verbündeter." Außerdem kam die Antipathie zwischen Konstantin und Nikolaus den Gefangenen zu Gute. Während Nikolaus möglichst viel Schuldige zu finden wünschte, lag es Konstantin daran, daß die Sache als unerheblich, wenigstens die Armee als unbetheiligt und intakt erfunden ward. Dieser Antagonismus fand natürlich sein Echo in der Commission und spiegelte sich in dem Bericht derselben, welcher am 3. Januar 1827 erfolgte. Keine neuen Thatsachen hatte die Untersuchung ergeben, die Aussagen des Fürsten Jablonowski blieben die einzige Basis des Processes.

Lange Zeit lag dieser Bericht in Petersburg, ohne daß Etwas in der Sache geschah. Erschien dem Kaiser die Zahl der Schuldigen noch zu gering und hoffte er vom Senat gar ein strengeres Verdikt? machte ihn die Verstimmung der Polen über das ungesetzliche Verfahren nachdenklich? wollte er vielleicht unter den bedrohlichen Aussichten, mit denen das Jahr 1828 sich eröffnete, durch momentanes Einlenken auf den gesetzlichen Weg sich die Sympathien der Polen gewinnen? Man konnte es nicht wissen; aber nachdem der Proceß ein Jahr lang geruht hatte, ward er zum allgemeinen Erstaunen der Specialcommission abgenommen und dem polnischen Senate zur Revision übergeben.

Die Spannung, in der das Königreich seit Jahren

um die Eingekerkerten gewesen war, erhöhte sich jetzt und concentrirte sich in Warschau. Während der ganzen Dauer des Processes hatte die gesammte Nation den Verhafteten die größte Theilnahme bewiesen: Jeder suchte, was an ihm lag, die Qualen der Gefangenen zu lindern, man schaffte Geld herbei, um die Wächter zu bestechen, oder um den russischen Beamten Papiere, welche Jemanden compromittirten, abzukaufen. Einem General zahlte man für ein solches Document 12,000 Gulden. Und wer nicht anders seine Sympathie an den Tag legen konnte, der nährte wenigstens den Haß gegen die Kerkermeister, indem er die Legenden über den Muth und über die Leiden der Gefangenen weiter trug. Was kein Journal sagen konnte, das ging von Mund zu Mund. Die erwähnten hochherzigen Worte Krzyzanowski's liefen von einem Ende Polens zum andern, und in den Bauernhütten wie in den Palästen wußte man von der grausamen Behandlung Cichowski's, dem Monate lang zwei Kosacken im Gefängnisse gegenüber sitzen und ihm starr in's Gesicht blicken mußten, um ihn zum Geständniß zu bewegen. Aber mit der Zeit hatte diese Theilnahme für die Verhafteten den Charakter einer düstern Resignation angenommen und einer hoffnungslosen Trauer. Die Menge wagte kaum daran zu denken, daß die Kerker sich noch einmal öffnen könnten. Jetzt dagegen regte sich die Hoffnung. War das Geschick der Unglücklichen nun doch den Söhnen Polens selbst anheimgegeben. Was half's, daß die Regierung den Sitzungssaal der Senatoren mit Wachen umstellte, daß sie mißliebige Zuhörer mit Gewalt von den Thüren hinweg-

treiben ließ? Die allgemeine Stimmung, die unerschöpflich ist in den Mitteln sich zu äußern, übte ihren Einfluß auf die Mitglieder des Senats. Am 17. October 1828 ward das Urtheil abgegeben. Es sprach die Angeklagten frei. Nur eine Stimme im Senat, die des Generals Krasinski, dissentirte. Die Regierung hatte sich in ihrer eignen Schlinge gefangen: der Specialcommission war die Befugniß zuerkannt worden, nach ihrer moralischen Ueberzeugung zu richten; der Senat nahm diese Befugniß jetzt auch für sich in Anspruch. Ja bis zu der Kühnheit erhob sich diese Behörde, daß sie in dem Bericht, der dem Urtheil beigegeben war, als Milderungsgrund für die nationalen Bestrebungen der Angeklagten geltend machte, Kaiser Alexander selbst habe oft den Wunsch der Freiheit und Unabhängigkeit des ganzen Polens ausgesprochen.

Wie die polnische Nation dachte, das sagte der Jubel, in den sie nach Verkündung des Urtheils ausbrach; wie Nikolaus dachte, das sagte er erst sechs Monate später. So lange, bis zum 18. März 1829, ließ er auf seine Entscheidung harren, eben so lange mußten die Senatoren in Warschau bleiben. Dann ward das Urtheil bestätigt, aber der Senat unterlag dem kaiserlichen Tadel, der General Krasinski wurde belobt, und Lob wie Tadel öffentlich bekannt gemacht. So versäumte es Nikolaus in seiner Hinwegsetzung über alle Formen des Rechts und der Klugheit nicht, dem Jubel über die Freilassung der Gefangenen eine starke Dosis neuen Hasses beizumischen.

Kurz nach der Bekanntmachung dieses Beschlusses

kam Nikolaus nach Warschau, um sich dort krönen zu lassen. Die Kaiserin, der Großfürst Michael und der elfjährige Großfürst Thronfolger begleiteten ihn; ein wohldurchdachter Conspirationsplan empfing ihn.

Die nationalen Parteien in Polen, anfangs gelähmt durch den Schrecken, welchen die Verhaftungen hervorgebracht, hatten ihre Thätigkeit bald wieder begonnen. Gerade der Proceß und die willkürlichen Formen desselben steigerten die bereits vorhandene Erbitterung. Andere Gewaltthaten und Kränkungen des Nationalgefühls kamen hinzu: die Regierung berief keinen Reichstag ein; sie legte kein Budget vor; sie bürdete trotz der entgegenstehenden Bestimmung der Constitution die Kosten der in Polen liegenden russischen Truppen dem Königreiche auf; sie hatte die Censur eingeführt; die Senatoren wurden von Petersburg aus ernannt, obwol der Senat gesetzlich das Recht hatte, seine Mitglieder selbst zu erwählen; die Regierung übte Chikane aller Art gegen die Landboten, welche auf früheren Reichstagen in Opposition gestanden hatten, ließ den Landboten Niemojowski z. B. durch Gensdarmen auf seinem Gute bewachen; sie ordnete eigenmächtig den Verkauf der Nationalgüter an; sie hob in echt russischer Furcht vor der Bildung der Bauern die Elementarschulen auf; sie bediente sich aller möglichen Mittel der Corruption, um einflußreiche Männer an sich zu fesseln, und zum Leidwesen aller guten Polen that sie das namentlich unter den höchsten Offizieren der Armee mit Glück; sie hatte ein fürchterliches Netz der geheimen Polizei gewebt, vor dessen Schlingen sich Niemand sicher fühlen konnte; und während die Verfas-

sung garantirte, daß kein Pole ohne gesetzliche Formen verhaftet werden dürfe und daß jeder Verhaftete in drei Tagen vor den competenten Richter gestellt sei, verfuhren Militaircommissionen mit der schrankenlosesten Willkür.

Die nationalen Parteien waren sich keineswegs ihrer Zwecke klar bewußt oder hinsichtlich der Mittel und Zwecke einig. Man konnte unter den Mißvergnügten zwei Hauptgruppen unterscheiden, eine conservative und eine revolutionäre, die wenig Gemeinsames in ihren Plänen und nur eine lockere Verbindung unter einander hatten. Während die conservativen Fractionen gewaltsamen Aenderungen abhold waren und größtentheils nur darauf abzielten, die Constitution von 1815 zu verwirklichen oder höchstens zu verbessern, arbeiteten die Revolutionärs auf eine völlige Losreißung Polens von Rußland und auf den Wiedererwerb der abgerissenen Theile polnischen Landes hin; während diese eine Umgestaltung aller socialen Verhältnisse in demokratischem Sinne beabsichtigten, waren jene wenig geneigt von ihren aristokratischen Privilegien Etwas zu vergeben. Unter den Conservativen konnte man einerseits die Constitutionellen unterscheiden, meistens Landboten oder Senatoren, als deren Führer die Brüder Niemojewski und der Graf Ostrowski anzusehen waren, andrerseits die Diplomaten, Mitglieder der hohen Aristokratie, welche in dem Fürsten Adam Czartoryski, der 1828 nach Warschau gekommen war und seinen Sitz im Senate eingenommen hatte, ihr Haupt erblickten. Die revolutionäre Partei zerfiel in eine bürgerliche und eine militärische Fraktion, wovon die erstere sich haupt-

sächlich aus den Reihen der Gelehrten und Studenten rekrutirte und in Joachim Lelewel ihren Führer verehrte, die zweite aber seit Krzyzanowski's Verhaftung von mehren weniger bekannten Männern geleitet wurde.

Ein neuer Schwung war in die Parteiagitation gekommen, als die düstern Berichte von den russischen Schlachtfeldern des Jahres 1828 in Polen anlangten. Die Verluste der Russen und die eifersüchtige Haltung der Großmächte England und Oesterreich schienen günstig genug, um dem Erbfeinde ernstlich zu Leibe zu gehen. Den Enthusiasmus befruchtete das erwähnte Urtheil des polnischen Senats, außerdem aber auch ein Epos von Adam Mickiewitz: „Konrad Wallenrod", in welchem der Dichter den heldenmüthigen Patriotismus eines Litthauers schildert, der sich zu den deutschen Rittern begiebt, unerkannt die Verehrung derselben gewinnt, ihr Hochmeister wird und sie, um sie zu verderben, gegen Litthauen führt.

Bald fand der Enthusiasmus Organe, welche zum Handeln bereit waren. Wie gewöhnlich unter der Jugend. In der Militärschule und in der Akademie zu Warschau unter dem Einfluß der Lehrer, Lelewel's und einiger Offiziere organisirte sich eine Verbindung, die von dem Fähnrich Peter Wysocki geleitet wurde und deren Mitglieder sich feierlichst verpflichteten, ihr Leben an die Rettung des Vaterlandes zu setzen. Als sich die Männer der That erst einmal gefunden hatten, da fehlte es nicht mehr an solchen, die mitrathen und mitleiten wollten. Männer aus allen Parteien nahmen an der Verschwörung Theil, Constitutionelle — sogar Diplomaten. Folgender Plan ward entworfen:

Wenn Nikolaus nach Warschau kommt, um sich krönen zu lassen und den Eid auf die Constitution zu leisten, wird ihm zuerst eine Bittschrift, — von einem kleineren oder größeren Theile der Landboten unterzeichnet — überreicht, worin man um Aufhebung einer kaiserlichen Ordonnanz aus dem Jahre 1825, welche die Oeffentlichkeit der Reichstagsverhandlungen vernichtete, einkommt. Weigert sich der Kaiser, so weigern sich die Landboten, ihm den Huldigungseid zu leisten, und der Aufstand beginnt auf das von diesen gegebene Zeichen. Auf einer Parade, wo Nikolaus, Constantin, Michael und der Großfürst Thronfolger zugegen sind, bricht Wysocki mit den Seinen aus den Reihen der Regimenter hervor und stürzt sich auf die kaiserlichen Personen, sie zu verhaften oder zu ermorden.

Der Plan war vortrefflich. Die zu erwartende Weigerung des Kaisers gab dem Aufstande eine rechtliche Basis, welche in Bezug auf die Massen von Nutzen sein mußte; die allgemeine Erbitterung über den kaiserlichen Tadel, der dem Senat, und das kaiserliche Lob, das dem General Krasinski geworden, war noch frisch; die Concentrirung der polnischen Armee in und um Warschau lieferte der Revolution das beste Material für einen glücklichen Ausgang fix und fertig in die Hände; die russischen Armeen standen fern jenseits der Donau und in der asiatischen Türkei; Rußland verfügte nur über das litthauische Armeecorps, das gegen Polen zu verwenden mehr als gefährlich war; was endlich die übrigen Großmächte anbetraf, so war von Oesterreich ge-

rade in jener Zeit — vielleicht Unterstützung — jedenfalls aber strenge Neutralität zu erwarten.

Aber der Plan kam nicht zur Ausführung. Nicht an den beherzten jungen Männern aus der Militärschule und an Wysocki lag die Schuld. Sie hatten sich bereits nicht ohne Gefahr in den Besitz scharfer Patronen gesetzt und Steine auf ihre Gewehre geschroben. Aber den betheiligten Mitgliedern der conservativen Fraktion entsank im entscheidenden Momente der Muth. Die sogenannten Diplomaten, welche es über sich genommen hatten, die Ministerien Englands, Oesterreichs und Frankreichs zu Gunsten des aufständischen Polen zu bearbeiten, hatten keinen Fuß gerührt, ihr Versprechen zu erfüllen und hatten Warschau nicht verlassen. Die erwähnte Bittschrift erhielt die Unterschrift von nur achtundzwanzig Landboten, die übrigen, auf die man gezählt hatte, fanden in dem constitutionellen Formalismus einen bequemen Vorwand, sich zurückzuziehen. Da kein Reichstag constituirt und sie nicht zum Reichstage berufen seien, sagten sie, so hätten sie kein Recht, irgend welche Handlungen als Repräsentanten der Nation vorzunehmen, könnten folglich auch die Bittschrift nicht unterzeichnen und überreichen. So sollte die Pedanterie des Constitutionalismus die Feigheit seiner Jünger verhüllen. Jedoch die Hülle war diesmal gar zu durchsichtig, denn die Frage drängte sich selbst dem schlichtesten Verstande auf: wenn die Landboten sich nicht befugt halten, eine Bittschrift als Stellvertreter der Nation zu überreichen, wie können sie dann die Huldigung leisten? —

Indeß sie leisteten die Huldigung, und die Krö-

nung des Königs von Polen ging ohne weitere Störung von Statten. Der 24. Mai 1829 war der Tag dieser Ceremonie, die vielleicht in der Geschichte des Constitutionalismus nicht ihres Gleichen hat. Niemals wol huldigten die Repräsentanten einer Nation mit größerem inneren Widerwillen einem Monarchen; niemals wol gelobte ein absolutistischer gesinnter Regent, eine Verfassung zu halten; niemals wol wurden Eide geschworen mit schlimmeren Vorbehalten. Knieend sprach Nikolaus ein Gebet: „Mein Herz, o mein Herr und Gott, soll in deiner Hand sein; möge ich regieren können zum Glück meiner Völker und zum Ruhme deines heiligen Namens nach der von meinem Vorgänger bewilligten Charte, die ich bereits beschworen, damit ich nicht zu fürchten brauche, vor dir am Tage deines ewigen Gerichts zu erscheinen."

Nur einige Tage nachher brach Nikolaus seinen Eid, indem er ein paar Senatoren ernannte, die weniger als 2000 Gulden Steuern zahlten.

Ging die Krönung aber auch ohne eigentliche Störung vorüber, so fehlte es doch bei dieser Gelegenheit weder an den kleinen aber bedeutungsvollen Symptomen polnischen Hasses, noch an den eben so bemerkenswerthen Zeichen russischen Uebermuths. Dieselbe Krone, die in Moskau am 3. September 1826 gedient hatte, wurde zum Aerger der Polen auch in Warschau bei der Krönung benutzt, und, was die Erbitterung noch steigerte, dem polnischen Senat wurde der officielle Commentar gegeben, daß die ewige Vereinigung Polens mit Rußland darin ausgedrückt werden solle. Mit Unmuth sahen die Polen, daß es russische Soldaten waren, die während

des Krönungsakts dem Kaiser zunächst standen. Nicht übersehen ward es, daß Nikolaus in seinem Schwur vor dem Wort „Constitution" inne hielt und es kaum herauszuwürgen vermochte. Die Landboten blieben stumm, als der Erzbischof von Warschau den Ruf anstimmte: „vivat rex in aeternum", und ihre Entschuldigung, daß das Festprogramm Nichts von diesem Rufe gesagt habe, war nur geeignet, die Bedeutung dieses Schweigens zu schärfen. Bonaventura Niemojewski redete unmittelbar nach der Feierlichkeit in stolzer Haltung und trotzigem Ton den Kaiser an und stellte ihn zur Rede, warum sein Bruder auf seinem Gute bewacht werde.

Auch die Haltung des Großfürsten Konstantin in jenen Tagen war bemerkenswerth; war sie gerade nicht außergewöhnlich, so war sie doch nicht geeignet, unter den nach Warschau geströmten Massen der Polen Sympathien für das russische Herrscherhaus zu erregen. Die Anwesenheit des Kaisers hatte ihn nicht verhindert, sich der vollen Wildheit seines Jähzorns hinzugeben. Oeffentlich hatte er seine Bedienten geprügelt, und der Generalstab hatte es angehört, wie er einen Oberoffizier mit den gemeinsten Schimpfworten traktirte. Außerdem hatte er — wol von Nikolaus gedrängt — den polnischen Generalen die Zumuthung gemacht, russische Stickerei auf ihrer Uniform zu tragen, — eine Zumuthung, die von allen Betheiligten, selbst von dem servilen Krasinski, zurückgewiesen wurde.

Es ist ohne Zweifel eine Uebertreibung und eine Verkennung der historischen Entwicklung, wenn man dem Großfürsten Konstantin die alleinige Schuld der Revo-

lution von 1830 hat aufbürden wollen; aber daß dieser wüste Mensch durch sein Thun und sein Unterlassen einen wesentlichen Antheil an der Beschleunigung des Aufstandes hatte, läßt sich nicht leugnen. Seit der Thronbesteigung seines Bruders Nikolaus trug er allerdings seine Vorliebe für Polen förmlich zur Schau, er sprach unverholen in St. Petersburg wie in Warschau seine Verachtung der Russen und des russischen Wesens aus, er suchte alle Einmischung der kaiserlichen Regierung in die polnischen Angelegenheiten abzuweisen, und es sind Spuren da, daß er nach dem unabhängigen Throne Polens strebte, aber — mochte jene Vorliebe ehrlich gemeint, mochte sie nur affektirt sein, um die Verstimmung gegen Nikolaus zu verdecken — sie ward von den Polen nicht erwidert. Hätten die ihn auch nicht als Menschen verachtet, so hätten sie ihn doch als Russen gehaßt. Konstantin repräsentirte jene seltsame Mischung von orientalischer Barbarei und occidentalischer Bildung, die man nur in Rußland kennt und in Rußland verzeiht. Nicht übel unterrichtet, nicht ohne Verstand, nicht ohne Anwandlungen von Gutmüthigkeit brach bei dem geringsten Anlasse eine dämonische Wildheit in ihm hervor, — eine Wildheit, die in ihm, der an den Stufen eines Thrones geboren war, durch keine Rücksicht, welche orientalischer Gehorsam aufzulegen pflegt, gemildert wurde. Seine Großmutter Katharina hatte ihn zum künftigen Monarchen eines konstantinopolitanischen Reiches erziehen lassen und mit Griechen umgeben: diese Illusion der Kinderjahre verließ ihn nicht im ganzen Leben, auch in Warschau hatte er Griechen um sich, der Grieche Koruta war Chef

seiner Polizei und seine rechte Hand, und er hielt sich für einen Herrn, dem die Welt gehöre. Nur eine Ironie des Schicksals war es, daß dieser entsetzliche Mensch das Mandat eines Abgeordneten der Vorstadt Praga für den polnischen Reichstag hatte. Wohin er kam, da hinterließ er traurige Erinnerungen an seine wilde Rohheit.*) In Rußland schoß er harmlose Leute nieder,

*) Einige charakteristische Züge aus dem Leben Konstantin's, der „dreißigjährigen Erfahrung eines Deutschen in Rußland" entnommen, theilen wir noch mit. Uebrigens verweisen wir auf Bd. V, c. 3, wo mehr dergleichen.

Als der Großfürst einst im Park zu Strelna bei St. Petersburg mit einem Adjutanten spazieren ging, sah er jenseits der Straße, die vorüberläuft, in einem Krautgarten ein Weib, welches jätete. Die Arme hatte ein Bedürfniß zu befriedigen, das sie zwang, ihre Kleider emporzuheben. „Hol' mir eine Flinte mit Schrot geladen", befahl Konstantin dem Adjutanten. Er wartete, und das Gewehr wurde gebracht. Auf den Schuß fiel das Weib blutend nieder. Der Großfürst schickte hinüber, ließ sie heilen, ihr ein Häuschen bauen und versorgte sie auf Lebenszeit. — Später war der Großfürst von Warschau aus zum Besuch in Rußland und hielt sich in Strelna auf. Nach Tisch ging er mit zwei Obersten, Lieblingen aus vergangner Zeit, Arm in Arm durch den Park. „Erinnert ihr euch", sagte er, „daß ich an dieser Stelle an einem alten Weibe meine Flinte probirte, wie weit sie mit Schrot geladen tragen könne? Das dürfte ich meinen Polen nicht bieten. Ihr Russen schätzt euch glücklich, wenn man euch den Hintern abschießt und dann bezahlt. Ich möchte um keinen Preis wieder zu euch."

Auf einer Reise durch Sachsen kam Konstantin übel an. Der Postillon, den er hatte vom Bock schießen wollen, flüch-

nothzüchtigte Frauen und gab sie seinen Kosacken preis. Auf seinen Reisen in Deutschland schoß er auf Postillone, die ihm zu langsam fuhren. In Polen schlug er Offiziere oder spie ihnen in's Gesicht.

Konstantin's häßliche Gesichtszüge waren in den letzten Jahren geradezu abscheulich geworden. Die Bitterkeit gegen den Bruder, der Aerger, einen glänzenden Thron verschenkt zu haben, war darauf eingegraben. Zeigte er auch die größte Ergebenheit für den Kaiser in dessen Nähe, so ließ er seine Empfindlichkeit um so rückhaltloser an andern Dingen aus. Schon der Herzog von Ragusa bemerkte im Jahre 1826 bei seiner Anwesenheit zu Moskau, daß Konstantin bei den Paraden und militärischen Uebungen sich förmlich ein Geschäft daraus machte, Alles in bittrer Weise und mit lauter Stimme zu tadeln. „Seine Sprache", sagte der wohlerzogene, in die Manieren eines Höflings eingelebte Marschall, „hatte etwas Unpassendes, so daß ich mich mehrmals entfernte, um ihn nicht zu hören, und daß ich meist vermied, in seiner Nähe zu sein."

Nur ein lebendes Wesen hatte bestimmenden und besänftigenden Einfluß auf dies wilde Gemüth: das

---

tete mit den Pferden und ließ den Wagen mitten in der Nacht auf der Landstraße stehn.

Als er einst zum Besuche in Wien war, führte der Fürst Windischgrätz mit seinen Dragonern ein Manöver vor ihm aus. Der Großfürst verlangte, das Corps solle durch die Donau reiten, und schlug den Fürsten, der dem nicht zustimmte, in's Gesicht. Der Großfürst mußte Wien verlassen; der Zorn des Fürsten wurde beschwichtigt.

Weib, dem zu Liebe Konstantin auf den Thron Rußlands verzichtet hatte. Die Fürstin von Lowicz verstand es, die Bestie zu zähmen; vor ihrem Blick, der nur Sanftmuth und Güte ausdrückte, zerrann seine Wuth; in dem traulichen Familienleben mit diesem geliebten Weibe kam die menschliche Seite seines Charakters zum Vorschein. Leider war die Fürstin nicht immer um ihn; sie konnte ihn nicht auf die Paraden, in die Wachzimmer, in die Bureaux begleiten.

Die polnische Armee war sein Steckenpferd und der vorzüglichste Gegenstand seiner Sorge. Hat es überhaupt in unserem Jahrhundert einen fanatischern Exerciermeister gegeben als den Kaiser Nikolaus, so war dies Konstantin. Ein eben so strenger Pedant und Gamaschenritter wie sein Bruder, hatte er vor diesem voraus, daß er auch an den Abenteuern des Garnisonlebens und an den Genüssen der Wachtstube Geschmack fand. Auch bot sich ihm in Polen ein besseres Material, aus dem man Soldaten macht, wie dem Nikolaus in Rußland. Er schuf eine Armee, die hinsichtlich der Dressur ihres Gleichen suchte. Ein verläßlicher und sachkundiger Augenzeuge, der Herzog von Ragusa, berichtet darüber: „Ich habe nie so schöne, so wohl instruirte Truppen gesehen, außer bei uns, in unserer guten Zeit und auch dann nur ausnahmsweise. Sie ließen Nichts, durchaus Nichts zu wünschen übrig. — Wir sahen nachher die vereinigte Kavallerie und Tags darauf die Artillerie. Diese verschiedenen Waffengattungen standen auf derselben Stufe wie die Infanterie." Die polnische Armee, worüber der Großfürst zu verfügen hatte, bestand aus zwölf Regi-

mentern Infanterie zu drei Bataillonen, acht Regimentern Kavallerie zu vier Schwadronen und außerdem zwei Garderegimentern zu Pferd; endlich aus sechs Compagnien Artillerie. Sie war so wohl organisirt, daß man sie im Falle eines Kriegs durch Einschiebung von Rekruten hätte verdoppeln können. Nach Verlauf von drei Monaten hätte diese neue Composition treffliche kampffähige Truppen geliefert."

In der Eitelkeit, womit Konstantin auf diese seine Truppen sah, wollte er es weder einräumen, daß unter ihnen ein Feld für Conspirationen sei, noch gab er es zu, daß sie in dem Kriege Rußlands mit der Türkei verwandt würden. Beides wurde verhängnißvoll. Die Verschwörung verzweigte sich immer weiter in den Regimentern, und die ungeschwächte Kraft der Armee kam später der Revolution wesentlich zu Gute.

Uebrigens war Konstantin bei weitem nicht derjenige unter den Russen in Polen, auf dem der stärkste Haß ruhte. Am meisten gehaßt ward vielmehr Nomosilzow, der als russischer Commissär dem Großfürsten zur Seite stand. Dieser Mensch war einer jener herzlosen servilen Beamten, die das Böse, was ihnen zu thun obliegt, obendrein mit Lust und mit Fanatismus thun. Was der Vogt Geßler dem Kaiser Albrecht dem Einäugigen in der Schweiz, das war Nomosilzow dem Kaiser Nikolaus in Polen. Der Fluch einer Nation hängt an dem Namen beider. Nomosilzow war es, von welchem die geheime Polizei zunächst ihre Inspirationen erhielt, welcher Verschwörungen nachspüren, und wenn eine zu erspüren waren, solche provociren ließ; Nomo-

filzow war es, der den Großfürsten sowol wie die Polen überwachte, und der als Curator der Universität Wilna unmündige Knaben als Verschwörer nach Sibirien transportiren ließ. —

Nach dem nicht zur Ausführung gekommenen Aufstandsplane von 1829 trat zwischen den nationalen Parteien eine empfindliche Spannung und in Folge dessen eine Ermattung ein. Die Revolutionärs grollten mit Recht den Conservativen, von denen sie im Stich gelassen waren, und entschlossen sich, künftig unabhängig von den Letzteren zu handeln. Aber die günstige Gelegenheit war verstrichen, und es mußte erst eine neue abgewartet werden.

Es verfloß etwa ein Jahr. Dann ward, nach fünf Jahren zum ersten Mal wieder, ein Reichstag berufen, und der Kaiser selbst kam abermals nach Warschau. Von neuem entwarf die verwegenere Jugend den Plan, sich des Kaisers zu bemächtigen. Anfangs dachte man, ihn auf einem Balle gefangen zu nehmen, und als dies durch die zufällige Verhaftung einiger der Verschwornen unmöglich wurde, verschob man die Ausführung auf ein Volksfest, das im Freien Statt fand, und bearbeitete die Compagnien polnischer Grenadiere, welche die Ordnung bei dem Feste aufrecht erhalten sollten, um sich deren Mitwirkung zu versichern. Inzwischen jedoch zeigten sich die ersten Symptome der herannahenden gewaltigen Erschütterungen in Frankreich, und unter den Theilnehmern der Verschwörung in Warschau gewann die Ansicht Raum, daß es zweckmäßig sei, die ferneren Resultate dieser Ereignisse abzuwarten.

Der polnische Reichstag von 1830 hat — abgesehen von diesen in der Geburt erstickten Plänen — sein Interesse. Schon die Vorbereitungen zu demselben waren bemerkenswerth. Man verstand damals noch nicht so wie gegenwärtig die Kunst, mißliebige Wahlen zu verhindern, die Regierung wußte die oppositionellen Abgeordneten auf keine geschicktere Weise zu beseitigen, als indem sie ihre Wahl unter irgend einem nichtigen Vorwande von dem gefügigen Senat für ungültig erklären ließ. So entledigte sie sich der ihr verhaßten Landboten Zwierskowski und Niemojewski, so Anderer. Dennoch kamen so viele oppositionelle Elemente in den Reichstag, daß die Regierung in den Verhandlungen arge Schlappen erlitt.

Die Dauer des polnischen Reichstags war durch die Verfassung auf dreißig Tage festgesetzt; die Arbeiten waren dermaßen geregelt, daß der Reichstag nach der Debattirung der Regierungsvorlagen erst am dritten Tage vor dem Schluß Petitionen zu Gesetzvorschlägen vorbringen, am vorletzten Tage die Minister anklagen konnte. Schon in den Debatten über ihre eignen Vorlagen erlitt die Regierung eine Niederlage: der Vorschlag, die Ehegerichtsbarkeit den Civilgerichten zu nehmen und der Geistlichkeit zu übergeben, fiel durch. Bedeutenden Einfluß darauf übte Joachim Lelewel, der in glänzender Rede die Bestimmungen des Code Napoleon vertheidigte. Ein Denkmal für den Kaiser Alexander ward allerdings bewilligt, aber die Regierung mußte doch den Vorschlag Roman Soltyk's anhören, der die sechs Millionen polnische Gulden, die das Denkmal kosten sollte, auf die Loskaufung von Leibeigenen zu verwenden beantragte.

Der bedeutsamste Akt der Opposition indeß war die Anklage, welche wegen der verschiedenen Befassungsverletzungen gegen die Minister gerichtet wurde. Erhielt sie auch nicht die Majorität — zwei Stimmen fehlten daran — so legte sie wenigstens ein genügendes Zeugniß ab von der Stimmung des Landes.

Am 13. Juni 1830 schloß der Kaiser unter den üblichen Förmlichkeiten den polnischen Reichstag. Nikolaus hielt seine Rede in französischer Sprache, der Minister wiederholte sie auf polnisch: ein neuer Gegenstand des Unmuths für die Polen und eine beißende Erinnerung, daß sie einen ausländischen Herrscher hatten.

Die Nachricht von der Julirevolution erregte in Warschau ganz andere Gefühle als in dem kaiserlichen Palaste zu St. Petersburg. Es war den Polen allerdings unmöglich, sich offen auszusprechen, aber die Thätigkeit der geheimen Vereine erhielt wenigstens neuen Schwung. Die Agitation wurde eifriger als je betrieben, und die Pläne der zur Revolution entschlossenen Männer wurden bestimmter. Der Befehl des Kaisers Nikolaus, die polnische Armee mobil zu machen, und die Rüstungen in Rußland drängten zur Eile. Es lag auf der Hand, daß man den Schlag nicht aufschieben durfte, bis die eigne Armee, auf deren Mitwirkung Alles beruhte, außer Landes gebracht oder bis das polnische Land von zahlreichen russischen Truppen besetzt war. Ein revolutionäres Comité trat zusammen, in dem unter Anderen der Landbote Zwierskowski, die Literaten Boleslaus Ostrowski und Xaver Bronikowski und die Offiziere Wysocki und Zalewski saßen. Emissäre wurden ausgeschickt, um die stu-

dirende Jugend in Wilna, die Offiziere des litthauischen Armeekorps zu bearbeiten und mit einigen Landboten Verabredungen zu treffen; unter den Regimentern, die in und vor Warschau lagen, wurden Gemeinden von Verschwornen gebildet, hunderte von Offizieren ins Geheimniß gezogen. Der Aufstand ward auf den 10. December festgesetzt, nach dem Gelingen desselben sollte eine provisorische Regierung, aus Lelewel, Zwierskowski, Niemojewski, Roman Soltyk und dem Fürsten Czartoryski als Präsidenten bestehend, in Funktion treten. Der Betheiligung eines Oberoffiziers war man nicht gewiß, man glaubte sich jedoch zu der Erwartung berechtigt, daß die Generale Potocki, Pac, Sierawski und Chlopicki im Fall des wirklichen Handelns der nationalen Sache ihren Degen leihen würden.

Nichts hängt mehr vom Zufall ab als eine Conspiration, zumal wenn sie eine so ungeheure Zahl von Mitwissern zählt als die polnische vom Jahr 1830. Jedes neu hinzukommende Mitglied, jeder Tag, jede Stunde des Abwartens steigert die Gefahr der Entdeckung. Nur eine merkwürdige Gunst der Umstände und vor Allem die Thatsache, daß eine ganze Nation den ausländischen Unterdrückern wenn nicht conspirirend doch feindlich entgegenstand, macht es erklärlich, daß diese Conspiration einen anderen Ausgang nahm als die meisten andern.

Bald nach der Julirevolution hatte Nowosilzow Warschau verlassen. Wie die Ratten den Schiffbruch, so ahnte er wol die Katastrophe. Unter dem Vorwande, seine Anwesenheit als Universitäts-Curator sei dort nöthig, ging er nach Wilna, — mit ihm war der Mann, wel-

cher der Verschwörung am gefährlichsten war, aus dem Wege. Im Gegensatz zu Nowosilzow, der überall Conspirationen witterte, schien der Großfürst Konstantin lange Zeit an keine solchen zu glauben; er machte sich sogar lustig über das Gerede von Revolution, das dem Ausbruch um Monate vorausging. Ob er wirklich nicht daran glaubte, ob er sich nur so stellte, ist schwer zu sagen. Es liegt in der allgemeinen Natur der Tyrannen, die sich einem Volke fürchterlich gemacht haben, daß sie die Unterdrückten hintennach nicht mehr fürchten sondern verachten, und es war der besonderen Situation Konstantin's angemessen, daß er die Gefahr so unbedeutend als möglich darstellte, um die Einmischung der russischen Regierung und die Herbeirufung russischer Truppen zu verhüten.

Wenn von einigen Schriftstellern jedoch die Sorglosigkeit und Verblendung des Großfürsten mit gar zu grellen Farben geschildert wird, so ist das eine poetische Uebertreibung solcher, welche das Walten der Vorsehung darin erblicken wollen, daß die Tyrannen mit Blindheit geschlagen werden. Als die Anzeichen des nahenden Sturms sich mehrten, wurden Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Schon zu Anfang des Oktober wurden einige Schüler der Militärschule und der Akademie verhaftet, weil man bei ihnen Patronen gefunden hatte. Man entdeckte nichts Weiteres, aber die Wachsamkeit der Polizei verdoppelte sich. Der Leichtsinn einiger Verschworenen veranlaßte dagegen neue Untersuchungen. Selbst Wysocki wird momentan gefänglich eingezogen. Die Militärschule erhält einen anderen, strengeren Gouverneur,

und den Zöglingen derselben wird es untersagt, die Stadt zu betreten. Das Gerücht läuft um, ein besondrer Gerichtshof solle eingesetzt werden, um die Untersuchung gegen die Verhafteten ohne Schonung zu führen.

Es war in der zweiten Hälfte des November. Die Gefahr der Entdeckung stieg immer mehr. Zu dieser Gefahr kam die Aussicht, bei längerem Zögern den bevorstehenden Kampf zu erschweren und die Mittel, deren eine Revolution bedarf, zu verlieren. Mit Besorgniß mußte man auf die ihrem Ende nahen Rüstungen hinblicken, welche Nikolaus gegen Frankreich machte; eine Sage ging überdieß, daß der polnische Staatsschatz in nächster Zeit nach Modlin abgeführt werden solle. Also entschloß man sich zum raschen Handeln.

Die Pläne über die politische Gestaltung Polens waren noch nicht fixirt, — dem guten Glück wurde die Zukunft des Staates vertraut. Die Landboten und übrigen hervorragenden Männer, auf deren Betheiligung sich allenfalls zählen ließ, befanden sich nicht in Warschau, — der Jugend der Militärschule und der Akademie und einigen Literaten gebührt der Ruhm oder die Schuld der Initiative — des kühnen Entschlusses wie der gleich kühnen Ausführung.

Nur einer der Landboten, Joachim Lelewel, soll damals aus seiner bisherigen Verborgenheit herausgetreten sein. In jenen entscheidenden Tagen wurden Zalewski und Wysocki durch den Literaten Bronikowski zu ihm geführt. „Am 21. November," erzählt Spazier *), „er-

*) Geschichte des Aufstandes des polnischen Volkes in den Jahren 1830 und 1831.

schien Wysocki auf der Bibliothek, und Lelewel gebot, binnen acht Tagen Plan und Rüstungen zu vollenden."

Mag Lelewel dem Entschluß der Jünglinge seine Zustimmung und gleichsam die Weihe gegeben haben, — das schmälert nicht den Heroismus jener.

Der 28. November wurde als der Tag der Erhebung festgesetzt. Später verschob man's auf den Montag, den 29., weil dann die sämmtlichen Wachen in Warschau mit polnischen Truppen besetzt waren.

---

3. Kapitel.

Der 29. November in Warschau. Lubecki und die diplomatische Fraktion. Die Proklamation des Verwaltungsraths am Morgen des 30. Rückzug der Russen.

Am Südrande der Stadt Warschau, noch innerhalb der Festungswerke, zwischen den Kasernen der Kavallerie, den Militärschulen und dem Schloß Belvedere, liegt ein kleines Gehölz, das Luzienki-Wäldchen. Der Weg, welcher dasselbe in der Richtung nach Belvedere durchschneidet, führt über eine Kanalbrücke, auf der eine Bildsäule Johann Sobieski's steht.

Bei dieser Bildsäule trafen sich am Abend des 29. November 1830 kurz nach Einbruch der Dunkelheit achtzehn Jünglinge: zehn Eleven der unfern an der Weichsel liegenden Militärschule, sechs Schüler der Akademie, der Schriftsteller Ludwig Nabielak und der Dichter Severin Goszcynski.

Stumm begrüßen sie sich; flüsternd verständigen sie sich; gespannt blicken sie nach Südosten, wo, in dem naheliegenden Sculec, eine auflodernde Flamme ihnen als

Signal dienen soll; gespannt horchen sie, ob sie nicht die Schritte des Kameraden vernehmen, der ihnen Waffen zu bringen versprochen hat.

Die Glocke auf der Alexanderkirche schlägt sechs: aber weder das Signal ist gegeben, noch sind die Waffen da. Eine weitere Viertelstunde vergeht. Es wird den Wartenden unheimlich in der Stille der winterlichen Nacht. Die Geduld und die Kaltblütigkeit der jungen Männer wird auf eine harte Probe gestellt.

Es ist halb sieben Uhr. Da — endlich — flackert das Feuerzeichen; — zwischen den Gebüschen hindurch erblicken es die Harrenden. Noch einige Minuten verstreichen in höchster Ungeduld, dann bringt auch der Freund die Waffen.

Die Fähndriche laden die Gewehre — die eignen und auch die ihrer akademischen Freunde; denn die Hände dieser letzteren sind besser geübt in der Handhabung der Feder als der Muskete. Die kleine Schaar theilt sich. Die Fähndriche geben den Akademikern einen der ihrigen ab, der jenen als Führer dient. Man setzt sich nach verschiedenen Richtungen in Marsch. Noch einige Minuten, und die akademischen Schüler unter des Fähndrichs Trzaskowski und Nabielak's Führung sind am Ziel, vor dem auf einer Anhöhe gelegenen Schloß Belvedere, der Residenz des Großfürsten Konstantin; — sie lauschen einige Augenblicke in die Nacht hinaus — ein Schuß fällt, das Signal, daß die andre Hälfte der Achtzehn die Gegenseite des Schlosses besetzt hat, — und das blutige Werk beginnt.

Die neun verwegenen Jünglinge stürzen auf das Schloß zu. Die Wache vor dem Gitter des Schloßhofs tritt unter's Gewehr, doch der wachthabende Offizier läßt seine Leute — sie gehören zum 4. Regiment polnischer Infanterie — die Musketen wieder niedersetzen. Die Pförtner vor dem Schloßthor, zwei mit Stöcken bewaffnete russische Invaliden, werden über den Haufen gerannt. Das Thor des Palastes ist von erschrockenen Bedienten verrammelt, rasch entschlossen befiehlt der Fähndrich an der Spitze, den Weg durch die Fenster zu nehmen. So dringt man in's Gebäude. Auf der Treppe begegnet den Verschwornen der General Legendre, der um Hülfe ruft; er wird mit dem Bajonnet niedergestoßen; in einem der Zimmer des Palastes findet man den Vicepräsidenten der Polizei, Lubowitski, der den Weg versperren will; er hat dasselbe Schicksal. Der Großfürst lag gerade halb entkleidet auf einem Ruhebett, als sein Kammerdiener hereinstürzt und ihn beschwört zu flüchten. Er wirft einen Mantel um seine bloßen Schultern und entspringt in ein geheimes Kabinet unter dem Dache. Die Verschwornen durchsuchen die Zimmer, — den Gesuchten finden sie nicht. In einem Saale des Erdgeschosses treffen sie die zitternde Fürstin von Lowicz, die auf den Knien fleht, man möge das Leben des Gatten schonen.

Die erste Scene der Tragödie ist vorüber. Die jungen Rebellen ziehen sich nach langem vergeblichen Suchen aus dem Schlosse zurück, um sich mit ihren Kameraden zu vereinigen. Sie finden diese bei der Bildsäule Sobieski's.

Die Anzündung des Brauhauses in Sculec, die

dem damit beauftragten Officier erst nach mehren vergeblichen Versuchen und auch dann nur unvollkommen gelang, war das Signal gewesen für alle Verschwornen. Peter Wysocki mit einigen Kameraden eilt auf dies Signal hin in das Gebäude der polnischen Fähndrichsschule, direkt auf den Saal zu, wo Lieutenant Nyko in der Strategie unterrichtet. „Zu den Waffen!" ruft Wysocki in den Saal hinein; „zu den Waffen!" wiederholt Nyko; „zu den Waffen!" tönt es aus dem Munde von 160 Fähndrichen. Sie erbrechen den Waffensaal und stürzen unter Wysocki's Führung nach der Kaserne der russischen Uhlanen. Mit ein paar Schüssen wird sechs Compagnien polnischer Jäger, die für den Aufstand gewonnen waren, ein Zeichen gegeben; die Schüsse alarmiren jedoch auch die Uhlanen, und man findet diese bereits in Reihe und Glied aufgestellt. Ein Gefecht entspinnt sich. Die Fähndriche legen die erste Probe ihrer polnischen Tapferkeit ab. Weil aber die erwarteten Jägercompagnien nicht erscheinen, und weil die russischen Husaren und Cürassiere aus ihren Kasernen herbeieilen, um den Uhlanen Hülfe zu bringen, zieht sich Wysocki auf die genannte Brücke zurück. Auch hier bedrängt, gelingt es ihm mit Mühe und Noth, sich in's Innere der Stadt durchzuschlagen. In der Stadt ist's noch todtenstill, die Bürger Warschau's nehmen noch keinen Antheil an der Revolte. Wysocki findet die sechs Compagnien nicht, so wirft er sich mit seinen Begleitern in die Radziwill-Kaserne; ein wohl unterhaltenes Gewehrfeuer wirft die nachdringenden Uhlanen zurück.

Es war also weder den Fähndrichen gelungen, des Großfürsten Konstantin habhaft zu werden, noch hatte

Wysocki die ihm übertragene Aufgabe gelöſ't, ſich der drei ruſſiſchen Kavalleriekaſernen zu bemächtigen. Im ſüdlichen Theile der Stadt war der Aufſtand ſo gut als geſcheitert: war es doch nicht gelungen, das Volk in den Kampf hereinzuziehen, und durfte man doch auch auf die ſehnlichſt erwarteten Jägercompagnien nicht mehr zählen. Die jüngeren Offiziere der letzteren, welche der Verſchwörung angehörten, hatten ihre Leute allerdings zu dem Angriff auf die Kaſernen der ruſſiſchen Kavallerie hinausgeführt; unterwegs aber geriethen die Lieutenants in Streit mit den herbeieilenden Kapitäns, welche der Verſchwörung fremd waren, die ruſſiſche reitende Garde kam dazu, und die Jägercompagnien mußten mit nach Belvedere marſchiren, wo ſich die Kavallerieregimenter, vor deren Front der Großfürſt hielt, bereits aufgeſtellt hatten.

Auch in den nördlichen Stadttheilen begann der Aufſtand zum Theil unter ungünſtigen Auſpicien. Zaliwski, Urbanski und Bronikowski hatten hier die Hauptrollen übernommen. Vergebens warten ſie eine Stunde lang, von 6—7 Uhr, auf das verabredete Signal, den Brand des Brauhauſes. In verzweiflungsvoller Ungeduld zünden ſie endlich ein paar kleine Häuſer in der Nähe des Arſenals an. Indeß waren die ruſſiſchen Infanterieregimenter, das volhyniſche und litthauiſche, welche Urbanski an der Spitze einiger Compagnien des 3. und 4. Regiments und eines Theils der Gardegrenadiere entwaffnen ſollte, gewarnt worden; ſie ſtanden in Reihe und Glied, als der Ueberfall verſucht wurde.

Glücklicher waren Zaliwski und Bronikowski geweſen. Der erſtere hatte das Zeughaus zu beſetzen, der zweite

das Volk zur Theilnahme zu bewegen. Zaliwski bemächtigte sich bald des Arsenals, das schwach besetzt war und schwach vertheidigt wurde. Mit seinen beiden Grenadiercompagnien, die er zu beiden Seiten des Zeughauses aufstellte, bildete er fortan den Mittelpunkt des Aufstandes. Hierhin lenkte Bronikowski die Volksmassen, die er durch den Ruf, die Russen fielen über die Polen her und metzelten sie nieder, endlich in Bewegung gesetzt hatte; hieher bahnte sich Wysocki mit den Fähndrichen und Akademikern den Weg durch die Stadt; hier versammelten sich nach und nach einige Tausende polnischer Truppen von verschiedenen Regimentern, hier erschienen die Zöglinge der Artillerieschule mit ein paar Kanonen.

Bis nach Mitternacht wogte nun der Straßenkampf in verschiedenen Theilen der Stadt. Den Insurgenten, die seit der Austheilung von 30000 im Zeughause erbeuteter Flinten und Gewehre bedeutend gewachsen waren, fehlte ein Haupt, dem Großfürsten, der mit seiner Hauptmacht noch immer bei dem Belvedere hielt, war der Muth entsunken. So wurde von beiden Seiten die ganze Nacht hindurch kein entscheidender Massenangriff gemacht. Aber hie und da in der Stadt wurde heiß nnd blutig gekämpft. Gleich anfangs hatten ein paar Bataillone der volhynischen Garde versucht, sich des Zeughauses wieder zu bemächtigen, bis ein nachdrücklicher Bajonnetangriff einiger Compagnien des vierten Regiments sie in ihre Kasernen zurückwarf. Nachher war es das Regiment polnischer Gardejäger zu Pferd, was den Straßenkampf fortführte. In den Glauben gewiegt, daß die Rebellen sich unter einander schlügen und daß nur ein plünderungslustiger

4

Pöbel sich ihnen angeschlossen habe, hieben diese Truppen auf den Befehl ihrer General Kurnatowski und Krasinski auf die Rebellen ein. Ihnen fiel das traurige Loos, in dieser Nacht das Blut ihrer Kameraden und Mitbürger zu vergießen und das eigne zu verspritzen — ein vollkommen nutzloses Gemetzel, weil den polnischen Jägern nicht die geringste Unterstützung von den russischen Truppen kam.

Möglicherweise hätte der Großfürst, wenn er an der Spitze seiner drei Regimenter russischer Kavallerie jenem Regiment reitender Jäger zu Hülfe gekommen wäre, den Aufstand im Laufe der Nacht noch erdrücken, jedenfalls den Sieg der Gegner bedeutend erschweren können, aber bestürzt, betäubt wie er war, ritt er vor jenen Regimentern tief in seinen Mantel gehüllt auf und nieder; er fand keinen Rath in sich selbst, und der Rath, den er von Andern erhielt, war schlecht genug für ihn. Man stellte ihm vor, daß der Aufstand nur dem Mißverständniß oder dem in böslicher Absicht ausgesprengten Gerücht, daß die Polen von den Russen niedergemetzelt würden, seine Entstehung verdanke; es sei also am besten, die Russen ganz vom Kampfe fern zu halten.

Konstantin folgte dem Rath, den die gewöhnliche Feigheit, welche Fürsten nicht die volle Wahrheit zu sagen wagt, eingegeben zu haben scheint. Er schickte jenes polnische Reiterregiment in die Stadt. Stark genug, um ein unnützes Morden ohne Aussicht auf Sieg zu beginnen, war es zu schwach, um vorzubringen und den eigentlichen Centralpunkt des Aufstandes, das Zeughaus, wie-

derzuerobern. Die Revolution aber gewann Frist, in sich zu erstarken.

Dies war ihr überaus nothwendig. Der Mangel eines festen Planes und einer durchgreifenden Leitung machte sich seit den ersten Schüssen bemerklich. Die Unterlieutenants Wysocki, Urbanski und Zaliwski waren wol im Stande gewesen, den Militäraufstand einzuleiten, aber sie mit ihren jugendlichen Genossen konnten ihn nicht vollenden. Gleich nach dem Beginn des Kampfes verschwinden sie in der Masse. Sie haben nicht mehr Einfluß als jeder andre polnische Lieutenant in seiner Compagnie. Alles sieht sich um nach einem gemeinsamen Führer, nach einem Offizier von Rang, nach einem General von Ruf. So eisern ist die Subordination im Militär, daß deren Fesseln sich selbst in diesen Momenten des Aufruhrs nur halb lösen. Die Colonnen weigern sich gegen die Aufständischen zu fechten, aber sie bitten und beschwören ihre Oberoffiziere, sie gegen die Russen zu führen; so dringt man in den alten General Stanislaus Potocki, sich an die Spitze des Aufruhrs zu stellen, und als er sich standhaft weigert, schießt man ihn nieder; so fordern die Fähndriche ihren Gouverneur, General Trembicki, dessen Strenge sie früher oft verwünscht haben, auf, sie zu führen, und als er sich darauf nicht einlassen will, wird er füsilirt. Kurz nach Mitternacht ist die Revolution wegen Mangel eines Führers in der höchsten Gefahr, im Sande zu verlaufen. Hie und da gab wol ein Major oder Oberst einzelne Befehle, aber keiner getraute sich den Oberbefehl zu ergreifen. Eine Zeitlang hatte General Sierawski das Oberkommando übernommen, bei dem Versuch aber, das

Regiment der Gardejäger zu Pferde zu haranguiren und herüberzuziehen, war er gefangen genommen. Chlopicki ließ sich nicht sehen. Der Ausbruch der Revolution traf ihn in dem unfern dem Zeughause liegenden Theater des variétés. Ein Lieutenant stürzt herein nnd ruft die Polen zu den Waffen: „die Moskowiter erschlagen die Unsrigen!" Er erblickt den General Chlopicki und bietet ihm seinen Degen, mit der Aufforderung, sich an die Spitze der Truppen zu stellen. Dieser aber weigert sich und verläßt das Haus. Auf der Straße trifft er einige Compagnien des achten Regiments. Von neuem dringt man in ihn, das Commando zu übernehmen. Er aber lehnt beharrlich ab und stellt sich unter den Schutz des Führers dieser Compagnien, des Majors Antonini, der ihm in dem Palast der Kriegscommission ein Asyl bietet. Wie gesagt, kurz nach Mitternacht ist die höchste Gefahr, daß die Truppen auseinandergehn: nur die glückliche List eines Artillerieoffiziers verhütet das. Er meldet den Truppen im Namen des Generals Chlopicki, daß jede Abtheilung den Posten besetzt halten solle, den sie inne habe. Die List gelingt: die Truppen antworten mit einem Hoch auf Chlopicki und — bleiben.

Während der Mangel einer militärischen Leitung des Aufstandes jedoch durch die Fehler und die Feigheit der Gegner hinreichend aufgewogen wurde, so war das keineswegs bei dem Mangel einer revolutionären Regierung der Fall. Die Verschwornen des 29. November schienen das Bedürfniß einer solchen nicht gefühlt oder wenn vielleicht das — so doch nicht dem Bedürfniß zu genügen gewußt zu haben. Diese Versäumniß rächte sich schwer.

Von den Männern, welche ursprünglich zu Mitgliedern der provisorischen Regierung designirt waren, befanden sich mehre am 29. November gar nicht in Warschau, mit dem Fürsten Czartoryski waren keine Verabredungen getroffen, und Lelewel entzog sich dem Vaterlande, um eine Familienpflicht zu erfüllen. Er drückte seinem sterbenden Vater die Augen zu, und eine Schaar der Verschwornen klopfte vergebens an die Thür seiner Wohnung, um ihn mit sich zu nehmen. Wie unter den polnischen Generalen, so war auch unter den Civilpersonen Niemand, der die Verantwortlichkeit der Revolution auf sich zu nehmen und ihre Belsazarschrift zu deuten gewagt hätte.

Sobald sich Dieses herausstellte — und das geschah natürlich in den ersten Stunden — faßte der Finanzminister, Fürst Lubecki, der keinen Augenblick die Besonnenheit verloren hatte, seinen Entschluß. Er versammelte den Verwaltungsrath, welcher aus dem Grafen Sobolewski, den Ministern Grabowski und Fedrow und den Generalen Rautenstrauch und Kossecki bestand, und welcher bisher die eigentliche Regierung des Landes gebildet hatte. Als neue Mitglieder aber berief er die Fürsten Czartoryski und Radziwill und den Senator Kochanowski, Männer, die für oppositionell galten und sich einer besondern Popularität erfreuten. Einige Stunden später zog er, noch eine Sprosse auf der Leiter des Liberalismus hinabsteigend, auch den Dichter Niemciewicz und den General Pac hinzu. Diesem modificirten Verwaltungsrath stellte Lubecki die Gefahr vor, in der das Vaterland schwebe; einige Dutzend Tollköpfe, äußerte er, brächten Polen an den Rand des Verderbens und bedrohten es mit den Schrecken einer

hoffnungslosen Revolution; es sei Zeit für alle Patrioten, sich diesem wahnsinnigen Beginnen entgegenzustellen. Daher schlage er vor, im Namen des Kaisers Nikolaus zwischen das Volk und den Großfürsten zu treten und ferneres Blutvergießen zu verhindern.

„Im Namen des Kaisers Nikolaus!" Diese Klausel charakterisirt Lubecki's Vorschlag zur Genüge. Der gewandte Staatsmann zielte darauf hin, das Congreßpolen des Jahrs 1815 zu retten. Und — wenn es zu retten war, so war es auf diese Weise allerdings möglich. Man isolirte ja so die revolutionären Elemente; man leitete die Bewegung in ein loyales Fahrwasser; die Czartoryski, Radziwill und Niemciewicz wurden gehindert, sich vom Strome der Revolution fortreißen zu lassen; der modificirte Verwaltungsrath ward im kritischen Augenblicke durch die Gunst des Volkes gestützt; der Kampf und das Blutvergießen zwischen den Russen und Polen ließ sich durch solche Vermittlung vielleicht verhüten, und bei den folgenden diplomatischen Verhandlungen ließ sich vielleicht doch noch Etwas für das Congreßpolen gewinnen.

Kein altes oder neues Mitglied des Verwaltungsraths setzte Lubecki's Vorschlägen Widerstand entgegen. Eine solche Vermittlerrolle entsprach der ganzen Richtung des Fürsten Czartoryski, und Niemciewicz und Pac hatten Nichts dagegen, als sie jenen zustimmen sahen.

Also wandte sich der Verwaltungsrath an den Großfürsten sowol wie an die Nation, an den Großfürsten, um ihn zur Einstellung der Feindseligkeiten zu bewegen, an das Volk, um es zur Ruhe zu ermahnen und ihm die Versicherung zu ertheilen, daß die Russen sich zurückziehn würden.

Lubecki hat wegen dieses Versuchs, die Revolution zu coupiren, die bittersten Angriffe erlitten, man hat ihm die Schuld aufgebürdet, daß die ganze Revolution ein unglückliches Ende nahm, man hat ihn geradezu des Verraths geziehen. Wir glauben, daß von Verrath im strengen Sinne des Worts nicht die Rede sein kann, jedenfalls aber ist es ein Unrecht, Lubecki allein verantwortlich zu machen, wo Viele seine Schuld theilen. Lubecki wie Czartoryski gehörten der diplomatischen Fraktion des polnischen Adels an, welche den Tagen Napoleons ihre Entstehung verdankt. Seit sich die auf den französischen Kaiser gebaute Hoffnung einer Wiederherstellung Polens immer mehr als trügerisch erwies, schon im Jahre 1807, begannen einige der vornehmsten polnischen Edelleute sich an den Kaiser von Rußland anzulehnen. Verzweifelnd an der Möglichkeit eines selbständigen Polens, bestochen durch die feinen Formen des Kaisers Alexander ließen sie sich auf geheime Unterhandlungen ein. In dem ersten Decennium des Congreßkönigreichs ernteten sie dafür ihren Lohn. Alexander belehnte sie mit den ersten Aemtern des konstitutionellen Reichs. Am Ende seiner Regierungszeit, jedoch noch mehr unter Nikolaus, wurde das anders. Den krassen absolutistischen Tendenzen vermochten kaum noch geborne Polen zu genügen. Die Zeit der Nowosilzow's, Rozniecki's und Koruta's brach an. Czartoryski gab die Curatel der Universität Wilna Angesichts der gesteigerten polizeilichen Willkürherrschaft auf und mied Warschau. Lubecki blieb freilich im Amt, als gewandter Staatsmann war er schwer zu entbehren, als biegsamer Diplomat wußte er sich besser zu schicken, aber

auch von seiner Opposition gegen Konstantin und Nowosilzow erzählte die öffentliche Stimme. Zwischen ihm und Czartoryski war nur der Unterschied, daß dieser ein Minister des Czaren von gestern und jener Minister von heute war. Beide aber und ihre zahlreichen diplomatischen Genossen umstrahlte — wenn auch in verschiedenem Maße — die Glorie des Liberalismus und Patriotismus, die man sich in solchen Zeiten bei dem wenig urtheilsfähigen Volke durch jeden Schatten von Opposition erwirbt.

Daß diese Fraktion des Aufstandes sich zu bemächtigen, ihn zu unterdrücken oder in loyale Bahnen zu leiten suchte, lag in der Natur der Sache. Der Selbsterhaltungstrieb gebot es. Nur diejenigen waren Thoren, welche von jenen Männern Anderes erwarteten. „Von der diplomatischen Faktion, die dem Wiener Congresse Steine und Mörtel zu dem Nothbaue des Congreßkönigreichs gereicht hatte, zu verlangen, daß sie selbst im Alter ihr Wetterdach niederreiße — das war unsinnig." „Also deshalb hatten zwanzig Jahre lang die erfahrensten, die reichsten, die höchstgebornen Herren von ganz Polen mit Einbuße ihrer Ehre und ihres Stolzes an der russischen Allianz gearbeitet, damit ein paar Dutzend Wildfänge eines Abends hinkämen, um alle ihre Mühen, ihre Entschuldigungen und ihre Kalkül's umzustoßen? Verlangtet ihr denn, Bürger, daß diese vermoderte Aristokratie, die der Aufstand aus dem Bette an den öffentlichen Pranger schleppte, ihren Henker liebgewänne?" — *)

*) S. Ludwig Mieroslawski, Kritische Darstellung des Feldzuges vom Jahre 1831. Einleitung.

Fürst Lubecki mochte immerhin ein guter Pole sein, mochte auch sein Bruchtheil von Patriotismus haben, soweit die Ergebenheit gegen den Kaiser Nikolaus und viele andre Rücksichten des Edelmanns und des Diplomaten das zuließen, — nur ein Revolutionär und rücksichtsloser Patriot war Lubecki nicht, und der Gedanke der Unabhängigkeit seines Vaterlandes fand keinen Platz in seinem diplomatischen Hirn.

Vorläufig jedoch durchkreuzte noch der Strom der revolutionären Ereignisse die Pläne Lubecki's und des modificirten Verwaltungsraths. Aber wir werden sehn, daß die Idee, die jenen Plänen zu Grunde lag, nicht eine bloße Caprice weniger Köpfe war, sondern wie eine unheilvolle Wolke über der ganzen polnischen Revolution von 1830 schweben blieb.

Der Morgen des 30. November brach an. Er beleuchtete die blutbefleckten Straßen Warschaus, bivouakirende Truppen, die nach der durchkämpften und durchwachten Nacht vermeintlich auf Chlopicki's Befehl noch auf ihrem Posten waren, bewaffnete Volkshaufen, die von einer Straße in die andre wogten, und die treu gebliebnen Regimenter Konstantin's, welche ihre alten Stellungen innehielten.

Ein Anschlag an den Straßenecken zog bei Tagesanbruch die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Es war die Proklamation des Verwaltungsraths, welche kurz vor sieben Uhr überall angeschlagen wurde. Sie verhieß, wie bereits erwähnt, den Abzug der russischen Truppen, sie

mahnte zur Ruhe, und sie sprach von den beklagenswerthen Ereignissen der Nacht.

„Beklagenswerthe Ereignisse!" — das war ein seltsamer Ausdruck gegenüber den Helden der verflossenen Nacht; das war ein schriller Mißlaut für die Ohren der freiheitstrunkenen Männer und Jünglinge, die sich unter dem Ruf: „Noch ist Polen nicht verloren," in den Kampf gestürzt hatten; das war ein Verdammungsurtheil über die kühne That der Verschwornen; das waren um so bedenklichere Worte, als sie von den beliebten Namen eines Czartoryski, Niemciewicz und Pac vertreten wurden! — Der Anschlag wurde Gegenstand der lebhaftesten Erörterungen auf den Straßen und der ernsthaftesten Reflexionen unter den Urhebern des Aufstands. Allerdings ging zunächst ein einstimmiges Gemurmel des Unmuths durch die Massen, und bittre Verwünschungen gegen den Verwaltungsrath wurden laut. Aber wer bürgte dafür, daß sich dieser Unmuth nicht nach kurzer Frist in Verzagtheit auflös'te? Wer konnte sich dauernd verlassen auf die führerlosen Truppen, wenn diese der Täuschung inne wurden, in der sie hinsichtlich Chlopicki's befangen waren? Diese begeisterten Arbeiter, die Männer in der Blouse, welche jubelnd und kampflustig die Straßen durchzogen, — sie bewiesen freilich die Popularität des Aufstandes und die Intensivetät des Russenhasses, aber schreckten sie nicht zugleich die Reichen und die Vornehmen und die Leute aus dem Mittelstande, die sich nun schon zwölf Stunden lang in feiger Furcht vor Plünderung hinter verschlossenen Thüren und verriegelten Läden verborgen gehalten hatten? War es denn überhaupt möglich, ohne die Mitwirkung

der Edelleute, der Landboten, der Generale, der seit langer Zeit her berühmten Namen, kurz aller Classen die Revolution zu Ende zu führen?

Solche zweifelvollen Gedanken und andere schlimme stiegen in der Brust manches Polen auf. Da traten neue Ereignisse ein und verdrängten rasch diese gefährlichen Reflexionen. Revolutionen haben ihre eignen Gesetze der Bewegung, an denen die wohlkalkulirteste Rechnung des klügsten Kopfes zerschellt. Man wird gezwungen zum Handeln durch eine dämonische Macht; und die That giebt der Reflexion ihre Richtung, nicht die Reflexion der That.

In der Proklamation des Verwaltungsraths war Waffenruhe angekündigt und der Abzug der Russen verheißen. Der Kampf hatte auch wirklich seit drei Uhr Morgens geruht. Da hört man abermals Kleingewehrfeuer. Bald erfährt man, es sind die polnischen Jäger, welche auf dem sächsischen Platz den Kampf wieder eröffnen, auf das Volk schießen und Jeden verhaften, dessen sie habhaft werden können.

Erbittert strömen Massen Bewaffneter nach dieser Richtung hin. Ein heftiger Kampf entbrennt. Die polnischen Jäger werden vom sächsischen Platze verdrängt, aber sie fassen Posto an einem andern Punkt der Stadt und erhalten Succurs von den russischen Kavallerieregimentern. Mittlerweile kommt mehr Plan in die Bewegung der Insurgenten: der Major Antonini hat eine Anzahl Truppen um sich gesammelt und bewaffnete Männer aus dem Volke in die Glieder aufgenommen, so dringt er heftig auf die gegenüberstehenden Geschwader

russischer Reiter ein und wirft sie aus der Stadt. Auch die Kasernen russischer Kavallerie werden genommen. Gleichzeitig hat sich im Innern der Hauptstadt General Pac bewegen lassen bis zur Ankunft Chlopicki's das Obercommando zu übernehmen, und das Regiment polnischer Jäger wird ebenfalls aus der Stadt hinausgedrängt. Gegen Mittag steht kein Soldat des Großfürsten mehr innerhalb der Mauern Warschaus.

Einer maßlosen Freude, einem rückhaltlosen Jubel gab sich jetzt die Bevölkerung der polnischen Hauptstadt hin. Man umarmte sich auf den Straßen, man weinte vor Freude, man sang die Nationalgesänge oder Spottlieder auf Konstantin und die Russen, die Nationalkokarden prangten plötzlich an den Kopfbedeckungen Aller, und der weiße Adler ward überall herabgerissen. Auch der angesehenere und wohlhabendere Theil der Einwohner mischte sich jetzt unter das Militär und die Arbeiter und stimmte ein in den Siegesjubel.

Zunächst hatte der glückliche Kampf mit den Truppen Konstantin's dies bewirkt: die Polen hatten abermals gefochten, hatten die Russen aus der Stadt hinausgeschlagen, hatten am Pulverdampf und am Sieg sich berauscht, jauchzten auf im Gefühl ihrer Kraft. Der Versuch, die Revolution auf dem Punkte, wo sie früh Morgens stand, aufzuhalten, war mißlungen: von einer Vermittlung zwischen dem Großfürsten und dem Volk im Namen des Kaisers Nikolaus, von beklagenswerthen Ereignissen durfte der Verwaltungsrath jetzt nicht mehr reden.

Dann aber hatte das Volk auch unmittelbar den

Verwaltungsrath seine Macht fühlen lassen und an dieser Uebung der revolutionären Gewalt seinen Enthusiasmus gestählt und gesteigert. Im Laufe des Morgens begab sich der Verwaltungsrath in feierlicher Procession nach der Bank, um dort fortan seine Sitzungen zu halten. Bald umlagerten die Massen das Gebäude. Sie riefen nach einem Heerführer, sie verlangten als solchen Chlopicki. Es konnte nicht zweifelhaft sein, was ein solcher Ruf zu bedeuten habe, er war der Ausdruck des allgemeinen Verlangens nach Krieg mit Rußland. Vergebens suchte der Verwaltungsrath der Erfüllung dieser Forderung auszuweichen, indem er den alten Niemciewicz auf den Balkon des Bankgebäudes schickte und ihn eine inhaltlose Rede halten ließ. Das Volk hörte den greisen Adjutanten Kosziusko's freundlich an, brachte ihm unzählige Hochs, und rief dann von neuem und ungestüm nach einem Oberfeldherrn. Man ernannte einen beliebten Mann zum Stadtpräsidenten von Warschau, man decretirte die Bildung einer Nationalgarde und gab ihr einen Chef in der Person des Grafen Peter Lubienski. Auch diese Abschlagszahlungen befriedigten das Volk nicht. Der Verwaltungsrath mußte endlich willfahren. Durch General Pac ließ er — ebenfalls vom Balkon herab — seinen Beschluß verkünden, daß Chlopicki zum Oberfeldherrn ernannt sei, und Pac zum Stellvertreter, bis jener sich einfinde.

Am Abend des 30. November kam denn auch Chlopicki aus seiner Verborgenheit hervor und übernahm das Amt, das ihm so zu sagen direkt vom Volke übertragen war.

So war denn Warschau frei, die Revolution hatte gesiegt, und für die bevorstehenden Kämpfe hatte sie einen erprobten, auf den Siegesfeldern Napoleon's erprobten Krieger.

Auf der feindlichen Seite dagegen herrschte eine tiefe Entmuthigung. Niemand dachte mehr an eine Erneuerung des Angriffs. Die Streitkräfte des Großfürsten, die sich um Mokotow gesammelt hatten, waren nicht so gering an Zahl — drei Regimenter Fußvolk, drei Regimenter Reiterei, außerdem eine Anzahl Kanonen und die treugebliebenen polnischen Truppen — aber sie waren in jener düstern Stimmung, welche tagelange Strapazen, Entbehrungen und eine Niederlage erzeugen. Ihnen fehlten überdies viele ihrer Oberoffiziere. Einige der verhaßtesten von diesen hatten in der Nacht des 29., indem sie zu ihren Truppen eilten, mit dem Leben gebüßt, mehre waren gefangen genommen. Der Großfürst hatte sein Hauptquartier in Wirzba, drei Werst von Warschau und hoffte nur noch von den Unterhandlungen. Er hatte Lubecki die officielle Erklärung gegeben, daß er sich zurückziehen wolle und daß er es den Polen überlasse, die „getrennten Gemüther zu vereinigen."

4. Kapitel.

Josef Chlopicki. — Dessen Charakteristik. — Verhandlungen mit dem Großfürsten. — Der patriotische Verein. — Chlopicki bemächtigt sich der Diktatur. — Die Konstitutionellen. — Die Revolutionärs. — Lelewel. — Der Reichstag bestätigt die Diktatur Chlopicki's.

Eine Revolution ist in ihrem Beginn der riesenkräftige Ruck eines Volkskörpers. Irgend eine Hand, vielleicht die eines Kindes, giebt dem leidenden Cadaver einen Stoß: er zuckt, stöhnt auf, dehnt sich, hebt sich, die Fesseln platzen, die belastenden Gewichte fallen herab. In jedem Nerv des Körpers regt sich frisches Leben; es ist, als ob der Geist der Nation Fleisch geworden wäre in jedem Individuum; es geschieht, was geschehen muß, gleichsam nach einem Naturgesetz, nicht in Folge der Reflexion; ein instinktives Bewußtsein beherrscht die Massen, die Ereignisse gehen unmittelbar aus ihm hervor; es bedarf keiner besondern Vermittler zwischen Gedanke und That; Jeder hat das Mandat zum Handeln.

Aber dies dauert nur wenige Momente. Der Ruck ist geschehn. Das selige Gefühl des Siegs und der Er-

lösung verwandelt sich in die Erwägung: „Was nun weiter?“ — Das Sprüchwort wird zur Wahrheit: jede Revolution bedarf ihrer Organe.

Es ist eine kindische Ansicht, daß eine Umwälzung und Erneuerung des staatlichen Lebens auch unmittelbar die neuen Menschen schaffe, deren sie bedarf. Die Führer der revolutionären Pelotons, die Chefs der kampfdürstenden Volkshaufen mögen hervortreten — urplötzlich, wie Minerva hervorsprang aus dem Haupte des Zeus; Niemand sah sie zuvor, Keiner fragt nach dem Namen; ihre revolutionäre Zuversicht und Kühnheit ist es, die sie vollgültig legitimirt. Aber ein andrer Modus ist es, nach welchem die Repräsentanten des revolutionären Gesammtorganismus erwählt werden. Auch die Revolution hat ihren Conservatismus, auch sie tritt eine Erbschaft an, auch ihr gilt ein historisches Recht. Sie blickt in die Vergangenheit zurück und erwägt die alten Ansprüche, die sich der und jener auf das öffentliche Vertrauen erworben. Unter den Märtyrern der Vergangenheit sucht sie ihre Führer für die Gegenwart. Die Glorie des Ruhms von gestern überstrahlt die des Ruhms von heute.

Wie dies natürlich ist, so ist es auch billig. Mit Recht giebt man gern einer Kraft den Vorzug, die sich im Wechsel der Jahre und der Verhältnisse erprobte. Mit Recht vertraut man mit Vorliebe solchen das Steuer, die aufrecht standen im voraufgegangenen Sturme der Reaktion und sich nicht beugten wie das elastische Rohr. Aber ein Fluch wird ein solches Erbe von populären und berühmten Namen, von Helden uud Märtyrern,

wenn sich ihnen ein Volk ohne Kritik in die Arme wirft, wenn es unter ihnen seine Führer wählt, ohne gewiß zu sein, daß dieselben auch eingetaucht sind in den Gedanken der Revolution.

Das Letztere war bei den Polen der Fall, die Chlopicki zum Oberfeldherrn machten.

Josef Chlopicki war ein General aus der napoleonischen Schule. Im Jahre 1830 den Sechzigen nahe, hatte er bereits unter Kosziusko 1792 und 1794 für Polens Unabhängigkeit gefochten, später unter Napoleon in Italien, Spanien und Rußland mit Auszeichnung gedient. Den Rang eines Brigadegenerals hatte er auf den Schlachtfeldern erworben. Kaiser Alexander ernannte ihn zum Divisionsgeneral. Seit mehren Jahren jedoch war er nicht mehr im Dienst. Unzufrieden mit dem Großfürsten hatte er seinen Abschied genommen und lebte in Warschau in Zurückgezogenheit und dürftiger Einfachheit. Seiner militärischen Vergangenheit dankte er den Ruf, daß er der tüchtigste sei unter allen polnischen Generalen, seinem Sichfernhalten vom Großfürsten dankte er den Ruf eines braven Patrioten. Er war der populärste Mann in Polen. Man erinnerte sich gern daran, daß er der einzige polnische General wäre, der sich geweigert, dem russischen Regime ferner zu dienen. Man erzählte sich überall mit freudigem Stolz seine Worte: „Ich werde nicht vor dem Großfürsten auf dem sächsischen Platze defiliren." In Warschau kannte ihn jedes Kind, und keine Hökerfrau auf dem Markte versäumte es, dem vorübergehenden General ihr: „Guten Morgen, Herr General!" zuzurufen. Der polnischen Armee vollends galt

er mit seiner imponirenden Gestalt, seinem martialischen Gesicht und seinem herrischen Ton als ein Idol, das beinahe das gefeierte Bild Koszinsko's überragte.

Ein Volk verschenkt seine Liebe nicht leicht, aber hat es einmal einen Gegenstand derselben gefunden, so hält es selten das richtige Maß. Die Liebe steigert sich zur Bewunderung, die Bewunderung zur Anbetung. Alles, was das Volk hochschätzt und verehrt, das findet es an seinem Helden. Es vergöttert an ihm Alles, macht den Menschen zum Halbgott und widmet ihm einen förmlichen Kultus. Es verklärt seine Fehler, es potenzirt seine Tugenden, es dichtet ihm Eigenschaften an, die er gar nicht besitzt.

Zwischen dem Chlopicki, den die Phantasie der Polen sich geschaffen hatte, und dem wirklichen Chlopicki war fast ein eben so großer Unterschied wie zwischen unserm idealen Gagern und unserm wirklichen Gagern. Es ist wahr, Chlopicki war ein ausgezeichneter Divisionsgeneral, ein unerschrockener Soldat, ein starrer, unbeugsamer Mann. Aber wenn die Meinung des Volks, daß der General sich aus purer, keuscher Opposition gegen das russische Regime zurückgezogen habe, schon viel zu kühn war, so war die Hoffnung der Verschwornen, daß jener im Grunde mit ihnen einer Meinung sei, die gröbste Täuschung von der Wellt. Als Chlopicki seinen Abschied forderte, hatten ihn keineswegs patriotische Motive bestimmt. Für die Dotation, die er früher in Frankreich gehabt und 1814 verloren hatte, waren ihm zur Entschädigung liegende Güter in Polen versprochen. Man hielt dies Versprechen nicht, und Chlopicki besaß aller-

dings Festigkeit genug, um dem Großfürsten seine Stelle in der Armee und seine Generalsgage vor die Füße zu werfen und fortan in Dürftigkeit zu leben, aber hervorstechende patriotische oder liberale Gesinnung sprach sich weiter nicht darin aus. Von allen politischen Vereinen und geheimen Verbindungen hatte er sich beharrlich fern gehalten; Mitglieder der letzten Verschwörung, die sich an ihn wandten, erhielten die bestimmte Erklärung, mit jungen Leuten lasse er sich nicht ein. Er machte kein Hehl aus seiner Abneigung gegen Revolutionen. Aus den Feldlagern Napoleon's hatte er eine tiefe Verachtung mitgebracht gegen alle kriegerischen Unternehmungen, die sich nicht auf wohldisciplinirte Massen stützten.

Die Verschwornen vom 29. November mußten all Dieses wissen, und außerdem, daß Chlopicki's Gesinnungen überhaupt conservativ, ja aristokratisch waren. Sie hätten Grund gehabt, sich seiner Ernennung zum Oberfeldherrn mit aller Kraft zu widersetzen, auch wenn die seltsame Theilnahmlosigkeit, mit der er sich am 29. und 30. verborgen hielt, sie nicht noch nachdrücklicher gewarnt hätte. Aber wie die Anstifter des Aufstandes nicht im Stande gewesen waren oder nicht versucht hatten, den Verwaltungsrath zu beseitigen, so waren sie machtlos gegenüber der Popularität Chlopicki's und stumm gegenüber seiner Erhebung. Er war der Mann, der sich nicht umgehen ließ, und so fanden sich die Revolutionärs, wie es scheint, einstweilen mit der Hoffnung ab, daß die Revolution als eine vollendete Thatsache ihn mit sich bereits fortgerissen habe oder fortreißen werde.

Die erste Amtshandlung des neuen Oberfeldherrn

war ein Tagesbefehl an die Truppen, die zweite ein Akt der Menschlichkeit: er führte die im Zeughause verwahrten russischen Gefangenen, sechsunddreißig an der Zahl, heimlich in der Nacht auf das königliche Schloß. Sie hatten vierundzwanzigstündige Todesangst ausgestanden und baten, als man ihnen aufschloß, zitternd und knieend um ihr Leben.

Von dem Augenblick an, wo Chlopicki den Feldherrnstab übernahm, trat allerdings jene militärische Ordnung in Warschau ein, welche beschränkte Menschen leicht für gleichbedeutend mit Kraft halten. Den Truppen wurden ihre Positionen ordnungsmäßig angewiesen, ihre Verpflegung ward geregelt, Maßregeln zur Bewachung der Hauptstadt verfügt. Aber gleich in den ersten Tagen stellte sich's auch heraus, daß dies der Inbegriff der Thätigkeit war, welche der General bezweckte. Es war nicht seine Meinung sich zu schlagen, sondern zu unterhandeln; er baute, indem er ein freies Polen für unmöglich hielt und nur in der Unterwerfung Heil sah, nicht auf die Entscheidung der Waffen, sondern auf die kaiserlich-russische Gnade; die Rolle, die er zu spielen gedachte, war die eines Vermittlers und Friedensstifters, nicht die eines Soldaten und eines Helden. Beim ersten Lärm dieser Revolution, die ihn zum Oberhaupte wollte, nahm er einen Cirkel, maß auf der Karte den Umfang des Zarenreiches aus, schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn Polen zu widerstehen wagt, so ist es verloren.“*) Und als er seinen ersten Tagesbefehl unter-

---

*) S. Louis Blanc, histoire d. dix ans.

zeichnen sollte, besaß er nicht den Muth, sich officiell zu der Charge zu bekennen, die das öffentliche Vertrauen ihm zugedacht und die er übernommen hatte: er erschrak vor dem Titel „Oberfeldherr", den bisher der Großfürst gehabt hatte, und unterschrieb sich endlich zaudernd „General Chlopicki", als loyaler Unterthan nur den Rang beanspruchend, den er im Dienste des Kaisers besessen.

Die nächste Frage war für die Polen, wie sie sich zu dem Großfürsten zu stellen hätten. Dieser lag noch immer mit seinen 8000 Russen und 24 Kanonen und den treugebliebenen Polen im Dorfe Wirzba und suchte die im Lande zerstreuten polnischen Truppen möglichst rasch an sich zu ziehn. Das Natürlichste war, daß sich die Sieger des 29. und 30. November von Warschau aus alsbald auf diese entmuthigten Schaaren stürzten: der Sieg war den Polen so gut als gewiß, die totale Vernichtung der Russen wahrscheinlich. Man brach damit allerdings alle Brücken zu einer künftigen Versöhnung ab, aber man gab der Revolution — abgesehen von dem für Rußland empfindlichen Verlust seiner Regimenter — durch solchen Sieg einen Schwung, in dem die gewichtigste Garantie für die Freiheit Polens lag. Die Russen sofort anzugreifen, — das war sowol der Wunsch der revolutionären Partei wie der Massen; der Wunsch fand einen Ausdruck in einem Verein, der sich am 1. December unter dem Namen „patriotischer Verein" gebildet hatte und von Lelewel und Bronikowski geleitet wurde. Aber ein Angriff gegen den Großfürsten entsprach weder der Meinung Chlopicki's noch der des Verwaltungsraths, und der 1. December verging, ohne daß

man in Warschau einen bestimmten Entschluß faßte. Am 2. ließ Constantin den Verwaltungsrath seinen Wunsch wissen, daß einige Mitglieder dieser Behörde zu ihm gesandt werden möchten, um zu unterhandeln.

Die Fürsten Lubecki und Czartoryski, Graf Ostrowski und Lelewel — denn auch diesen hatte man in den Verwaltungsrath aufgenommen, da man seinen Einfluß als Führer des patriotischen Vereins zu fürchten begann — wurden mit dieser Mission beauftragt. Sie begaben sich nach Wirzba und erhielten Audienz beim Großfürsten in Anwesenheit der Fürstin von Lowicz. Die letztere empfing ihre Landsleute unter Thränen und mit bittern Klagen, der Großfürst stand auf und ging ihnen entgegen. Die Unterredung führte nicht zum Ziel, obwol sie fünf Stunden währte. Vom Verwaltungsrath war den vier Deputirten aufgegeben, unter den Bedingungen eines Vergleichs — neben redlicher Aufrechthaltung der Constitution — auch die Abtretung der ehemaligen polnischen Provinzen geltend zu machen. Als dieser Punkt zur Sprache kam, besann sich der Großfürst schweigend eine Weile, dann erklärte er, sein Bruder, der Kaiser, habe ihn nicht ermächtigt, über diesen Punkt zu unterhandeln. Dagegen ließ Konstantin durchblicken, daß die Polen nichts von seiner Rache zu fürchten haben würden, wenn sie seinen Rückzug nicht beunruhigten. Ja er verhieß, den Kaiser um Vergessenheit des Geschehenen zu bitten und sich für die „Schuldigen" verwenden zu wollen. „Es giebt keine Schuldigen," antwortete Ostrowski, und die Verhandlung hatte ein Ende.

Hatte der Großfürst in dieser Unterredung durch

den Hinweis auf die Möglichkeit einer Beunruhigung seines Rückzugs den Polen einen Fingerzeig seiner Schwäche gegeben, so sahen sie andrerseits durch Zuzug von außen ihre eigne Kraft bedeutend wachsen. In der Nacht vom 2./3. December rückte General Szembeck mit dem 1. Jägerregimente unter allgemeinem Jubel in Warschau ein. Am 4. verließen auch die polnischen Truppen des Großfürsten ihre Stellung bei Mokotow und schlossen sich dem Aufstande an. Es war eine der ergreifendsten Scenen dieser bewegten Tage, wie diese Soldaten, die gegen ihr Vaterland für seinen Unterdrücker gefochten, jetzt beschämt und gesenkten Hauptes in Warschau einmarschirten. Als die Opfer falscher Vorspiegelungen und der militärischen Disciplin, welche nicht zu denken sondern nur zu gehorchen erlaubt, begleitete das Volk sie gerührt durch die Straßen. Plötzlich erkennt man unter ihnen die Generale Krasinski und Kurnatowski, jener ein serviles Werkzeug des Großfürsten und dasjenige Mitglied des polnischen Senats, dem das besondere Lob des Kaisers Nikolaus geworden, dieser der einzige polnische General, der während des Kampfes Befehl gegeben hatte, auf das Volk zu schießen. Auf dem Platze vor der Bank werden sie von allen Seiten umdrängt, Krasinski ruft man donnernd zu: „Absteigen!“ er gehorcht, fällt auf die Knie und bittet um sein Leben; Kurnatowski wird vom Pferde gerissen und sieht den Tod vor Augen. Mit Mühe werden beide von den Generalen Chlopicki und Szembeck gerettet. Sie müssen auf den Balkon des Bankgebäudes treten und feierlich den Eid der Treue schwören, der das Volk versöhnt.

Nach dem Abfall der polnischen Truppen trat Konstantin seinen Rückzug an. Die Verminderung seines Heerhaufens zwang ihn dazu; aber auch die Vorgänge in Warschau und das dort immer dringender werdende Verlangen, die Russen anzugreifen, wovon man in Wirzba sehr wohl unterrichtet ward, wirkten bestimmend mit. Der patriotische Verein, an Mitgliederzahl stündlich wachsend und dadurch an Ansehen und an Zuversicht gewinnend, forderte Krieg. Als sich am 2. December das Gerücht verbreitete, es seien Unterhandlungen zwischen dem Verwaltungsrath und dem Großfürsten angeknüpft, versammelte sich der Verein unter Bronikowski's Vorsitz. Es begann eine jener glühenden Debatten, wie sie nur in dem Schwunge einer Revolution möglich sind. Sie dauerte vier Stunden, und ihr Resultat war ein Manifest an den Verwaltungsrath, worin sich sowol die consequente und kühne Logik wie die patriotische und trotzige Entschlossenheit der Revolution concentrirte. Man solle — so forderte der Verein — Chlopicki alsbald den Befehl ertheilen, den Feind anzugreifen, zu vernichten oder zu entwaffnen; man solle die Gutsbesitzer in der Provinz ermächtigen, den Aufstand zu organisiren und die Chefs der polnischen Truppen, die sich bisher der Revolution nicht angeschlossen hätten, für Vaterlandsverräther erklären, nachdem man ihnen durch einen Parlamentär drei Stunden Bedenkzeit gewährt; man solle ferner die Minister bis zur Untersuchung ihrer bisherigen Amtsführung in Verhaft nehmen, die Frauen der russischen Offiziere und Beamten, die noch mit ihren Männern conspirirten, unter Aufsicht

stellen, und mit dem Großfürsten keine Verhandlungen eingehen, sondern ihn als Geißel behalten. Wenn bis zum nächsten Tage, so schloß die Petition, keine Schritte gethan seien, diese Forderungen zu erfüllen, so solle der Verwaltungsrath die Mitglieder des patriotischen Vereins, die man ihm bezeichnen werde, in seine Mitte aufnehmen.

Zwölf Deputirte des patriotischen Vereins überbrachten dies Ultimatum dem Verwaltungsrath, der sie in voller Sitzung empfing. Aber sie erhielten eine ausweichende Antwort: man werde sich berathen und am nächsten Morgen bestimmter erklären.

Der Verwaltnngsrath war in Verlegenheit; er fühlte es einerseits, wie sehr ihn seine Versuche, einen Vergleich zu Stande zu bringen, in der öffentlichen Meinung discreditirten, und sah andrerseits die wachsende Popularität des patriotischen Vereins. Die Gefahr, daß jener Verein die Zügel der Regierung ergriff, lag nahe: bereits hatte sich ihm ein kampflustiger militärischer Führer, der General Szembeck, rückhaltlos angeschlossen, und die gehobene allgemeine Stimmung ließ erwarten, daß ein kühner Schritt Truppen und Volk fortreißen werde.

Leider hatte der patriotische Verein selbst auf ein Mittel hingewiesen, seine Bestrebungen zu vereiteln: die verlangte Aufnahme von drei Vereinsmitgliedern in den Verwaltungsrath paßte vortrefflich in Lubecki's Idee, die revolutionären Kräfte durch Amalgamation mit den conservativen zu absorbiren. Der Verwaltungsrath entschloß sich, die letzte Forderung des patriotischen Vereins

zu erfüllen; er sandte den Grafen Ostrowski aus seiner Mitte mit dem Auftrage ab, dies zu erklären; ja er bewilligte mehr als gefordert war, er begehrte, daß man ihm vier Mitglieder beiordne statt drei, und Bronikowski, Mochnacki, Plichta und Machnicki, vier der bedeutendsten Mitglieder des Vereins, traten so in die oberste Landesbehörde.

Hiemit war für die conservative Partei und überhaupt für diejenigen, welche den unheilbaren Bruch mit Rußland zu vermeiden wünschten, ein Doppeltes gewonnen: der revolutionäre Verein erhielt, indem ihm seine tüchtigsten Führer entzogen wurden, einen empfindlichen Stoß, und diese Führer selbst — fünf, wenn man Lelewel hinzurechnet — waren vorläufig unschädlich gemacht. Die Minorität im Verwaltungsrath bildend, konnten sie nur in hoffnungsloser Opposition sich erschöpfen.

Auch von russischer Seite ließ man es an klugen Operationen nicht fehlen, um unangefochten von den Polen den Rückzug bewerkstelligen zu können. So lange noch eine Aussicht auf gütlichen Vergleich blieb, war im russischen Lager Alles aufgeboten worden, die polnischen Truppen zu halten. Als Ueberredung und falsche Darstellung der Thatsachen nichts mehr verschlugen, drohte man noch im letzten Augenblick den aus dem Lager bei Mokotow abziehenden Polen mit Kanonen. Als aber auch das nicht fruchtete, wurde aus der Noth eine Tugend gemacht und der Resignation der Mantel der Großmuth umgehängt. Konstantin sandte den Regimentern, die ihn im Stiche ließen, die Erlaubniß zum Abmarsch nach. Und um seinen Rückzug zu sichern, bediente er

sich einer wohlberechneten List: er fertigte im Augenblick des Abmarsches ein Schreiben an den Verwaltungsrath ab, worin er sich und seine Truppen unter den Schutz der polnischen Treue stellte.

Wer vermag es zu sagen, was in Warschau mehr wirkte, diese Appellation an die polnische Treue, welche der Nationaleitelkeit schmeichelte, oder die Freude über die vollendete Thatsache des Abzugs der Russen, oder das Gerede der Conservativen, man dürfe Rußland nicht auf's äußerste erbittern und thue wohl, feurige Kohlen auf dem Haupte des Feindes zu sammeln, kurz — ungehört verhallten die Stimmen derer, welche zum Angriff drängten.

In revolutionären Zeiten wechseln die Situationen rasch: schon am 4. December fühlte sich die conservative Partei stark genug, der vier im Drange der Umstände in den Verwaltungsrath aufgenommenen Mitglieder sich wieder zu entledigen. Dies war ohne Zweifel nämlich der eine Grund, der die Errichtung einer provisorischen Regierung veranlaßte. Ein anderer war freilich auch der, daß der Muth selbst der Feigsten an dem allgemeinen Enthusiasmus sich hob. Eine Begeisterung für's Vaterland und für die Freiheit, wie sich vielleicht seit den schönsten Tagen Roms und Athens nicht manifestirt hatte, herrschte in Warschau. Volk und Truppen — neuer Zuzug kam aus der Provinz, — alle Stände und Classen verschmolzen in einer Freude, in einem Gedanken. Unter den lauten Ausbrüchen des Jubels tauschte Alles feierliche Gelübde, für's Vaterland zu siegen oder zu sterben.

Lubecki selbst war es, der den Antrag stellte, man möge eine provisorische Regierung ernennen. Eigentlich handelte es sich nur um eine Purification des Verwaltungsraths und einen neuen, beliebteren Namen für denselben. Sieben Mitglieder jener Behörde sollten die Regierung übernehmen, während die alten Räthe und die zuletzt eingetretenen vier ausschieden. So wurden die unbequemen revolutionären Elemente beseitigt, und Lubecki mit seinen alten Collegen sah sich einer Stellung enthoben, welche Dienern des Kaisers Nikolaus nach den jüngsten Schritten des Verwaltungsraths — namentlich nach der eigenmächtigen Berufung des Reichstags auf den 18. December, nach der Einberufung der verabschiedeten Truppen und nach der Aufforderung zur Bildung von Sicherheitsgarden — gefährlich erscheinen mußte. Besonders die Bildung der Sicherheitswachen sah verzweifelt revolutionär aus. Diese Verordnung rief die ganze männliche Bevölkerung der Städte zwischen dem achtzehnten und fünfundvierzigsten Lebensjahre binnen drei Tagen unter die Waffen. Es war freilich nicht so schlimm gemeint, wie es aussah, — das bewies sowol die Ausschließung der Landbewohner wie die Bemerkung des Aufrufs, daß auf diese Weise die Sicherstellung der öffentlichen Ruhe bezweckt werde; aber wer konnte dafür bürgen, daß sich diese zahlreichen Scharen bewaffneter Männer an dem Zweck des Administrationsraths genügen lassen würden?

Der Vorschlag Lubecki's wurde angenommen und das Septemvirat — Czartoryski, Kochanowski, Pac, Dembowski, Niemciewicz, Ostrowski

und Lelewel — trat seine Funktionen an. Das Volk nahm diese Aenderung, welche den völligen Bruch mit Rußland zu bestätigen schien, mit neuer Freude auf, der patriotische Verein, welcher weiter blickte, mit Erbittrung. Die Erfüllung seiner Wünsche und Forderungen war von dieser Regierung nicht zu hoffen. Was half's, wenn der isolirt stehende Lelewel der provisorischen Regierung immer wieder die Verfolgung der Russen, die Verpflanzung des Aufstandes nach Litthauen anrieth. Alles was er durchsetzte, war ein Rescript, das die Organisation der Sicherheitsgarden auf die Dörfer ausdehnte; im Uebrigen predigte er tauben Ohren, und jede ungenützte Stunde brachte den Großfürsten weiter aus dem Bereiche der polnischen Truppen. Bronikowski, Mochnacki, Plichta und Machnicki waren jetzt in eine schiefe Stellung gebracht, jede fernere Opposition gegen die provisorische Regierung von ihrer Seite ließ sich als gekränkte Eitelkeit und persönliche Herrschsucht deuten, — und sie wurde so gedeutet. Jene Männer machten nämlich von neuem den Versuch, im Sinne ihres früheren Manifestes die Agitation für den Krieg gegen die Russen fortzusetzen, theils in der Presse, die rasch aus dem revolutionären Boden hervorgesproßt war, theils im patriotischen Verein. Hierbei jedoch stießen sie mit Chlopicki zusammen.

Chlopicki hatte sich in den ersten Tagen des December mit militärischen Dispositionen beschäftigt, sowol Pläne gemacht für den Fall, daß die Russen in's Königreich rückten oder gar Warschau bedrohten, als auch Erneuerungen in der Armee vorgenommen. Mancherlei Aeußerungen, die er über einen bevorstehenden Feldzug

gethan, waren ins Volk gedrungen; während er selbst dabei nur an einen Defensivkrieg dachte, schlossen Viele den eignen Wünschen gemäß, daß er nächstens die Offensive ergreifen werde. Seine Popularität war dadurch nur noch gesteigert. Selbst die Akademiker hatten sich in dem Enthusiasmus für ihn berauscht und eine Art Ehrengarde des Generals gebildet. Ihre eigne überschwengliche Begeisterung trugen sie weiter. Welche Entrüstung mußte es also in Warschau erregen, als sich das Gerücht verbreitete, Mochnacki habe im patriotischen Verein den General einen Verräther genannt! Verwünschungen und Drohungen gegen den Beleidiger des Nationalhelden wurden alsbald laut. Ein Haufe von fanatischen Akademikern und Offizieren stürzte nach dem Saale, wo der Verein seine Abendsitzung hielt, riß den Redner von der Tribüne, löschte die Lichter aus und eilte unter dem Rufe, der Clubb sei aufgelöſ't, davon. Chlopicki selbst brach in Zornrufe aus, als er von jener angeblichen Aeußerung hörte, er gerieth außer sich vor Wuth, man mußte ihm zur Ader lassen, und als er wieder zu sich kam, schickte er der provisorischen Regierung seine Entlassung ein.

Auf die Entrüstung folgte eine allgemeine Trauer in Warschau: Trauer um die Erkrankung wie um die Abdankung des Generals. Czartoryski und Niemciewicz eilten noch spät am Abend desselben Tages, 4. December, im Auftrage der provisorischen Regierung zu Chlopicki. Sie wurden nicht vorgelassen. Am nächsten Morgen erschienen sie von neuem und suchten den General vergeblich zu bewegen, den Oberbefehl zu behalten. Die Akademiker gaben eine Ergebenheitsadresse ab, worin sie ver-

sicherten, sie würden Jeden mit ihren Dolchen bedrohen, der dem General nicht gehorche. Die einflußreichsten Männer Polens und Leute aus dem Volke drängten sich vor Chlopicki's Thür: wer keinen Zutritt erhielt, gab wenigstens in lautem Rufen den Wunsch zu erkennen, daß der General an seinem Platze bleiben möge.

Dieser ließ sich durch solche Zeichen des allgemeinen Vertrauens nicht erweichen, auch nicht durch das Anerbieten der Regierungsmitglieder, ihm eine unbeschränktere Gewalt einzuräumen; aber in seiner Seele reifte ein trotziger Entschluß. Gegen Mittag sandte er dem Gouverneur von Warschau, dem General Szembeck, den Befehl, alle Truppen auf dem Marsfelde zu sammeln und eine Schwadron Cavallerie vor seine Thür zu schicken. Einige Stunden darauf steigt er in Generalsuniform, mit seinen Orden geschmückt, zu Pferde und begiebt sich an der Spitze der Schwadron, begleitet von allen seinen Adjutanten, zur Bank, wo die provisorische Regierung ihre Sitzungen hält. Umgeben von den Adjutanten tritt er in den Saal. Die Regierung hat bereits eine Akte ausgefertigt, worin sie ihn zum Oberbefehlshaber mit unbeschränkter Machtvollkommenheit ernennt. Dieses Dokument wird jetzt dem General überreicht. Er durchfliegt es, aber wirft es alsdann höhnisch auf den Tisch: „Man giebt mir, ruft er, eine Ernennung; ich will keine; ich sehe, daß keine Einheit in der Regierung ist und keine Kraft, so ergreife ich selbst die Diktatur und erkläre den, der mir von jetzt an nicht unbedingt gehorcht, für einen Verräther." Bei den letzten Worten schlägt er mit der geballten Faust auf den Tisch, fügt dann noch hinzu,

daß die inneren Feinde jetzt gefährlicher seien als die äußeren, und verläßt den Saal. Von der Bank reitet er zum Marsfelde, läßt die dort aufgestellten Truppen einen Kreis schließen und lies't ihnen eine Proklamation vor, worin ungefähr dasselbe enthalten war, was er der provisorischen Regierung gesagt hatte. Am Abend verkündet er in einer andern Proklamation dem Volke die Wendung der Dinge.

Schwerlich hätte irgend ein andrer Mann in Polen außer Chlopicki damals einen ähnlichen Staatsstreich ausführen können, ohne Widerstand zu erfahren. Gegen Chlopicki's Handstreich wurde nicht einmal ein Protest laut: die provisorische Regierung sah ihrer Absetzung erstaunt aber schweigend zu, die Truppen jubelten, das Volk rief Beifall, die Mitglieder des patriotischen Vereins durften bei ihrer verhältnißmäßig geringen Zahl froh sein, in der allgemeinen Erbittrung gegen sie Mißhandlungen zu entgehen. Aber die höchste Gewalt in Polen hätte in keine schlimmeren Hände fallen können als in diese. Es giebt viele Tugenden, die ein Mann, der als Diktator das Vaterland retten will, besitzen muß, und viele Fehler, die einen Diktator nicht zieren; und wir sind am wenigsten geneigt, dem rücksichtslosen Egoismus eines Bonaparte oder der Heuchelei eines Cromwell eine Lobrede zu halten, aber der schlimmste aller Fehler, der sich in solchem Fall denken läßt, ist die eigensinnige Vornirtheit, welche sich weder eine kühne eigne Meinung zu bilden noch einer fremden bessern sich unterzuordnen vermag. So war es bei Chlopicki. Es ist kein großer Ge-

danke, der ihn bestimmt, die Zügel der Regierung zu ergreifen, keine starke Begeistrung, die eignes Interesse opfern will, kein mächtiger Ehrgeiz, der unsterblichen Ruhm sucht, sondern nichtswürdige, kleinliche Motive: in kindischer Gereiztheit über die Kritik seines Benehmens, die sich der patriotische Verein erlaubt, greift er nach der tyrannischen Gewalt, das Raisonnement über ihn selbst faßt er auf wie ein Majestätsverbrechen. Chlopicki ist unfähig, den revolutionären Enthusiasmus zu begreifen; er beurtheilt ihn wie ein Polizist oder ein Feldwebel, und erklärt die Symptome desselben für Unordnung. Er hat die Anzahl der polnischen Truppen berechnet, die der russischen auch, und die Ueberzahl der letzteren hat ihm so imponirt, daß er den Sieg über sie für unmöglich hält; Kühnheit, Begeistrung, Tapferkeit lassen sich schwer in Zahlen ausdrücken, sie haben also keine Existenz in den Augen dieses bornirten, philisterhaften Rechenmeisters. Ein solcher Mann, solche Motive und eine Diktatur, — das ist ein Widerspruch in sich: es ist eine Gewalt ohne einen Gewaltigen. Denn auch nicht einmal die Energie besitzt Chlopicki, jetzt, nachdem er die Alleinherrschaft an sich genommen, entschieden in seinem Sinne umzulenken. Er gebietet der Revolution, die er haßt und verurtheilt, kein Halt, er sucht sie nur unter der Hand zu lähmen, er wirft sich dem vollen Strome nicht mit seiner Person ehrlich entgegen, er sucht ihn nur heimlich in ein anderes Bette zu leiten. So aber erlangt er nach keiner Seite hin für sein Vaterland einen Erfolg, seine Diktatur schlägt in jeder Richtung hin zum Unheil aus: sie läßt der Revolution Spielraum genug, um den Kaiser von Rußland

zu reizen, aber sie dämpft sie auch genug, um dem bevorstehenden Kampf die besten Hülfsmittel zu entziehn.

Ob übrigens Chlopicki, indem er sich der Diktatur bemächtigte, bloß auf eigne unmittelbare Eingebung gehandelt hat, ob ihn das Zureden Anderer mitbestimmte, ist nicht ermittelt, aber das ist gewiß, daß seine Ansicht über das Verhältniß zu Rußland die Ansicht Vieler, ja einer mächtigen Partei war, und daß eben so Viele seine engherzige Besorgniß vor Anarchie theilten. Das trägt wenigstens dazu bei, die Möglichkeit einer Diktatur dieses beschränkten Soldaten, dieses mittelmäßigen Kopfes zu erklären, wenn man nicht anders diese schon für genügend dadurch erklärt hält, daß die revolutionäre Partei dem alten Ruhm und der vieljährigen Popularität Chlopicki's Nichts entgegenzusetzen hatte als ihre jugendliche Begeisterung und einen Ruhm, der erst vom 29. November datirte.

Die Absicht des Diktators ging im Grunde immer noch bloß dahin, Ruhe und Ordnung zu erhalten. So war seine ganze Thätigkeit nur restriktiv, nicht organisatorisch. Zunächst ernannte er eine Art von Ministerium, eine Executivbehörde; er wählte dazu, mit Ausnahme Lelewel's, die sechs Mitglieder der provisorischen Regierung, ließ auch diesen Namen bestehn, schloß dann die politischen Clubbs, beschränkte die Freiheit der Presse und that alles Mögliche, die Volksbewaffnung zu hindern und zu lähmen. In beispielloser Schnelligkeit hatte sich der Aufstand über das ganze Königreich verbreitet, und der Enthusiasmus Warschau's in allen Städten und Dörfern Polens ein lautes Echo gefunden. Die Nachricht von den Ereignissen

des 29. und 30. November empfangen und sich selbst erheben war in den meisten Woiewodschaften die Sache eines und desselben Moments. So in den nächstgelegenen Woiewodschaften Kalisch, Sandomircz, Krakau, Plock am 3. December, nach der Reihe in den übrigen. Auch die Festung Modlin ergab sich, da der russische Commandant keinen Widerstand wagte. Die überall gleiche Gesinnung diktirte überall die gleichen Handlungen: die russischen Adler wurden abgerissen, die Städte festlich erleuchtet, die Behörden neu organisirt, die Truppen schickten Glückwunsch-Adressen nach Warschau, die Privatpersonen wetteiferten, freiwillig ihren Beistand zu bieten zu dem Kriege gegen Rußland, an dem Niemand zweifelte. Die männliche Jugend drängte sich zum Dienst, die Frauen brachten ihren Schmuck, die Kinder ihre Sparkassen, die Geistlichen einen Theil ihrer Einkünfte, die Uebrigen, was sie hatten, — Geld, Korn, Vieh, Fabrikate aller Art. Der „polnische Courier" verzeichnete die bedeutenderen Gaben. Seine Nummer vom 15. December z. B. zählte allein 260,000 Gulden an baarem Geld auf. In Galicien kauften die theilnehmenden Bewohner polnischen Stammes alle Kriegsvoräthe auf und schickten sie in's Königreich; von der preußischen Grenze kamen als reale Beweise der Sympathie 80 Ochsen, das Geschenk eines Mannes, in Warschau an; aus Litthauen eilten ganze Trupps desertirter Soldaten herbei, um Dienste in der polnischen Armee zu nehmen; der Imam der polnischen Tartaren in der Woiewodschaft Augustowo sagte die Lanzen der Seinigen zu. Ein Gutsbesitzer aus der Gegend von Stanislowo kam mit 1000 Sensenmännern

schon am 6. December nach der Hauptstadt und stellte sich zur Disposition. Von Masovien her kam das Anerbieten, auf 14 Häuser einen Streiter zu stellen, von Augustowo versprach man 10,000 Mann und ebensoviel Pferde. Nach der Schätzung polnischer Schriftsteller hatte der Aufruf des Administrationsraths und der provisorischen Regierung zur Bildung von Sicherheitswachen im ganzen Königreich gegen 300,000 Mann auf die Beine gebracht. In der Woiewodschaft Kalisch veranschlagte man die mit allerlei Waffen, Piken, Sensen und Säbeln versehenen Leute auf 50,000, in Masovien auf 40,000, in Kalisch auf fast ebenso viel.

Der Wille eines Volks hat sich nie bestimmter und feuriger ausgesprochen. Welche umfassenden Zwecke ließen sich nicht auf solcher Basis erreichen? Nur Chlopicki's kleine Seele begriff das nicht. Er hatte allerdings nicht das Herz, die Verfügungen der provisorischen Regierung, welche vor seiner Diktatur erlassen waren und die Bildung von Nationalgarden und die Einberufung der verabschiedeten Soldaten verlangten, offen zurückzunehmen, aber er wirkte unter der Hand dagegen. „Das ist zu viel, wir brauchen so viel Irreguläre nicht," erwiderte er den Deputirten eines Bezirks, welche Truppen zu stellen sich erboten; „thut nicht mehr als befohlen ist," sagte er grob zu den Abgeordneten einer andern Woiewodschaft; auf zahlreiche schriftliche Anerbietungen gab er gar keine Antwort; Offiziere und gediente Leute den neugebildeten Regimentern von Freiwilligen zu deren Einübung abzutreten, weigerte er sich hartnäckig, wie er sich andrerseits nicht darauf einließ, die Freiwilligen in die alten Regimenter

einzureihen. Die hinterlassenen Vorräthe der Russen verbot er zu berühren, sondern ließ sie für die Russen aufbewahren; ja die Naturallieferungen von Privatpersonen nahm er nicht als patriotische Gaben an, sondern bezahlte sie aus dem Schatze nach dem Marktpreise.

In den wenigen Wochen, die vom Beginn des Aufstandes bis zum Zusammentreten des Reichstages verflossen, hätte die Revolution noch Litthauen, Volhynien und Podolien durch die regulären Truppen, welche kampffertig waren, verpflanzt werden, hätten Tausende von Rekruten disciplinirt werden können: Chlopicki ließ diese kostbaren Wochen ungenützt verstreichen. Er entfernte den Oberst Chrzanowski wie den Oberstlieutenant Brondzynski, welche ihm Feldzugspläne vorlegten, von Warschau und gab ihnen untergeordnete Posten in den Provinzen. Er dachte nur daran, wie er Frieden mache mit dem Kaiser. Bereits der provisorischen Regierung hatte Lubecki den Vorschlag gemacht, Gesandte nach Petersburg zu schicken; er wiederholte diesen Vorschlag mit dem Anerbieten, selbst der Unterhändler zu sein, dem Diktator, und dieser ging begierig darauf ein. Die provisorische Regierung setzte Instruktionen auf, Chlopicki milderte sie noch ein wenig, schrieb einen demüthigen Brief an Nikolaus, und Lubecki nebst dem Landboten Jezierski traten die Reise nach Rußland an. An der Grenze, in Brzesc warteten sie russische Pässe ab. Chlopicki ließ zugleich dem feindlichen General Rosen sagen, er mache ihn für alles Blut verantwortlich, was vor der Rückkehr dieser Gesandten vergossen werde. Der General gab zur Antwort, er habe keinen Befehl, die Feindseligkeiten zu be-

ginnen. Von den Instruktionen und den Erfolgen dieser Gesandten wie auch der etwa gleichzeitig nach Paris und London abgehenden reden wir weiter unten.

In Warschau sammelten sich nun allmählig in Erwartung des 18. December die Landboten, Senatoren und andre hervorragende Männer Polens. Damit trat eine Partei, die konstitutionelle, auf den Schauplatz, welche sich bald bedeutenden Einfluß auf den Gang der Ereignisse erwarb. Eins ihrer hervorragenden Mitglieder, Graf Ostrowski, saß allerdings bereits in der provisorischen Regierung, aber er hatte bisher keine Gelegenheit gehabt, seinen specifischen Parteistandpunkt herauszukehren. Dies geschah erst nach der Ankunft der Brüder Niemojewski, der beiden Morawski, Ledochowski's, Malachowski's und Anderer. Vincent Niemojewski kann man als den Wortführer dieser Partei ansehn, die den parlamentarischen Debatten der bisherigen Reichstage ihre Entstehung verdankte und jetzt zwischen Chlopicki und den Revolutionärs eine Mittelstellung einnahm. Vincent Niemojewski hatte früher die Werke Benjamin Constant's übersetzt; die Anschauungen dieses Schriftstellers in Polen zur Geltung zu bringen, war das Bemühen der Partei. Sie schwärmte für eine parlamentarische, konstitutionelle Regierung, haarspaltende doktrinäre Theorien waren ihr Steckenpferd, aber durch ein zähes Festhalten am Rechtsboden und durch den Trotz einer oppositionellen Sprache hatte sie sich die Achtung des Landes verschafft. Diese Partei bemächtigte sich noch vor Eröffnung des Reichstags einer angesehenen Zeitung, des „polnischen Couriers,“ stiftete

einen Verein und erließ ein Programm. Dies Programm ist das treueste Spiegelbild der konstitutionellen Fraktion, und eine Notiz daraus wird genügen, die Haltung derselben zu charakterisiren. Jenes Programm wies zwar darauf hin, daß die polnische Nation einen Kampf auf Leben und Tod zu führen haben werde, aber es versicherte andrerseits ausdrücklich, daß es nicht der König von Polen, Nikolaus sei, den man angreife, dieser sei nicht verantwortlich für die Verletzungen der Konstitution und nur von seinen Agenten getäuscht. Also dieselbe lächerliche Sophistik, die achtzehn Jahre später im Kampfe der Schleswig-Holsteiner gegen den unfreien König-Herzog wieder auftauchte. Zu Chlopidi stand diese Fraktion in einem unklaren Verhältniß: fühlte sie sich ihm zu Dank verpflichtet, weil er den Staat vor der Herrschaft der Clubbs, der eigentlichen Revolutionärs, geschützt habe, so blickte sie doch auch mit schlecht verhehltem Mißtrauen auf seine diktatorische Gewalt, die der legalen Gewalt des Reichstags Gefahr bringen und Eintrag thun konnte. Eine allerdings sehr bescheidene und gemäßigte Opposition im „polnischen Courier" erhob sich gegen den Diktator, die letzterer auch dadurch nicht aufhob, daß er die hervorragenden Mitglieder der konstitutionellen Fraktion in Staatsämter einsetzte. An Nachdruck gewann diese Opposition dadurch, daß die meisten Führer der revolutionären Partei ihr beitraten: an der Möglichkeit eines selbstständigen Handelns verzweifelnd betheiligten sich Lelewel, Mochnacki, Bronikowski und Andere an dem unter Niemojewski's Vorsitz errichteten Verein, unterzeichneten sogar das obenerwähnte Programm und gaben ihre Stim-

men ab bei den Berathungen über die Haltung des polnischen Couriers.

Dieser **Anschluß** der **revolutionären, demokratischen** Fraktion an die konstitutionelle ist von Wichtigkeit für den ganzen Verlauf und das Ende der Revolution. Gesetzt auch, daß der Wunsch, eine Parteisplitterung zu hindern, diesen Anschluß diktirt hätte, so bleibt er dennoch die schlimmste Thorheit. Es mag sein, daß jene revolutionäre Partei noch immer nicht die Kraft besaß, ihre Hand mit Erfolg nach den Zügeln der Regierung auszustrecken, aber Nichts zwang sie, sich in die Reihen einer andern grundverschiedenen Fraktion zu mischen; indem sie die Selbstständigkeit für den Moment opferte, gab sie auch ihre Zukunft Preis; sie machte das Volk irre an ihren Meinungen wie an ihrer Energie; sie verlor das Gefühl der Zuversicht und das Bewußtsein der Würde, nachdem sie sich einmal zu Schleppträgern einer Partei erniedrigt hatte, welche in aristokratischem Liberalismus doch nur vornehm herabsah auf diese jeweiligen plebejischen Bundesgenossen. Joachim Lelewel trifft vor allen Andern die Schuld solcher Selbstvernichtung der revolutionären Partei. An die Spitze derselben gedrängt durch seine Stellung als Landbote, vor dessen Beredtsamkeit einst der russische Vorschlag, die Eheprocesse der Geistlichkeit zuzuweisen und den Civilgerichten zu nehmen, im Reichstage durchfiel, — durch seine Popularität als nationaler Historiker und durch den Ruhm eines makellosen Patriotismus, den er lange vor der Revolution bewährt hatte, — war er gleichwol der Rolle eines Führers schlecht gewachsen. Niemand hat ein Recht, Lelewel's Re-

publikanismus anzuzweifeln, aber ein bloßes politisches Princip befähigt keineswegs zu energischem Handeln. Lelewel hatte als Professor der Geschichte in Wilna und als Kustos der Nationalbibliothek in Warschau seine Meisterschaft in der geräuschlosen aber wirksamen Propaganda für die Revolution bewiesen; der Verdacht der Russen gegen seine demagogischen geheimen Bestrebungen, ein Verdacht, der ihn von Warschau nach Wilna und von Wilna nach Warschau trieb, war nur zu wohlbegründet. Aber Lelewel's revolutionäres Talent war in dem Conspiriren auch erschöpft. Er verstand nicht den Unterschied zwischen Revolution und Conspiration; er wußte sich nicht zu finden in die Rolle eines Siegers. Es war als ob das Conspiriren, das in der Minorität bleiben seine zweite Natur sei. So hatte dieser schwächliche Repräsentant der Revolution sich in den modificirten Verwaltungsrath ziehen lassen, in welchem er die Figur des armen Sünders darstellte, — statt daß er sich voll Entrüstung hätte weigern sollen, mit den Sobolewski's, Lubecki's, und Grabowski's um die Deutung der Revolution zu feilschen; so hatte er als Mitglied der provisorischen Regierung dazu geschwiegen, daß Chlopicki sich die gefährliche Gewalt anmaßte, statt daß er mindestens einen lauten Protest erheben und eine Appellation an's Volk hätte einlegen sollen. Und während er officiel die Verantwortlichkeit aller Handlungen des Verwaltungsraths und der provisorischen Regierung theilte, nahm er privatim an den Bestrebungen des patriotischen Vereins den regsten Antheil. Lelewel war leider der Typus der revolutionären Fraktion. Er wie die meisten Mitglieder dieser

hatten sich öffentlich dem konstitutionellen Verein angeschlossen; heimlich conspirirten sie so wie vor dem 29. November gegen die Russen so jetzt nach dem 29. November gegen den Diktator; sie machten Pläne, Chlopicki zu ermorden, wie sie Anschläge auf das Leben des Großfürsten gemacht hatten, und sie suchten bereits die Mitglieder einer neu zu errichtenden revolutionären Regierung aus; aber alle diese Pläne gediehen zu keinem Resultat.

So standen die Parteien: die diplomatische unter der Aegide Chlopicki's regierte, unterhandelte mit den Russen und schnürte der Revolution die Kehle zu, die constitutionelle eröffnete ein oppositionelles Tirailleurfeuer, die revolutionäre erschöpfte sich in erfolglosen Conspirationen — als endlich eine solche Anzahl von Reichstagsmitgliedern eingetroffen war, daß man vorberathende Versammlungen halten konnte.

Chlopicki war der Hauptgegenstand dieser vertraulichen Berathungen. Um sich über seine eigentlichen Absichten Gewißheit zu verschaffen, schickte man eine Deputation von zwanzig Landboten zu ihm. Chlopicki weigerte sich anfangs, sie zu empfangen, bis auch der Fürst Czartorygski an der Spitze einer Deputation des Senats eine Besprechung forderte. So fand dieselbe denn Statt am 17. December im Sitzungssaal der provisorischen Regierung. Czartorygski hielt die Anrede an den Diktator und erklärte ihm, daß die Nation den Abbruch der Unterhandlungen und den Beginn des Krieges wünsche. „Er könne eine solche Verantwortlichkeit nicht übernehmen, erwiderte der Diktator, Alles was er versprechen könne, sei,

daß kein Russe in das Königreich einrücke, und daß die Konstitution nicht ferner verletzt werde; er habe dem Könige Nikolaus den Eid der Treu geschworen und wolle seinen Eid halten." Hierauf ergriff der Landbote Zwierkowski das Wort und bemerkte, daß das nicht der Zweck des Aufstandes gewesen sei. Ganz Litthauen, Volhynien, Podolien und die Ukraine müsse befreit und mit dem Königreich vereint werden. Alle Polen müßten miteinander siegen oder sterben! Zornig fuhr Chlopicki auf: „Ich stehe hier im Namen des constitutionellen Königs; das ist mein Glaubensbekenntniß, und ich bin nicht da, mich mit den Landboten zu streiten." Mit diesen Worten ergreift er seinen Hut und verläßt das Zimmer.

Für unbefangene Menschen hätte diese Scene genügt, um eine Verlängerung von Chlopicki's Diktatur unmöglich zu machen. Nicht so für diese Senatoren und Landboten, die den General für geradezu unentbehrlich hielten. Das Benehmen Chlopicki's erfüllte sie weniger mit Zorn als mit Bestürzung, und in dieser Bestürzung faßten sie zunächst den unglücklichen und schimpflichen Beschluß, den Vorfall ganz zu verschweigen und eine Sinnesänderung Chlopicki's abzuwarten.

Am 18. December, Abends, constituirte sich der Reichstag. Die constitutionelle Partei hatte auf ihm die überwiegende Majorität, und sie begann damit, den Aufstand für national, als Sache des ganzen Volks zu erklären und den Urhebern zu danken. Auf die Nachricht davon legte Chlopicki sofort die Diktatur und den Heerbefehl nieder und machte noch in der Nacht, um 12 Uhr, dem Präsidenten des Senats, dem Fürsten Czartoryski,

und dem Reichstagsmarschall, Ostrowski, die Anzeige. Er war sowol über jenen Beschluß erbittert wie darüber, daß sich der Reichstag, ohne sich um den Diktator zu kümmern, constituirt hatte.

Die Scenen des 4. und 5. Decembers, wo Chlopicki das erste Mal seine Demission genommen hatte, erneuerten sich: die Wuth der fanatischen Anhänger des Generals, die Bestürzung des Volks, die schimpflichen Unterhandlungen mit dem querköpfigen Manne. Nur die unbedingte Diktatur, und auch diese nur unter dem Vorbehalt, daß der Reichstag sofort auseinandergehe, wollte Chlopicki annehmen. Der Reichstag verhandelte am 19. December unter dem Druck, den die Zuschauer auf den Gallerien und die bewaffnete Ehrengarde Chlopicki's im Saale ausübten, über diese Forderung. Aus den Debatten sprach keine Begeistrung mehr für den General, aber die Redner wußten sich in seine Diktatur wie in ein unvermeidliches Uebel zu finden. Bei der entscheidenden Abstimmung bejahten Alle das Verlangen Chlopicki's, auch Joachim Lelewel, — nur ein Landbote, Theophil Morawski von Kalisch, hatte den Muth, sein lautes „Nein!" zu rufen.

Das Gesetz, welches so die Alleinherrschaft Chlopicki's erneuerte und bestätigte, bestand aus sechs Artikeln: 1) Chlopicki wird die unbeschränkte Diktatur übertragen, und er ist unverantwortlich; 2) neben ihm steht ein Reichstagsausschuß, der ihn dieser Diktatur wieder entheben kann; 3) dieser Ausschuß besteht aus acht Landboten, fünf Senatoren und den Präsidenten des Reichstags und des Senats; 4) nach einer etwaigen Entsetzung des

Diktators ist der Reichstag zu berufen; 5) der Diktator ernennt die Mitglieder der Regierung; 6) der jetzige Reichstag geht sogleich auseinander. — Nach Annahme dieses Gesetzes berieth der Reichstag, gleichsam um sein so eben begangnes Verbrechen wieder gut zu machen, über ein Manifest an die Völker und Fürsten Europa's. Aller in der bisherigen Debatte verhaltene Groll und alle Gluth des Polenthums kam in dieser Nachberathung zum Ausbruch, und die aufgestellten Grundzüge jenes Manifestes — die Aufzählung der russischen Verfassungsverletzungen, die Forderung der Unabhängigkeit Polens und die Vereinigung desselben mit den alten abgerissenen Provinzen — enthielten die entschiedenste Kriegserklärung gegen Rußland. Aber diese Berathung, welche der andern hätte vorhergehen und deren Resultat für den Diktator hätte die Norm des Handelns oder der Probirstein seiner Gesinnug sein sollen, hatte jetzt nach der Bestätigung der unbedingten Diktatur Chlopicki's geringe Bedeutung; sie verlief außerdem im Sande; man kam zu keinem Beschluß, sondern übertrug einem Comité die Redaktion des Manifestes und dem Reichstagsausschuß die endgültige Billigung desselben.

Dann lud man Chlopicki ein, in den Saal zu kommen. Er erschien in polnischer Uniform, die Brust mit Orden, darunter auch russische, bedeckt. Man kann ihm wenigstens das Lob nicht versagen, daß er in diesem Augenblick seine Gesinnung ehrlicher deklarirte als die Landboten ihm gegenüber. Kein Mund öffnete sich, ihn wegen dieser den Aufstand höhnenden Demonstration zur Rede zu stellen, keine Hand regte sich, dem mit einer

Dekoration des Zaren sich brüstenden Bastardsohne Polens die Thür zu weisen. Czartoryski, der Präsident des Senats, hielt eine Anrede an den Diktator, die von einem Vertrauen sprach, das die Meisten nicht hegten; Chlopicki versicherte, er werde suchen, dies Vertrauen zu rechtfertigen; die Anwesenden erhoben den Ruf: „Es lebe die Freiheit, es lebe Chlopicki!" — und die Komödie war zu Ende.

Es zeugte von einer äußerst geringen Einsicht in das Verwaltungswesen, wenn Chlopicki nun zwei Verwaltungsbehörden, einen Nationalrath von fünf Personen und ein Ministerium von sechs Personen, ernannte, und wenn er nicht einmal den Versuch machte, die Competenz dieser beiden Behörden gehörig zu begrenzen. So entstanden zwei Departements der auswärtigen Angelegenheiten: das eine unter dem Nationalrath Czartoryski, das andre unter dem Minister Malachowski, zwei Departements des Kriegs: das eine unter dem Nationalrath Radziwill, das andre unter dem Minister General Krasinski, und so fort in allen Zweigen der Verwaltung. Die Verwirrung, welche hieraus entkeimte, läßt sich kaum beschreiben, ihr Resultat war, daß ungeheuer viel angeordnet wurde und wenig geschah. Noch gesteigert wurde die Verwirrung dadurch, daß die Mitglieder des Nationalraths, welcher von Chlopicki ernannt worden, bis auf eins zugleich Mitglieder des Reichstagsausschusses waren, welcher denselben Chlopicki beaufsichtigen und nöthigenfalls absetzen sollte. Freilich waren für diese letztere Vereinigung unvereinbarer Aemter diejenigen weit mehr verant-

wortlich, die sich darin einsetzen ließen, als derjenige, welcher sie einsetzte. Aber an dem Resultate änderte das Nichts.

Bald brach zwischen den verschiedenen Gewalten offener Zwiespalt aus. Der Reichstagsausschuß verlangte vom Nationalrath Bericht über seine Wirksamkeit. Anfangs weigerte sich der Nationalrath, und mehre Mitglieder desselben, die zugleich im Reichstagsausschusse saßen, schieden aus dem letzteren. Nachher bequemte sich jener zur Berichterstattung. Dabei ergab sich's denn, wie jämmerlich die Organisation der Wehrkraft des Landes versäumt wurde. Ernste Vorwürfe des Ausschusses gegen den Diktator waren die Folge. Noch größere Spannung zwischen Chlopicki und dem Reichstagsausschuß erzeugte das Manifest an die Völker und Fürsten Europas. Die Redaktionskommission legte dem Ausschuß des Reichstags einen Entwurf vor und erlangte dessen Billigung. Der Diktator — erbittert über die Kühnheit, womit das Manifest verfaßt war —*) verbot den Druck. Der Ausschuß deponirte je ein Exemplar im Archive des Senats und der Landboten und verbreitete lithographirte Exemplare im Publikum. Der Diktator ließ die letzteren polizeilich confisciren. Erst nach Verlauf einiger Zeit wagten es die Journale, das Aktenstück — aber ohne Unterschrift und wie einen gewöhnlichen literarischen Beitrag — mitzutheilen.

Dieser offene Krieg zwischen dem Reichstagsaus-

*) Manifest des Reichtages des Königreichs Polen. cfr. Anlage.

schusse und dem Diktator kam allerdings nicht dem letzteren zu Gute. Das Volk wurde stutzig und begann an seinem „Helden" zu zweifeln. Die völlige Unthätigkeit der Regierung, der absolute Mangel an bedeutenden Ereignissen ließen Zeit zum Nachdenken in den letzten Wochen des Jahres 1830 und in den ersten von 1831. Das Beobachten und Beklatschen der kleinen und kleinlichen Begebenheiten — ein Zeichen der Stagnation — trat ein. Am 3. Januar verbreitete sich in Warschau plötzlich die Nachricht, daß einer der berüchtigtsten Diener des Großfürsten, der Polizeipräsident Lubowidzki, aus seiner Gefangenschaft entkommen sei. Das verursachte arge Erbitterung. Lubowidzki, beim Angriff auf das Belvedere schwer verwundet, theilte die Haft der übrigen Agenten Rußlands, die der 29. November dem Volke in die Hände geliefert hatte. Daß diesem Einzelnen die Flucht gelungen war, ließ sich nur durch die Mitwirkung einflußreicher Leute erklären, und gerade dieser Einzelne war es, von dem man die wichtigsten Enthüllungen über die geheime Polizei erwartete. Die Spuren einer Mitwissenschaft dieser Flucht wurden verfolgt bis in's Ministerium; man erinnerte sich, daß schon früher wichtige Papiere der russischen Agenten aus der Bank verschwunden waren; und der Verdacht verschonte sogar den Diktator nicht mehr.

Die Popularität Chlopicki's begann zu sinken. Seine eifrigen Anhänger wurden lau, vielen der jüngeren, für die Revolution begeisterten Offizieren gingen die Augen auf; auch der Enthusiasmus der Akademiker nahm ab; man wagte schon die Unthätigkeit der Regierung des Dik-

tators zu tadeln; man fand es endlich auch seltsam und unerträglich, daß auf Chlopicki's Befehl noch immer für den König Nikolaus in den Kirchen gebetet ward; man lauschte bereitwilliger den düstern Klagen und schlimmen Weissagungen der revolutionären Partei.

Noch für einen Augenblick schien es dann, daß die Liebe des Volks für den Diktator mit ungeschwächter Kraft wiederauflebe, als er die Befestigung der Hauptstadt eifriger betrieb und sogar eine Division unter General Szembeck an die russische Grenze vorschob. Aber das dauerte nur einen Moment, und dann ging es nur um so rascher abwärts mit dem letzten Rest seiner Popularität.

Die Nachrichten, welche aus St. Petersburg eintrafen, gaben den Ausschlag.

---

5. Kapitel.

Nikolaus sucht sich der Neutralität Frankreichs zu versichern. — Rüstungen und Drohungen. — Die polnischen Gesandten in Petersburg. — Audienz Jezierski's. — Proklamation des Feldmarschalls Diebitsch. — Rücktritt Chlopicki's. — Fürst Radziwil. — Die Thronentsetzung des Hauses Romanow. — Bildung einer neuen Regierung.

Als Kaiser Nikolaus die erste Kunde von den Ereignissen des 29. November empfing, vermochte er keineswegs die Tragweite derselben zu übersehen. Die Depesche des Großfürsten, die in der Nacht vom 6./7. December in **Petersburg** eintraf, berichtete von einer Militäremeute, welche auf einige in Warschau garnisonirende polnische Regimenter beschränkt zu sein schien. So konnte es der Kaiser für genügend halten, dem in Litthauen stehenden Truppenkorps einen Marschbefehl zugehen zu lassen.

Dann aber kam eine Hiobspost nach der andern: vom massenhaften Abfall der polnischen Truppen, von dem Abbruch der Verhandlungen zwischen dem Verwaltungsrath und dem Großfürsten, vom Rückzuge des letztern und von den weiteren Vorgängen in Warschau.

Die Größe der Gefahr trat dem Kaiser bestimmter vor die Augen. Man muß es gestehen, er übersah viel besser seine Schwächen, als die Polen die Vortheile, welche in der Situation für sie lagen, und er nutzte die kostbare Zeit wie ein Geizhals, während die Polen sie leichtsinnig vergeudeten.

Es galt zunächst die Spannung zu beseitigen, welche zwischen Rußland und Frankreich obwaltete, und damit die Gefahr, daß die Julireregierung entschieden für die Polen Partei ergriffe. Ein Faden, an den sich anknüpfen ließ ohne sich zu demüthigen, lag bereits vor. Rasch ergriff ihn der Kaiser. Es war in den Tuilerien bereits privatim angedeutet, daß, wenn überhaupt ein Gesandter Frankreichs in Petersburg angenommen werde, der Herzog von Mortemart der einzige sei, welchen Nikolaus, aus persönlicher Achtung und Zuneigung gegen diesen Mann, freundlich aufzunehmen geneigt sei. Nicht an Ludwig Philipp lag die Schuld, wenn der Herzog von Mortemart nicht schon auf der Reise nach dem Norden war; wie der König ein kurzes Gedächtniß für die verächtliche Behandlung hatte, welche Nikolaus ihm selbst hatte angedeihen lassen, so fühlte er die Demüthigung nicht oder ignorirte sie, welche Frankreich widerfuhr, wenn der Zar den Gesandten bestimmte, den er empfangen wolle. Der Herzog selbst vereitelte dieses Auskunftsmittel; er weigerte sich hartnäckig, die Mission, welche sein Monarch ihm bittend antrug, zu übernehmen.

Da ging unter dem 11. December, also wenige Tage nach dem Eintreffen der Nachrichten aus Warschau,

folgender Brief an den Herzog von Mortemart aus dem kaiserlichen Kabinet zu Petersburg ab:

„Der Kaiser beauftragt mich, mein lieber Herzog, Ihnen in seinem Namen zu erklären, wie angenehm die Sendung, welche Sie nach Rußland zurückführen soll, für ihn persönlich sei. Er hat sich bei dieser Gelegenheit zu erinnern geruht, daß Sie ihn beim Abschiede versichert haben, wenn sich je eine Gelegenheit finden sollte, dem Bunde zwischen Rußland und Frankreich einen speciellen Dienst zu erweisen, so würden Sie geneigt sein, zu Sr. Majestät zurückzukehren und Alles aufzubieten, um ein Resultat zu erzielen, welches eben so in den Interessen der beiden Reiche wie in den Wünschen und Absichten des Kaisers liegen würde.

Sie haben, mein lieber Herzog, so eben bewiesen, daß Sie gesonnen sind, Ihr Versprechen zu halten. S. Majestät freut sich, Ihnen dies sagen zu lassen. Noch angenehmer würde es ihr sein, es Ihnen mündlich wiederholen zu können. Ich werde heute nichts mehr beifügen, denn Sie kennen die Gesinnungen des Kaisers gegen Ihre Person zu gut, um nicht von dem Vergnügen überzeugt zu sein, mit welchem S. Majestät auf's neue einen Waffenbruder vom Türkenkriege her bei sich sehen wird, welchen sie mit ihrer Hochachtung und ihrem Vertrauen zu beehren sich gefällt.

Erlauben Sie mir, für meine Person Ihnen das aufrichtige Vergnügen auszudrücken, mit welchem ich, mein lieber Herzog, Verbindungen wieder anknüpfen werde, auf die ich jederzeit so großen Werth gelegt habe.

Empfangen Sie die Versicherung hiervon so wie den Ausdruck meiner Hochachtung und aufrichtigen Freundschaft.

St. Petersburg, 11. Dec. 1830.

gez. Nesselrode.

Man sieht, welch feine List diesen Brief verfaßt hat. Der russische Staatskanzler spricht, als sei die Ernennung des Herzogs von Mortemart bereits geschehen, sein Entschluß bereits gefaßt; der gewandte Diplomat nimmt als unbezweifelte Thatsache an, was er zu erreichen wünschte, er dankt für einen Entschluß, den er eigentlich erbitten sollte; er wirft seine Angelruthe aus, ohne sich zu compromittiren.

Pozzo di Borgo überschickte den Brief Nesselrode's an seine Adresse. Er fügte Folgendes hinzu:

Mein lieber Herzog!

Ein Courier, der heute Nacht bei mir angelangt ist, bringt die Nachricht, daß der Kaiser Sie mit dem lebhaftesten Vergnügen aufnehmen wird; einen weitern Beweis werden Sie im beiliegenden Briefe des Grafen von Nesselrode an Sie finden. Ich habe soeben diese glücklichen Nachrichten dem General Sebastiani mitgetheilt, welcher sogleich dem Könige davon Bericht erstatten will. Nach Ihrer Ernennung und der Einrückung derselben in den Moniteur werde ich sogleich meine Beglaubigungsschreiben einreichen. Behalten Sie dies inzwischen für sich. Sprechen Sie jedoch mit dem Könige und dem Minister davon und beschleunigen Sie Ihre Vorbereitungen zur Abreise.

Genehmigen Sie meine aufrichtigsten Complimente und meine freundlichsten Gesinnungen.

Ihr ergebenster

Paris, 7. Januar. Pozzo di Borgo.

Das russische Manöver gelang vollständig. Ludwig Philipp bequemte sich eilig zu der neuen Demüthigung: er ließ die Ernennung des Herzogs von Mortemart zum Gesandten in Petersburg in den Moniteur einrücken und nahm dann die Beglaubigungsschreiben Pozzo's in Empfang; er gab somit eine Genugthuung für einen Schimpf, der ihm selbst angethan war, und gewährte der russischen Ohnmacht, die sich unter arroganter Herablassung versteckte, eine vorläufige Beruhigung, wo er ihr in der imponirenden Haltung eines beleidigten Siegers hätte entgegentreten sollen.

Ludwig Philipp that noch mehr. Wie einem Schoßkinde des Glücks hatte ihm das Schicksal die Rolle eines Schiedsrichters in den europäischen Angelegenheiten zugeworfen. Die Belgier, die Polen, das gährende Europa blickten hoffend auf den französischen König. Aber dieser hatte nicht den Muth jene Rolle zu spielen und bewahrte sie dem kühneren Zaren auf für spätere Zeit. Mit dem Beglaubigungsschreiben Pozzo di Borgo's lief aus Petersburg die Drohung ein, es werde als eine Kriegserklärung angesehen werden, wenn etwa polnische Abgesandte beim französischen Hofe Gehör bekämen. Diese drohende Note wirkte so, daß der französische Premierminister einem polnischen Agenten, Wielopolski, nicht einmal eine Privataudienz bewilligte und daß der Herzog von Mortemart neben der allgemeinen Instruktion,

den Bund zwischen Rußland und Frankreich auf Grundlage der Wiener Verträge möglichst enge zu knüpfen, die specielle erhielt, die polnischen Insurgenten der Gnade des Kaisers zu empfehlen.

In der Mitte des Januar reiste der Herzog von Mortemart nach Petersburg ab.

So suchte Nikolaus bei den Kabinetten Europas — denn an alle erging eine Note mit derselben Drohung Betreffs der polnischen Abgesandten wie an das französische — einer Parteinahme für die Polen vorzubeugen. Gleichzeitig beilte er alle in seiner Macht stehenden Maßnahmen, den Aufstand selbst mit Waffengewalt niederzuwerfen.

Die russischen Streitkräfte waren im Jahre 1830 überaus gering. Beim Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus hatte die russische Armee allerdings — nach Abzug der asiatischen und finnischen Truppen, der unentbehrlichen Garnisonen im Innern, der polnischen Armee und der Kosacken — 300,000 Mann gezählt. Der Türkenkrieg hatte 200,000 Mann davon hinweggerafft.*) Diese Einbuße war bei weitem noch nicht ersetzt, ja die Cholera hatte neue Lücken gerissen, als der polnische Aufstand ausbrach. Kaum 120,000 M. waren disponibel, und auch diese standen dem Kriegsschauplatze großentheils fern. In Litthauen stand nur eine

*) Vergleiche u. A. die Memoiren des Herzogs von Ragusa, der diese Angaben von Woronzow erhielt. Außerdem: Medizinische Abhandlungen Petersburger Aerzte, Hamburg, Hoffmann und Campe. 1854.

Kavalleriedivision des sechsten Armeekorps, in Volhynien war eine Infanteriedivision und eine Kavalleriedivision zerstreut; das dritte und fünfte Kavallerie-Reservekorps stand noch im Süden an der türkischen Grenze, das erste Infanteriekorps in den Ostseeprovinzen, das zweite tief im Innern Rußlands; das Grenadierkorps lag in den Militärkolonien Nowgorods, das Gardekorps in Petersburg selbst. Benkendorf sagte freilich zu dem polnischen Abgesandten, Grafen Jezierski: „Die Polen haben eine schlechte Zeit zum Aufstande gewählt, denn so eben konzentrirt sich die russische Armee zur Beseitigung der Pariser Revolution.“ In der That jedoch war die Zeit für Polen die günstigste, für Rußland die schlechteste, die gewählt werden konnte. Von allen Truppen, die nach dem Westen bestimmt waren, stand gerade nur die Avantgarde, die polnische Armee und das Reservekorps unter Konstantin marschbereit, die übrigen Truppenkorps waren noch vollauf beschäftigt, sich zu concentriren, zu rüsten und ihre Lücken zu ergänzen; der größte Theil derselben war, wie sich in der Folge auswies, erst im Frühling im Stande, am Kampfe Theil zu nehmen. Das Grenadiercorps konnte erst am 30. December von Nowgorod, die Garden erst am 7. Januar von Petersburg aufbrechen.

Indeß flogen die Couriere von Petersburg, um die Truppenchefs zur Eile zu treiben. Noch ehe Diebitsch aus Berlin heimgekehrt war und seinen Stab organisirt hatte, setzten sich einige Corps in Bewegung: das erste Infanterie-Corps unter General Pahlen und das sechste unter Rosen rückte in Eilmärschen nach Litthauen. In

den letzten Tagen des December und den ersten des Januar trafen sie dort ein und vereinigten sich mit dem aus Polen geflüchteten Corps des Großfürsten.

Am 17. December erließ Nikolaus eine Proklamation an die polnische Nation und eine zweite an die polnischen Truppen. Jener ward gesagt, daß es noch Zeit sei, die Handlungen derjenigen eid- und ehrvergessenen Polen, welche sich verschworen hätten, vergessen zu machen, wenn man auf den Rath eines Vaters höre und den Befehlen des Königs gehorche; die russischen Gefangenen seien alsbald in Freiheit zu setzen, der alte Administrationsrath wiederherzustellen, die Generäle sollten sofort die sämmtlichen polnischen Truppen nach Plock führen. Den Truppen ward das Regiment der Gardejäger zu Pferd als ein denkwürdiges Muster von Ehre und Treue hingestellt, allen Reuigen und Verführten Verzeihung in Aussicht gestellt, und den Verschwörern gedroht, daß das Unglück, welches sie über ihr Vaterland gebracht, auf ihre Häupter zurückfallen werde. Ungefähr zu gleicher Zeit ging eine Depesche an Sobolewski, den Präsidenten des ehemaligen polnischen Verwaltungsraths ab, worin demselben aufgetragen wurde, sofort die Regierung wieder zu übernehmen. Diese Depesche hatte natürlich nicht die geringste Folge, ebenso wenig wie die vorerwähnten Proklamationen.

Der Kaiser hielt es auch für angemessen, seinen eignen Unterthanen die Mühe zu ersparen, sich eine selbstständige Meinung über die Ereignisse in Polen zu bilden. Seit dem 3. Januar durften die Petersburger Journale beginnen, haarsträubende Schilderungen des

29. November zu veröffentlichen und bittre Anklagen gegen die Rebellen zu schleudern. Darnach erschien die Revolution wie ein muthwilliger Frevel. Eine Rotte von Böswilligen, die Feinde der Ruhe und Ordnung, hatten militärische Disciplin und geregelte Organisation der Verwaltung als Verfassungsverletzung verschrieen. Von dem achtzigjährigen Greise, dem Dichter Niemciewicz, der gewohnt sei sich mit Träumen zu schmeicheln, und dem Phantasten Lelewel war die Rede. Das einzige Factum, das wenig entstellt worden, war im Grunde nur die Bemerkung, General Chlopicki habe, bloß um die Ruhe wiederherzustellen, im Namen des Kaisers die Zügel der Regierung ergriffen. In Polen aber erbitterte — als solche Blätter aus Rußland dahin gelangten, — diese einzige Wahrheit mehr als die Summe der vielen Lügen. In einer offiziellen Ansprache an die Russen nahm der Kaiser selbst das Wort. Er sprach ungefähr eben so wie seine Journalisten, tischte Märchen auf, prahlte mit Heldenthaten seiner Armeen im Türkenkriege und befahl schließlich seinen Soldaten, nach der polnischen Grenze zu marschiren und dort den Ruhm der russischen Bajonette zu bewähren.

Eine solche Sprache, in welcher Trotz des Selbstherrschers, Großthuerei mit kaiserlicher und christlicher Milde, Lügen und Prahlereien bunt durcheinander wogten, lag allerdings im Wesen des Kaisers Nikolaus — wir kennen sie bereits vom Türkenkriege her — aber in diesem Fall hatte die von Warschau nach Petersburg abgesandte Deputation wesentlichen Antheil daran. Der sehr fähige Lubecki und der sehr unfähige Jezierski wa-

ren mit einem russischen Paß, den sie in Brzesc erhalten hatten, nach Petersburg gereist. Gleich nach Ueberschreitung der polnischen Grenze offenbarte sich Lubecki's Janusnatur. Hatte er sich auf polnischer Erde als ein warmer Vaterlandsfreund geberdet, so nun auf russischem Boden als enragirter Russe.*) Wo er sich einen Augenblick aufhielt, höhnte er über den Aufstand und die Urheber desselben. In Petersburg trennte er sich alsbald von seinem Begleiter; er trat in die Position eines treuen kaiserlichen Dieners zurück, und ließ jenem die Rolle des Abgesandten der Polen. Jezierski ward fast wie ein Gefangener bewacht. Während Lubecki wiederholt nach Warschau meldete, daß er auf ein glückliches Ende der Unterhandlungen hoffe, ließ sich Jezierski von einem Tage zum andern auf eine Entscheidung des Zaren vertrösten. Man wollte ihn offenbar hinhalten, bis sich die russischen Truppenmassen gesammelt hätten, und er besaß nicht die Kühnheit und die Einsicht, eine Antwort stolz zu fordern, wo das Erbetteln eine Feigheit und eine Thorheit war: Chlopicki hatte ihm sein Mandat gegeben, und der Bote war des Absenders würdig. Den Diktator selbst

*) Aehnlich war es mit Konstantin. Auf dem Rückzuge die Milde und Sanftmuth selbst, fand er, sobald er Polen im Rücken hatte, seine ursprüngliche Rohheit wieder. Eben in Litthauen angekommen ließ er z. B. einen polnischen Offizier, der russische Offiziersfrauen über die Grenze geleitet, verhaften und wollte ihn in's Innere Rußlands schleppen lassen. Nur die Vorstellungen russischer Generale, die dem Offizier auf Ehrenwort freie Heimkehr versprochen hatten, retteten denselben.

plagte die Angst um das Ausbleiben der Antwort, und er schickte am 21. December einen Adjutanten mit der Bitte um eine schleunige Entscheidung nach Petersburg. Der Adjutant fand eine sehr üble Aufnahme: man wollte ihn gar nicht wieder abreisen lassen, drohte ihm mit Sibirien und nahm ihm das Ehrenwort ab, sich nicht gegen die Russen zu schlagen. Endlich am 6. Januar ließ man ihn mit einigen Briefen und mit der Nachricht, daß Jezierski nächstens eine Antwort des Kaisers bringen solle, zurückreisen.

Inzwischen hatte Jezierski wenigstens eine Audienz beim Kaiser erhalten. Am 26. December, Abends 10 Uhr, ward er zu demselben geführt. Graf Benkendorf war Zeuge dieser merkwürdigen Unterredung, in welcher eine edle Nation von einem beschränkten und servilen Höflinge entehrt wurde. Der Kaiser begann mit der Versichrung, er sei tief bekümmert über die Vorfälle in Warschau, er habe die Polen immer geliebt und auf ihre Gegenliebe gerechnet. Jezierski wußte darauf Nichts zu antworten, als daß der Aufstand von einer kleinen Anzahl Menschen gemacht, durch das falsche Gerücht, die Polen würden von den Russen niedergemetzelt, vergrößert sei, und daß der bessere Theil der Einwohner von Warschau sich nur zum Schutze des Eigenthums bewaffnet habe. Der Bote Chlopicki's entschuldigte seine Landsleute, statt den Kaiser anzuklagen. Der letztere fuhr fort und sprach seine Entrüstung aus über die Treulosigkeit des polnischen Militärs, auf das er im Augenblick der Gefahr gerechnet hätte. „Es hätte in allen auswärtigen Kriegen die Vorhut gebildet.“ Alsdann stellte er das

Verlangen, Polen möge, wenn wirklich nur an einigen Wenigen die Schuld des Verraths liege, diese Wenigen aussondern und strafen und zur Ordnung zurückkehren. „Möge die gesetzliche Ordnung der Dinge wiederhergestellt, mögen die eigentlichen Missethäter ausgemittelt werden; man verlange ihre Bestrafung; mögen sie dann vor mir erscheinen als Kinder, vertrauend auf ihren Vater, und mir allein sei es vorbehalten, an Verzeihung zu denken." Und als Jezierski abermals die Bitte stammelte, der Kaiser möge nicht der Gesammtheit des Heeres und des Volkes aufbürden, was nur die Schuld eines kleinen Haufens sei, warf Nikolaus die Frage hin, warum man sich denn in ganz Polen so rüste? Auf die Antwort des Gesandten, dieß geschehe in der Furcht, an der ganzen Nation möge die Schuld jener Wenigen geahndet werden, wies der Kaiser jede Möglichkeit von der Hand, daß man ihm etwas abzwinge, daß er sich durch Drohungen imponiren lasse, ja er erklärte alle Unterhandlungen für unmöglich, bis Polen zu seinen Füßen liege. „Ich bin," sagte der Zar, „polnischer König, und will es auch bleiben; allein ich kann Nichts bewilligen, was den Schein der Nachgiebigkeit an sich trüge, vorzüglich wenn sie von mir im Augenblick des Aufruhrs und mit den Waffen in der Hand gefordert wird. Wenn ich dieses thäte, so würde ich vergessen, was ich mir selbst in der Stellung, wozu mich die Vorsehung berufen hat, schuldig bin." — „Versetzen Sie sich in meine Lage, kann ich mich mit meinen Unterthanen in erniedrigende Unterhandlungen einlassen, ich, der ich ihr rechtmäßiger König bin? Kann ich zulassen, daß sie mir Be-

dingungen vorschreiben, unter welchen sie mir gehorchen wollen?“

Die constitutionellen Könige vergessen es in der Regel, daß sie nur Regenten unter gewissen Bedingungen sind, daß nicht allein die Unterthanen, sondern auch sie selbst sich den Bedingungen einer Constitution untergeordnet haben; in dieser Vergeßlichkeit pflegen sie auf ihren inconstitutionellen Gott oder die Vorsehung zu pochen. „Die von Gott anvertraute Krone,“ die „Stellung, wozu die Vorsehung berufen,“ sind die wohlbekannten Phrasen, die in allen ähnlichen Fällen wiederkehren. Aber diese Expektoration des Kaisers Nikolaus hat in ihrer Naivetät und mit ihrem Pathos den Vorzug der Originalität: sie ist ohne Zweifel das Musterstück gewesen, an dem andere Monarchen ihre Studien gemacht haben.

Jezierski hatte vom Verwaltungsrath die Weisung erhalten, Garantien für die künftige Aufrechthaltung der Constitution zu fordern und die Vereinigung der abgerissenen Provinzen mit dem Königreich zu verlangen. Es mag dem engherzigen Diplomaten schwer genug geworden sein, dem zürnenden Kaiser gegenüber diesen Auftrag zu vollziehen. Als er es am Schlusse der Audienz that, erkärte Nikolaus die Vereinigung der abgerissenen Provinzen kurzweg für unmöglich, verwies im Uebrigen auf sein Manifest vom 17. December, und fügte hinzu, als polnischer König sei er gezwungen, den Aufstand zu ersticken und die Verbrecher zu bestrafen.

Nach dieser mündlichen Unterredung reichte Jezierski beim Grafen Benkendorf eine Schrift ein, worin die einzelnen Verfassungsverletzungen, worüber die Polen sich

beschwerten, verzeichnet waren. Außerdem wurde die Scharte, die den Polen ihr Unterhändler in der Audienz geschlagen, einigermaßen durch den Reichstag ausgewetzt. Dieser hatte den Aufstand mittlerweile für eine Sache der Nation erklärt. Die officielle Nachricht davon kam am 28. December durch den erwähnten Adjutanten Chlopicki's nach Petersburg. Jedoch noch eine überlange Frist verstrich, bis der Kaiser eine entscheidende Antwort gab. Mit einem Brief an Sobolewski, einem andern an Chlopicki und jener Beschwerdeschrift, an deren Rand der Kaiser eigenhändig mit Bleistift Bemerkungen geschrieben hatte, konnte Jezierski endlich heimreisen.

Der Kaiser glaubte sich hinlänglich gerüstet, um die Unterhandlungen abbrechen zu dürfen. Zwei Aktenstücke, die dem hinwegeilenden polnischen Gesandten — Lubecki blieb natürlich in Petersburg — auf dem Fuße folgten, gaben darüber den klarsten Aufschluß. Es waren zwei Proklamationen des Feldmarschalls Diebitsch an die Truppen und an das Volk Polens, worin derselbe das Nahen der russischen Armeen verkündete, — zwei jener Proklamationen, die man specifisch russische nennen möchte, in welchen das Geklingel von Huld und Gnade und Verzeihung mit dem Geklirr von Säbeln und dem Gerassel von Kanonen durcheinander tönt. Diese Manifeste, mit dem bekannten Geschick der russischen Diplomatie abgefaßt, für die Polen sowol wie für ganz Europa berechnet, verhießen Amnestie allen Reuigen, Tod, Verbannung und Güterconfiskation den Rädelsführern und den sich Widersetzenden; sie forderten die Bewohner der Städte und Dörfer auf, dem nahenden Heere Deputirte mit

weißen Fahnen entgegenzusenden, die Truppen, zu desertiren, sie belobten von neuem die Regimenter, welche bei dem Großfürsten ausgehalten hatten, und sie wiesen drohend hin auf die mächtige Hand des Zaren und die allmächtige Hand Gottes.

Ein höchst conservativer und Rußland keineswegs abgeneigter Staatsmann, der Freiherr von Stein, schrieb über diese Proklamationen an einen Freund: „Die von dem General Diebitsch erlassene Proklamation mißfällt mir, sie bricht jeden Weg zur Aussöhnung ab und zerstört den Einfluß der gemäßigten Partei. Rußland sollte bedenken, daß Polen gerechte Beschwerden hat, und daß selbst in der letzten Zeit der Großfürst Konstantin und die russischen Befehlshaber sich große Mißbräuche ihres Ansehens erlaubt haben.“ *)

Als Jezierski mit seinen Briefen in Warschau eintraf, hatte sich die Lage der Dinge daselbst bereits wesentlich geändert. Chlopicki war abgetreten, und die zum Kriege und entschiednen Bruche mit Rußland entschlossene Partei hatte das Uebergewicht erlangt.

Das Mißtrauen gegen den Diktator, dessen erste Spuren wir am Schlusse des vorigen Kapitels verzeichneten, steigerte sich in den ersten beiden Wochen des Januar 1831 immer mehr. Es wurden allmälig Aeußerungen, Handlungen und Unterlassungen Chlopicki's allgemein bekannt, deren wir Erwähnung gethan haben, und

*) S. Pertz, Leben Stein's.

andere neue, die die Absichten des Mannes in noch klareres Licht stellten. Die Säumigkeit, womit die Organisation des Heers betrieben wurde, der zähe Widerstand, den Chlopicki allen Aufforderunnen zur allgemeinen Bewaffnung entgegensetzte, erbitterte die Gemüther um so mehr, als das Gerücht längst von der militärischen Rührigkeit der Russen und von ihrem Einrücken in Litthauen erzählte. Der Anblick der Flüchtlinge aus Litthauen, Podolien und Volhynien schärfte die Bitterkeit. Man sah, was durch den Verzug verloren war und fing an, von Verrath zu reden. Die revolutionäre Partei traf die Vorbereitungen zu einem Aufstande, um Chlopicki die Diktatur zu entwinden; die Unterstützung des Sappeurbataillons und einer Anzahl Offiziere in andern Regimentern schien ihr gewiß. Diese Conspiration ward zwar verrathen, aber es nützte Chlopicki nichts, daß er die Häupter der Verschwörung — unter ihnen Joachim Lelewel, der damals als Kultusminister fungirte — verhaften ließ; vielmehr erlitt das Ansehen des Diktators einen um so ärgern Stoß, als er sein Verlangen, die Verhafteten vor eine außerordentliche Untersuchungscommission zu stellen, nicht durchsetzen konnte und als er Lelewel und Genossen auf Andringen des Nationalraths gar in Freiheit setzen mußte. Schien doch aus dieser Schwäche des Diktators deutlich hervorzugehen, daß er kein begangenes Verbrechen zu strafen, sondern nur eine unbequeme Opposition aus dem Wege zu schaffen beabsichtigt hätte.

Am 15. Januar kehrte Chlopicki's Adjutant (s. oben S. 110.) von Petersburg zurück. Er brachte einen Brief

an den Präsidenten des ehemaligen Verwaltungsraths und einen andern an Chlopicki. In einer Sitzung des Nationalraths, die noch am selben Tage stattfand, wurden die Schreiben eröffnet. Der Kaiser ließ Chlopicki Dank sagen für seine Loyalität und befahl ihm, sich nach der kaiserlichen Proklamation vom 17. December zu richten, also die Armee nach Plock zu führen und die Regierung dem alten Verwaltungsrath wieder zu übergeben; Sobolewski ward der kaiserliche Beifall gezollt, daß er sich an dem Beschluß des Verwaltungsraths, den Reichstag einzuberufen, nicht betheiligt habe, und der Wunsch hinzugefügt, die alten Mitglieder des Verwaltungsraths möchten todt oder lebendig nach Petersburg kommen, um dem Kaiser einen Beweis ihrer Treue zu geben. Eine mehrstündige hitzige Debatte entspann sich nun im Schoße des Nationalraths. Sollte man die Verhandlungen mit Petersburg als abgebrochen betrachten, sollte man dieselben fortsetzen? Chlopicki war der letzteren Ansicht; er ließ sich sogar zu persönlichen Beleidigungen derjenigen hinreißen, welche ihm opponirten; und als die Mehrzahl sich dennoch im entgegengesetzten Sinne aussprach, erklärte er, den Reichstag berufen zu wollen, weil er die Verantwortlichkeit eines völligen Bruchs mit Rußland nicht auf sich nehmen könne.

Das Fundament, worauf die Macht eines Diktators ruht, sind dessen eigne Kühnheit und die Gunst der öffentlichen Meinung. So lange man an Chlopicki's Kühnheit glaubte, verehrte man ihn einerseits und fürchtete ihn andrerseits; Allen erschien er unentbehrlich, wenn auch aus verschiedenen Ursachen; Niemand getraute sich, ihn

offen anzugreifen. Mit dem Glauben jedoch an Chlopicki's Kühnheit schwand auch die Gunst, in der er bei dem Volke stand; und in gleichem Maße stieg die Zahl und die Kühnheit seiner Gegner. Der Reichstagsausschuß, welcher den Diktator beaufsichtigen sollte, hatte den Maßregeln desselben zur Unterdrückung des Manifestes an die Fürsten und Völker Europa's noch schweigend zugesehn; jetzt, als Chlopicki den russischen Forderungen gegenüber noch immer unterhandeln wollte, schritt derselbe Ausschuß ein. Die sämmtlichen Mitglieder desselben begaben sich zu Chlopicki und erklärten ihm mit Entschiedenheit, er müsse den Feind angreifen. Der Diktator überließ sich all der Heftigkeit, die er nach Art eigensinniger aber beschränkter Menschen an den Tag zu legen pflegte, wenn Jemand seiner Meinung widersprach; er tobte, schlug mit der Faust auf den Tisch, sagte dem Einen und dem Andern Beleidigungen und verschwor sich, er werde die polnische Armee nicht auf die Schlachtbank führen. Aber diesmal blieb der Ausschuß des Reichstages fest; nach der fruchtlosen Konferenz mit Chlopicki trat er sofort in Berathung, ob der Diktator abzusetzen sei, und während dieser Berathung ließ jener melden, er nehme seine Entlassung. Man machte am 17. December noch einen Versuch, den Abtretenden zur Beibehaltung des Heerbefehls zu bewegen; aber vergeblich. Nur unter der Bedingung wollte Chlopicki ferner die Diktatur behalten, wenn er jeder Beschränkung, auch der Aufsicht des Reichstagsausschusses, enthoben werde.

Die öffentliche Meinung über Chlopicki hatte sich in Warschau so verwandelt, daß sein Rücktritt von der Dik-

tatur von den Meisten wie eine Erlösung betrachtet wurde. Man nannte den General laut einen Verräther, und der Nationalrath, welcher vorläufig die Zügel der Regierung ergriff, hielt es für nöthig, ihm einen Officier an die Seite zu geben und eine Wache vor sein Haus zu stellen, theils um ihn vor der Wuth des Volkes zu schützen, theils um dem Verlangen, man solle den Verräther verhaften, scheinbar gerecht zu werden.

Daß mit dem Fall Chlopicki's jedoch nicht die eigentlich revolutionäre Partei zur Herrschaft gekommen war, zeigte sich alsbald. Ein Versuch des patriotischen Vereins, seine Wirksamkeit von neuem zu beginnen, wurde vom Nationalrath vermittelst der Nationalgarde sofort erstickt. Es war die liberale, sich zum Konstitutionalismus neigende Aristokratie, — welche durch die Abweisung aller Vergleichsvorschläge von Seiten Rußlands den Revolutionärs genähert, aber durch sociale Vorurtheile von jenen verschieden war, — deren Epoche jetzt in Warschau beginnt.

Am 18. Januar verkündete eine Proklamation des Reichstagsausschusses die Abdankung Chlopicki's und die Eröffnung des Reichstages auf den folgenden Tag. Am 19. Januar trat der polnische Reichstag zusammen.

Gleich in den Eröffnungsreden, welche sowol von dem Vorsitzenden des Senats wie von dem der Landbotenkammer gehalten wurden, sprach sich die veränderte Stimmung aus. Von Verhandlungen mit Rußland war keine Rede mehr: der Reichstagsmarschall deutete bereits auf eine Unabhängigkeitserklärung hin, und selbst Fürst Czartoryski proklamirte die Nothwendigkeit, alle Kräfte

des Staats zum Kampf in Bewegung zu setzen. Es waren noch dieselben Menschen im Reichstage, welche einen Monat zuvor einstimmig dem General Chlopicki die usurpirte Alleinherrschaft eingeräumt hatten, dieselben Menschen, deren Mandat aus der russischen Zeit herstammte; aber vor dem Strom der Ereignisse verstummten die unterhandlungsdurstigen Diplomaten, und die konstitutionell gesinnten Mitglieder ließen sich von der allgemeinen kriegerischen Begeisterung der Nation fortreißen. Leider jedoch riß diese anscheinend so revolutionäre Begeisterung nicht auch die politischen und socialen Vorurtheile der Landesrepräsentanten mit hinweg.

Die nächste Aufgabe des Reichstags war die Wahl eines neuen Oberfeldherrn. Zu dieser Würde waren sechs Candidaten in Vorschlag gebracht: die Generale Krukowiecki, Pac, Woyczynski, Weissenhof, der Oberst Skrzynecki und der Fürst Radziwil. Der letztere erhielt die überwiegende Mehrheit der Stimmen. Die Motive dieser Wahl sind bezeichnend: nicht deßhalb wählte man Radziwil, weil er der Tüchtigste war, sondern man ließ sich durch eine Anzahl ganz irrelevanter Erwägungen bestimmen: durch des Fürsten hohen Rang in der Gesellschaft, durch seine Verwandtschaft mit der Familie Hohenzollern, durch sein freundschaftliches Verhältniß zu Chlopicki, durch die Rücksicht, daß er, seit der napoleonischen Zeit aus dem aktiven Dienst getreten, nicht die Eifersucht der übrigen Generale erregen werde, und durch andere außerhalb der Sache liegende Motive mehr. Spät in der Nacht des 20. Januar verkündete der Präsident des Senats, Czartoryski, dem Reichstage das Resultat der

Wahl. Mit dem Rufe: „Es lebe Fürst Radziwil! Er führe uns zum Kampfe! Nach Litthauen!" wurde der Gewählte begrüßt.

Wie sich an der Ernennung des Oberfeldherrn, an dem ersten Tagesbefehl desselben und an den Reden und Debatten im Reichstage aber der Enthusiasmus steigerte, so wuchs an den Mittheilungen, die Chlopicki's Adjutant und dann Jezierski, welcher Tags nach dem Rücktritt des Diktators wiederangekommen war, machten, — die Wuth gegen Rußland. Jezierski hatte während seiner Rückreise durch die Woiewodschaften Polens keinen Anstand genommen, von dem Inhalt seiner Depeschen zu reden. Wohin er kam, predigte er Unterwerfung unter den Kaiser und sprach von der Nutzlosigkeit und Thorheit eines Widerstandes. Das Gerücht davon, wie auch von dem Versuch polnischer Offiziere zu Ostrolenka, den Abgesandten aufzuknüpfen, war diesem nach Warschau vorangeeilt, und wenn der Nationalrath ihm bei seiner Ankunft das Verbot auferlegte, vom Inhalt seiner Depeschen irgend Etwas verlauten zu lassen, so konnte das die Erbittrung gegen Nikolaus nicht mehr hemmen. Schon am 21. Januar reichte der Landbote Roman Soltyk den Vorschlag ein, der Reichstag möge den polnischen Thron für erledigt und das Haus Romanow für entsetzt erklären. Für den Augenblick kam dieser Vorschlag zwar noch nicht zur Discussion: die Mehrheit beseitigte ihn mit dem formellen Einwurf, daß nur die Regierung das Recht der Initiative besitze, und daß vor allen Dingen erst eine neue Regierung — der Nationalrath leitete ja nur provisorisch die Geschäfte — zu ernennen sei. Auch in den nächsten

Sitzungen des Reichstages kam jener Antrag — obwol inzwischen ein Gesetz gemacht wurde, das dem Reichstage die Initiative sicherte — nicht wieder zur Sprache.

Aber da trafen am 24. Januar die Proklamationen des russischen Feldmarschalls ein, deren wir bereits erwähnt haben. Sie machten in Warschau ungeheuren Eindruck. Sie öffneten fast Jedem die Augen, daß in der That keine andre Wahl bleibe, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben oder zu fechten. Sie erwarben dem Vorschlage Roman Soltyk's, der bisher nur von der eigentlich revolutionären oder demokratischen Partei unterstützt war, die Gunst der konstitutionellen Majorität des Reichstags.

Am 25. Januar hielt der Reichstag eine Sitzung, die in der Geschichte des Aufstandes epochemachend gewesen ist. Jezierski sollte Bericht erstatten über seine Sendung. Das war vorher schon bekannt; die Reichstagsmitglieder hatten sich darum zahlreicher eingefunden als je, und die Räume der Zuschauer waren angefüllt zum Erdrücken. Zuerst wurden die Briefe verlesen, welche von Petersburg an Chlopicki und Sobolewski eingegangen waren. Eine heftige Debatte knüpfte sich daran: Lelewel goß seinen Zorn aus gegen die zwecklosen Unterhandlungen; und über den Fürsten Lubecki, über Chlopicki und Andre, denen man die Schuld dieser Unterhandlungen beimaß, fielen harte Worte. Dann begann Jezierski seinen Bericht. Er erzählte von der Audienz, die wir im vorigen Kapitel geschildert haben, und er las die Beschwerdeschrift vor, die er dem Grafen Benkendorf eingereicht hatte. Welch eine jämmerliche Rolle er dem

Kaiser gegenüber gespielt, wie armselig und ängstlich seine Instruktionen gewesen, wie hochmüthig und doch servil er selbst über den Aufstand urtheilte, — das Alles ergab sich mit einem Male aus diesem Bericht. Von den Tribünen zischte man Jezierski aus; aus dem Kreise der Landboten rief man ihm zu: „Verräther"; kaum konnte er sich noch Gehör verschaffen. Endlich kam auch die Reihe an die Noten, welche Nikolaus an den Rand der Beschwerdeschrift geschrieben. Es waren Versicherungen des Monarchen, daß er seinen Eid nicht gebrochen, meist aber Drohungen. „Je suis roi de Pologne," hieß es dort, „je la roulerais; „le premier coup de canon des Polonais anéantira la Pologne." Ein furchtbarer Tumult erhob sich bei Verlesung dieser Worte; die Versammlung knirschte vor Wuth, die Landboten sprangen auf von ihren Sitzen, Alles rief durcheinander.

Der Reichstagsmarschall verschaffte sich Gehör und lieh der allgemeinen Entrüstung Worte. „Der König von Polen," rief er in die Versammlung hinein, „hat zuerst die Constitution verletzt. Nachdem er sein Wort gebrochen, ist auch die Nation ihrer Pflichten entbunden. Ich nehme den Vorschlag Roman Soltyk's wieder auf. Erklären wir einen solchen Fürsten des polnischen Throns für verlustig!" Anton Ostrowski, der Commandant der Nationalgarde und Bruder des Marschalls, unterstützte den Antrag und erinnerte dabei an die Worte, die sein Vater ausgerufen, als er die Verfassung aus den Händen der Commissäre Alexanders in Empfang nahm: „Wehe dem, der sie verletzt!" Mehre noch wollen reden in ähnlichem

Sinne. Da ruft Johann Ledochowski mit lauter Stimme: „Kein Nikolaus mehr!! Kein Nikolaus mehr!", und ihm nach rufen Alle: „Kein Nikolaus mehr!"

Nur der Landbote Jezierski wagte es, nachdem die Aufregung sich ein wenig gelegt hatte, schüchtern daran zu erinnern, daß ein so wichtiger Vorschlag, wie der einer Thronentsetzung, erst in den Commissionen verhandelt werden müsse. Jezierski ward ausgezischt. Niemciewicz entwarf, vom Marschall beauftragt, das Entsetzungsdekret. Alle Senatoren und Landboten unterzeichneten. Warschau war am Abend dieses Tages festlich erleuchtet, und der patriotische Verein veranstaltete einen Trauergottesdienst zum Gedächtniß der fünf russischen Helden, welche Nikolaus als Anstifter der Verschwörung vom 25. December 1825 hatte hängen lassen. Ein Sarg ward durch die Straßen getragen. Akademiker und Offiziere geleiteten ihn. Das war das demokratische Gegenstück zu jener konstitutionellen Theorie vom irregeleiteten König. Hatten die Anhänger des Konstitutionalismus bisher gesagt: wir wollen nicht kämpfen gegen den König, sondern nur gegen seine Rathgeber und Werkzeuge und gegen Rußland, so lag in dieser Demonstration der Sinn: nicht der Haß gegen die Russen, sondern nur der gegen Nikolaus, den gemeinsamen Tyrannen der Polen und der Russen, ist es, der uns in den Kampf treibt. —

Ueber jenen Reichstagsbeschluß, welcher Nikolaus und seine Dynastie des polnischen Throns verlustig erklärte, gehen die Meinungen weit auseinander. Wenige Geschichtschreiber allerdings zweifeln das gute Recht der Polen an oder vertheidigen das Verfahren der Kaiser Alexander und Nikolaus gegen das Congreßkönigreich.

Viele aber betrachten die Thronentsetzung als einen Akt momentaner Aufwallung und thörichter Uebereilung, der, weil er alle Unterhandlungen abschnitt, den Ruin Polens veranlaßte. Was diese letztere Meinung jedoch betrifft — denn über die erstere brauchen wir nach der Schilderung polnischer Zustände vor der Revolution kein Wort mehr zu verlieren — so beruht sie zunächst auf einem thatsächlichen Irrthum. Die Unterhandlungen waren vom Kaiser selbst abgebrochen, nicht von den Polen; die Antwort, welche Jezierski mitbrachte und die Proklamation, welche Diebitsch erlassen hatte, schnitten jeden Gedanken an einen gütlichen Vergleich ab. Außerdem aber sagte es die einfachste Ueberlegung, daß ein Kampf gegen Rußland einen vernünftigen Zweck, daß die Opfer des Kriegs einen Preis des Siegs haben müßten; dieser Zweck des Kampfs, dieser Preis des Siegs konnte es aber nicht sein, einem eidbrüchigen Könige, einem geschlagenen, besiegten Tyrannen von neuem die Krone aufzusetzen. Den Krieg gegen Nikolaus aufnehmen und ihn des Throns verlustig erklären war in der That unzertrennlich.

Die Entsetzung des Kaisers war von einer gesunden Politik so sehr geboten, daß sich nur Eins daran tadeln läßt: sie kam sehr spät. Was am 25. Januar geschah, hätte bereits am 30. November, mindestens am 18. December, in der ersten Sitzung des Reichstags geschehen sollen. In der Forderung eines Angriffs gegen den Großfürsten, in dem Rufe: „nach Litthauen!" hatte sich damals dies Bewußtsein ausgesprochen. Aber dabei war es geblieben. Die fast zwei Monate dauernde Zögerung war für die Revolution ein reiner Verlust, für Nikolaus

ein reiner Gewinn. Der letztere hatte die Frist benutzt, sich Litthauens zu versichern, eine Invasionsarmee kriegsbereit zu machen, und die auswärtigen Höfe von einer Einmischung abzuhalten, — Polen hatte Nichts gethan für einen Angriff, wenig für die Landesvertheidigung und hatte sich in eine unvortheilhafte Stellung zu den Kabinetten und Völkern Europa's gebracht.

Die letzte Bemerkung ist zu erläutern. Fürst Adam Czartoryski hatte fortwährend die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gehabt. Die charakterlose Haltung dieses Diplomaten wurde noch verstärkt durch die Unklarheit der Situation. In den ersten Tagen des Aufstandes gingen Agenten an die verschiedenen Höfe ab, von denen sich für Polen etwas erwarten ließ. Aber diese Agenten waren meist unfähige Leute und hatten dürftige Instruktionen. Sie vermochten nirgends einen klaren Aufschluß über Zweck und Ziel der Revolution zu geben. Man fragte sie in Paris und London, als ihnen endlich Privatunterredungen bewilligt wurden, was Polen denn eigentlich wolle; man verstand es nicht, was in der That unverständlich war, wie die friedliche Mission Lubecki's und Jezierski's nach Petersburg sich reime mit einer Bitte um Hülfe bei den auswärtigen Mächten; man wies hin auf den Widerspruch, daß Polen sich einerseits über Verletzung der Constitution beklage und Erfüllung der Wiener Verträge begehre, andrerseits Erweiterung der Grenzen verlange; man sagte den Abgesandten, daß man sich mit Insurgenten, mit rebellischen Unterthanen des Kaisers von Rußland nicht einlassen könne. Waren solche Ausreden für das Uebelwollen der Kabinette nur ein

willkommner Vorwand, so verwirrte die Zögerung der Polen, sich für unabhängig zu erklären, doch auch die öffentliche Meinung Europa's. Diese Zögerung verrieth Zaghaftigkeit, der Vorfall mit dem vom Reichstagsausschusse verfaßten, von Chlopicki unterdrückten Manifest erschien als ein Symptom der Uneinigkeit. So hatten die Regierungen völlig Recht, wenn sie eine Nation nicht anerkannten, die in der That noch nicht da war; die Völker mußten an das Ende Polens glauben, da dessen Repräsentanten nicht einmal seine Auferstehung proklamirten, und den Polenfreunden ward es schwer, andre Gefühle als die des Mitleids für die Unterdrückten wach zu rufen. Indeß — wenn auch viel versäumt war, — so waren die Aussichten auf den bevorstehenden Kampf keineswegs hoffnungslos. Es kam freilich darauf an, daß die Mittel wirklich aufgeboten wurden, welche den Polen zu Gebote standen. Ob und in wiefern dies geschah, wird der Verfolg unsrer Erzählung zeigen.

Der Reichstag ging nun an die Bildung einer neuen Regierung. Zwei Vorschläge waren gemacht: nach dem einen wurde die Einsetzung einer Regierung mit königlicher Gewalt, welche aus höchstens drei Personen bestände und sich ein Ministerium wählte, nach dem andern die Wahl einer Executivbehörde, welche die Reichstagsbeschlüsse ausführe, mit einem Präsidenten an der Spitze, beauftragt. Keiner von beiden Vorschlägen erhielt jedoch die Billigung des Reichstags: es wurde eine Vermittlung beliebt. Am 29. Januar ging ein Gesetz durch, nach welchem die Regierung aus fünf Personen bestand. Diese Regierung sollte einen Theil der königlichen Gewalt

ausüben, während ein Theil dem Reichstage zufiel. Letzterer reservirte sich die volle legislative Gewalt, die Entscheidung über Krieg und Frieden und die Ueberwachung des Oberfeldherrn; die Regierung dagegen hatte unter Anderem die Befugniß, dem Budget gemäß über die Einkünfte zu verfügen, Verträge abzuschließen vorbehaltlich der Bestätigung des Reichstags, die höheren Offiziere und alle Beamte zu ernennen. Außerdem stand ihr das Recht der Begnadigung — ausgenommen bei Staatsverbrechen — und der Ordensverleihung — ausgenommen die untern Klassen — zu. In militärischen Angelegenheiten trat der Oberfeldherr als sechstes stimmberechtigtes Mitglied ein. Sechs Minister sollten die Beschlüsse der Regierung ausführen.

Dies ganze Gesetz hat, wie fast alle Resultate eines Compromisses, etwas Unentschiednes und Halbes. Es wäre gar nicht einzusehn, wozu neben dem Oberfeldherrn, neben dem Reichstage und neben den Ministern eine Regierung beliebt wurde, wenn man nicht wüßte, daß Motive, welche ganz außerhalb der Sache lagen, dazu veranlaßten. Der Reichstag war nicht geneigt, die Regierungsgewalt aus den Händen zu geben, und andrerseits besaß er doch nicht den Muth, sich unumwunden vor Europa als Convent hinzustellen. So traf er den unglücklichsten Ausweg, der sich treffen ließ, indem er die Regierungsgewalt zersplitterte.

Die Verwirrung, welche dadurch in der Leitung der Geschäfte entstand, wurde noch vergrößert durch ein Compromiß andrer Art. Man ging von dem heillosen Vorurtheil aus, in der Regierung müßten alle Parteien ver-

treten sein. Um eine Opposition gegen die Regierung von vornherein abzuschneiden, warf man ganz heterogene Elemente in die Regierung. Die fünf Regierungsmitglieder, so einigte man sich, sollten aus zwei Repräsentanten der diplomatischen Partei, zwei anderen der konstitutionellen und einem Repräsentanten der Demokratie bestehen. War es an sich schon ein Fehler, die Regierung so mosaikartig zusammenzusetzen, anstatt dieselbe aus einem Gusse zu bilden, so war es ein zweiter Fehler, daß der Reichstag die diplomatische Partei bei dieser Composition noch berücksichtigte. Diese hatte in der That — von der älteren Vergangenheit ganz abgesehen — durch die Anknüpfung der Verhandlungen mit Rußland alle Ansprüche auf solche Berücksichtigung verwirkt. Wie konnte man denselben Menschen, welche noch vor wenigen Tagen — nach dem ersten Antrage Roman Soltyk's auf Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus — privatim all ihre Ueberredungskunst aufgeboten hatten, um den entscheidenden Beschluß zu hintertreiben — wie konnte man solchen Menschen die Durchführung des Kampfes anvertrauen?

Es scheint, daß in dem polnischen Reichstage solche Bedenken gar nicht aufgetaucht sind. Ob das als ein Zeichen des embryonischen Parteilebens, ob als ein Zeichen des enthusiastischen Strebens, allen Zwiespalt zu hemmen, anzusehen ist, läßt sich kaum entscheiden. Am 30. Januar fand die Wahl der fünf Regierungsmitglieder statt: Adam Czartoryski und Stanislaus Barzykowski von der diplomatischen, Vincent Niemojewski und Theophil Morowski von der konstitutionellen und Joachim Lelewel von der demokratischen Partei wurden gewählt. Czartorysky ward Präsident.

6. Kapitel.

Die Russen rücken in Polen ein. — Die Streitkräfte. — Das Gefecht bei Stoczek. — Die Schlachten bei Waver und bei Grochow. — Skrzynecki wird Oberfeldherr. — Dessen Charakteristik. — Dessen Unterhandlungsversuche.

Am 30. Januar langte in Petersburg die Nachricht an, daß der Reichstag in Warschau den polnischen Thron für erledigt erklärt habe. Nikolaus antwortete darauf mit dem Befehl an Diebitsch, unverzüglich in's Königreich einzurücken. Am 5. Februar überschritten bereits die ersten russischen Truppen die Grenze.

Rache, schleunige Rache war das erste und mächtigste Gefühl des Kaisers bei der Nachricht von seiner Absetzung. Dies Gefühl sprach sich in dem augenblicklich ausgefertigten Marschbefehl aus. Aber auch ein anderes Gefühl konnte Nikolaus nicht verbergen, das Gefühl einer tiefen Entmuthigung über die steigende Kühnheit der Rebellen. Als der Gesandte Ludwig Philipp's, der Herzog von Mortemart, dessen Reise durch die zwischen Königsberg und Memel angehäuften Schneemassen verzögert worden war, in der russischen Haupt-

stadt anlangte,*) staunte er über die Niedergeschlagenheit des Monarchen, welche sich theils in Klagen über den Undank der Polen, theils in Versicherungen, wie gut er es mit ihnen gemeint habe, aussprach. Unter Anderem sagte Nikolaus, er habe den Polen das Zugeständniß machen wollen, in Zukunft nur von einem Polen beherrscht zu werden, den der Warschauer Reichstag vorschlage, und er, der Kaiser, bestätige; wobei wir es freilich dahingestellt sein lassen müssen, ob dies beabsichtigte Zugeständniß ehrlich gemeint und wirklich ein Zeichen der Entmuthigung, oder ob es nicht vielmehr eine heuchlerische Phrase war, welche die kaiserliche Milde und Großmuth beweisen sollte.

Die russischen Streitkräfte hatten sich ungestört in den sogenannten abgerissenen polnischen Provinzen concentrirt. Der Eigensinn Chlopicki's, dessen Formel war, Polen könne keinen Angriffskrieg führen, rettete Litthauen, Podolien, Volhynien und die Ukraine dem Kaiser. Obwol diese Provinzen seit langer Zeit, die drei letzten seit der ersten und Litthauen seit der zweiten Theilung, dem russischen Reiche angehörten, so war der Nationalsinn in denselben keineswegs erloschen. Russischer Uebermuth und russische Treulosigkeit hatten ihn lebendig erhalten. An jeder nationalen Regung des Königreichs Polen hatten diese Provinzen ihren Antheil gehabt: an dem Kriege zu Kosciusko's Zeit, der selbst ein Litthauer war, an dem Feldzuge Napoleon's im Jahre 1812, an der polnischen Verschwörung von 1825/26. Seit dem

*) Vergl. Louis Blanc, hist. d. X ans.

29. November waren die Bewohner dieser Landstriche in fieberhafter Spannung. Sie warteten auf ein Zeichen, auf eine Mahnung, eine Unterstützung aus dem Königreich, um sich zu erheben. Viele verloren die Geduld, traten nach Polen über und boten dort ihre Dienste an. Aber Chlopidi wies die Offiziere, die das in Litthauen stehende Corps Rosen's verlassen hatten, ab und machte ihnen bittre Vorwürfe, daß sie dem Kaiser die Treue gebrochen, er zeigte den Emissären, die ihn um Absendung von Truppen nach den abgerissenen Provinzen angingen, die Thür, und sagte einem Abgesandten aus Podolien, er habe keinen Flintenstein für diese Provinz übrig. Die Russen wußten den Werth dieser Länder besser zu schätzen. Sie versäumten kein Mittel, sich den Besitz derselben zu sichern. Wohlunterrichtet von dem russenfeindlichen Geist, der alle Klassen der Bevölkerung beseelte, suchten sie durch terroristische Maßregeln alle Aeußerungen dieses Geistes niederzuhalten: mehr als vierhundert Offiziere des Rosen'schen Corps, denen man nicht traute, wurden nach Sibirien geführt; den Bauern nahm man die Waffen, die Sensen, ja die Pflugscharen; den Studenten in Wilna ward verboten, sich unter einander zu besuchen: die Marschälle der Adelslandtage mußten dem Kaiser den Eid der Treue erneuern, und alle Edelleute, welche sich in der napoleonischen Zeit oder später irgendwie compromittirt hatten, wurden in ferne Provinzen des russischen Reichs geschickt.

So gingen den Polen alle die Mittel verloren, welche der Reichthum jener Länder an Menschen, Pferden und

9*

Kriegsbedarf, an vortrefflichen strategischen Positionen ihnen überreichlich bot.

Aber auch für die Vertheidigung des Kongreßkönigreichs, für die Devensive — da man einmal die Offensive nicht ergreifen wollte, — war Nichts geschehen: weder war die Armee auf die größtmögliche Höhe gebracht, noch die Grenze besetzt worden.

Das Heer, welches Diebitsch befehligte, bestand — wenn auch nicht aus 200,000 Mann, wie siegestrunkene russische Zeitungscorrespondenzen sagten — doch aus 118,000 Mann.*) Das 1. Infanteriekorps unter dem Grafen Pahlen, das 6. unter dem Baron Rosen, das Grenadierkorps der Militärkolonien unter dem Fürsten Schachowskoi, das 3. Kavallerie-Reservekorps befehligt vom Grafen Witt, und das 5. befehligt vom Generallieutenant Kreutz, die Garde des Großfürsten Konstantin unter dem General Koruta, und 4000 Mann Kosacken, — das waren die Streitkräfte, welche der Zar nach Polen warf.

Die Angegriffenen hatten denselben kaum 50,000 Mann entgegenzustellen.**) Erwägt man, daß der Aufstand nach dem Abzuge des Großfürsten Konstantin sofort über eine reguläre Armee von 33,572 Mann — die

*) Nach v. Smitt. Genauer: 84,651 Mann Infanterie, 26,948 Reiter, 348 Kanonen mit 6842 Mann Bedienung.

**) Nach Mieroslawski. Genauer: 36,550 Mann Infanterie, 10,500 M. Kavallerie und 136 Feldgeschütze. Außer dieser activen Armee lagen in den Festungen noch etwa 15,000 M.

Offiziere nicht gerechnet — verfügte, daß in den ersten Tagen des December ein Landsturm von 300,000 M. unter den Waffen stand, und daß die Einberufung der entlassenen Soldaten allein einen Zuwachs von 30,000 Mann versprach, so ist diese kleine Zahl schwer begreiflich. Die Organisation der dritten Bataillone, welche aus den Verabschiedeten gebildet wurden, war so lau betrieben, daß statt 30,000 nur etwa 15,000 in die Reihen der Armee traten. Der Landsturm oder die Sicherheitsgarden hatten vollends gar keine Ausbeute geliefert. Statt dies imposante Aufgebot in Masse der regulären Armee einzuverleiben, discipliniren und bewaffnen zu lassen, hatte sich Chlopicki um diesen Landsturm, „der mehr verzehre als er werth sei," gar nicht gekümmert. Alles was ihm der allgemeine Enthusiasmus hatte abdringen können, war die Ernennung von zwei sogenannten Regimentairen, — für jedes Weichselufer einer — und von acht Organisatoren — für jede Woiewodschaft einen. Diese Regimentaire, ganz brave Leute, aber ohne allen militärischen Schick, organisirten in zwei Monaten auf dem Papiere 80,000 Mann Fußvolk und 10,000 Mann Reiterei; in Wirklichkeit jedoch blieben von den anfänglichen 300,000 Mann nur 30,000 in der aktiven Armee verwendbare übrig, und diese waren noch längst nicht kampffähig. Der Landsturm verflüchtigte sich in den Händen der Regimentaire zu einem Spielzeuge des Provinzadels und einer Polizeiwache in den Städten. Fast jeder Edelmann wußte sich bei den Organisatoren ein Offizierspatent zu verschaffen, brachte bei seiner Abtheilung seine eignen Ideen über Bekleidung,

Bewaffnung und Commando zur Geltung und lieferte so einen Bruchtheil, der nirgends in's Ganze passen wollte. Aus den Sicherheitsgarden in den Städten wurde der brauchbare, schlagfertige Theil bald ausgeschieden und der Waffen beraubt, dagegen eine Nationalgarde gebildet — zur Bewachung des Eigenthums. In Warschau z. B. nahm die Regierung die Dienste von 30,000 Freiwilligen, handfesten Schuhmachern, Tischlern, Metzgern und Handwerkern aller Art, Knechten und Tagelöhnern nicht an, bemühte sich dagegen unsäglich, eine Nationalgarde, ein erbarmenswürdiges Corps von 5000 Kaufleuten, Beamten und Hauseigenthümern zusammenzustellen.

Als Chlopicki die Diktatur niederlegte, änderte sich in der Organisation des Heeres Nichts. Nicht nur deßhalb, weil Chlopicki als Freund des Fürsten Radziwil die Seele des Commandos blieb, sondern auch deßhalb, weil der Geist Chlopicki's der der höheren Offiziere überhaupt war. Chlopicki hatte alle Offiziere, die unter dem Großfürsten höhern Rang bekleidet hatten, in Aktivität gelassen. Ein Theil von diesen, die Obersten der Regimenter, waren von der russischen Krankheit des Betrügens und Unterschleifemachens angesteckt, somit in der öffentlichen Meinung unheilbar compromittirt, und aus letzterem Grunde sowie wegen der Verringerung ihrer Einkünfte der Revolution wenig zugethan. Alle aber waren mit andern Veränderungen, die der 29. November bereits hervorgebracht hatte oder hervorzubringen drohte, übel zufrieden. Aus der napoleonischen Schule in die Armee des Exerciermeisters Konstantin eingetreten

hatten sie eine tiefgewurzelte Abneigung gegen einen Revolutionskrieg. Die fünfzehn Jahre im Dienste des Großfürsten hatten ihnen eine seltene Meisterschaft im Gamaschendienst gegeben; sie verstanden es vortrefflich, „die Vollzähligkeit der Oesen an den Rabatten und den Glanz des Lederzeuges zu überwachen"; sie wußten die zum Großfürsten geschickten Ordonnanzen mit eigner Hand tadellos anzukleiden; aber gerade diese Meisterschaft der Technik hatte sowol die Leidenschaft wie die Kühnheit, kurz das militärische Genie, in ihnen ertödtet und machte sie mißtrauisch und flößte ihnen Verachtung ein gegen Revolutionssoldaten, welche nicht auf den Paradeplätzen erzogen waren. An maschinenmäßigen Dienst unter der eisernen Disciplin und Leitung des Großfürsten gewöhnt, erschraken sie vor einem Kriege, in dem sie eine gewisse Selbstständigkeit haben und für ihr eignes Handeln und Wollen verantwortlich sein sollten. Die impertinente Behandlung, welche ihnen durch Konstantin widerfuhr, war ihnen fatal gewesen, aber viel fataler empfanden sie die rücksichtslose Kritik der öffentlichen Meinung. In Warschau war ein Kaffeehaus, nach der hübschen Wirthin Honorata die Honoratka genannt. In diesem Kaffeehause pflegten sich die heißblütige Jugend, die Fähndriche, welche das Signal zum Aufstand gegeben, die Akademiker, patriotische Offiziere niederer Grade, Landboten u. A. zu versammeln. Die Kritik, welche hier über Personen und Ereignisse geübt wurde, war beißend und witzig, aber im Sinne der Revolution. So lange man von Chlopicki Etwas hoffte, war die Honoratka des Generals beste Stütze; als seine

Unthätigkeit und sein Starrsinn jedoch zu Tage trat, wurde die Kritik der Honoratka seine schlimmste Feindin. Und wiederum wurde Honoratka der Gesammtname, in welchem die ehemaligen Oberoffiziere Konstantin's alles Revolutionäre und Hassenswerthe zusammenfaßten.

Die Auffassung Chlopicki's und der ihm gleichgearteten Oberoffiziere — Mieroslawski nennt sie treffend die „Praetorianer" — vom Kriege mit Rußland war eigenthümlich genug. Diese Menschen hofften auf keinen glücklichen Ausgang: sie glaubten so wenig an eine Rettung durch die Defensive wie sie an einen Sieg in der Offensive glaubten. Mochte die Ehrfurcht vor der russischen Streitmacht, mochte die Furcht vor einem Siege der Demokratie der Honoratka größer sein, — kurz, sie waren resignirt, verzweifelt; sie hofften auf keinen Sieg, sie wünschten keinen. Mieroslawski legt Chlopicki folgende Worte in den Mund, welche das Räthsel der zahlreichen Unterlassungssünden des polnischen Generalstabs lösen. „Scheert euch!" — schrie Chlopicki mit flammendem Blicke den Zudringlichen entgegen — „was wollt ihr von mir? Ich bin kein General, ich bin Gemeiner — so wollte es Herr Ledochowski*) haben; geht doch zu Radziwil! Wenn ich übrigens auch den Befehl über die Armee annehmen wollte, so könnte ich sie doch nur auf die Schlachtbank führen, denn was soll man mit 30,000 Mann anfangen? Wir wollen bei Praga warten, bis es dem Feinde gefallen wird, uns zu umzingeln; wir klopfen uns tüchtig durch, denn die Ehre Polens erfordert es; wir ver-

*) Ein Landbote.

lieren an 15,000 Mann, und nachdem wir unsere Tapferkeit bewiesen haben, werden wir uns treu zeigen. Da habt ihr meinen Feldzugsplan. Ich weiß nicht, meine Herren, wozu ihr den Landsturm ausbietet, die Magazine füllt, Geschütze gießt — das Alles ist ganz überflüssig. Je mehr ihr mir Truppen gebt, desto mehr werde ich deren verlieren. Schickt das Gesindel nach Hause; um mit Ruhm unterzugehen, haben wir noch zu viel Bajonette." —

Es ist wahr, daß dem Fürsten Radziwil auch wirkliche Operationspläne und Vorschläge zur Organisation der Vertheidigung von den Offizieren des Generalstabs vorgelegt wurden, und mitunter war die eine oder die andere Ordre nach diesem oder jenem Plane gegeben worden, aber im Ganzen überwog die unselige Idee Chlopidi's, und statt das Heer möglichst zu verstärken, ging man darauf aus, die alten Bataillone aus Konstantin's Zeit möglichst ungemischt zu erhalten.

Aus denselben Motiven war es versäumt worden, die Grenzen zu befestigen und dem auf Warschau heranmarschirenden Feinde ernste Hindernisse in den Weg zu legen.

Polen ist allerdings ein Flachland: der Hügelrücken, welcher sich als Wasserscheide des baltischen und pontischen Meers durch das Land zieht, hat — zumal auf dem Rußland zugewandten rechten Weichselufer — keine strategische Bedeutung und gewährt keinen Schutz gegen eine russische Invasion. Aber anstatt der Berge besitzt Polen ein complicirtes Flußsystem, das einer Nationalarmee zahlreiche Hülfsmittel bietet. Wie die Weichsel die Lebensader des Landes im Frieden, so ist sie der

Stützpunkt der Vertheidigung im Kriege. An ihr liegt die befestigte Hauptstadt Warschau und die Hauptfestung Modlin. Ihre Zuflüsse durchfurchen das Land in jeder Richtung und setzen dem eindringenden Feinde natürliche Hindernisse entgegen, welche die Kriegskunst mit geringem Kraftaufwande verstärken kann. Ein russischer Angriff auf Polen kann von verschiedenen Seiten her erfolgen: von Norden her über Litthauen, von Osten her über Volhynien. Diese beiden großen Angriffswege aber sind von einander getrennt durch ein unwegsames Sumpfland, das ungeheure 50 Meilen lange und 30—40 Meilen breite Thal des Pripecz. Wenn die Polen also jene beiden Straßen besetzen, so verzögern oder hindern sie damit, von allem Andern abgesehen, die Vereinigung der russischen Heerhaufen. Die Oertlichkeit ladet — zumal im Norden, von wo voraussichtlich die Hauptmacht naht — zu solcher Vertheidigung nachdrücklich ein. Sind die sumpfigen und waldigen Thäler des Narew und des Bug die Wege, welche vom nördlichen Rußland nach Polen führen, so sind die Städte Lomza und Brescz-Litewski die Thore, welche ein polnischer Feldherr vor allen Dingen zu schließen hat.

Das war aber gänzlich versäumt. Lomza und Breszc ergaben sich ohne Schwertstreich den Russen. Die nördlichen Woiwodschaften gingen verloren ohne Kampf. Nicht einmal die Magazine waren von den Polen geleert oder zerstört. Nur die im Osten an der Grenze Volhyniens gelegene Festung Zamosc hatte eine Besatzung erhalten; dieselbe war jedoch zu schwach, um den äußersten linken Flügel der Russen von dem Vorrücken nach

Lublin und von dem Uebergang auf das linke Weichselufer zurückhalten zu können.

Am 5. Februar traten die Flügel des Feldmarschalls in's Königreich hinüber; am 6. folgte die Hauptmacht; sie schritt zwischen Bug und Narew in's Königreich. Es zeigte sich kein Feind, der die Armee aufgehalten hätte; auch am folgenden Tage, am 7. nicht. Am 8. gebot das eintretende Thauwetter Halt.

Am 9., am 10. Februar blieb die russische Hauptarmee unbeweglich stehen, sie wartete, aber vergeblich, auf erneuerten Frost. Dann änderte Diebitsch seinen Feldzugsplan. Ursprünglich hatte er beabsichtigt, den direktesten Weg auf Warschau zu nehmen, indem er dem Thale des Narew oder der Straße von Lomza nach Warschau folgte. Das Thauwetter schmolz die Eisbrücken und damit den Kalkül des Feldmarschalls hinweg. Er entschied sich für die Straße von Breszc über Siedlce nach der polnischen Hauptstadt, und am 10. bekamen die Korps, welche zwischen Bug und Narew im Kothe wateten, den Befehl, auf das linke Ufer des Bug hinüberzutreten.

Die polnische Armee hatte sich inzwischen auf den beiden Straßen nach Brescz und nach Lomza in einem Winkel aufgestellt, dessen Scheitelpunkt Warschau war: eine Infanteriedivision unter Krukowiecki hielt die letztere Straße bei dem Zusammenfluß des Bug und Narew besetzt, während eine Kavalleriedivision unter Jankowski und eine Abtheilung Reservereiterei unter Kicki etwas weiter vorgeschoben waren. Nach Siedlce (Breszc) zu, also auf dem rechten Flügel der polnischen Armee, war dem Feinde zunächst

eine Reiterdivision unter Suchorzewski postirt; eine Infanteriedivision unter Zymirski, eine zweite unter Skrzynecki nebst einem Theil der Reiterdivision Lubienski's standen weiter rückwärts am Flüßchen Liwiec, der mit seinen Quellflüssen die Chaussee von Warschau nach Siedlce schneidet und in den Bug mündet. Das Hauptquartier befand sich — Chlopicki war am 7. Februar, Radziwil am 8. dahin abgegangen — einige Meilen nordöstlich von Warschau, in Okuniew, und die Infanteriedivision Szembecks bildete dort gleichsam die Reserve.

Die russische Armee ging über den Bug, ohne daß von polnischer Seite ein Versuch gemacht wurde, sie daran zu hindern. Ja die Recognoscirungen der polnischen Reiterei wurden so schlecht geleitet, daß man im Hauptquartier über die Bewegungen des Kerns der russischen Armee in völliger Ungewißheit war. Man erwartete noch am 10. und 11. Februar den Hauptangriff von Norden, von Lomza her und verlegte das Hauptquartier demnach von Okuniew nach Jablonna, einem Flecken, der zwischen Modlin und Warschau unweit der Weichsel liegt. Fürst Radziwil eilte zwischen Warschau und Jablonna hin und her und fragte Jeden, wie wol die Sachen ständen.

Am 12. Februar hatte Diebitsch in der Umgegend von Siedlce und den Liwiec aufwärts gegen 100,000 Mann versammelt. Die Magazine in Siedlce fielen in seine Hände. Nach einigen unbedeutenden Vorpostengefechten — denn Zymirski wich sofort zurück — standen ihm die Uebergänge über den Liwiec und durch das morastige Thal desselben, damit die Straße nach Warschau, offen.

Bis dahin hatte Diebitsch keinen ernstlichen Widerstand erfahren. Die Fehler des polnischen Obercommando's hatten selbst die gefährlichsten Manövers, wie die Ueberschreitung des Bug, ohne Verlust bewerkstelligen lassen. An eine so heldenmüthige Gegenwehr, wie sie sich aus den untern Schichten des polnischen Heeres heraus entwickeln sollte, dachte der Feldmarschall damals schwerlich. Wenn er vorsichtigerweise ein paar Tage unthätig stehen blieb, so geschah das, weil er Heer und Hauptstadt der Rebellen vollständig zu umzingeln und den Aufstand mit einem Schlage zu erdrücken hoffte, weil er dem rechten wie dem linken Flügel der eignen Armee Zeit lassen wollte, die Stellungen des Feindes zu umgehen.

Der äußerste rechte Flügel der Russen unter dem Befehl des Fürsten Schachowskoi war bestimmt, von Lomza aus über Ostrolenka nach Plock zu marschiren, dort über die Weichsel zu gehen und so Warschau im Rücken zu bedrohen. Eine Abtheilung unter General Geismar war detachirt, um die Verbindung mit General Kreutz, der den äußersten linken Flügel bildete und bereits von Volhynien aus in die Woiwodschaft Sandomir auf dem linken Weichselufer eindrang, herzustellen. Namentlich dies Corps Geismar's war der polnischen Armee gefährlich; es schob sich in den Winkel zwischen der Straße von Siedlce nach Warschau und der Weichsel ein und bedrohte die Flanke von Zymirski's Infanterie. Das polnische Obercommando hatte diesem Corps Nichts entgegenzustellen, als einige neu formirte Bataillone und Schwadronen, die unter Führung des Generals Dwer-

nicki rasch vom linken Weichselufer auf das rechte übersetzen mußten.

Aber gerade diese Handvoll Leute, — es waren im Ganzen 6000 Mann — führten gegen das weit überlegene Corps Geismar's einen Streich, der Russen wie Polen den Beweis gab, was polnische Truppen unter einer energischen Führung vermöchten. Dwernicki stand — wie gesagt — an der Spitze einer eilig zusammengerafften Schaar: seine sechs Kanonen wurden von Leuten bedient, die erst Kanoniere seit vierzehn Tagen waren, unter seinen Kavalleristen sah man Reiter ohne Sättel und Riemenzeug, und unterwegs mußte der General sein Corps noch organisiren. Am 10. ging Dwernicki der Marschbefehl zu; am 14. erreichte er den Feind bei Stoczek und warf sich auf denselben. Nach kurzer Kanonade durchbrach er mit seinen Schwadronen beide Flügel Geismar's, trieb dessen ganzen Heerhaufen in die Flucht, eroberte zwölf Kanonen, zehn Munitionswagen, das Gepäck des feindlichen Führers und machte ein paar hundert Gefangene.

Der Eindruck, den dieser Sieg Dwernicki's machte, war tief und bedeutend. In Warschau erhob sich bei der Nachricht ein ungemessner Jubel, man war stolz darauf, daß ein so bekannter Heerführer der Russen eine Niederlage erlitten, stolzer noch darauf, daß eine Anzahl Warschauer Kinder diesen Sieg hatte erfechten helfen. Auch die Hauptarmee fühlte sich ermuthigt durch das glückliche Gefecht; die Generale schämten sich über ihre Retirade, und im Hauptquartier — das wieder nach Okuniew verlegt worden war — wurde der Beschluß

gefaßt, nicht weiter zurückzuweichen, sondern es auf eine Hauptschlacht ankommen zu lassen.

Diebitsch blieb nach dem fehlgeschlagenen Seitenmarsche Geismar's Nichts übrig, als seinen Vormarsch mit der Hauptmacht fortzusetzen. Am 16. Februar brach er in zwei Kolonnen, rechts das Corps Rosen's, links das Corps Pahlen's, die Heeresabtheilungen Witt's und des Großfürsten Konstantin in der Reserve, auf. Am 17. stieß Rosen mit Skrzynecki, Pahlen mit Zymirski zusammen. Beide polnische Generale zogen sich, wenn auch in guter Ordnung, zurück; Skrzynecki nicht, ohne sich den ganzen Tag lang bei Dobre mit den Truppen Rosen's tapfer herumgeschlagen zu haben. Am 18. drang die russische Armee weiter vor, Zymirski bestand ein Gefecht bei Janowek; gegen Abend, am 18. Februar, zogen sich alle Theile des polnischen Herres, auch Krukowiecki war rückwärts beordert, — nach Grochow zurück.

Nach Grochow hatte Radziwil oder vielmehr Chlopicki das Hauptquartier der polnischen Armee verlegt; bei Grochow wollte er die Entscheidungsschlacht annehmen. Am Morgen des 19. Februar kamen die letzten polnischen Bataillone der Division Zymirski aus den Wäldern, die bis kurz vor Grochow zu beiden Seiten der Heerstraße sich ausbreiten. Die Russen drängten ihnen nach. Um den Nachbar zu „degagiren" wirft Szembeck, der mit seiner Division zunächst, bei Waver, steht, einige Bataillone und vier Batterien gegen die russische Reiterei, diese erhält ebenfalls Verstärkung, ein Gefecht entspinnt sich, und aus dem Gefecht wird eine Schlacht. Zwei Mal werden die Russen in die Wälder zurückgeworfen;

doch die Ueberzahl derselben entreißt den Polen, welche in ungünstiger Position und aller Oberleitung entbehrend hartnäckigen Widerstand leisten, den Sieg. Mit einem Verlust von 4000 Mann zahlt Diebitsch die Besetzung der Höhen von Waver.

Früh am 20. Februar griff der Feldmarschall von neuem an.

Um Praga, die Vorstadt Warschaus auf dem rechten Weichselufer, dehnt sich eine halbkreisförmige Niederung, deren Radius eine starke Stunde, deren Peripherie etwa drei deutsche Meilen mißt. Die Niederung ist von einem doppelten Rahmen von Sümpfen und bewaldeten Höhen umgeben. Den östlichen Theil des äußeren Rahmens, die Wälder, hielt Diebitsch besetzt; der innere Rahmen, die Kette der Moräste, deckte die polnische Armee. Es giebt zwischen den Sümpfen hindurch drei Zugänge zu dieser Niederung, der eine, die Chaussee von Siedlce, an Grochow vorbei, der andere, der Weg von Kobylka, über Zabki, der dritte, der Weg von Nieporent, über Bialolenka. Den ersteren Zugang schickte Diebitsch sich am Morgen des 20. an zu erzwingen.

Der rechte Flügel der Polen, die Division Szembeck, lehnte sich rechts an ein unzugängliches Moorland, die sächsische Kempe, im Centrum vertheidigte die Division Zymirski die Siedlcer Heerstraße und lehnte sich links an einen kleinen Erlenwald; den linken Flügel bildete die Division Skrzynecki, welche theils den Erlenwald, theils das durch einen Kanal gedeckte Terrain weiter links nach Kamenczin hin, wo wieder unzugängliche Sümpfe begannen, besetzt hielt. Die Artillerie war,

je zwei Batterien rechts und links vom Erlenwalde, der Rest an der Chaussee postirt, so daß vor der Front des Gehölzes ihr Feuer sich kreuzte. In zweiter Linie hinter Skrzynecki und Zymirski stand die Division Krukowiecki; die Reiterei in Reserve auf dem linken Flügel; nach Zabki zu eine Batterie, um das Heer vor einer wenn auch unwahrscheinlichen Ueberflügelung zu sichern. Das Terrain war den Polen, sofern sie nur an Vertheidigung dachten, günstig, ihre Stellung außerordentlich fest, in ihrem Rücken, nur eine Stunde entfernt, lag Warschau. Nur für den Fall einer Niederlage konnte man Grund haben, das Aeußerste zu fürchten: die Ebene zwischen Grochow und Praga bot einer geschlagenen Armee nicht den mindesten Stützpunkt, Praga — nur ein Brückenkopf, aber keine Festung im eigentlichen Sinne des Worts — vermochte die Flüchtigen nicht zu schützen, die eine Brücke über die Weichsel genügte nicht für eine verfolgte Armee, und noch dazu drohte das Eis des Stroms jeden Augenblick aufzugehn und diese einzige Brücke zu zerreißen.

Den Schlüssel der polnischen Schlachtordnung bildete das Erlenwäldchen. 2000 Schritt in der Front breit und 1000 Schritt tief, einen Kanonenschuß von der Chaussee entfernt, gab es den Polen Deckung gegen die feindliche Artillerie und diente als Stützpunkt für Flankenangriffe auf die Chaussee. Diebitsch sah das ein und richtete gegen diesen Wald seine Angriffe.

200 Kanonen donnerten eine Stunde lang vom Saume des Waldes her auf die polnischen Bataillone. Dann wurde das Corps Rosen's zum Angriff auf das Gehölz beordert. Bataillone auf Bataillone drangen vor,

aber eben so viele wurden geworfen. Das vierte Linienregiment, das den Erlenwald besetzt hielt, bedeckte sich mit Ruhm. Wenn die Russen vor den Kugeln nicht wichen, so machten sie Kehrt vor den Bajonnetangriffen des vierten Regiments. Mittags ein Uhr trat das fünfte Linienregiment an die Stelle des vierten. Es blieb an Tapferkeit hinter jenem nicht zurück. Alle Angriffe der Russen zerschellten vor dem Feuer der polnischen Batterien und vor der heroischen Standhaftigkeit der Infanterie. Der Tag neigte sich, das Rosensche Corps hatte schwere Verluste erlitten, es war so gelichtet, daß man mehre zerfetzte Regimenter zusammenziehn mußte, um Bataillone daraus zu bilden, aber Diebitsch hatte keinen Fußbreit Erde gewonnen.

Diebitsch fühlte sich zu schwach, um nach einer zweitägigen Schlacht am 21. den Kampf sofort wieder aufzunehmen. Am Morgen des 21. schlug er dem Feinde, um die Todten zu begraben, einen dreistündigen Waffenstillstand vor. Aus den drei Stunden wurden drei Tage.

Der Grund dieses langen Verzugs war folgender Kalkül des Feldmarschalls: Ein Angriff auf die Front der feindlichen Stellung ist von zweifelhaftem Erfolg, jedenfalls mit ungeheurem Verlust verbunden; es wird also nöthig sein, einen Stoß auf die Flanke oder auf den Rücken der polnischen Armee gleichzeitig mit dem Frontangriff zu führen. Um die russische Hauptmacht nicht zu schwächen, wird Fürst Schachowskoi, der im Norden operirt, für diesen Zweck herbeigerufen. Drei Tage sind

nöthig, bis er auf dem Schlachtfelde erscheinen kann, eine Zeit, die auch für die Hauptarmee nothwendig ist, um die verschossene Munition durch neue Zufuhren zu ersetzen.

Fürst Schachowskoi zog — durch einen Courier beordert — in Eilmärschen herbei. Eine winzige polnische Heerabtheilung, die am Zusammenfluß des Bug und Narew aufgestellt war, vermochte ihn nicht aufzuhalten, unangefochten vereinigte er sich mit dem Corps, das ihm der Feldmarschall voll Besorgniß entgegengesandt hatte, in Nieporent. Am 24. Februar traf er in Bialolenka ein. Hatten die Polen, obwol von der bevorstehenden Diversion Schachowskoi's unterrichtet, es versäumt, sich mit Uebermacht auf ihn zu werfen, so stellten sie ihm auch jetzt eine zu schwache Abtheilung entgegen. Ein wüthendes Gefecht entbrannte in und um das Dorf Bialolenka: Häuser, Höfe, Hecken und Gräben wurden mit der unerschrockensten Bravour vertheidigt. Erst gegen Abend zogen sich die Polen vor der Ueberzahl um einige hundert Schritte zurück.

Dieser Angriff, den Schachowskoi auf Bialolenka machte, hatte nicht im Plane des russischen Heerführers gelegen. Nicht über Bialolenka im Rücken der Polen, sondern über Zabki, in der Flanke, sollte Schachowskoi einbrechen, um seine Verbindung mit dem Kern der russischen Armee vor Grochow sicherer zu wahren. Aber der Courier hatte ihn verfehlt und traf erst ein, als der Kampf bereits wüthete.

Am Morgen des 25. Februar hatten die tapfern polnischen Bataillone, welche Tags zuvor Bialolenka vertheidigt

hatten, endlich Verstärkung erhalten: die ganze Division Krukowiecki war in der Nacht eingetroffen. So begann beim ersten Grauen des Tages polnischer Seits der Angriff auf die langsam zurückweichenden Russen: das Dorf Bialolenka ward zurückerobert und Schachowskoi mit dem Verlust einiger Kanonen in die Sümpfe geworfen.

Diebitsch vernahm den Lärm dieses Kampfes, fürchtete für das vereinzelte Corps bei Bialolenka, dem er keine erhebliche Hülfe senden konnte, und beschloß, die Schlacht, die er auf den 26. zu liefern beabsichtigt hatte, nun sofort zu schlagen. Zwischen 8 und 9 Uhr Morgens traf er seine Vorbereitungen. Dann um 9 Uhr traten die russischen Kolonnen aus dem Walde heraus: links die Divisionen des Pahlenschen Corps auf der Chaussee, Grochow gegenüber, rechts die Regimenter Rosen's, abermals gegen den Erlenwald bestimmt, die Garden und die Reiterei und eine Division Grenadiere standen in der Reserve.

Die Stellung der polnischen Armee hatte sich seit dem 20. wenig verändert. Ein Regiment Sensenträger hatte die Division Szembek's verstärkt, zwei Regimenter neuer Kavallerie waren zur Reserve herangezogen, so daß die Gesammtzahl der Armee 45,000 Mann betrug; außerdem hatten die Divisionen Zymirski und Skrzynecki ihre Positionen vertauscht. Die Stimmung des Heeres war zuversichtlich; die bisherigen Kämpfe hatten das moralische Uebergewicht der Polen entschieden herausgestellt; selbst Chlopicki dachte an einen Sieg.

Der Morgen des 25. Februar war milde und wolkenlos. Die Sonne schien und weichte die gefrorne Erde

ein wenig auf. Der Donner der russischen Kanonen unterbrach die Ruhe des Wintermorgens.

Gegen das Erlenwäldchen richtete Diebitsch wiederum den ersten Stoß. Mehr als zwanzig Bataillone gingen vor; die polnische Artillerie, etwas anders und ungünstiger postirt als am 20., vermochte sie nicht aufzuhalten; sie stürzten auf das Gehölz. Eine Stunde lang hielten sechs polnische Bataillone der Division Zymirski diesen fürchterlichen Andrang auf. Als sie weichen mußten, lösten sechs Jägerbataillone sie ab und warfen die Moskowiter völlig aus dem Wäldchen zurück. Von neuem schickt Diebitsch die geworfenen Bataillone vor, er verstärkt sie bis auf sechsunddreißig: ein fürchterliches Ringen zwischen polnischem Heldenmuth nnd russischer Todesverachtung beginnt. Zymirski bittet um Ablösung, er schickt einen Adjutanten nach dem andern; Chlopicki läßt ihm befehlen, er solle den Wald um jeden Preis halten; aber eine tödtliche Verwundung enthebt den Divisionsgeneral aller Verantwortung, und seine gelichteten Bataillone lassen sich aus dem Walde drängen.

Das ist um Mittag. Die Russen sind im Besitz des Wäldchens und greifen bereits die Division Skrzynecki an. Da werfen sich um halb ein Uhr Skrzynecki und Chlopicki, der erste an der Spitze von zwölf, der letztere an der Spitze von vier Bataillonen von neuem auf das Gehölz. Skrzynecki zertrümmert die ihm gegenüberstehenden Kolonnen zuerst, bald auch Chlopicki, nachdem ihm Prondzynski mit einem Regimente Jäger zu Hülfe geeilt ist. Gleichzeitig schmettert die polnische Artillerie die von den Höhen nachrückenden Russen reihen-

weise nieder. Eine schreckliche Verwirrung entsteht in deren Gliedern: aus dem Erlenwäldchen hinaus stürzen sie in wilder Flucht rückwärts auf die Grenadiere, auch diese weichen und reißen den Stab des Feldherrn mit sich fort. Schon nahen die Polen den russischen Batterien.

Der Augenblick scheint entscheidend. Chlopicki ruft nach der Reserve, um den Feind vollends über den Haufen zu werfen. Er schickt einen Adjutanten zum General Lubienski, der mit seiner Kavalleriedivision im Hintertreffen beim sogenannten eisernen Pfahl an der Chaussee hielt. Lubienski weigert sich zu gehorchen, da er nur Befehle von Radziwil annehme. Chlopicki sprengt selbst rückwärts zum nominellen Generalissimus, und der Adjutant begiebt sich nochmals zu Lubienski. Aufgebracht eilt Chlopicki in die Schlachtlinie zurück, da fällt eine Granate nieder, krepirt seinem Pferde unter dem Leibe, tödtet das Thier und wirft ihn selbst an beiden Beinen verwundet zu Boden. Sensenmänner werden herbeigerufen, legen den Schwerverwundeten auf ihre Sensen und tragen ihn hinweg.

Der Fall Chlopicki's erregte Bestürzung in der polnischen Armee. Sie war von nun an — denn auch Radziwil verließ das Schlachtfeld — ganz ohne Oberleitung. Inzwischen ging auch der Division Skrzynecki's die Kraft aus, und die Russen hatten sich von ihrem Schrecken erholt. Es ist gegen drei Uhr Nachmittags. Die Polen werden wieder rückwärts gedrängt, das Erlenwäldchen geht nochmals verloren. Gleichzeitig langt Schachowskoi, der einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, über Zabki den Polen in die Flanke zu fallen, auf dem

rechten Flügel des Feldmarschalls an, und seine vierzig Kanonen spielen gegen den linken Flügel der polnischen Armee. In diesem Moment rafft Diebitsch seine sämmtliche Reiterei zusammen: es sind gegen 15,000 Pferde; noch läßt sich vielleicht ein glänzender Sieg erfechten. Die ungeheure Masse der Moskowitischen Kavallerie rückt in drei Kolonnen heran auf die Reste der Divisionen Szembeck's, Zymirski's und Skrzynecki's. Aber diese heldenmüthigen Truppen verlieren auch in diesem Augenblicke die Besonnenheit nicht. Die Division Szembeck zieht sich langsam aber in guter Ordnung zurück, nur ein Bataillon neuer Truppen ergreift die Flucht, eilt nach Ueberschreitung des brüchigen Eises der Weichsel auf Warschau zu und verbreitet dort einen blinden Schrecken. Im Centrum und auf dem linken Flügel der Polen hat sich die Infanterie bataillonweise in Quarrés formirt; bei ihrem Anblick bleibt das Gros der russischen Reiterei bestürzt stehen; nur vier Schwadronen des Kürassier-Regiments Prinz Albrecht (von Preußen) wagen sich in die Zwischenräume dieser Quarrés; es sind das dieselben Kürassiere, welche 1814 an der Spitze der russischen Truppen in Paris einzogen; aber jetzt büßen sie ihre Verwegenheit, sie, die den Namen der Unüberwindlichen auf ihren Helmen führen, sinken als Leichen unter den Kugeln der polnischen Bataillone.

Das war die blutige Schlußscene dieser mörderischen Schlacht. Allerdings drang General Toll, Chef des russischen Generalstabs, in Diebitsch, sofort einen Sturm auf Praga zu unternehmen. Aber der Feldmarschall ging nicht darauf ein. Standen ja doch auch bei Zabki und

bei Bialolenka noch ein und eine halbe Division polnischer Infanterie und die Masse der Kavallerie, die an der Blutarbeit vor Grochow keinen Theil genommen hatten, und die Russen konnten von Glück sagen, daß sie nicht angegriffen wurden. In der That machten die Generale Szembeck und Skrzynecki dem Fürsten Radziwil den Vorschlag, nach Einbruch der Nacht mit der endlich herangerückten Division Krukowiecki's und der ganzen Infanterie einen Bajonettangriff auf die Russen zu machen. Aber Radziwil ist besorgt, daß das Eis die Weichselbrücke fortreißen möge, und giebt Befehl zum Rückzuge nach Warschau. So behaupteten die Russen unangefochten die Ebene, und die Polen zogen sich ungehindert und ungestört über die Brücke zurück; sie verloren keinen Gefangenen und kein Stück Geschütz.

Wie stark der Verlust auf beiden Seiten in der Schlacht bei Grochow gewesen, läßt sich nicht mit Gewißheit ermitteln. Die Angaben der Beschreiber dieser Schlacht weichen um mehre Tausende ab. Es scheint, daß die Russen 10—12,000, die Polen 6—8000 Mann verloren. Mit diesem ungeheuren Verlust hatte Diebitsch — den Erlenwald gewonnen; die Polen trugen das Bewußtsein vom Schlachtfelde hinweg, daß nicht die Tapferkeit, auch nicht einmal die numerische Ueberlegenheit der Russen ihnen eine Niederlage beigebracht habe, sondern allein der Mangel einer tüchtigen Oberleitung und der Ungehorsam der Divisionsgenerale. Lubienski und Krukowiecki hatten die Schuld an diesem Unglück, denn auch der letztere blieb, nachdem Schachowskoi längst seinen Marsch zur russischen Hauptarmee angetreten, ja sich mit

dieser vereint hatte, trotz wiederholter Aufforderungen eigensinnig und müssig bei Bialolenka stehen und entzog so dem Kampfe seine 15,000 Mann.

Beide Armeen waren durch die Schlacht entkräftet, beide bedurften der Erholung; und so sehen wir dieselben vierzehn Tage in Unthätigkeit verharren.

Diese Waffenruhe kam lediglich den Polen zu Gute und demoralisirte die Invasionsarmee.

Diebitsch machte am 26. Februar allerdings einen schwachen Versuch, den Brückenkopf von Praga zu nehmen. Er besetzte die Verschanzungen dieser Vorstadt, die jedoch in der Nacht zuvor von den Polen angezündet und Nichts als eine wüste Brandstätte war, und ließ den Brückenkopf wie die Brücke beschießen. Aber die Elemente kamen jetzt den Polen zu Hülfe. Es trat entschiedenes Thauwetter ein: der Regen strömte herab, das Eis der Weichsel war nicht mehr haltbar, die Niederung um Praga wurde ein einziger großer Sumpf; das Geschütz blieb im Koth stecken, und die Regimenter campirten in Wasserpfützen. Der Feldmarschall zog sich nach wenigen Tagen muthlos in die Wälder zurück, und unternahm selbst dann Nichts gegen den Brückenkopf, als das völlige Aufgehen des Eises die Weichselbrücke zerriß und alle Communikation zwischen Warschau und dem schwach besetzten Praga störte.

Während die Russen nun in den Wäldern lagen, der Nässe, der Kälte und, was fürchterlicher als Alles war, der Cholera Preis gegeben, während sie mitten im

feindlichen Lande unter einer erbitterten Bevölkerung auf unzuverlässige Zufuhren angewiesen mit dem Hunger zu kämpfen hatten, rekrutirte und stärkte sich das polnische Heer vermöge all der Hülfsmittel, die in einem für den Widerstand enthusiasmirten Lande einer nationalen Armee zu Gebote stehen.

Die Schlacht des 25. hatte Warschau in ungeheure Aufregung versetzt: die Einwohner der Hauptstadt lebten alle Phasen dieses vor den Thoren wüthenden Kampfes mit durch. Der Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung drückte sich unter ihnen viel stürmischer aus als in den disciplinirten Scharen der Armee. Die Flucht des einen — oben erwähnten — Regiments, dann der Rückzug der ganzen Armee, die auf den Straßen campirte, erzeugte Verwirrung und tödtliche Bestürzung. Der Anblick der russischen Kolonnen, die man am 27. Morgens in der Ferne am Saume der Wälder einen Gottesdienst halten sah, und das fortdauernde Kanonenfeuer von Praga herüber erhöhte die Angst. Es ging das Gerücht, eine Deputation des Gemeinderaths habe den Senat ersucht zu capituliren. Auch der Reichstag hatte die Besonnenheit verloren; die Reihen seiner Mitglieder hatten sich bedeutend gelichtet, und als sich eine Anzahl Landboten verpflichten sollte, in der Stadt zu bleiben und dieselbe nicht anders als mit der Regierung zu verlassen, fanden sich nur sechsundzwanzig, die freiwillig ihr Ehrenwort gaben. Die Conservativen waren es, wie gewöhnlich, die Reißaus genommen hatten oder nehmen wollten. Blieb auch die Regierung vergleichsweise fest, so währte es doch vier Tage, ehe Warschau sich völlig beruhigte.

Hiezu trug namentlich die sichre Haltung bei, welche die Armee, wenn auch nicht ununterbrochen bewahrt, doch rasch wiedergewonnen hatte. In der Nacht vom 25/26 Februar noch war im Schoß der Regierung der Beschluß gefaßt, den Oberbefehlshaber zu entsetzen und ihm einen Nachfolger zu geben. Um drei Uhr Morgens berief man Radziwil und eine Anzahl Generäle zu einer gemeinschaftlichen Berathung mit den Regierungsmitgliedern. Den Anklagen der Generale hatte Radziwil Nichts entgegenzusetzen als ein Geständniß seiner Schwäche und seine Bereitwilligkeit, den Posten des Oberfeldherrn zu räumen. Auf Chlopicki's Unterstützung, der schwerverwundet darniederlag, konnte er für sich nicht ferner zählen. So schritt man rasch zur Wahl eines Nachfolgers. Skrzynecki hatte sich in den bisherigen Schlachten entschieden hervorgethan, bei Dobre, bei Waver, bei Grochow hatte er mit glänzender Tapferkeit gefochten. Für ihn stimmten die Generale; die Regierung pflichtete bei, und der Reichstag bestätigte die Wahl.

Das Heer nahm diese Ernennung mit Jubel auf; denn Nichts imponirt dem Soldaten mehr als der Heroismus persönlicher Tapferkeit. Als Skrzynecki am 27. früh sich dem Heere vorstellte, schwand alle Entmuthigung, um so mehr, als der neue Feldherr eine Reihe von Maßregeln ergriff, die von kräftigem Willen zu zeugen schienen. Er that sein Mögliches, Waffen und Munition herbeizuschaffen, die durch die Schlacht gerissenen Lücken der Regimenter auszufüllen und den Brückenkopf von Praga durch eine zuverlässige Besatzung zu sichern. Die beiden tüchtigsten Strategen des Heeres, den Oberst Chrzanowski

und den Oberstlieutenant Prondzynski, zog er in seine Nähe, den erstern ernannte er zum Chef des Generalstabs, den andern zum Generalquartiermeister. Auch in dem Commando der Divisionen nahm er Veränderungen vor: Mühlberg erhielt die Division Krukowiecki's, der mit der Stelle eines Gouverneurs von Warschau abgefunden wurde, Malachowski die Division Skrzynecki's, Rybinski die des gefallenen Zymirski, Gielgud diejenige Szembeck's, welcher seine Entlassung erhielt.

Vom militärischen Gesichtspunkt aus kann man in der That einräumen, daß die Wahl Skrzynecki's zum Oberfeldherrn eine nicht ganz unmotivirte war. Die polnische Armee hatte damals nur noch einen Oberoffizier, der wie Skrzynecki eine hervorragende Tüchtigkeit bewährt hatte, nämlich Dwernicki Es ist gewiß, der letztere hatte zwei glänzende Siege erfochten — am 19. schlug er auch den russischen General Kreutz und zwang ihn das linke Weichselufer zu verlassen — und einen Sieg erfechten wider einen überlegenen Feind ist mehr, als einem Angreifer kaltblütigen Widerstand leisten. Aber für Skrzynecki konnte es sprechen, daß er seine Tapferkeit unter den Augen der Hauptarmee, welche er führen sollte, bewiesen hatte, und außerdem, daß er sofort zur Hand war, um das Commando zu übernehmen. Was indeß die übrigen Eigenschaften Skrzynecki's betrifft, so war er zum Führer einer Revolutionsarmee ebenso unfähig als Chlopicki.

Johann Skrzynecki war schon bei der ersten Wahl eines Oberfeldherrn einer der Concurrenten Radziwil's gewesen. Was damals die Blicke des Reichstags auf

ihn lenkte, war im Grunde nur dies, daß er der einzige Regimentscommandeur aus den Zeiten Konstantin's war, der sich keine Unterschleife hatte zu Schulden kommen lassen. Mehr zu Hause in den Salons und feinen Cirkeln von Warschau als in dem Kreise seiner Kameraden war er unter letzteren nicht besonders beliebt. Seine aristokratischen Manieren gefielen dem Soldaten wenig, wenn auch die hohe Gestalt und die soldatische Haltung des erst vier und vierzigjährigen Generals, — Dinge, worauf der polnische Soldat starken Werth legt — imponirten. Man mußte es Skrzynecki lassen, daß er ein Mann von Bildung wie von Kenntnissen war, aber seine ganze bisherige Haltung kennzeichnete ihn als einen Aristokraten vom reinsten Wasser. Der Reichstag konnte sich's voraussagen, wenn er Skrzynecki zum Feldherrn wählte, daß er der diplomatischen Partei damit den zweiten einflußreichsten Posten des Staats gab. Der Diplomat Czartoryski Präsident, der Diplomat Skrzynecki Generalissimus!

Die ersten Tage nach Skrzynecki's Ernennung constatirten das vollständig. Der Generalissimus nahm die albernen Sitten des Salons mit hinüber in's Feldlager: er sammelte um sich eine Schaar, gleichsam einen Hofstaat, hochadliger junger Leute, er entfaltete allen möglichen Luxus, den sein Gehalt ihm erlaubte, hielt zu Wagen die Revuen ab und begleitete zu Wagen die marschirenden Truppen, er warf mit Ehrenzeichen um sich, und damit kein Merkmal des Aristokratismus fehle, umgab er sich auch mit dem Nimbus einer Frömmigkeit, welche seit den Tagen der heiligen Allianz der haut gout der vornehmen Cirkel geworden ist. Nicht nur daß man ihn

häufig in den Kirchen sah und ihn in dem frömmelnden Jargon der Reaktion des 19. Jahrhunderts reden hörte, auch seine Proklamationen an's Heer waren reichlich mit religiösen Phrasen, mit dem Hinweis auf Gott und den Himmel gespickt.

Am meisten jedoch dokumentirte sich Skrzynecki's Gesinnung dadurch, daß er von neuem Unterhandlungen anknüpfte. In den ersten Tagen des März benutzte er die Auswechslung von Gefangenen, um mit Diebitsch in Verkehr zu treten. Er schrieb an den russischen Feldmarschall, setzte ihm auseinander, daß die Polen gezwungen gewesen seien, die Waffen zu ergreifen, sprach von einer möglichen Unterwerfung, wenn der Kaiser die Aufrechthaltung der Constitution garantire, und forderte den Feldmarschall auf, sich in diesem Sinne beim Kaiser zu verwenden. Diebitsch antwortete auf diesen Brief nicht selbst, aber durch einen Offizier des Generalstabs ließ er dem Abgesandten Skrzynecki's mittheilen, daß durch die Thronentsetzung des Kaisers jeder Verkehr russischer Behörden mit den Polen aufgehoben sei, vor allen Dingen habe der Reichstag jenen Beschluß zurückzunehmen. Skrzynecki ließ sich durch diesen hochfahrenden Bescheid nicht warnen, noch einen zweiten Versuch zu machen; er schrieb von neuem an Diebitsch, wiederholte, was er bereits gesagt hatte, und fügte hinzu, daß Rußland sich in der Vergangenheit keinen Anspruch auf das Vertrauen der Polen erworben habe, daß also Garantien für die Zukunft geboten werden müßten, bevor von einer Rücknahme des Beschlusses über die Thronentsetzung die Rede sein könne. Hierauf brach Diebitsch die Unterhandlungen völ-

lig ab, er beauftragte den General Geismar, den Agenten Skrzynecki's zu erklären, daß fernere Verhandlungen zwecklos seien.

Der russische Feldmarschall hatte vollkommen Recht, wenn er diese Correspondenz zwecklos nannte, aber sie war mehr als zwecklos, sie war von Seiten des Polen geradezu verrätherisch. Es entspann sich hinterher ein ärgerlicher Streit über dieselbe zwischen Skrzynecki und der Regierung, wodurch das eigenmächtige Verfahren des Generalissimus bloßgelegt wurde. Skrzynecki hatte allerdings, ehe er an Diebitsch schrieb, sich den Rücken zu decken gesucht, einige einflußreiche Mitglieder des Reichstags in's Vertrauen gezogen und sich von der Regierung die Erlaubniß erwirkt, an den russischen Feldherrn einen Brief zu richten. Aber er hatte seine Vollmacht in zwiefacher Beziehung überschritten, einmal — indem er auf eine Rücknahme des Beschlusses über die Thronerledigung hindeutete, und dann — indem er ohne Wissen der Regierung einen zweiten Brief an Diebitsch richtete. Daß überhaupt Verhandlungen angeknüpft wurden, ließ sich allenfalls mit dem Wunsche begründen, die militärischen Operationen der Russen aufzuhalten und Zeit zur Ergänzung der polnischen Armee zu gewinnen; in der That motivirte die Regierung es so, daß sie ihre Genehmigung zu Verhandlungen ertheilt habe; aber die angedeutete Möglichkeit einer Unterwerfung Polens und die Verheimlichung des ferneren Briefwechsels wies auf Absichten hin, die seit der Unabhängigkeitserklärung unbedingt verfassungswidrig waren. Eine entschlossene Regierung und ein seiner Würde bewußter Reichstag hätten den General sofort vor

ein Kriegsgericht gestellt; aber der Einfluß der diplomatischen Fraktion, die dem Verfahren Skrzynecki's im Herzen zustimmte, war in Regierung und Reichstag zu mächtig, als daß der verrätherische Versuch des Oberfeldherrn gebührend geahndet wäre.

Polen hatte für diese Unterlassung schwer zu büßen.

---

7. Kapitel.

Die Feindseligkeiten beginnen von neuem. — Schlachten bei Waver, bei Dembe, bei Iganie. — Aufstände in Litthauen und Volhynien. — Unglückliches Ende der Expedition Dwernicki's. — Unternehmungen gegen die Garden. — Schlacht bei Ostrolenka. — Diebitsch und der Großfürst Konstantin sterben nach einem Besuche des Grafen Orlof.

In der Mitte des März raffte sich Diebitsch aus der unthätigen Lethargie auf, in der er seit der Schlacht bei Grochow in den Wäldern vor Praga hingebrütet hatte. Den Angriff auf Praga hatte er aufgegeben, dagegen schickte er sich an, oberhalb Warschau die Weichsel zu überschreiten, um dann auf dem linken Ufer derselben gegen die Hauptstadt vorzudringen. Am 11. März ging das Eis des Flusses auf; am 12. begannen die Russen das Weichselthal zu recognosciren; am 15. legte man die erste Hand an die Vorarbeiten zum Uebergang, der bei Stezyca, zwei Meilen oberhalb der Mündung des Wieprz in die Weichsel, stattfinden sollte. Das Hauptquartier des Feldmarschalls befand sich anfangs in Siennica, fünf Meilen von Praga, ward dann aber näher der Weichsel zu, nach Ryki, verlegt.

Der Kern der Armee, über welchen Diebitsch unmittelbar verfügte, belief sich nur auf 43,000 Mann und

173 Geschütze, die drei Corps Schachowski's, Pahlen's und des Großfürsten Konstantin. Das Corps Rosen's, etwa 20,000 Mann stark, blieb bei Grochow stehen, um einem etwaigen Ausfall der Polen von Praga her die Spitze zu bieten; der General Sacken war mit einem Detachement von 5600 Mann abgesandt, um den russischen Garden, die 24,000 Mann stark unter Führung des Großfürsten Michael langsam von Litthauen heranrückten, die Hand zu bieten und einen Volksaufstand, der sich auf dem rechten Weichselufer, zwischen Narew und Weichsel, organisirte, im Entstehen zu unterdrücken. Ein anderes Corps unter Witt (später unter Toll) hatte Diebitsch nach dem Süden detachirt, wo Dwernicki einzelne Abtheilungen des Generals Kreutz wiederholt geschlagen hatte und sich anschickte, in Volhynien einzubrechen.

Einer so zersplitterten, durch weite Räume von einander getrennten, durch Verluste geschwächten Armee gegenüber befanden sich die Polen in überaus günstiger Lage. Die Lücken ihres Heeres waren rasch ergänzt, ja die Zahl der Truppen überstieg jetzt diejenige, mit welcher der Feldzug eröffnet war. Die aktive Armee zählte 78,000 Streiter, wovon 56,000 auf die Hauptarmee, der Rest auf die besonderen Corps der Generale Dwernicki, Uminski und Sierawski kamen. Die Hauptmacht, in der Nähe von Warschau concentrirt, konnte vermittelst der wiederhergestellten Brücke bei Praga jeden Augenblick die Weichsel überschreiten, konnte jedes russische Armeekorps getrennt angreifen und hatte für den Fall einer Niederlage den Brückenkopf von Praga und die Festung Modlin im Rücken. Fast jeder Offizier der polnischen

Armee begriff diese Situation, nur — der Oberfeldherr nicht. Skrzynecki betete und ließ sich über den Erfolg der diplomatischen Verhandlungen, die mit England, Oesterreich und Frankreich angeknüpft waren, Bericht erstatten. Die beiden tüchtigsten Strategen seines Stabes, der Generalquartiermeister, Prondzynski, und der Chef des Generalstabs, Chrzanowski, legten ihm Operationspläne vor, — er konnte sich nicht entschließen zu handeln. Er machte weder Anstalt, über die vom Norden heranrückenden Garden herzufallen, noch sich auf das bei Grochow stehende Corps Rosen's zu stürzen, noch Diebitsch am linken Weichselufer bei Stezyca zu erwarten, um dessen Kolonnen zu zerschmettern, wenn sie wirklich den Uebergang anträten.

Der unheilvolle Plan Chlopicki's, sich bloß in der Defensive zu halten, war auf Skrzynecki übergegangen. So zersplitterte er die Armee in lauter Beobachtungscorps, schob in der Mitte des März 24—25,000 M. in drei Abtheilungen an die Weichsel den 43,000 M. des Feldmarschalls gegenüber, postirte 6000 Mann zur Beobachtung der Garden im Thale des Narew, 4000 Mann unter Sierawski an der Oberweichsel im Lublinschen, ließ Dwernicki unter den Kanonen von Zamoscz halten Witt und Kreutz gegenüber, und besetzte selbst mit 28,000 Mann die Hauptstadt, dieselbe gegen Rosen's 20,000 deckend. Selbst bis in nichtmilitärische Kreise drang das Murren über die Unthätigkeit des Feldherrn: die Presse fing an, ihn in eben nicht schmeichelhafter Weise zu kritisiren, und von der demokratischen Partei des Reichstags wurde eine Beschwerdeschrift ge-

gen ihn vorbereitet. Da, scheint es, drängte auch die diplomatische Partei den Generalissimus, Etwas zu thun, — sie wußte den Landboten Zwierkowski, der die Beschwerde einreichen wollte, zu einem dreitägigen Aufschub zu bewegen, Skrzynecki erließ einen Tagesbefehl an die Truppen, worin er seine Briefe an Diebitsch mit Auslassung der prägnantesten Stellen veröffentlichte, und Thaten verhieß, nachdem die Worte Nichts gefruchtet.

Prondzynski war gerade unwohl, als Skrzynecki seinen Entschluß faßte, und so ließ dieser sich zur Ausführung der Vorschläge Chrzanowski's bestimmen. Den russischen Garden sollte es gelten. Die Armee erhielt in diesem Sinn Befehle, die Divisionen setzten sich in Marsch. Unterdeß aber hat sich Prondzynski erholt, eilt zu seinem Feldherrn, stellt ihm theils die Gefahr, welche die Hauptstadt laufe, theils die Unsicherheit des Erfolgs vor, wenn man gegen die Garden marschire, und bewegte ihn in der That, von diesem Plane abzustehen und sich gegen das Corps Rosen's zu wenden. Die Befehle wurden geändert, am 27. März ward Praga den Divisionsgeneralen als der Sammelpunkt für den 29. angegeben, über den eigentlichen Zweck der Contreordre verlautete Nichts, vielmehr glaubten selbst die Generale noch an eine Expedition gegen die russischen Garden.

In der Nacht vom 29./30. März brachen die Infanteriedivisionen Gielgud und Malachowski und ein Kavalleriecorps unter Skarzinski aus dem Lager bei Powazki unfern Warschau auf. In tiefem Schweigen zogen sie über die Weichselbrücke, die mit einer dichten

Lage Stroh bedeckt war, nach Praga hinüber; für die Bürger, welche etwa wider Erwarten den nächtlichen Marsch bemerken sollten, war die Communication gesperrt. Skrzynecki gab eine Abendgesellschaft, um die Täuschung noch vollständiger zu machen; tief in der Nacht brach er auf. In Praga fanden die oben erwähnten Divisionen bereits die Infanteriedivision Rybinski's und die Kavallerie Lubienski's; im Ganzen 37,000 Mann waren hier zum Schlagen bereit.

Jetzt gab Skrzynecki seine Befehle.

Die Vorhut des Rosen'schen Corps bildete der General Geismar mit 7000 Mann, auf der Chaussee von Warschau nach Siedlce, auf den Anhöhen und in den Wäldern um Waver und Grochow postirt. Diese Vorhut — das war Prondzynski's Plan — sollte zunächst überfallen und wo möglich abgeschnitten oder vernichtet werden. Das Gros der polnischen Truppen geht auf der Chaussee nach Grochow vor, Rybinski erhält Befehl, über Zabki die russische Stellung zu umgehen und Geismar in die Flanke oder in den Rücken zu fallen.

Die Russen erwarteten Nichts weniger als einen Angriff, und die Dunkelheit, die durch einen dichten Nebel sich bis nach Tagesanbruch verlängerte, schützte den Marsch der Polen. Der Flankenmarsch Rybinski's gelang vollständig. In Front und Flanke angegriffen verliert Geismar die Besinnung, er löst seine Truppen, die schon zerstreut genug standen, in Abtheilungen auf, die er theils auf dem Flügel, theils in der Front verwendet, theils nach rückwärts zieht. Die tapfere pol-

nische Kavallerie wirft die russischen Vorposten über den Haufen, Unordnung entsteht in den Reihen, das polnische Fußvolk dringt nach, zwölf Bataillone umklammern den Feind und drängen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt den Sümpfen zu, die sich südlich von der Chaussee erstrecken. Der Sieg der Polen ist entschieden, ein paar Bataillone Geismar's werden gesprengt und mit den Gewehrkolben erschlagen oder gefangen, ein ganzes Bataillon streckt das Gewehr, der Rest eilt in wilder Flucht davon nach Dembe zu.

Um acht Uhr Morgens konnte Skrzynecki nahe an 2000 Gefangene, vier Kanonen und einige Munitionswagen als Trophäen seines Siegs nach Warschau schicken.

Aber Prondzynski's Plan zielte nicht nur auf die Vernichtung Geismar's, sondern auf die des ganzen Rosen'schen Corps ab. Wäre die Verfolgung Geismar's mit allem Nachdruck und ohne Unterbrechung ausgeführt, so wäre ohne Zweifel dieser Zweck erreicht. Leider betrieb Skrzynecki diese Verfolgung lässig, ließ sich die Erlaubniß zum Nachsetzen nur mit Mühe abdringen und gab in der thörichten Befürchtung, daß Diebitsch ihm selbst in die Flanke falle, alle Augenblicke Befehl, Halt zu machen. Indeß Diebitsch war weit entfernt und ahnte Nichts von einem Ueberfall; die nächsten Truppen desselben standen zehn Meilen von dem Schlachtfelde, und Abends fünf Uhr kamen die Polen endlich vor Dembe an, wo Rosen die flüchtigen Truppen Geismar's aufgenommen und im Laufe des Tages 15,000 Mann gesammelt hatte. Mit diesen sperrte er jetzt den Siegern den Weg.

Die Stellung, die der russische General eingenommen hatte, war außerordentlich fest. Zu beiden Seiten durch Wälder gedeckt standen die Russen auf der Heerstraße und in dem seitwärts gelegenen Dorfe Dembe, das die Chaussee beherrschte; ein Bach durchschnitt unmittelbar vor der russischen Front die Chaussee, die darüber führende Brücke war um so leichter zu vertheidigen, als rechts und links von derselben die sumpfigen Wiesen am Ufer des Baches dem Angreifer nicht gestatteten, Artillerie anzuwenden.

Die polnische Armee entwickelte sich in der umfangreichen Lichtung des Waldes, die sich bis Dembe erstreckt, und Skrzynecki ließ von zwei Regimentern der Division Malachowski den Angriff beginnen. Auf jeder Seite der Chaussee ein Regiment, auf dieser selbst eine Batterie, — unterhielten ein paar Stunden lang einen unentschiedenen Kampf, während Skrzynecki mit zweiundzwanzig Bataillonen müssig im Hintergrunde zusah. Darüber brach der Abend herein, und der Oberbefehlshaber schickte den Führern der verschiedenen Truppentheile den Befehl zu, in ihrer Stellung zu übernachten.

Als dieser Befehl dem General Boguslawski hinterbracht wurde, der rechts von der Chaussee das vierte Regiment führte und mit demselben einige Vortheile errungen hatte, wandte er sich zu seinen Leuten und rief: „Kinder, sollen wir etwa wie die Enten im Sumpf schlafen, wo das Dorf uns vor der Nase liegt? Hurrah, nehmen wir den Hunden die Quartiere!“ Begeistert folgt das Regiment seinem Führer und stürzt sich auf Dembe. Im Generalstabe bemerkt man diese Bewegung,

und die Skrzynecki umgebenden Offiziere bitten um einen Kavallerieangriff zur Unterstützung des vierten Regiments. Skarzynski erhält diesen Auftrag. Er sprengt an der Spitze von zwei Schwadronen gegen das Dorf, der Rest seiner Division folgt ihm in einiger Entfernung. Es war schon vollständig dunkel. Die polnische Reiterei warf die durch den unerwarteten Angriff überraschten Russen vor sich nieder, sie jagte seitwärts am Dorfe vorbei, sprengte mehre Quarrés russischer Infanterie, ein Uhlanenregiment und eroberte mehre Kanonen. Während der Zeit säuberte die polnische Infanterie vollends das Dorf. In schrecklicher Verwirrung zog sich der Rest des Rosen'schen Corps aus demselben zurück und gewann theils die Chaussee theils den schützenden Wald im Norden derselben. Um acht Uhr Abends waren das Dorf Dembe, 1900 Gefangene, neun Geschütze und zehn Munitionswagen in den Händen der Polen.

Skrzynecki wagte es nicht, in der Nacht die fliehenden Russen zu verfolgen, am nächsten Morgen ließ er sehr spät die Verfolgung beginnen. Erst um sechs Uhr früh erhielt Lubienski den Befehl, mit seiner Reiterdivision Rosen nachzusetzen, und um acht Uhr erst brach Lubienski auf. Nirgends hielten die Russen Stand, ungehindert eilten die Polen durch Minsk, die Chaussee war mit Flüchtigen bedeckt, und die Wälder zu beiden Seiten wimmelten von Versprengten, welche bei dem ersten Angriff das Gewehr streckten. Um den Marsch der Polen aufzuhalten, warf ihnen Rosen von Zeit zu Zeit Haufen von Infanterie entgegen, die indeß nirgends ernsthaften Widerstand leistete, sondern nur die Zahl der

Gefangenen vermehrte. Am meisten wurde die Division Lubienski's durch Skrzynecki selbst aufgehalten, der in einer Staatskarrosse die der Reiterei zunächst folgende Division Gielgud begleitete. Am Abend dieses Tages war fast die ganze polnische Armee in Kaluszin versammelt; sie hatte seit dem Morgen zahlreiche Feinde getödtet und 5000 Gefangene gemacht. Unter der Beute befand sich auch die Brieftasche Rosen's. Sie enthielt die Correspondenz dieses Generals mit Diebitsch und enthüllte einerseits die Absicht des Feldmarschalls, den Uebergang über die Weichsel aufzugeben, andrerseits die Muthlosigkeit Rosen's und seine Resignation auf ferneren Widerstand.

Rosen hatte sich mit den Trümmern seines Corps nach Siedlce zurückgezogen. Nichts schien natürlicher, als daß Skrzynecki ihm dahin folgte, diese Stadt, wo sich die Magazine der Russen befanden, nahm, und von dort aus sich auf Diebitsch selbst stürzte. In der That machte Prondzynski diesen Vorschlag. Es wurden allerdings auch Stimmen im Kriegsrath laut, welche zum Angriff auf die russische Hauptarmee ohne weitere Berücksichtigung des geschlagenen Rosen riethen; aber Alle stimmten darin überein, daß die Siege verfolgt werden müßten. Nur Skrzynecki wußte sein Glück, die Begeisterung seiner siegreichen Armee, seine Ueberlegenheit und die Zersplitterung der feindlichen Heerestheile nicht zu schätzen und nicht zu nutzen. „Es war damals ein Moment," hat der talentvolle Stratege Prondzynski gesagt, „wie er in Jahrhunderten für Polen nicht wiederkehren dürfte." Skrzynecki eroberte weder Siedlce, wodurch er

Diebitsch von der Verbindung mit Bresz, mit Litthauen, von allen Zufuhren abgeschnitten, noch griff er die 43000 Mann des Feldmarschalls selbst an, wodurch er wahrscheinlich der Geschichte unsers Jahrhunderts eine andere Wendung gegeben hätte. Skrzynecki beschäftigte sich vielmehr, nachdem er seine Truppenmasse durch Heranziehung der Division Milberg bis auf 45000 Mann verstärkt hatte, damit, den Feind zu beobachten; er zersplitterte seine Armee und kühlte den Enthusiasmus derselben durch nutzlose Märsche. Als Diebitsch von den Niederlagen Rosen's und dem unaufhaltsamen Vordringen der Polen unterrichtet war, hatte er beschlossen, seine ganze Armee auf Siedlce zurückzuführen. Der Brückenapparat an der Weichsel wurde verbrannt, und auf fünf Straßen, die das Wetter des April fast ungangbar machte, in fünf Kolonnen, bewegte sich die mit ungeheurem Troß, mit ein paar hundert Geschützen und vielen Kranken beladene Armee schwerfällig rückwärts. Nur eine kühne Attaque der polnischen Armee, und diese Wege wurden für Diebitsch caudinische Pässe.

Die ganze Umgebung Skrzynecki's drang in diesen Tagen in ihn, einen Angriff zu machen: die Generale, selbst die bei der Armee anwesenden Regierungsmitglieder Czartoryski und Barzykowski. Man bat ihn, man beschwor ihn. Vergeblich. Der unselige Mensch vorschob die Schlacht von einem Tage zum andern, indem er angab, nicht genau zu wissen, wo Diebitsch stehe und was er vorhabe. Am 4. April ließ er von der Armee einen Dankgottesdienst begehen; ein kostbarer Tag nach dem andern verging bis zum 9. April, — und Skrzynecki

that Nichts; seine Corps marschirten hin und her, ohne Zweck und Ziel. Endlich läßt er sich von Prondzynski den Entschluß zum Angriff abdringen: er will jetzt — am 10. April — Siedlce nehmen. Freilich war das in diesen unnütz verstrichnen zehn Tagen zehnmal schwieriger und gefährlicher geworden als am 1. April: Diebitsch hatte sich mit seiner Hauptmacht nun bis auf einen Tagemarsch herangeschleppt, und Rosen hatte von Brescz her und vom Corps Pahlen's schon bedeutende Verstärkungen erhalten. Aber dennoch lag abermals nur an Skrzynecki die Schuld, wenn Siedlce nicht erobert wurde.

Rosen hatte in Iganie, etwa eine halbe Meile vor Siedlce, eine feste Stellung genommen. Prondzynski erhielt den Auftrag, ihn vom Süden her in der Flanke anzugreifen, auf die ersten Schüsse wollte dann Skrzynecki auf der Siedlcer Chaussee gegen die Front eindringen. Um ein Uhr Mittags gab Prondzynski das verabredete Zeichen und brach mit seinen 10,000 Mann auf Rosen's 20,000 ein. Aber Skrzynecki kommt nicht. Er hat nach dem Frühstück geschlafen, auf die Signalschüsse Prondzynski's läßt er sich wecken und giebt Befehl zum Aufbruch. Aber nun ist die Brücke über einen die Chaussee durchschneidenden Bach nicht gangbar; man kann den Bach durchwaten, ein paar ungeduldige Grenadierbataillone zeigen aus freien Stücken den Weg; aber Skrzynecki kann dann ja seine Karrosse nicht mitnehmen, er wartet bis 4 Uhr, wo die Brücke vollendet ist, und trifft mit Anbruch der Nacht auf dem Schlachtfelde ein.

Dort war schon Alles vorüber. Prondzynski hatte sich heldenmüthig stundenlang herumgeschlagen, dann in

Verzweiflung über Skrzynecki's Ausbleiben einen entscheidenden Angriff gemacht und einen glänzenden Sieg gegen die Ueberzahl erfochten. Die Russen verloren 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen.

Aber der eigentliche Zweck dieser Schlacht, die Einnahme von Siedlce, war mißlungen. Prondzynski's Corps war zu schwach und zu erschöpft gewesen, um dem Feinde auf den Fersen zu folgen und mit ihm zugleich in Siedlce einzudringen. Skrzynecki selbst kam zu spät. Außerdem hatte er seine zerstreuten Detachements nicht herangezogen, um sich mit unwiderstehlicher Uebermacht auf die Stadt werfen zu können.

Am 11. April traf Diebitsch ein. Seine Truppen erhoben ein Freudengeschrei, als sie Siedlce noch in Freundeshand fanden. Sie hatten Ursache dazu. Gegen 60,000 Russen concentrirten sich nun in und um die Stadt. Die Gelegenheit, die russischen Heerhaufen einzeln aufzureiben, war vorüber.

Der Curiosität halber citiren wir das Urtheil, das Diebitsch in einem Bülletin über seine Niederlagen abgab: „In Betracht, daß eine Insurgentenabtheilung das sechste Corps verrätherischer Weise angefallen und ihm bedeutenden Schaden zugefügt hat, daß ferner die Bewegung in den rückwärts gelegenen Gubernien bereits die Zufuhr der Kriegsvorräthe erschwert, hat es der Feldmarschall für nothwendig erkannt, von der Weichsel abzutreten, und die Armee den Grenzen des Reichs näher zurückzuverlegen."

Auch Skrzynecki erließ eine Proklamation an sein Heer, worin er den Verlust des Feindes seit Beginn

des Kriegs im Ganzen auf 50,000 Mann schätzte, der 16000 gefangnen Russen, 30 eroberten Kanonen und 20,000 Waffenstücke erwähnte, die bereits nach Warschau gesandt seien, und endlich gleichfalls auf die nach Litthauen und Volhynien abgegangenen Truppen hinwies.

Von nun an trat zwischen den Hauptarmeen eine abermalige mehrwöchentliche Waffenruhe ein; beide Feldherrn, der russische wie der polnische, hatten nicht den Muth, etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Ueberblicken wir also zunächst die Ereignisse in jenen Provinzen, auf die Skrzynecki wie Diebitsch in ihren Proklamationen hingewiesen, auf die Vorgänge im Rücken der russischen Armee, in Volhynien und Litthauen.

Es ist im vorigen Kapitel gesagt, daß die Russen sich nach dem 29. November möglichst eilig Litthauens versicherten und die dem Aufstande geneigte Bevölkerung durch brutale Strenge einzuschüchtern wußten. So lange die Invasionsarmee dort stand, also bis zum Februar, war eine Erhebung Litthauens nicht möglich. Nowosilzow trieb dort mit furchtbarem Eifer sein fürchterliches Handwerk des Spionirens und Verfolgens aller Verdächtigen. Dann aber zog das russische Heer nach Polen ab, Litthauen wurde von Truppen entblößt, in Wilna blieb eine Garnison von kaum 3000 Mann, in den übrigen Städten hielten sich nur abwechselnd wandernde Compagnien und Schwadronen auf. Es kamen wichtige Nachrichten aus Polen: die von der Thronentsetzung des Kaisers, von dem heldenmüthigen Widerstande der polni-

schen Armee und von den geringen Erfolgen des Feldmarschalls. Zudem kannte man in Litthauen sehr wohl die Schwäche Rußlands: man erfuhr von den ungeheuren Verlusten an Menschen, die das Heer Diebitsch' erlitt, und man wußte sehr wohl, daß die militärische Kraft des Zarenreichs überhaupt nur einen kurzen Athem hat. Den geheimen Vereinen, die in Wilna und andern Städten des Landes bestanden, hatte ein vom polnischen Oberfeldherrn Radziwil abgeschickter Emissär den Beistand des Königreichs in Aussicht gestellt. Die Aufregung stieg im Laufe des Monats Februar so sehr, daß der Generalgouverneur der Provinz nicht umhin konnte, dem Kaiser über seine Besorgnisse nach Petersburg zu berichten. Nikolaus griff zu einem terroristischen Mittel, um allen Bewegungen vorzubeugen. Er gab Befehl, Litthauen, das schon während der Anhäufung des Heeres daselbst empfindliche Opfer an Geld und Kriegsvorräthen hatte bringen müssen, solle von neuem umfassende Lieferungen an die in Polen operirende Armee machen, solle sofort — in vierzehntägiger Frist — die fälligen Steuern entrichten, und jeder saumselige Zahler sei vor ein Kriegsgericht zu stellen, solle die Gewehre, die den Bürgern und Bauern abgenommen waren, nach Riga transportiren, und am 26. März solle eine abermalige Rekrutenaushebung vollzogen werden. Das Motiv dieser Anordnungen war nicht zu verkennen: Litthauen sollte der Menschen, Pferde, Waffen und des Geldes, kurz aller Mittel zu einem Aufstande beraubt werden. Die Litthauer verkannten dies Motiv auch nicht und entschlossen sich ihrerseits, der Ausführung der kaiserlichen Maßregeln zuvorzukommen.

Ende März brach der Aufstand wirklich aus. In Samogitien zuerst. Die Landbewohner widersetzten sich der Rekrutenaushebung, dann sammelten sich größere Haufen. Am 26. März erhoben sich die Bezirke Samogitiens, bald darauf die übrigen Litthauens: am 27. der von Upita, am 3. April der von Troki, am 4. der von Ozmiani, am 6. die von Niemenczin und Szyrwinty. Ueberall war der erste Schlag von Erfolg. Die Bezirkstädte wurden erobert; die Russen waren auf wenige Plätze: Wilna, Kowno, Grodno und Minsk beschränkt; die Verbindung zwischen Rußland und dem Heere des Feldmarschalls, zwischen Petersburg und Berlin war unterbrochen; die ganze Provinz gerieth in Bewegung, und bis Mitte April war der Zar nur noch dem Namen nach Herr von Litthauen. Ein mit Blut geschriebener Ukas bezeugt die Wuth, welche diese Thatsache dem Kaiser Nikolaus einflößte. Die Insurgenten sollten, so verfügte er, dem Standrecht verfallen, ihre Güter confiscirt und ihre Kinder — ja ihre K i n d e r — männlichen Geschlechts zu Militärcantonisten gepreßt werden.

Unglücklicherweise wurden von den Litthauern diese ersten Erfolge schlecht benutzt; wie sie sich vor dem Aufstande nicht zu verständigen gewußt hatten, um überall gleichzeitig loszubrechen, so konnten sie sich nachher nicht verständigen, um Einheit in die Bewegung zu bringen. Jeder Landbezirk, jedes Kirchspiel bildete einen bewaffneten Haufen, die adligen Herrn bewaffneten ihre Jäger und Diener; Alle gefielen sich in einem mittelalterlichen Parteigängerkrieg. Das Land wimmelte von bewaffneten Rebellen, aber nirgends kam es zu nachdrücklichen Opera-

tionen in Masse. Der Individualismus der Edelleute und die Verachtung, womit sie auf die sensentragenden Bauern herabsahen, hatten daran die meiste Schuld, die Russen erlitten hie und da Verluste, einige Abtheilungen derselben wurden sogar auf preußisches Gebiet hinübergeworfen, aber sie blieben im Besitz der erwähnten Städte; dann erhielten sie Verstärkungen, in der drängenden Noth wurde der Gesundheitscordon um Petersburg gelöst und Truppen von dort abgesandt, — ihre Zahl wuchs auf 18000—20000 Mann, — und nun war es für die Versuche der Litthauer, sich zu concentriren, zu spät. Anfang Mai mußten sich alle Insurgentenhaufen in lauter kleine Abtheilungen zersplittern. Solcher Trupps irrten allerdings gegen 200 in den Wäldern und auf den Haiden umher, sie überfielen mitunter russische Transportwagen und hielten die in Litthauen stehenden russischen Regimenter in Athem, aber sie vermochten auf die Operationen der Armee des Feldmarschalls natürlich nicht den Einfluß zu üben, den die Russen gefürchtet hatten.

Mehr noch als vom Aufstande in Litthauen hatten die Polen von dem in Süden, in Volhynien, Podolien und der Ukraine erwartet. Als Chlopicki die Diktatur niederlegte, berieth die Regierung zu Warschau mit dem Generalstabe und einigen Abgesandten aus Litthauen und aus Volhynien darüber, was für die abgerissenen Provinzen, welche Chlopicki so schmählich vernachlässigt hatte, zu thun sei. Man war unschlüssig, ob die Provinzen zu einem selbstständigen Aufstande ermuntert werden sollten, den man vorläufig nicht unterstütze, ob man sofort Truppencorps dahin absende, oder ob man gar Nichts thun

und einen günstigeren Moment abwarte. Es wurde ein Mittelweg eingeschlagen, der in zwiefacher Beziehung eine Halbheit war. Nach dem Norden wurde vorläufig kein Corps bestimmt, sondern nur eins nach dem Süden, und das nach dem Süden bestimmte war viel zu klein, um Bedeutendes ausrichten zu können. Dwernicki hatte eben seinen Sieg bei Stoczek erfochten, als er den Befehl erhielt, sich mit seinen Truppen nach Volhynien zu begeben. Er veranlaßte den General Sierawski nach Warschau zu gehn, um das Ungenügende eines so kleinen Corps wie des seinigen für solchen Zweck darzustellen und um wenigstens ein Regiment alter Infanterie zu bitten. Aber Sierawski gehörte ebenso wie Dwernicki zu denjenigen Generalen, welche eine demokratische Richtung hatten und darum der Aristokratie, welche in der Regierung und im Heere dominirte, verhaßt waren. Schon war der Divisionsgeneral Szembeck diesem Haß zum Opfer gefallen, erst zurückgesetzt und dann entlassen. Sierawski erhielt in Warschau von Skrzynecki die Zusage, daß 12000 Mann nach Volhynien abgehn, daß Dwernicki die Vorhut führen und Sierawski den Oberbefehl haben solle. Aber kaum hatte sich letzterer zu seinen Truppen begeben, als er beordert wurde, sich zurückzuziehn und die Ober-Weichsel zu vertheidigen.

Inzwischen hatte Dwernicki seine bereits erwähnten wiederholten Siege über den General Kreutz erfochten, sich dann aber vor einem überlegenen Corps des Generals Toll unter die Mauern von Zamoscz begeben müssen. Als jedoch die russische Hauptarmee auf Siedlce zurückging, wich auch Toll zurück, und Dwernicki er-

hielt Raum, in Volhynien einzubrechen. Mit 5—6000 Mann und 12 Kanonen brach er in den ersten Tagen des April von Zamosz auf und überschritt am 10. April den Bug. Es waren dieselben von demokratischem Geiste durchwehten wenn auch bunt zusammengewürfelten Truppen, die Dwernicki bei Stoczek führte: eine verwegene Reiterei, eine tüchtige Artillerie, drei Bataillone junger Infanterie; die thatendurstigsten Leute Warschau's, die begeistertsten Söhne Polens, ein Peter Wysocki, Xaver Bronikowski u. A. hatten sich den Fahnen des ausgezeichneten Führers angeschlossen. Ein glänzender Reiterangriff, der ein russisches Dragonerregiment über den Haufen warf, bezeichnete den Eintritt dieses Corps in Volhynien. Aber gleich in den nächsten Tagen ergab sich's, daß man sich sowol über die Stimmung der Volhynier wie über die Zahl der im Lande stehenden Russen arg getäuscht habe. Man hatte erwartet, von der Bevölkerung mit offenen Armen aufgenommen zu werden, statt dessen stellten sich in Folge der Aufforderungen Dwernicki's nur ein paar Edelleute mit spärlicher Begleitung ein; Bauern, denen die Revolution überhaupt keine Besserung ihrer Lage versprach, schlossen sich gar nicht an; Proviant war schwer herbeizuschaffen, da die Russen bereits Alles aufgezehrt hatten. Dagegen fand Dwernicki die Zahl der letzteren bei weitem größer, als das Gerücht gesagt hatte. General Rüdiger hatte 15000 Mann gesammelt, begleitete mit diesen die Schaar Dwernicki's die galicische Grenze entlang, und als er sich von der Schwäche des Corps überzeugt hatte, griff er am 19. April bei Boremel an. Aber hier wie bei Iganie

und überall, wo die Polen gut geführt wurden, zeigte sich's, daß sie auch die doppelt und dreifach überlegene Macht der Russen zu schlagen verstanden. Sie nahmen dem Feinde 5 Kanonen und 100 Gefangene ab. Trotz des Sieges steigerte sich jedoch die Gefahr des in dem Kampfe geschwächten polnischen Corps stündlich. In forcirten Märschen suchte Dwernicki Podolien zu erreichen, wo er mehr Sympathien für den Aufstand zu finden hoffte, und wohin seine Instruktion ihn wies; der Rückzug nach Polen war ihm abgeschnitten; zur Linken von Rüdiger bedroht, zur Rechten die österreichische Grenze erreichte er fast die nordöstliche Spitze Galiciens, welche sich zwischen Volhynien und Podolien einschiebt. Da trat ihm auch in der Front ein russisches Heer, das aus Podolien herbeigeeilte des Generals Roth, entgegen, und er sah sich von einigen 20,000 Mann umzingelt. In einer festen Position, dicht an die waldbewachsene Grenze Galiciens gelehnt, erwartete er entschlossen den Angriff. Zwei Tage lang zauderte der Feind. In der Nacht vom 26. auf den 27. April rückten ein paar tausend moskowitische Reiter in den österreichischen Wald, und bei Tagesanbruch sah sich Dwernicki von allen Seiten angegriffen. Noch eine Schlucht, die durch den Wald über die Grenze führte, war frei. Durch diese trat Dwernicki mit seinen Truppen auf österreichisches Gebiet hinüber, und — Polen hatte ein treffliches Corps von 4000 Mann, auf diese Zahl hatten es die Märsche und Gefechte herabgebracht, und seinen tüchtigsten General verloren. Von den Offizieren und Gemeinen schlichen sich die meisten allerdings nach und nach wieder in die Heimath zurück,

aber Dwernicki blieb für die Dauer des Krieges gefangen. Im Süden entwickelte sich wol auch wie in Litthauen ein Parteigängerkrieg; aber Einheit und damit Nachdruck kam hier so wenig in die Unternehmungen wie dort.

Hätte Skrzynecki, der polnische Generalissimus, planmäßig darauf hingearbeitet, die Revolutionirung der abgerissenen Provinzen im Keime zu erdrücken und die ihm verhaßten Generale zu verderben, er hätte keine geeigneteren Befehle geben können, als die ihm sein Ungeschick diktirte. So hatte er Dwernicki mit spärlicher Mannschaft der Uebermacht Rüdiger's in die Hände geschickt. So lieferte er auch den General Sierawski ans Messer. Statt diesen mit Dwernicki vereint nach Volhynien aufbrechen zu lassen, hielt er ihn an der Oberweichsel auf; Sierawski's Corps und das in der Nähe stehende des Generals Pac zählten zusammen 17000 Mann. Dwernicki war längst in Volhynien und die Kämpfe bei Waver, Dembe und Iganie waren vorüber, als Sierawski die Erlaubniß erhielt, über die Weichsel zu gehn. Auf die Hülfe Pac's rechnend, geht er mit 6000 Mann über den Strom, wird vom russischen General Kreutz bei Wronow am 14. April angegriffen, von Pac, welchen der Generalstab nach der Hauptarmee beordert hatte, im Stich gelassen, und verliert die Schlacht und gegen 1200 Mann. Sierawski wurde sein Commando genommen. Noch eine, eben so lahme, Diversion machte Skrzynecki dann noch nach dem Süden. Er detachirte den General Chrzanowski mit 6000 Mann nach Volhynien. Auch dieser kam jedoch nicht dahin. Vom General Kreutz, der sich auf 12000 Mann ver-

stärkt hatte, bedroht, durch die Nachricht von Dwernicki's Unfall, die ihn unterwegs traf, erschreckt, warf er sich in die Festung Zamoscz.

Kehren wir nach der Abschweifung zu den beiden Hauptarmeen zurück.

Sie standen bis tief in den Mai hinein, während die erzählten Ereignisse in den Provinzen stattfanden, noch immer unthätig einander gegenüber.

Diebitsch hatte zu dieser Unthätigkeit sehr triftige Gründe. Seine Armee war nicht in der Verfassung, daß er mit Aussicht auf Erfolg einen entscheidenden Angriff hätte wagen dürfen. Die Cholera, von den Truppen gleich im Februar mit nach Polen geschleppt, wüthete mit erneuter Heftigkeit in den russischen Reihen, seit das zu Rosen gestoßene Corps vom Norden gleichsam frischen Ansteckungsstoff mitgebracht hatte. Die starken Verluste in den unglücklichen Schlachten des April, die Bedrohung der Rückzugslinie durch den litthauischen Aufstand demoralisirten den Geist der Armee, und Diebitsch selbst befand sich in einer gedrückten, finstern Stimmung. Außerdem war die Macht, über welche der russische Feldherr in Siedlce verfügte, der gegenüberstehenden polnischen nicht einmal an Zahl gleich. So erscheint ein Angriff, den Diebitsch am 25. April auf die polnische Vorhut unternahm, als ein tollkühner Versuch der Verzweiflung, hervorgegangen aus dem Bewußtsein, durch die Resultatlosigkeit des Feldzugs die stärkste Unzufriedenheit des Zaren zu erregen, — ein Versuch, welcher nur Dank

der Verblendung des polnischen Führers nicht mit dem Untergange gebüßt wurde.

Skrzynecki hatte wahrlich keine Entschuldigung für seine zaudernde Haltung auf der Siedlcer Chaussee, für sein Zurückweichen am 25. April, wo er der russischen Armee von nicht 50,000 Mann 60,000 in günstiger Stellung entgegenzuwerfen hatte. Wie ein zweiter Fabius Cunctator blieb er taub gegen alle Aufforderungen und Bitten, eine Schlacht zu liefern, aber er hatte dem großen Römer nur den Formalismus des Zauderns abgelauscht und sah nicht, daß er es mit keinem Hannibal zu thun hatte. Sein Zaudern war kein tief angelegter strategischer Plan, sondern die Unschlüssigkeit eines schwachen, mit unnützen Dingen beschäftigten Kopfes und eines den Müssiggang liebenden Menschen. In vornehmer Unnahbarkeit, in der mysteriösen Verschlossenheit eines Wallenstein verbrachte er die Zeit mit diplomatischen Hirngespinnsten und religiösen Uebungen; seine Liebe zur Bequemlichkeit erlaubte ihm nicht einmal, die dürftigsten Anordnungen zur Organisation und Verpflegung des Heeres zu treffen. All dies blieb dem Belieben der Divisionsgenerale überlassen.

So stand es im polnischen Hauptquartier, bis die Nachricht von dem Unglück Dwernicki's eintraf. Diese unheilvolle Kunde erregte die Gemüther in Warschau, in der Armee, im ganzen Lande auf's höchste. Je mehr man von der Expedition dieses gefeierten Helden erwartet hatte, um so tiefer war die Trauer über den unglücklichen Ausgang. Aber die Trauer führte zur Reflexion über die Ursachen des Mißlingens. Es wurde rasch

bekannt, daß der General eine größere Anzahl von Truppen gefordert, daß seine Forderungen nicht erfüllt, die Zusagen nicht gehalten waren. Scharf kritisirte man das Verfahren Skrzynecki's, mit leidenschaftlicher Bitterkeit erhob die revolutionäre Partei nur zu gegründete Anschuldigungen gegen ihn und gegen die diplomatische Partei.

Man beschuldigte den Oberfeldherrn und seine Partei des überlegten Verraths. Des kühnen Generals und der ihn umgebenden Republikaner hätten sich die Leiter des Staats entledigen wollen, sagte man, darum sei das kleine Corps absichtlich Preis gegeben; darum sei der volhynische Aufstand, indem den Bauern keine sociale Erlösung verheißen worden, vor dem Ausbruch gelähmt; darum habe man Dwernicki keine oder eine gleichfalls hingeopferte zu späte Unterstützung unter Sierawski geschickt; darum habe Skrzynecki es unterlassen, Diebitsch anzugreifen, damit dieser Kreutz und Rüdiger nicht von der Verfolgung Dwernicki's abrufe.

Es mag sein, daß diese Beschuldigung eines planmäßigen Verraths ungerecht war, es mag sein, daß die Unfähigkeit Skrzynecki's und die Hoffnung, noch einen gütlichen Vergleich mit Rußland zu Stande zu bringen, zur Erklärung jener unverzeihlichen Mißgriffe genügt, aber es ist gewiß, daß der Einfluß der revolutionären Partei stieg, daß die Reaktion sich von diesen Anklagen getroffen fühlte und jetzt selbst in Skrzynecki drang, Etwas zu unternehmen. Das Heer war unterdeß, wenn man die Garnisonen von Warschau, Praga, Modlin und Zamoscz nicht mitrechnete, auf 76,000 Mann und 141

Kanonen gebracht.*) So drang denn die Regierung selbst in Skrzynecki, eine Schlacht zu liefern.

Unter den Offizieren des polnischen Generalstabs war es allgemein bekannt, daß der Feldherr von einem Angriff auf Diebitsch Nichts hören wollte. Niemand wagte davon noch zu ihm zu reden. So legte ihm denn Prondzynski einen Plan vor, die vereinzelt stehenden russischen Garden anzugreifen, und Skrzynecki ging nach langem Ueberlegen hierauf ein.

Die russischen Garden lagerten zwischen Bug und Narew, zwischen den Städten Lomza und Tykoczin. Ihre Vorhut, von Sacken gebildet, reichte bis Ostrolenka. Wochenlang hatte dieses auserlesenste Corps des Zaren bereits im Königreich gestanden, ohne sich am eigentlichen Kriege zu betheiligen; es zog in den von polnischen Truppen verlassenen Woiewodschaften Augustowo und Plock umher, wie um zu manövriren; es ward von Diebitsch, selbst nach Vernichtung des Rosen'schen Corps, gar nicht in die Operationspläne hereingezogen; es schien nur dazu bestimmt, wie der Kaiser beim Ausmarsche desselben aus Petersburg auch gesagt hatte, nach Eroberung der Hauptstadt der Rebellen im Triumphzuge zu figuriren. Geführt vom Bruder des Kaisers, dem Großfürsten Michael, in sich bergend die Elite der patricischen Jugend Rußlands, waren diese 24,000 Mann mit ihrem

*) Auch 4000, bei Dembe gefangene, Litthauer waren in polnische Dienste getreten, — ein Beweis, wie richtig der Rath jener war, die gleich nach dem 29. November auf Litthauen hinwiesen und auf den Uebertritt der Mehrzahl der Truppen Rosen's zählten.

glänzenden Apparat, den silberbeschlagenen Wagen der Offiziere, den reichmeublirten Zelten, den auserlesenen Pferden — kurz mit dem halb orientalischen halb europäischen Luxus des Zarenthums ein lockender Gegenstand des Kampfes für eine polnische Armee. Man durfte sich sagen, daß ein entscheidender Sieg über die Garden einen tödtlichen Streich gegen Rußland führen heiße. Ja — was malten sich ein Prondzynski und die wenigen Mitwisser des Planes nicht für weitgreifende Folgen aus, wenn die kaiserliche Leibwache vernichtet würde! Welch eine Demüthigung läge nicht darin für den hochmüthigen Nikolaus, welcher Eindruck müßte dadurch auf die an sich schon demoralisirten Truppen des Feldmarschalls hervorgebracht werden, welcher auf den unzufriedenen russischen Adel?

Außer diesen allgemeinen Gründen, die zum Angriff auf die Garden riethen, wirkte noch ein specielles Motiv mit. Skrzynecki hatte sich endlich entschlossen, einen Haufen regulärer Soldaten nach Litthauen zu werfen. Ein von Lelewel in's polnische Hauptquartier geleiteter litthauischer Emissär hatte um 10,000 Mann Hülfstruppen für seine im Aufstand begriffene Provinz gebeten; Skrzynecki schlug diese Bitte freilich ab, aber gab die Zusage, daß ein General, Chlapowski, mit ein paar Reiterregimentern nach Litthauen detachirt werden solle. Ein solches Detachement konnte jedoch nicht wohl die Grenze passiren, so lange die russischen Garden den Weg nach dem Norden verlegten. Die beabsichtigte Expedition hatte also zugleich den Zweck, die nach Litthauen bestimmte Reiterei zu geleiten.

Am 12. Mai verließ die polnische Hauptmacht in aller Stille ihre Quartiere und bewegte sich anfangs rückwärts auf der Siedlcer Chaussee, dann nordwärts dem Bug zu. Nur 12,000 Mann unter dem General Uminski blieben in der alten Stellung zurück, um wo möglich Diebitsch über den Abmarsch der Masse zu täuschen, um Praga zu vertheidigen, falls der Feldmarschall einen Angriff mache, oder um die russische Nachhut in ein Gefecht zu verwickeln, falls jener Skrzynecki folge. Das Geheimniß des Abzugs der polnischen Armee wurde zum Glück für das schwache Corps Uminski's gut bewahrt, Diebitsch erfuhr davon Nichts; wol rückte er am 13. gegen Uminski vor, aber von diesem nachdrücklich abgewiesen zog er sich in seine alte Position zurück, ohne in den nächsten Tagen irgend Etwas zu unternehmen.

Skrzynecki hatte von vornherein den schlimmen Fehler gemacht, Uminski nicht von dem Plane auf die Garden zu unterrichten, gleich beim Beginn des Marsches beging er einen zweiten, er zersplitterte seine imposante Armee von 48,000 Mann, indem er Lubienski mit 12,000 Mann nach rechts detachirte, um die rechte Flanke gegen eine Ueberrumpelung durch Diebitsch zu sichern, und indem er Dembinski mit 4000 Mann an den Narew entsandte, um den Garden den Weg nach dem rechten Ufer dieses Flusses zu verlegen. Diese Fehler waren jedoch nur die ersten einer unabsehlichen Reihe anderer.

Das Glück lächelte den Polen in wahrhaft seltner Weise: Alles vereinte sich, die Garden in ihre Hand zu

geben. Der Großfürst Michael ahnte Nichts von einem Ueberfall. Er hatte seine Truppen dislocirt, um desto sicherer das nach Litthauen bestimmte Corps aufzufangen, aus dessen Marsch absichtlich von den Polen kein Geheimniß gemacht war. Er glaubte selbst dann noch bloß mit diesem fliegenden Corps zu thun zu haben, als die Avantgarde der polnischen Armee die russischen Vorposten angriff, und er beharrte in seinem Wahn, als ein gefangener Offizier es verrieth, daß die polnische Hauptarmee im Anmarsch sei. In diesem Wahn, immer damit ihm die Reiterei Chlapowski's nicht entwische, zog er sich näher zum Narew hin und entfernte sich also noch weiter von Diebitsch. Erst die durch das Dunkel der Nacht des 17./18. Mai leuchtenden Wachtfeuer der Polen öffneten dem Prinzen die Augen und unterrichteten ihn von seiner verzweiflungsvollen Lage.

Der obere Narew fließt im Allgemeinen in westlicher Richtung, von Lomza aus mit starker Neigung nach Nordwesten, dann aber, in weiten Bogen und in mehren Krümmungen nach Süden umbiegend, bildet er einen geräumigen Winkel, der von einem kleinen Seitenbache, dem Russa, in zwei gleiche Hälften getheilt wird. In der nördlichen Hälfte dieses Winkels, also zwischen dem linken Ufer des Narew und dem rechten des Russa, standen die 24,000 Garden; ein kleiner Ort, Sniadowo, bildete ihr Hauptquartier. Vor ihnen lagerte die kampflustige polnische Armee von 32,000 Mann mit einer Reserve von 12,000 Mann (unter Lubienski) im Rücken und durch die 4000 Mann Dembinski's in der Flanke gedeckt; hinter ihnen gab es allerdings zwei Wege zum Entkom-

men: einen über den eine Stunde langen schmalen Damm von Lomza auf das rechte Narewufer, einen andern durch ein enges Defilé in der nördlichsten Spitze des Winkels nach Tykoczin zu. Aber beide Wege — Angesichts der überlegenen feindlichen Armee eingeschlagen — verhießen ein sichres Grab.

Der Großfürst dachte hin und her, er fand kein Rettungsmittel; er entsandte einen Boten an den fernstehenden Diebitsch und entschloß sich, ruhig in seiner Stellung zu verharren und den Angriff zu erwarten.

Und Skrzynecki? — Nun, er schlief in diesen Tagen, die über Polens Geschick entschieden, bis neun Uhr Morgens, am 17. Abends entließ er auch Chlapowski mit seiner Schaar nach Litthauen; aber von einem Angriffe auf die Garden, den Prondzynski verlangte, wollte der störrische Mann Nichts wissen. Den 18. Mai weigerte er sich zu schlagen, weil Dembinski, der mit Sacken plänkelte, Ostrolenka und die dortige Narewbrücke noch nicht genommen habe; den 19. Mai war er vergnügt über die Einnahme Ostrolenkas, aber er lehnte es ab zu schlagen, weil er keine Nachrichten von Lubienski habe. Endlich begriff es der russische Großfürst, daß von diesem ihm weit überlegenen feigen Zauderer Nichts zu fürchten sei; am 19., bei hellem Tage, schickte er zuerst Sacken mit den Equipagen des Offiziercorps auf der Straße nach Lomza voraus, dann ließ er die Bagage und den Train nach Tykoczin aufbrechen, und zuletzt zog er selbst mit der Hauptarmee ebendahin ab. Skrzynecki ließ ihn ruhig entweichen, obwol seine eigne Stellung inzwischen noch günstiger geworden war, denn die

eine Division, die Gielgud's, und das Corps Dembinski's stand den Russen im Rücken, und wenn sie so zwischen zwei Feuer genommen wurden, so war ihre Vernichtung gewiß. Abermals bot Prondzynski Alles auf, den Oberfeldheren zum Angriff zu bewegen. Dieser schien für einen Augenblick auch zum Entschluß gekommen: er ging in die Ideen des Generalquartiermeisters ein, ließ an die Divisionsgenerale Befehle schreiben; der Adjutant war im Begriff, dieselben zu expediren. Da befahl ihm Skrzynecki, noch einen Moment zu warten. Sinnend ging der Generalissimus im Zimmer auf und ab, — eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine Stunde währte die Ueberlegung, — dann zerriß er die Befehle. Betrübt entfernte sich der Adjutant; erbittert stürzte Prondzynski herein. Aber seine Vorstellungen fruchteten nicht. Von dieser Zeit an warf Prondzynski einen tödtlichen Haß auf den Feldherrn. Ein polnischer Schriftsteller sagt: „Dem jetzigen Jahrhundert wie allen folgenden Generationen bleibt Skrzynecki verantwortlich für diesen Tag."

Die Garden hatten einen Vorsprung von vierundzwanzig Stunden, als es Skrzynecki einfiel, ihnen nachzusetzen. Eine mühevolle aber resultatlose Jagd — die erst bei Tyloczin endete.

Unterdeß hatte Diebitsch die Kunde erhalten, daß der Bruder seines Kaisers sammt dem Gardecorps in der höchsten Gefahr schwebe. Am 19. Nachmittags traf der Bote des Großfürsten bei ihm ein. Sofort erging an die in Siedlce liegenden Truppen der Befehl zum Aufbruch. In seinem Eifer, die Garden zu retten, faßte

Diebitsch eigentlich einen sehr thörichten Beschluß. Er zog hinter der polnischen Armee her, wo er doch darauf rechnen mußte, daß ihr Geschick längst entschieden war. Statt sich auf Uminski zu stürzen, der mit nur 12,000 Mann vor ihm stand, ihn zu werfen und eine Ueberrumpelung Warschaus zu versuchen, die selbst im Fall des Mißlingens die polnische Hauptarmee zurückrief, — brach er nach dem Norden auf.

Und wieder schlug eine verhängnißvolle Stunde, in der es nur des Entschlusses der polnischen Feldherrn zum Angriff bedurfte, und Polen war gerettet. Die Garden standen jenseits der Grenze des Königreichs, ihre Verbindung mit Diebitsch war zerrissen; der letztere führte 36,000 Mann in Eilmärschen über den Bug und durch die Sümpfe des Nurzec, Pahlen lag mit 4000 Mann in Siedlce. Warum warf sich nicht Uminski mit seinen 12,000 auf die 4000 Russen unter Pahlen? Warum concentrirte nicht Skrzynecki rasch seine 48,000 Mann und zerschmetterte die Kolonnen des Feldmarschalls? Es ist gewiß, daß der Krieg dann so gut als beendigt gewesen wäre, aber es ist unmöglich, auf diese Fragen eine genügende Antwort zu geben.

Skrzynecki zog sich von Tykoczin nach Ostrolenka zurück, befahl den Führern der einzelnen Armeecorps, sich ebendahin zu wenden, ließ Diebitsch sich ungestört mit den Garden vereinen und ward dann von dieser vereinten Macht unter höchst ungünstigen Verhältnissen selbst angegriffen.

Ostrolenka, wo Skrzynecki am 25. Mai Morgens zehn Uhr anlangte, liegt am linken Ufer des Narew in

einer Ebene, in der sich Dünen, Moräste und nach Osten hin einige waldbewachsene Anhöhen befinden. Es ist ein offner Ort mit — wenn man ein Bernhardinerkloster und einige massive Gebäude am Markt ausnimmt — hölzernen Häusern. Von der Stadt aus führten damals zwei Brücken über den Narew: eine stehende Pfahlbrücke von dreihundert Schritt Länge, welche auf dem jenseitigen rechten Ufer in einen hohen Chausseedamm ausläuft, der in gerader Richtung noch etwa dreihundert Schritt nach Westen geht, dann aber in einem stumpfen fast rechten Winkel umbiegend parallel mit dem Narew durch das sumpfige Flußthal hinab nach Rozan führt. Eine zweite fliegende Brücke hundert Schritt unterhalb der ersten leitet in jenes Sumpfland des rechten Flußufers, das zwischen dem erwähnten Chausseedamm und dem Narew sich hinstreckt. Es war nicht die Absicht Skrzynecki's, in Ostrolenka eine Schlacht anzunehmen, und er dachte auch nicht an einen unmittelbar bevorstehenden Angriff der Russen. Vor der russischen Uebermacht bot das offene Städtchen keinen Schutz, und im Fall eines Rückzugs konnten die vom linken Ufer aus beherrschten Brücken das Grab der Armee werden. Außerdem verfügte der polnische Feldherr über eine viel zu geringe Macht, um den Russen, die 60,000 Mann stark heranrückten, hier die Spitze bieten zu können. Eine ganze Division, die Gielgud's, war noch zehn Meilen von Ostrolenka entfernt, und Skrzynecki machte keine Anstalt, sie herbeizurufen. Er gab Befehl, daß in der Nacht vom 25./26. Mai die größere Hälfte der Truppen über den Narew gehe; die Division Lubienski's, die sich vor Diebitsch

langsam vom Bug zurückgezogen hatte, sollte als Nachhut auf dem linken Ufer bei Ostrolenka bleiben — man sagt, weil Skrzynecki einmal erproben wollte, wie sich Lubienski in der Defensive benehme. Nach diesen Anordnungen überließ er sich wie gewöhnlich seiner Bequemlichkeit und dem Generalquartiermeister die Sorge der Ausführung.

Am Morgen des 26. Mai verlegte der Generalissimus sein Hauptquartier von Ostrolenka nach dem Dorfe Kruki am rechten Narewufer. Unterwegs gab er Befehl, die Pfahlbrücke theilweis abzutragen, da die kleinere Brücke für den Rückzug der Regimenter Lubienski's ausreichen werde. Am andern Ufer fand er die Truppen, die in der Nacht übergegangen waren: die Infanteriedivisionen Malachowski's und Rybinski's, die Kavallerie und einen Theil der Artillerie. Der größte Theil der Artillerie setzte auf der Chaussee den Marsch nach Rozan fort. Den Truppen war für heute ein Rasttag zugesagt, und dieselben überließen sich, von den unausgesetzten Märschen der letzten Wochen ermüdet und angegriffen, einer sorglosen Ruhe. Ein Theil der Infanterie zerstreute sich in der Niederung, um in den zahlreichen Teichen derselben zu waschen und sich zu baden; der Rest kochte weiter rückwärts im Walde, um den seit dreißig Stunden hungernden Magen zu befriedigen. Die Kavallerie ritt theils am Narewufer auf und nieder, theils rastete sie neben den entsattelten Pferden. Prondzynski hatte sich in ein einzeln stehendes Haus bei Kruki zurückgezogen, um eine Anklageschrift gegen den fahrlässigen und unfähigen Feldherrn auszuarbeiten. Skrzy-

necki ließ — eine Meile von Ostrolenka entfernt — eine Abtheilung Freiwilliger von der Posener Kavallerie, die unter Dembinski nach Litthauen entsandt werden sollte, die Revue passiren. So sah es um neun Uhr Morgens in der polnischen Hauptarmee aus, als Kanonendonner im Osten verkündete, daß Lubienski mit den Russen zusammengestoßen sei.

Diebitsch hatte sich am 25. Abends mit den Garden vereinigt. Wie Skrzynecki ein Fanatiker des Zauderns, so war Diebitsch in jenen Tagen, in Folge des Bewußtseins, durch Mangel an Erfolgen die Ungnade seines Herrn auf sich geladen zu haben, ein Fanatiker des Schlagens. Er dürstete förmlich nach einer Schlacht, um den unheilvollen Feldzug mit einem Male zu beendigen. Obwol er daher gar nicht erwarten konnte, die Polen noch auf der linken Seite des Narew zu treffen, trat er um zwei Uhr Nachts mit seiner Armee und der 4000 Mann starken Gardekavallerie von neuem den Marsch an. Um neun Uhr früh am 26. fiel er mit 40,000 Mann und 220 Kanonen und einer Reserve von 20,000 Mann Garden auf Lubienski.

Dieser verfügte über etwa 18,000 Mann. Außer seinem eignen Corps, das in der Ebene zerstreut den Kampf aufnahm, hielten neun Bataillone Infanterie unter Boguslawski die Stadt Ostrolenka besetzt. Der Andrang der Russen warf Lubienski zurück; gedeckt von Boguslawski trat erst seine Reiterei, dann die Infanterie den Rückzug über die fliegende Brücke an; mit unbedeutendem Verluste gelangten diese Truppen hinüber

und ordneten sich gegen elf Uhr bereits auf dem rechten Ufer.

Aber inzwischen hatte Boguslawski die ganze Wucht des Angriffs auszuhalten. Die nutzlose Vertheidigung der Umgebung Ostrolenka's aufgebend, formirte er mit seinen Bataillonen Carrés und zog sich kämpfend in die Straßen der bereits brennenden Stadt. Dem achten Regiment gelang es noch, wenn auch unter schwerem Verlust, vor den Russen die Brücke zu erreichen; aber dem vierten Regiment und den Veteranen gewannen die russischen Truppen den Vorsprung ab und verlegten ihnen den Weg. Bataillon um Bataillon mußte sich mit gefälltem Bajonett und mit dem Kolben durch die immer dichter werdenden Massen der Russen, durch die brennenden Straßen den Zugang zur Brücke bahnen: es kam dann an die Pfahlbrücke, fand diese unpassirbar, und von neuem begann die Blutarbeit bis zur Floßbrücke hin. Auf der Brücke aber warfen noch die Kugeln der russischen Tirailleurs und die Kartätschen der bereits oberhalb der Stadt aufgefahrenen Geschütze viele dieser Tapfern hinab in den Narew. Das dritte Bataillon des vierten Regiments ist die letzte Truppe der Polen, die sich so den Uebergang erzwingt; mit den Russen zugleich langt es an der Pfahlbrücke an; es ist kein Raum mehr, nach der andern Brücke umzuwenden; auf den der Bretter entblößten Balken eilen Polen und Russen, bunt durch einander gemischt, hinüber und suchen sich gegenseitig in den Fluß zu stoßen. So kommen zwei Compagnien des russischen Regiments Astrachan, oder vielmehr die Reste zweier Compagnien, — denn außer den Kolben der Po-

len hatten auch die Kugeln der Russen darunter aufgeräumt, — auf das rechte Ufer des Narew und bemächtigen sich zweier Kanonen, die die Brücke bestreichen sollten, aber durch die Flüchtigen des vierten Regiments maskirt waren. Hinter jenen Compagnien folgt auf dem Fuße das ganze Regiment Astrachan, dann das Regiment Suwarow; andere Massen passiren die Floßbrücke. Um die polnischen Geschütze auf dem rechten Ufer entspinnt sich ein erbitterter Kampf. Die Bataillone Boguslawski's kehren um und werfen sich von neuem gegen den Feind. Aber die Russen fahren Geschütz um Geschütz am linken Ufer auf, vierundzwanzig, achtundvierzig, zuletzt siebzig Stück, ihr Feuer schmettert jene Bataillone nieder, die Generale Boguslawski und Pac werden verwundet, zwei Kanonen gehen verloren: die Polen weichen.

Um diese Zeit, es war kurz vor Mittag, traf Skrzynecki im Galopp in der Nähe des Schlachtfeldes ein. Der erste Kanonendonner hatte ihn — es möchte schwer zu sagen sein warum — wenig beunruhigt. Erst die Verwirrung, welche der Rückzug Boguslawski's bis in's Hauptquartier verbreitete, schreckte ihn auf. Der Bericht eines Adjutanten unterrichtete ihn von dem schlimmen Stande der Dinge. Nur an den Verlust der Brücken, an das Weichen seiner Truppen und das Vordringen der Russen denkend verliert Skrzynecki alle Besonnenheit: er will die Brücke um jeden Preis wieder nehmen und zerstören. Er vergißt es, daß ihm die Russen weit überlegen sind und alle Vortheile des Terrains haben, daß sie mit ihren Kanonen vom linken

Ufer aus den Chausseedamm und das Land davor bestreichen, daß die feindlichen Infanteriemassen zwischen dem Fluß und dem Damm von letzterem gedeckt werden; er denkt nicht daran, daß seine Armee erschöpft, seine Artillerie nicht bei der Hand ist; er hört nicht auf den Rath Prondzynski's, daß man die Russen über den Fluß hinüberlassen, und dann, wenn sie ihre eignen Batterien des jenseitigen Ufers maskiren, zerschmettern solle. Er treibt nur Bataillon auf Bataillon in den Tod. Zuerst schickt er eine Batterie, die auf einer Anhöhe vortheilhaft postirt die Brücken bestrich und den Russen ungeheuern Schaden that, von da fort auf den Feind zu näher dem Flusse: die Batterie verlor durch die feindlichen Tirailleure die Hälfte ihrer Kanoniere und Pferde und mußte sich endlich zurückziehen. Dann sprengt Skrzynecki zur Division Malachowski und befiehlt dem General Wengierski, mit einigen Bataillonen vorzugehen. Während diese sich in Marsch setzen, macht Prondzynski dem Feldherrn Gegenvorstellungen: er schlägt abermals vor, das Heer zurückziehen, die Russen herüberkommen zu lassen, sie von den Höhen im Hintergrunde mit Kartätschen zu beschießen und zuletzt mit der gesammten Infanterie auf sie zu stürzen und sie in den Fluß zu werfen. Skrzynecki besinnt sich, willigt ein, Wengierski zurückzurufen. Aber als Prondzynski die Ordre geben will, ruft jener ihm zu: „Oder nein, — — er mag vorgehen, vielleicht gelingt's ihm.“ Es gelang Wengierski freilich nicht. Nachdem er den Kugelhagel der russischen Artillerie passirt, gewinnt er den Chausseedamm, aber hier treten ihm acht Bataillone entgegen und nach heißem Kampfe muß er

zurück; seine Reihen sind fürchterlich gelichtet, er selbst und alle Bataillonschefs verwundet. Jetzt eilt Skrzynecki zur Division Rybinski's und befiehlt Langermann mit einigen Bataillonen vorzudringen, die Brücken und wo möglich Ostrolenka zu nehmen. Dieser löst den größten Theil der Seinen in Tirailleurs auf, passirt darum mit geringerem Verlust die Schußlinie der russischen Artillerie, wirft die Russen von dem Chausseedamm in das Sumpfland hinab und eilt im Sturmschritt gegen die Brücken. Aber nach ungeheuren Anstrengungen, nachdem ihm selbst zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, muß auch er vor dem Feuer der russischen Batterie zurück. Der Generalissimus war in Verzweiflung, wie ein Rasender ritt er mit verhängten Zügeln von einem Ende des Schlachtfeldes zum andern, — die Adjutanten hinter ihm drein, — durch den dichtesten Kugelregen: „Vorwärts, Malachowski!" schrie er, „vorwärts, Rybinski! Vorwärts wer da lebt!" — Was von den polnischen Regimentern gerade zur Hand war, wurde von neuem und immer wieder gegen den Feind geführt. Ohne Erfolg. Die Polen stürzten sich mit Todesverachtung in's Feuer. Scharen von Offizieren warfen sich in's erste Glied; es wurde gewürgt unter den Russen; aber die schwachen Kolonnen, von keiner Artillerie unterstützt, von den russischen Batterien, die Feind und Freund, der sich auf dem Damme blicken ließ, niederschmetterten, decimirt, mußten endlich immer weichen. So dauerte das Gemetzel auf dem kleinen Terrain in der Nähe des Dammes in gräßlicher Einförmigkeit stundenlang. Eine Weile verstummte die polnische Artillerie gänzlich. Gegen drei

Uhr Nachmittags begann es an Infanterie zu fehlen. Skrzynecki rief nach der Reiterei und schickte auch sie in den Tod. Eine ganze Brigade ging in dem morastigen Boden, in dem die Pferde bis an den Leib versanken, unter dem feindlichen Feuer regimenterweise zu Grunde. Es war ein schreckliches Beispiel, wie man eine Armee sinnlos hinopfern kann in einzelnen Haufen.

Wenn noch ein Rest von dem polnischen Heere übrig blieb, so war es nicht Skrzynecki's Verdienst, sondern Diebitsch' Schuld. Der letztere gab gegen vier Uhr dem Reste seiner Infanterie Befehl, die nunmehr vollständig ausgebesserten Brücken zu überschreiten. Was der polnische Generalquartiermeister vorausgesehen hatte, trat jetzt ein: die russischen Truppenmassen maskirten die eignen Geschütze und in dichte Haufen zusammengedrängt boten sie der einzigen polnischen Batterie von zehn Kanonen, die Prondzynski auf einem Hügel den Brücken schräg gegenüber endlich wieder aufgestellt hatte, ein nicht zu verfehlendes Ziel. Jeder Kartätschenschuß schmetterte ganze Reihen nieder. Gleichzeitig rafft Prondzynski die Reste einiger Infanterieregimenter zusammen, Skrzynecki führt selbst das sechste und zwanzigste Linienregiment in's Feuer. Dieser mit der Kraft der Verzweiflung geführte Stoß warf die russischen Bataillone zurück, brachte sie in Verwirrung, und unter den sich rückwärts schiebenden dichten Massen richteten die polnischen Bajonette eine fürchterliche Verheerung an. Bald nach sechs Uhr entschloß sich Diebitsch zum Rückzug. Ein Scheinangriff deckte denselben schlecht. Eine reitende Batterie, unter dem Commando des Obersten Bem, sprengte

auf Skrzynecki's Befehl heran; sie warf noch einen mörderischen Kartätschenhagel unter die Russen, die sich über die Brücke drängten, und verstummte erst, als kein Feind mehr in Schußweite war. Nur die Grenadierdivision, welche der Chausseedamm deckte, blieb auf dem rechten Narewufer stehen.

So schloß dieser blutige Tag von Ostrolenka mit dem Anschein, als hätten die Polen einen Sieg erfochten. Aber es war auch nur ein Anschein. Die sich über das Schlachtfeld breitende Nacht deckte eine Verwirrung, eine Erschöpfung, eine Hülflosigkeit der polnischen Armee — grenzenlos. Der reelle Verlust von 7—8000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, obwol dreihundert der tüchtigsten Offiziere, darunter die unersetzlichen Helden, die Obersten Kicki und Heinrich Kaminski einschließend, war nicht einmal das Schlimmste, — der ganze Rest der Armee war in einem Zustande, der einer Auflösung gleich sah. Die Generale verzweifelten, der Generalquartiermeister irrte wie besinnungslos auf dem Leichenfelde umher, die Truppen waren zerstreut, die meisten Bataillonschefs wurden vermißt, das Vertrauen war geschwunden.

Um 10 Uhr Abends berief Skrzynecki einen Kriegsrath. Wie er in den letzten Stunden der Schlacht im Kugelregen mit dem tollen Muth eines Verzweifelten gekämpft, so schien er jetzt der Einzige zu sein, der seine Kaltblütigkeit bewahrt hatte. Er schlug vor, auf dem Schlachtfelde zu bleiben, die Trümmer zu sammeln und die Division Gielgud von Lomza eiligst herbeizurufen. Aber er fand nur Unterstützung bei Prondzynski; die

übrigen Generale sahen allein Rettung in einem sofortigen Rückzuge auf Warschau. Sie hätten jene isolirte Division in Lomza dem Feinde preisgegeben, wenn dieselbe nicht durch den glücklichen Einfall Dembinski's, sie nach Litthauen zu detachiren, vorläufig gesichert wäre.

Lubienski erhielt das Commando über die sich zurückziehende Armee, Skrzynecki stieg mit dem Generalquartiermeister in seinen Wagen, Thränen vergießend, seufzte er: „Wir haben eine schmähliche Schlacht verloren; finis Poloniae!“ In Rozan hielt er an, um der Nationalregierung zu schreiben, daß Alles verloren sei, und daß Nichts übrig bleibe, als Unterhandlungen mit dem Feinde anzuknüpfen. Prondzynski schrieb ebenso entmuthigt an seine Frau und an den Commandanten von Modlin. Dann fuhren sie weiter. Am 28. früh waren sie in Praga.

Langsamer folgte die Armee. Obwol nur 7000 Russen am 27. vorsichtig nachrückten ohne anzugreifen, so war die Unordnung unbeschreiblich. Die Generale waren muthlos, eilten den Truppen voran und versäumten die einfachsten Maßregeln; die Kavallerie, die am wenigsten in der Schlacht gelitten hatte, theilweise gar nicht im Feuer gewesen war, deckte nicht die Infanterie und Artillerie, sondern trabte voran. Einen ganzen Tag lang stand der Artilleriereservepark, vergessen, unbeschützt in Rozan. So war es unmöglich, daß die Armee sich auf dem Marsche organisirte. Erst in Praga kam man zur Besinnung. Mit Verwunderung sahen dort die zuerst Angelangten Haufen über Haufen von Versprengten eintreffen, die längst verloren gegeben

waren. „Desertionen kannte man zu jener Zeit in der polnischen Armee noch nicht. Wer nicht gefangen oder getödtet war, stellte sich freiwillig wieder ein.“

Daß Diebitsch die Flucht der Polen ungestört ließ, hatte seine guten Gründe. Sein Verlust war numerisch größer gewesen als der der Polen. Selbst russische Berichte gaben die Zahl der Getödteten und Verwundeten auf 9000 Mann an; es wird nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man sie ein paar tausend Mann höher schätzt. Mit einer so gelichteten Armee, die noch dazu in der letzten Schlacht über den Narew zurückgetrieben war, konnte Diebitsch keine entscheidende Expedition unternehmen, — um so weniger als er auf die Mitwirkung der Garden, deren kostbares Blut er nicht zu verspritzen wagte, wenig rechnete, und als er die polnische Division Gielgud unangetastet in Lomza wußte. Die Thätigkeit des russischen Heerführers beschränkte sich also darauf, daß er eine kleine Abtheilung unter Witt der polnischen Hauptarmee langsam nachrücken ließ und andere Corps gegen Gielgud nach Lomza entsandte; die letzteren kehrten jedoch bald zurück, und die ganze Armee marschirte einige Tage später hinter Witt her und lagerte sich in und um Pultusk.

Diebitsch rühmte sich, bei Ostrolenka einen Sieg erfochten zu haben; aber dieser verlustvolle Sieg ward ein Nagel zu seinem Sarge. Mochte die Einbuße der Polen immerhin groß sein, mochte sie dem Kaiser und dem russischen Volke und den Völkern Europas noch viel größer dargestellt werden, — der Zweck des blutigen Kampfes war nicht erreicht, der Krieg nicht beendet, die

polnische Armee nicht vernichtet. Kämpfe, deren Ende sich nicht absehen ließ, standen bevor. In Litthauen erhob sich eine neue, durch reguläre polnische Truppen unterstützte Insurrektion, die Verbindung mit Rußland war unterbrochen, der Hunger, die Cholera, die Desertion drohte das bis auf 40,000 Mann zusammengeschmolzene Heer vollends zu vernichten. Der beste Trost war noch der, daß Pultusk nicht weit von der Grenze des befreundeten Preußen lag.

Rußland hatte neue gewaltige Anstrengungen zu machen, wenn es die Scharten, die ihm die bisherigen Kämpfe geschlagen, auswetzen, wenn es Polen wirklich unterwerfen wollte. Beides sollte Diebitsch nicht ausführen und nicht erleben. Er legte sich am 10. Juni zu Kleczowo bei Pultusk in's Grab.

Der plötzliche Tod des russischen Heerführers hat zu verschiedenen Vermuthungen Anlaß gegeben, und die Art seines Todes ist noch heute ein Räthsel. Starb er an der Cholera, an der „sehr intensiv aufgetretenen Cholera morbus," wie das von fünf russischen Aerzten unterzeichnete Sektionsprotokoll sagte? Vergiftete er sich selbst in einem Anfalle düstrer Verzweiflung, wie man sich in Polen erzählte? Wurde ihm von fremder Hand das Gift gemischt, damit Rußland der Schimpf erspart bleibe, einen berühmten Feldherrn, der die Rebellen nicht zu besiegen verstand, abrufen zu müssen?

Dem russischen Sektionsprotokoll legen wir keine erhebliche Beweiskraft bei, aber sicher beglaubigt sind zwei Thatsachen: daß sich Diebitsch in den letzten Tagen seines Lebens in einer verzweifelten Gemüthsverfassung

befand, und daß man in Petersburg sehr unzufrieden mit ihm war.

Wir wissen bereits, daß Diebitsch seinen Feldzug mit der übermüthigen Zuversicht angetreten hatte, es werde ein eigentlicher Kampf nicht nöthig sein, um die „Ordnung" in Polen wiederherzustellen, daß ihn aber, als er durch den hartnäckigen Widerstand eines Bessern belehrt wurde, eine immer zunehmende Entmuthigung ergriff. Dann machte er Fehler über Fehler. Auch davon sprachen wir schon. Die Lorbeern, die er sich am Balkan den Türken gegenüber erworben, begannen zu welken. Die gewöhnliche Taktik russischer Generale, ohne Rücksicht auf Menschenverlust zu operiren, reichte Angesichts der Polen nicht aus; und die ewige Forderung von Verstärkungen verdroß den Kaiser, welcher über wenig Soldaten mehr zu verfügen hatte. Diebitsch erntete bittern Tadel von Seiten des kaiserlichen Kabinets, Spott im übrigen Europa. Im angrenzenden Preußen verkehrte man seinen Ehrentitel Sabalkanski in den Spottnamen: „Sobald kannst du nicht". Der Mangel an Erfolgen machte ihn wüthend; er ließ die polnischen Gefangenen und die harmlosen Bewohner der Städte und Dörfer dafür büßen. Mit eigner Hand riß er gefangenen Offizieren die Ehrenzeichen ab; seinen Truppen erlaubte er die greulichsten Ausschweifungen; selbst Weiber und Kinder wurden nicht geschont. Der Aerger oder Kummer über die Ungnade seines Herrn machte ihn zum Trunkenbold. Im April schon bat er den Kaiser, er möge ihn des Oberbefehls entheben. „Ich habe das Vertrauen der Armee verloren", soll er an Nikolaus ge-

schrieben haben, „ich habe mein Selbstvertrauen verloren; ich bitte Ew. Majestät, mich zu retten, d. h. das Commando der Armee einem Andern zu übertragen."

In Petersburg herrschte allgemeine Unzufriedenheit über Diebitsch. Der Kaiser war entrüstet, weil er dem Feldmarschall alle Unfälle des Kriegs und die Verzögerung des Siegs zuschrieb, sei es, daß er an die Tapferkeit der Polen wirklich nicht glaubte oder nur die Ueberlegenheit derselben über sein „herrliches Kriegsheer" nicht eingestehen wollte. Die Entrüstung des Kaisers wurde systematisch genährt durch einflußreiche Hofleute.

Der Antagonismus der deutschen und der nationalrussischen Partei trat einmal wieder scharf hervor. Wir wissen, daß die Deutschen, als die brauchbarsten und gefügigsten Werkzeuge des Absolutismus, in der letzten Zeit Alexanders überwiegenden Einfluß erlangt hatten. Damals war es, wo General Jermolof *), als ihn Alexander einst aufforderte, sich eine Gunst zu erbitten, sich die Gnade ausbat, zu einem „Deutschen" gemacht zu werden. Nikolaus trat in dieser Beziehung ganz in die Fußtapfen seines älteren Bruders, und er schien gewissermaßen dazu berechtigt, als sich die Deutschen gar nicht an der Verschwörung von 1825 betheiligt hatten. Deutsche waren vorzugsweise in der Umgebung des Kaisers, sie hatten die wichtigsten Civil- und Militärämter inne, die deutsche Sprache verdrängte fast die bisher am Hofe übliche französische. Auch die Befehlshaberstellen in der gegen Polen operirenden Armee waren größtentheils in den Händen

*) Portfolio Bd. V.

von Deutschen — der Toll, Pahlen, Rosen, Geismar, Sacken, Rüdiger, Kreutz, und vieler andrer. Diebitsch selbst war ein Deutscher, aus einem altadligen Geschlechte Schlesiens, der 1801 den preußischen Dienst mit dem russischen vertauscht hatte.

Mit unterdrücktem Unwillen hatten die Nationalrussen längst die Bevorzugung der Deutschen angesehn; jetzt wurde dieser Unwille gegen Diebitsch laut. Man fragte, wie denn auch ein Deutscher Russen zum Siege führen könne, man murmulte: nieder mit den Deutschen, man verwünschte den deutschen Trunkenbold. Der Schrecken vor der Cholera hatte damals in Rußland den Schrecken vor der Polizei beseitigt, und es bildete sich im eigentlichen Sinne des Worts eine öffentliche Meinung, daß der Deutsche Diebitsch die Ursache des Unglücks der russischen Waffen sei. Die Orlof, Tschernitschef und alle diejenigen russischen Edelleute, welche sich am Hofe aufhielten und sich nicht grollend über die grausame Verfolgung der Verschwörer von 1825 zurückgezogen hatten, hinterbrachten dem Kaiser die Aeußerungen des allgemeinen Unwillens, und ihre Vorstellungen fanden ein geneigtes Ohr. Es mag eine Erfindung von Deutschrussen sein, daß der Kriegsminister Tschernitschef dem Feldmarschall Diebitsch absichtlich Verstärkungen und Kriegsbedarf vorenthalten habe, denn das Ausbleiben beider auf dem Kriegstheater erklärt sich hinlänglich durch den Mangel an Soldaten und die Unsicherheit der Verbindungswege, — aber daß Paskewitsch zu guter Stunde vom Kaukasus eintraf, ist schwerlich „zufällig" gewesen, wie die Hofzeitung sagte.

Graf Orlof ward vom Kaiser in's Hauptquartier

nach Pultusk gesandt. Der Zweck seiner Mission und die Art, wie er seinen Auftrag ausrichtete, wird verschieden erzählt. Die russischen Schriftsteller sagen, er habe sich über den Zustand der Armee unterrichten sollen, habe diesen weit über Erwarten gut gefunden und dem Feldherrn seine Befriedigung ausgesprochen; er habe ferner die Nachricht mitgebracht, daß der Kaiser in eine Abberufung des Feldmarschalls nicht willige, aber Paskewitsch mit 50000 Mann frischer Truppen senden werde. Andre Schriftsteller erzählen, Orlof habe Diebitsch grobe Vorwürfe über seine bisherige Kriegführung gemacht und ihm angezeigt, daß er des Oberbefehls entsetzt sei.

Das Gerücht, Diebitsch sei keines natürlichen Todes gestorben, sondern vergiftet, verdankte zunächst seine Entstehung dem widerspruchsvollen Bericht der russenfreundlichen preußischen Staatszeitung, welche den Tod erst einem Schlagfluß, nachher der Cholera zuschrieb. Hierdurch stutzig gemacht erinnerte man sich daran, daß der Meuchelmord nichts Unerhörtes sei in der Geschichte des Hauses Romanow, wie in der des Hauses Orlof. Man sagte sich, daß der Tod des Feldmarschalls gar zu gelegen komme, um zufällig sein zu können. Noch mehr befestigte sich aber der Gedanke an eine Vergiftung, als kurze Zeit darauf, ebenfalls in Anwesenheit Orlof's, der Großfürst Konstantin starb. Dieser hatte anfangs die in Polen einziehende russische Armee an der Spitze eines Corps begleitet, dann aber in Witepsk seinen Wohnsitz genommen. Dort sah er dem Gange des Krieges in Unthätigkeit aber mit einem eigenthümlichen wenig verhehlten Interesse zu. Er freute sich über die Unfälle der Russen

und die jeweiligen Erfolge der Polen, und er sprach gegen russische Offiziere und gegen seine Umgebung laut seine Anerkennung darüber aus, daß sich das polnische Heer, das er organisirt hatte, so trefflich schlüge. Graf Orlof besuchte ihn in Witepsk, und Konstantin starb an der — Cholera; außer ihm erlag kein Bewohner der Stadt dieser Krankheit.

Was den Tod des Feldmarschalls anbetrifft, so erregt es am meisten Verdacht, daß die groben Vorwürfe und die Entsetzung vom Oberbefehl, beide von preußischen Offizieren bezeugt, von russischer Seite abgeleugnet werden. Es geht daraus klar hervor, daß die russische Regierung die Entfernung des Generals durchsetzen, aber einen Eclat vermeiden wollte. Wer könnte zweifeln, daß der Tod des Generals die sicherste Lösung dieses Problems war?

Was Konstantin anbetrifft, so kam auch sein Tod dem Interesse des Kaisers gelegen. Abgesehen von weitgreifenden Plänen, die das Gerücht dem Großfürsten zuschrieb, war eine Einverleibung Polens in Rußland kaum möglich bei Lebzeiten Konstantin's.

Indeß, was man über die Todesfälle auch vermuthen mag, eine Gewißheit ist nach den bis jetzt vorliegenden Daten nicht zu ermitteln. Man kann mit Sicherheit nur sagen, was Louis Blanc erzählt:

„Der Graf und der Feldmarschall hatten eine Unterredung, setzten sich an dieselbe Tafel, und — Diebitsch starb unter schrecklichen Schmerzen."

„Von Pultusk begab sich der Graf Orlof nach Witepsk, wo sich der Großfürst befand. Sie hatten eine

Unterredung, setzten sich an dieselbe Tafel und — Konstantin starb."

Hinzuzufügen ist noch, daß die Fürstin von Lowicz ihren Gemahl nur um wenige Monate überlebte. Jeannette Antonowna Lowicz starb am 29. November 1831 zu Zarskoje-Selo.

Die geheimen Papiere des Großfürsten waren abhanden gekommen, und die russische Regierung gab sich außerordentliche Mühe, dieselben wiederzuerhalten. Ein Pole stand in dem Verdacht der Entwendung: in Thorn wurde er verhaftet, und obwol man Nichts bei ihm fand, willig von den Preußen ausgeliefert. Eben so willig entsprachen die deutschen Regierungen dem russischen Verlangen, eine etwaige Veröffentlichung dieser Papiere zu verhindern. Der mit Rußland verschwägerte Hof von Weimar *) hatte zuerst Gelegenheit, diese Willfährigkeit zu beweisen.

*) Venturinis Chronik.

8. Kapitel.

Graf Orlof in Berlin. Preußens Verhalten gegen die Polen. Ludwig Philipp's trügerische Politik. Die Haltung Oesterreichs, der Pforte, Schwedens. Stellung der Parteien in Polen. Die Emancipation der Bauern. Skrzynecki. Expedition gegen Rüdiger. Verhaftung russischer Spione in Warschau.

Graf Orlof hatte auch eine Mission nach Berlin. Er überbrachte Friedrich Wilhelm III. einen Brief der Kaiserin von Rußland.

Schon einige Decennien vorher hatte Friedrich Gentz gegen einen Vertrauten über den preußischen König geurtheilt: „regierende Kaiser, Erzherzoge u. s. w., diese allein, nicht Minister und selbst die klügsten nicht, ja diese am wenigsten, weil er ihnen nicht traut, wirken bei ihm.“ Auch diesmal vermochte Friedrich Wilhelm III. den Vorstellungen, die von einer Kaiserin und von einer Tochter kamen, nicht zu widerstehn. Das Verhältniß Preußens zum polnischen Kriege gestaltete sich von der Zeit an ganz anders, wie es vorher gewesen war.

Man konnte freilich nicht sagen, daß sich Preußen bisher streng neutral gehalten habe. Der preußische

Consul Schmidt in Warschau hatte während Chlopidi's Diktatur wol die Erklärung abgegeben, daß die Polen es nur mit den Russen zu thun haben würden, dieß hatte die preußische Regierung jedoch nicht gehindert, ihre Sympathien für Rußland gelegentlich aktiv zu beweisen. Jenes Manifest des russischen Feldmarschalls, das vor dem Einrücken in Polen erlassen wurde, war von preußischen Beamten durch die preußische Post nach Polen befördert. Die Grenze ward militärisch besetzt, und man ließ keinen Reisenden durch Preußen nach Polen; alle Polen, die vom Auslande her zureis'ten, wurden verhaftet. Im Februar erschien eine Cabinetsordre, welche in Rücksicht auf die zahlreichen Fälle, wo Bewohner der Provinz Posen nach Polen übertraten — 8000 Mann sollen aus Posen über die Grenze gegangen sein, um Dienste zu nehmen — die Güterconfiskation wieder einführte. Im März wurden in Schlesien 16000 für Polen bestimmte aus England kommende Gewehre und mehre tausend Centner Pulver weggenommen. Im April ward den Russen gestattet, auf preußischem Gebiet Magazine anzulegen. Aus Litthauen geflüchtete russische Soldaten nahm Preußen auf und schickte sie neu equipirt zurück. Die polnischen Staatsgelder, die in der preußischen Bank lagen, wurden mit Beschlag belegt. Die Bewachung der Grenze wurde so rigoristisch ausgeübt, daß sich kein Pole derselben auf Schußweite nahen durfte. Und wie wenig man in Warschau auf Preußens Neutralität baute, bewies das dort umlaufende Gerücht, daß preußische Soldaten und preußische Kanonen in der Schlacht bei Ostrolenka mitgewirkt hätten. Skrzynedi fand sich veranlaßt, über

alle diese Dinge beim Könige von Preußen Beschwerde zu führen, und die polnische Nationalregierung beklagte sich Ende Juni in einer ausführlichen Denkschrift bei den auswärtigen Mächten.

Aber weit entfernt hierauf einige Rücksicht zu nehmen, leistete die preußische Regierung der russischen Armee seit Orlof's Anwesenheit in Berlin eine viel umfassendere und ostensiblere Hülfe.

Ende Juni schon kam Paskewitsch in Pillau an, durchzog mit seinen Begleitern, — ohne zu der damals üblichen Quarantaine angehalten zu werden — das preußische Gebiet von Königsberg bis an die polnische Grenze nach Pultusk. In Thorn ward jetzt ein förmliches russisches Bureau errichtet, — dem Namen nach zur Abwehr der Cholera, in Wirklichkeit um die Anfertigung russischer Uniformen, den Ankauf von Korn, Holz u. s. w. zu betreiben. Aus preußischen Regierungsmagazinen wurden Lieferungen gemacht für die russische Armee. In Königsberg war eine Bäckerei etablirt, um die Russen mit Brot zu versorgen. Der Königsberger Magistrat stellte in einer Eingabe an den König vor, daß die Russen bei dem völlig ungehinderten Verkehr die Cholera einschleppten, — er erhielt einen förmlichen Verweis. Während das preußische Militär an der Grenze die flüchtigen Russen aufnahm, duldete es, daß versprengte Polen von russischen Soldaten bis auf preußischen Grund und Boden verfolgt wurden. Ja, die preußische Regierung machte kein Hehl mehr daraus, daß sie sich als den Helfershelfer Rußlands betrachte: als das französische Kabinet in Folge der erwähnten Beschwerde der polnischen Regierung eine An-

frage an das preußische Ministerium richtete, bekam es die Antwort, daß Preußen die Polen als Rebellen gegen ihren Souverän, seinen guten und getreuen Verbündeten, betrachte, und daß es sich nicht verpflichtet habe, neutral zu bleiben.

Während Rußland so im Auslande eine wesentliche Unterstützung fand, suchte Polen vergebens Hülfe bei den übrigen auswärtigen Kabinetten.

Die Nationalregierung hatte auf solche Hülfe mit Zuversicht gerechnet, namentlich Czartoryski davon am meisten, wenn nicht Alles gehofft. Wir haben früher gesagt, daß und warum die französischen Sendboten in Paris und London schlecht aufgenommen wurden. Aber auch dann, als die Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus ausgesprochen und das Verhältniß der Polen zu Rußland damit klar geworden war, zeigten Frankreich wie England wenig Geneigtheit, auf die polnischen Wünsche einzugehn. Der französische Konsul in Warschau hatte bald nach dem 29. November einem Mitgliede des Reichstags auf die Frage: „Was dürfen wir von den Sympathien der Julirevolution erwarten?" offen geantwortet: „Nichts." Der Herzog von Mortemart hatte auf seiner Reise nach Petersburg einem polnischen Agenten, der in Frankfurt a./O. mit ihm zusammentraf, dasselbe gesagt. In der That war dies die Wahrheit, wenn auch eine herbe Wahrheit für die Polen. Was kümmerten den kalt berechnenden Ludwig Philipp alle die Gründe, die das französische Volk und die liberale Opposition geltend machten, um die Regierung zur Parteinahme für die Polen zu bewe-

gen? Was gab er auf die Waffenbrüderschaft, welche noch lebendig in der Erinnerung beider Nationen lebte? Was lag ihm daran, die alte Scharte auszuwetzen, die Frankreich auf den Eisfeldern Rußlands geschlagen war? Was galten ihm die Verträge von 1815, die Polens Selbstständigkeit verbürgten? Machte auf ihn ja nicht einmal die Gewißheit Eindruck, die ihm durch die zu Warschau erbeuteten russischen Papiere geworden, daß Kaiser Nikolaus nur durch die Revolution in Polen gehindert war, den Krieg gegen ihn zu beginnen. Als die französischen Minister in der Kammer interpellirt wurden, was sie für Polen zu thun gedächten, schützten sie die weite Entfernung des bedrängten Landes vor, erinnerten an den unglücklichen Ausgang des Feldzuges von 1812 und ergingen sich in beredten Schilderungen der Macht des Zaren. Nicht einmal französischen Offizieren, die in Polen Dienste zu nehmen wünschten, ward Urlaub bewilligt.*) Alles was von der französischen Regierung scheinbar im Interesse Polens geschah, war entweder eine nichtsbedeutende Concession, die der öffentlichen Meinung im Lande gemacht wurde, oder ein von ganz andern Motiven als einer Sympathie für Polen diktirtes Handeln. In die erste Kategorie gehört die Absendung von sechs Aerzten, die im polnischen Hauptquartier die Cholera studiren sollten, welche seit der Schlacht bei Iganie auch unter den Polen wüthete. In die zweite Kategorie ge-

*) Es ist freilich auch wahr, daß von den französischen Oberoffizieren keiner Neigung hatte, seinen Gehalt und seinen Rang in der französischen Armee im Stich zu lassen.

hören einige diplomatische Kreuz- und Querzüge, die wir genauer in's Auge fassen müssen.

Louis Blanc hat zuerst Aufklärung darüber gegeben, wie vom österreichischen Kabinet ein Vorschlag zur Unterstützung Polens ausging und den übrigen Mächten vorgelegt wurde.

Wenn der Aufstand des 29. November in Wien auch anfangs eine gewaltige Bestürzung hervorbrachte, wie man z. B. aus Friedrich Gentz' Schriften ersehen kann, so trat daselbst doch auch bald die Ueberlegung ein, ob sich nicht aus der Revolution für Oesterreich Nutzen ziehen lasse. Zwei Momente kamen hiebei in Rechnung: die zweifelhafte Freundschaft des benachbarten Rußland und die Sympathien der österreichischen Staatsangehörigen namentlich derer slawischen Stammes für Polen. Jene — die zweifelhafte Freundschaft Rußlands — war von neuem constatirt durch die Auffindung eines Plans zum Einfall russischer Streitkräfte in Ungarn, eines Plans, den Prondzynski im Auftrage der russischen Regierung 1828 entworfen, und den die Novembertage in Warschau an's Licht gefördert hatten. Die Sympathie der Oesterreicher sprach sich so laut aus, daß seit dem Volksaufstande in Tyrol unter der Regierung Franz I. nichts Aehnliches vorgekommen war. Unterstützungen an Geld, Munition und Lebensmitteln wurden, besonders in Ungarn und Galicien, gesammelt und nach Polen geschickt. Böhmische, mährische und ungarsche Edelleute verwandten sich bei dem Kaiser für das Nachbarland, zumal dann, als es allen gebornen Polen auf Betrieb des russischen Gesandten, Tatitschef, — untersagt wurde, Wien zu betreten.

Von den meisten Gespannschaften Ungarns — von zwei und zwanzig — wurden Vorstellungen beim Kaiser Franz eingereicht, die zu einer Vermittlung — nöthigenfalls mit Waffengewalt aufforderten. Der österreichische Beobachter berichtete vom Kriegsschauplatze in entschieden polenfreundlichem Sinn.*) Es kam in Wien der Gedanke auf, daß ein selbstständiges Polen selbst mit dem Verluste Galiciens für Oesterreich von geringerer Gefahr sei als die Einverleibung des polnischen Königreichs in Rußland, die das Resultat des Siegs der Moskowiter sein könnte. Jene Besorgniß vor Rußland und dessen wachsender Größe, die wie ein Gespenst, das sich nicht bannen läßt, in der neueren Geschichte Oesterreichs von Zeit zu Zeit erscheint, tauchte wieder auf. Der österreichische Konsul in Warschau erhielt den Auftrag, der polnischen Regierung an die Hand zu geben, daß Oesterreich nicht abgeneigt sei, die Bildung eines unabhängigen Polens zuzulassen, ja Galicien abzutreten, — aber unter zwei Bedingungen: wenn ein habsburgischer Prinz König von Polen werde, und wenn England und Frankreich darin einwilligten. Es geschah dies schon im Februar. Die Regierung zu Warschau schickte sofort den Agenten Walewski nach Paris und London. Dieser bekam vom Ministerium Casimir Perier's, das an die Stelle des Ministeriums Lafitte getreten war, den Bescheid, daß Frankreich seine Beistimmung zu dem österreichischen Vorschlage von der Beistimmung Englands abhängig mache. Also reis'te Walewski nach London. Von Palmerston wurde ihm ein unumwundener abschläg-

*) S. Venturini's Chronik.

licher Bescheid. Frankreich, hieß es, sei der einzige Gegenstand des Mißtrauens und der Befürchtungen Englands. „Seine britische Majestät unterhalte freundschaftliche Beziehungen mit St. Petersburg und habe keine Lust dieselben zu zerreißen, sie würde sich nie dazu entschließen, ihre Kräfte mit denen des Königs von Frankreich zu einem Zwecke, der Rußland feindlich und unangenehm sei, zu vereinen." *)

Vielleicht hatte man in Paris die Antwort Palmerston's vorausgesehn. Innere Verhältnisse, der Kampf um die Reformbill und die irischen Unruhen machten es an sich unwahrscheinlich, daß das englische Kabinet sich in auswärtige Angelegenheiten mischen werde, welche wenigstens nicht direkt und sonnenklar mit den englischen Interessen zusammenhingen. Jedenfalls kam diese Antwort Ludwig Philipp erwünscht, und er durfte dem polnischen Gesandten gegenüber seine eigne Unlust, Etwas für Polen zu thun, mit der schnöden Antwort Englands maskiren.

Schlimmer compromittirte sich der Bürgerkönig durch seine angeblich zu Polens Gunsten eingeleiteten Verhandlungen in Konstantinopel. Dort befand sich als französischer Botschafter der General Guilleminot. Er hatte nach der Julirevolution den Auftrag erhalten, bei der Pforte dahin zu wirken, daß sie sich auf die Möglichkeit eines Kriegs vorbereite, denn es mußte Frankreich bei den drohenden Aussichten eines Kampfs mit den vier andern Großmächten daran gelegen sein, einen Bundesgenossen

*) L. Blanc, hist. de X ans.

zu haben. Anfangs war Guilleminot's Stellung äußerst schwierig. Er fand das türkische Ministerium vollständig unter dem Einfluß des russischen Gesandten Ribeaupierre, der es nicht einmal dulden wollte, daß die dreifarbige Fahne statt der weißen auf dem französischen Gesandtschaftshotel aufgesteckt werde. Aber allmälig änderten sich die Verhältnisse. Der französische Einfluß wuchs in demselben Maße, als der russische sank. Die polnische Revolution hatte den Muth des Großherrn gehoben. Die Gefahr, welche daraus dem russischen Reiche entstand, überschaute man in Konstantinopel sehr wohl, und der Friede zu Adrianopel hatte zu viel Erbittrung zurückgelassen, als daß die Pforte nicht einen günstigen Moment zur Rache mit Begierde hätte herbeiwünschen sollen. Zwei polnische Agenten, Linowski und Wolicki, wurden sehr gut aufgenommen, die Sympathie für die Revolution nicht verhehlt, wenn auch das türkische Reich keinen unmittelbaren Beistand leisten könne, da der letzte Krieg mit Rußland das Land erschöpft habe und Unruhen in den Provinzen alle Kräfte in Anspruch nähmen. Den Sultan beschäftigte unabläßig der Gedanke an Polen. „Unerhörte Begebenheit seit der Gründung des Islam," sagte einmal der Seraskier zu Wolicki: „der Sultan ist fünfmal in der großen Moschee gewesen, um Gott für Christenhunde, wie Ihr seid, zu bitten." *) Unter diesen Umständen fand eine Note, welche General Guilleminot am 19. März dem Divan überreichte, ein sehr günstiges Terrain. In der Note wurde auseinandergesetzt, daß die Gelegenheit für

*) Geschichte der neuesten Zeit. Von Karl Hagen.

die Türkei da sei, das russische Joch abzuschütteln, daß ein allgemeiner Zusammenstoß in Europa bevorstehe und daß die Pforte sich rüsten, wenn auch noch nicht den Krieg erklären möge. Unmittelbare Veranlassung zu dieser Aufforderung waren die Verwicklungen zwischen Frankreich und Oesterreich, welche allerdings auf dem Punkte angelangt zu sein schienen, wo nur das Schwert entscheiden könne.

Die Pforte begann in der That eine veränderte Haltung anzunehmen: Truppen wurden ausgehoben, Kriegsschiffe segelfertig gemacht, die bereits ertheilte Genehmigung der griechischen Grenzen und der Befehl zur Räumung des griechischen Gebiets zurückgenommen. Aber der Diwan theilte — zu seinem Glück — die französische Note dem englischen Botschafter in Konstantinopel mit, das englische Kabinet legte sie dem österreichischen Staatskanzler vor, dieser beschwerte sich in Paris, und — die Perfidie Ludwig Philipp's kam an den Tag.

Er hatte die Pforte nur benutzen wollen, falls er selbst von den Mitgliedern der heiligen Allianz angegriffen würde, und kam jetzt in die ärgste Verlegenheit, als er seine ewigen Versicherungen von Friedensliebe Lügen gestraft sah. Er lud einen dreifachen Schimpf auf sich und Frankreich, um das gute Einvernehmen mit den Mitgliedern der heiligen Allianz zu retten. Er gab die Pforte, Polen, Italien und seinen Gesandten Preis. Guilleminot, ließ er durch den Kriegsminister Sebastiani dem Fürsten Metternich versichern, habe seine Instruktionen überschritten. Der Gesandte wurde aus Konstantinopel im April zurückberufen und abgesetzt. Als er später zu

Paris in der Pairskammer noch Vorwürfe von Sebastiani anhören mußte, zog er seine Instruktion aus der Tasche, um seine Unschuld zu beweisen. Aber der Minister rief: „Ich protestire gegen die Vorlesung. Sie kann großes Unheil anrichten!"

Die Pforte eilte jetzt, sich mit Rußland wieder auszusöhnen und demselben die feierlichsten Versicherungen der Freundschaft zu geben, und von einer Unterstützung Polens war in Konstantinopel keine Rede mehr.

Noch einmal schien es, als wolle der Julikönig sich Polens annehmen. Das war später, in der letzten Zeit des russisch-polnischen Krieges. Die Vermittlung, welche Frankreich in St. Petersburg angeboten hatte, war abgelehnt, und einen schwachen Versuch machte Ludwig Philipp, gedrängt von dem immer bestimmter sich äußernden Wunsche des französischen Volkes, England zur Parteinahme für Polen zu bewegen. Die Sache hing folgendermaßen zusammen. *)

Von Merode, der belgische, und Walewski, der polnische Agent, hatten sich in London getroffen und sich über die Möglichkeit beredet, wie die Verhandlungen der Großmächte über die Zukunft Belgiens zu Gunsten Polens benutzt werden könnten. Es schien damals zweifelhaft, ob die berüchtigten achtzehn Artikel, welche von der Londoner Konferenz aufgestellt waren, von den Belgiern angenommen würden, aber von Merode hielt es für gewiß, daß die katholische Partei auf dem belgischen Kongreß in die

---

Louis Blanc.

Annahme jener achtzehn Artikel willigen werde, falls England sich verpflichte, mit Frankreich für Polen einzuschreiten. Talleyrand und Palmerston wurden über ihre Meinung in dieser Beziehung gefragt: der Erstere erklärte sich für das Projekt und versprach in diesem Sinne eine Note beim englischen Ministerium einzureichen, letzterer gab die pythische Antwort: durch Annahme der achtzehn Artikel werde Polen vielleicht ein ausgezeichneter Dienst erwiesen. Ein polnischer Abgeordneter, Zaluski, reis'te nach Brüssel und wirkte in der That erheblich dazu mit, daß jene Artikel angenommen wurden. Talleyrand reichte jetzt seine Note ein, schrieb nach Paris, von dort wurde bereits nach Warschau gemeldet, die Polen möchten nur noch zwei Monate aushalten, denn es seien Unterhandlungen angeknüpft, als Lord Palmerston eine ablehnende Antwort ertheilte. Derselbe englische Minister, der lange Jahre als ein Polenfreund gepriesen und als ein Russenfeind und eifriger Vertreter englischer Interessen angesehn ist, weis't in dieser Note den französischen Vorschlag ab, weil ein Einschreiten der beiden Höfe im Falle der Weigerung zur Anwendung von Gewalt führen müßte, weil der Einfluß des russisch-polnischen Kriegs auf die Ruhe anderer Staaten nicht der Art sei, um zu solchem Aeußersten zu nöthigen, weil angenehme freundschaftliche Beziehungen zwischen St. Petersburg und Sr. brit. Majestät beständen, weil endlich die Zeit noch nicht gekommen sei, jenen Plan mit Erfolg gegen den Willen eines Souveräns zu unternehmen, dessen Rechte unbestreitbar seien.

Während dieser diplomatischen Winkelzüge hatte auch

Oesterreich den Gedanken aufgegeben, zu Gunsten der Polen zu interveniren. Es ist wahr, seine Neutralität behielt einen ganz anderen Charakter als die Preußens. Die Sympathie für die Polen blickte noch immer durch: Unterstützungen und Zufuhren an Kriegsbedarf und Lebensmitteln gingen fortwährend über die österreichische Grenze und die auf kaiserlichers Gebiet übergetretenen Soldaten der Revolution wurden nicht an Rußland ausgeliefert, wie es die bestehenden Verträge heischten. Strenge Verbote gegen die Ausfuhr von Kriegsbedarf und die Auswandrung von österreichischen Unterthanen nach Polen wurden allerdings erlassen oder erneuert, aber die Behörden sahen durch die Finger. Jedoch im Juli schrieb der Staatskanzler, Fürst Metternich, an Skrzynecki, er rathe den Polen, die Waffen niederzulegen und sich ihrem rechtmäßigen Herrn zu unterwerfen. Diese Wandlung erklärt sich allerdings hinreichend aus dem Verhalten Frankreichs und Englands einerseits und der drohenden Aufregung, in welcher sich der österreichische Kaiserstaat befand, andrerseits. Nicht nur in Italien bedurfte es einer Armee von mehr als 70,000 Mann, um die revolutionären Regungen niederzuhalten, auch in Ungarn und Galicien rief die im Juni hereindringende Cholera Aufstände hervor, die nur durch ein Schreckenssystem gedämpft werden konnten. Dennoch wird die Aenderung der Politik Oesterreichs in Bezug auf den russisch polnischen Krieg noch auf ein andres Motiv zurückgeführt. Metternich, so geht die Sage, habe während der Regierung Alexander I. seit 1815 ein jährliches Geschenk von 200,000 Rubel empfangen. Nach dem Regierungsantritt des Kaiser Nikolaus sei diese Gabe

ausgeblieben, und ihr Ausbleiben habe auf des Fürsten Politik wesentlich eingewirkt. Im Jahre 1831 aber fand es Nikolaus für angemessen, die rückständigen Gelder nicht nur abzutragen, sondern dem Staatskanzler die Pension auch für die Zukunft zuzusichern, ja nach einer andern Version auf eine Million Rubel zu erhöhen. *)

Auch die Hoffnung der Polen, in dem benachbarten Schweden einen Bundesgenossen zu finden, erwies sich als eitel. Die Stimmung der schwedischen Nation war ihnen freilich sogar noch günstiger als die der französischen, und der Staat Karl XII. hatte sich über russische Unbilden vielleicht noch mehr zu beklagen als die Pforte. Der Enthusiasmus der Bevölkerung, zumal der untern Schichten, ließ es dem Könige gegenüber nicht an Mahnungen fehlen, den Moment zu benutzen. Karl Johann hatte sich der Freundschaft, die ihn mit dem Zaren zu verbinden schien, auch keineswegs ohne Mißtrauen hingegeben. Er wußte oder fürchtete, daß Nikolaus nicht lange zuvor daran gedacht hätte, ihn zu Gunsten des Hauses Wasa des schwedischen Thrones zu berauben. So scheint ihn unmittelbar nach dem Ausbruch der polnischen Revolution die Neigung angewandelt zu haben, mit derselben gemeinsame Sache zu machen. Der Minister, Graf Brahe, ließ es auf dem schwedischen Reichstage durchblicken, daß der Krieg gegen Rußland erklärt werden solle, falls fünf und zwanzig Millionen Rbthaler bewilligt würden.

*) Vergl. über die Metternich zufließenden Geschenke Gervinus, außerdem Hagen's „neueste Geschichte," das „östliche Europa." Vehse, „österreichischer Hof."

Ein Gerücht ging, Karl Johann habe sich mit einem Abenteurer eingelassen, der einen Versuch zur Revolutionirung Finnlands machen möge, aber desavouirt werden könne im Fall des Mißlingens. Auch die Polen wußten die Bedeutung eines Bündnisses mit Schweden wohl zu schätzen. Noch im Jahre 1830 wurde der Graf Zalucki nach Stockholm geschickt. Unvorsichtigerweise jedoch hatte er von seiner Mission in Paris verlauten lassen, und Pozzo di Borgo beeilte sich, sein Signalement ihm vorauf an die russische Gesandtschaft in Schweden zu senden. Als Zalucki an der schwedischen Küste landen wollte, wurde er zurückgewiesen und mit Verhaftung bedroht, falls er sich auf schwedischem Gebiet betreffen ließe.

Inzwischen bot die russische Diplomatie all ihre Kunst auf, Karl Johann zu fesseln. Graf Suchtelen unterhielt einen lebhafteren Verkehr mit dem Könige als sonst und hob alle Gesichtspunkte mit Geschick hervor, welche den schwedischen Monarchen verhindern konnten, sich mit den Polen einzulassen, versicherte ihn aber der unverbrüchlichsten Freundschaft des Zaren, wenn er neutral bleibe.

Im weiteren Verlauf des russisch-polnischen Krieges erschien ein Unterhändler in Stockholm, um den König zur Anerkennung der Unabhängigkeit Polens zu bewegen. Karl Johann trat ohne Zuziehung der Minister, durch einen Vertrauten mit ihm in Verbindung, aber die Anerkennung lehnte er ab und verlangte, daß England und Frankreich damit vorangingen.

Karl Johann wie sein Sohn, der Kronprinz Oskar trugen ihre Hinneigung zu Rußland auffälliger zur Schau als je. Als die Kronprinzessin einen Knaben gebar, lud

Karl Johann den Kaiser Nikolaus und die Großfürstin Helena zu Gevatter, und der Täufling erhielt den Namen Nikolaus.

Der ehemalige Demokrat Bernadotte glaubte seine neugebackne Dynastie gesichert, — da kümmerte ihn die polnische Nation so wenig, wie sie den Sohn Philipp Egalité's kümmerte.

Das Volk in Schweden freilich zerriß voll Erbitterung die officielle Zeitung, welche von der Taufe des Königsknaben und der zarischen Gevatterschaft erzählte, und die Thore des Schlosses zu Stockholm wurden gesperrt, die Soldaten in die Kasernen konsignirt, die Kanonen bereit gehalten, als die Taufcerimonie in der Hofkapelle vor sich ging. *)

Polen hatte also geringe Aussicht, von außen her irgendwelche Unterstützung zu erhalten. Es war und blieb auf sich selbst angewiesen. —

Wir verließen Skrzynecki, als er nach der Schlacht bei Ostrolenka, — ein vereinzelter Flüchtling, der die Armee verloren gab und ihrem Schicksal überließ — in Praga anlangte. Unterwegs hatte er Gewißheit erhalten theils von der Unzufriedenheit, die in der Armee gegen ihn herrschte, theils von dem starken Verlust der Russen und dem Unterlassen einer Verfolgung, — danach richtete

*) Vergleiche hierüber und über das Vorige: Crusenstolpe, Karl Johann und die Schweden, Berlin, Morin 1845.

er sein Verfahren ein. Er ließ den Commandanten der Nationalgarde und den Minister des Innern aus Warschau rufen und machte ihnen Eröffnungen über die Niederlage, suchte den Verlust zu verkleinern und klagte das Heer an. Für den Augenblick milderte diese Darstellung, die durch den Commandanten der Nationalgarde dem Reichstage wiederholt wurde, die Bestürzung, welche Warschau bei der ersten Kunde von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht ergriffen hatte, man freute sich über die Fassung und Entschlossenheit des Generalissimus, und ein paar Tage lang, während welcher Skrzynecki alle Communication zwischen der allmälig eintreffenden Armee und der Hauptstadt verhinderte, hielt diese Stimmung vor. Aber dann mußten die Verwundeten in die Hospitäler Warschaus gebracht werden, den Bürgern der Stadt konnte man's nicht mehr verwehren, ihre Verwandten zu besuchen, die in der Armee dienten, und die Unzufriedenheit des Heeres über Skrzynecki's Führung theilte sich dem Volke, dem Reichstage, ja der Regierung mit.

Von dieser Zeit an beginnt eine Reihe von Intriguen, die zunächst darauf abzielten, Skrzynecki den Oberbefehl zu erhalten oder ihm denselben zu nehmen, die aber ihren tieferen Grund in den allgemeinen Tendenzen der politischen Parteien hatten, worin die Polen zerfielen.

Wir wissen, daß in der Natonalregierung zwei Diplomaten, zwei Konstitutionelle und ein Demokrat saßen. In ähnlichem Verhältniß war auch der Reichstag componirt. Auf die Gefahr hin, den Leser durch eine Wiederholung zu ermüden, sagen wir noch einmal, daß die diplomatische Partei eine Tendenz hatte, die mit der Un-

abhängigkeitserklärung Polens, mit dem Kriege und mit dem Willen der Nation in schreiendem Widerspruche stand, — ihr Zweck war: ein verbessertes Kongreßkönigreich unter der Verwaltung eines gebornen Polen, mit stärkerer Berücksichtigung des einheimischen Adels bei Besetzung der Aemter, ihr Mittel: ein Defensivkrieg und Unterhandlungen mit dem Kaiser Nikolaus und den übrigen Kabinetten Europas. Diese Czartoryski, Chlopicki, Skrzynecki, Lubienski, wollten keinen Kampf auf Leben und Tod für die nationale Selbstständigkeit, kein Aufgebot in Masse, keinen Krieg gegen die moskowitische Sklaverei für die reelle Freiheit Polens.

Längst vor der Schlacht bei Ostrolenka hatten sich die Spuren dieser Tendenzen und das Unheil der Parteisplitterung im Reichstage gezeigt.

Der Februar war den vereinigten Kammern unter Berathungen von zweifelhafter Wichtigkeit und ermüdender Weitschweifigkeit verstrichen. Man verhandelte über Ehrenzeichen und Pensionen der Soldaten, über Beschlußfähigkeit des Reichstages und andre einfache Dinge Tage lang; man proklamirte die constitutionelle Monarchie als die einzige für Polen passende Regierungsform, um die fremden Mächte hinsichtlich der republikanischen Tendenzen zu beruhigen; man erließ schwülstige Proklamationen. Seit der Schlacht bei Grochow blieb nur ein Ausschuß des Reichstages in Warschau, und dieser nahm eine Frage auf, von deren Lösung ohne Zweifel Viel, wo nicht Alles abhing — die Stellung der polnischen B a u e r n.

Die Lage der Bauern auf den Krongütern Polens ist seit Jahrhunderten traurig gewesen, die derer auf den

Privatgütern wahrhaft entsetzlich. Alle Abscheulichkeiten des Feudalismus fanden eine Freistätte unter dem schattenhaften, machtlosen Königthum Polens. Die Constitution vom 3. Mai 1791 war eine Urkunde der Aristokratie und befreite den Bauer nicht. Bei Errichtung des Großherzogthums Warschau im Jahr 1807 wurde die Leibeigenschaft gesetzlich aufgehoben, es wurde den Bauern das Recht garantirt, von einem Dorfe in's andre ziehn zu dürfen, und das Recht, nach dreißigjährigem Besitz den Grund und Boden, auf dem sie angesessen waren, dem Edelmann abkaufen zu können. Aber in dem Zustande der Landbevölkerung war dadurch faktisch wenig geändert: die Freizügigkeit schuf höchstens heimatlose Tagelöhner, und das Recht auf zukünftige Ablösung ward illusorisch durch die Pflichten, Frohnde und Zins, der Gegenwart. Die Constitution des Kongreßkönigreichs beließ es hinsichtlich der Bauern anfangs bei den Bestimmungen, die im Großherzogthum Warschau gegolten hatten, 1825 aber wurde auch das Recht, nach dreißigjährigem Besitz ein Eigenthum zu erwerben, aufgehoben, 1828 begann die Regierung die Nationalgüter zu verkaufen, und mit ihnen ging ein guter Theil der Bauern in Privatbesitz über. Die russische Regierung zeigte im Allgemeinen die Tendenz, den polnischen Bauer auf gleiche Stufe mit dem des übrigen Rußland zu stellen, und die Edelleute waren durchschnittlich mit diesem Streben der Russen wohl zufrieden. Die Revolution von 1830 fand das Landvolk Polens in einer Armuth, einem Schmutz, einer Unwissenheit und Rechtlosigkeit, wie sie — außer in Rußland — in keinem Staate Europas mehr herrschten.

Es war das charakteristische Merkmal der revolutionären oder demokratischen Partei in Polen, daß sie eine entschiedne Verbesserung der socialen Lage der Bauern, die volle Emancipation derselben verlangte, und Joachim Lelewel hat das unbestreitbare Verdienst, für diese Emancipation vor der Revolution Propaganda gemacht und sie in der Revolution kräftig vertreten zu haben.

Nach der Schlacht bei Grochow also gingen von dieser Partei Vorschläge aus, der Reichstag möge den Bauern Grundeigenthum ertheilen und sie von den Frohndiensten befreien. Für die Vorschläge sprachen nicht nur die Gerechtigkeit, sondern auch die Klugheit: es war nicht zu verkennen, daß die überwiegende Masse der Bevölkerung dadurch ein leidenschaftliches Interesse für die Revolution bekommen, und daß die Sympathie der Polenfreunde in Europa dadurch neuen Schwung erhalten werde. Aber gegen die Vorschläge erhob sich eine erbitterte Opposition: der größte Theil des Adels war wenig geneigt, die materiellen Opfer zu bringen, welche eine solche Befreiung der Bauern von ihm heischte, die konstitutionelle Partei erschrak vor einem Eingriff in Privatrechte, welche durch die Zeit geheiligt wären. Der damalige Finanzminister Biernacki brachte einen Gesetzentwurf ein, worin nur eine elende Abschlagszahlung der demokratischen Forderung beantragt wurde, nämlich, daß die Ertheilung von Grundeigenthum auf die Bauern der Kron- oder Nationalgüter beschränkt werde. Aber selbst über diesen Antrag, so einfach wie er war, kam man nicht zum Beschluß. Die Reaktion wußte eine Menge Bedenken geltend zu machen: es sei jetzt überhaupt nicht die Zeit,

solche eingreifende Veränderungen zu machen, man werde die Parteiwuth nur vergrößern und die meisten Edelleute dem Aufstande entfremden, man könne Oesterreich gegen Polen aufbringen, wenn die galicischen Bauern ähnliche Erleichterungen forderten u. s. fort. Zumal die Mehrheit der Regierungsmitglieder war dem Antrage entgegen. Nach einer zwanzigtägigen Berathung waren noch nicht sämmtliche Artikel des Entwurfs erledigt; dann trat der ganze Reichstag — in der Mitte des April — wieder zusammen, und nun wurde beschlossen, das Gesetz noch einmal durch beide Kammern gehn zu lassen.

Dies hieß so viel als eine Vertagung in infinitum. Andre Gesetzentwürfe lagen außerdem vor und nahmen momentan ein stärkeres Interesse in Anspruch. Alles was in der Bauernfrage geschah, beschränkte sich darauf, daß einzelne hochherzige Edelleute den Bauern auf ihren Gütern Privateigenthum schenkten, daß andre denselben ein Eigenthum versprachen, wenn sie auch nur einmal für Polen gekämpft hätten, daß sich in Warschau ein Verein bildete, der durch freiwillige Gaben den Bauern Grundstücke kaufen wollte. Aber die Debatte hatte zwischen der demokratischen und diplomatischen Partei eine Spannung und eine Erbittrung erzeugt, die sich nicht mehr verwischen ließ.

Sie trat besonders stark hervor in den Reichstagsverhandlungen zu Anfang Mai, wo man die Verhältnisse Litthauens und die der übrigen abgerissenen Provinzen zu regeln versuchte. Von der demokratischen Partei ging der Antrag aus, in Betracht der scheußlichen Grausamkeiten, welche die Russen gegen polnische Gefangene, be-

sonders aber gegen die Insurgenten in Litthauen verübten, das Recht der Wiedervergeltung zu proklamiren. Schon dies war den ängstlichen, scheuen Diplomaten nicht recht, welche immer daran dachten, noch einmal ihren Frieden mit Nikolaus zu machen, und sie wußten den Beschluß auch wirklich abzuschwächen. Der principielle Gegensatz der Parteien aber offenbarte sich abermals in seiner ganzen Schärfe, als man darüber debattirte, ob die Bewohner Litthauens ihre „alten" Rechte, das hieß die Adelsprivilegien, wiederhaben, oder ob sie den liberaleren Gesetzen des Königreichs unterworfen sein sollten. Auch diesmal siegte die Reaktion ob, aber der unheilbare Zwiespalt reichte bis in die Regierung hinauf, und zwei Minister nahmen in Folge der Debatte ihre Entlassung.

Bald darauf machten die beiden entschiedenen Parteien, die Reaktion des Adels und die Demokratie, einen Versuch, auf legalem Wege die Gewalt an sich zu reißen: sie einten sich in dem Verlangen einer Erneuerung des Reichstags, in der gemeinsamen Hoffnung, bei den Wahlen eine entschiedene Majorität je für sich zu erhalten. Aber dieser Versuch scheiterte an dem Widerstand der Konstitutionellen. Die Gegensätze blieben, der Haß steigerte sich; die Parteien machten sich die bittersten Vorwürfe, und zu schwach, einander zu verdrängen, waren sie stark genug, einander zu lähmen. Der Adel im Reichstage hatte solchen Fanatismus gegen die Bauernfreunde in sich aufgesogen und hielt so fest an seinen scheußlichen Privilegien, daß er einen Antrag, die Strafgesetze gegen die zu schärfen, welche sich Ungerechtigkeiten gegen ihre Bauern erlaubten, ablehnte, und die Demo-

kratie war von solcher Wuth erfüllt gegen die Majorität der Feudalaristokratie im Reichstage, daß sie für jeden Beamten das Recht in Anspruch nahm, gegen Anordnungen höhrer Beamten zu protestiren.

Diese Parteizerwürfnisse des Reichstags und der Regierung fanden natürlich ihr Echo im Volke und in der Presse, in Warschau und im ganzen Lande, unter Civil und Militär. Nur war die Gruppirung hier anders: die demokratische Partei hatte in der Presse und in der Volksmeinung ebenso entschieden das Uebergewicht, wie sie in den öffentlichen Organen in der Minorität war; im Heere aber ging seit der Schlacht bei Ostrolenka ein rascher, der Demokratie gleichfalls günstiger, Umschwung vor sich.

„Skrzynecki!" oder „nicht Skrzynecki!" wurde bald nach jener Schlacht die Losung der Parteien: die Reaktion suchte ihn um jeden Preis zu halten, die Demokratie ihn zu beseitigen. Der Generalquartiermeister hatte eine Schrift ausgearbeitet, worin die Unfähigkeit des Generals handgreiflich nachgewiesen war; die Schrift circulirte bei einer Anzahl Reichstagsmitgliedern; die intelligentesten Offiziere der Armee bestätigten Prondzynski's Anklagen; die Darstellung, welche Skrzynecki von der Schlacht bei Ostrolenka gemacht, wurde als eine absichtliche Fälschung erkannt; und die öffentliche Meinung hatte über den Generalissimus bereits gerichtet, als ein Privatzwist ihn noch mehr um seinen Credit brachte.

So zaudernd und ängstlich Skrzynecki auf dem Schlachtfelde, so despotisch und parteiisch verfuhr er gegen die Offiziere. Alle Diejenigen, welche der demokratischen

oder nur liberalen Gesinnung verdächtig waren, hatten das zu büßen. Jene tapfern jungen Leute, welche in der Nacht des 29. November Proben ihres Muthes abgelegt und seitdem im Generalstab als Adjutanten fungirt hatten, wurden von Skrzynecki bald entfernt; an ihre Stelle traten Leute vom höchsten Rang, und ein Grafentitel schien das Mindeste, was auf eine Adjutantenstelle Anspruch geben konnte; ein paar Fürsten Sapieha, ein Fürst Poniatowski, ein Herzog von Montebello, zwei Grafen Potocki u. s. w. befanden sich im Generalstabe. An die Zurücksetzung der Generale Szembeck und Sierawski können wir, als schon früher erwähnt, hier nur erinnern. Einige Tage vor der Schlacht bei Ostrolenka wurde auch der General Uminski, Führer des auf der Siedlcer Chaussee stehenden Corps, abgesetzt, angeblich weil Skrzynecki ihm das Mißlingen der Expedition gegen die Garden zuschrieb, in Wahrheit wol, weil Uminski sich zur konstitutionellen Partei hielt. Jedenfalls legte man die Entlassung in diesem letztern Sinne aus und bedauerte allgemein den tapfern und patriotischen Uminski, der aus der preußischen Festung Glogau entflohen, am Tage der Grochower Schlacht in Warschau angekommen war und sich unmittelbar darauf ins Gefecht gestürzt hatte. Auch der General Krukowiecki beklagte sich über den Oberfeldherrn. Ihm war wol kaum ein Unrecht geschehn, wenn er nach der unrühmlichen Haltung in dem Kampfe des 26. Februar aus der aktiven Armee entfernt und zum Gouverneur Warschaus gemacht wurde. Aber Skrzynecki hatte ihn auch später vielfach gekränkt, und Krukowiecki wartete nur auf die Gelegenheit sich zu rächen.

Graf Johann Krukowiecki war einer der ältesten polnischen Generale und in militärischer Beziehung nächst Chlopicki vielleicht der renommirteste. Er hatte seit der Theilung Polens fast alle Feldzüge mitgemacht, und bei der Oberfeldherrnwahl am 18. Januar war er einer der Concurrenten Radziwil's. Bekannt wegen seiner Energie wurde er jedoch mehr gefürchtet als geachtet. Sein Charakter war nicht makellos. Immer in Geldverlegenheit half er sich gerade nicht auf die anständigste Manier heraus. Von leidenschaftlichem Ehrgeiz gestachelt, zettelte er überall Intriguen an, die ihn unbeliebt machten, und gefiel sich in Prahlereien, die ihm die Verachtung gebildeter Menschen zuzogen. Als er zu Gunsten Radziwil's bei der Feldherrnwahl übergangen wurde, war er klug genug, eine Miene patriotischer Resignation anzunehmen: „Wenn man auch einen Tambour an die Spitze des Heers stellte, würde ich mich dem Vaterlande nicht entziehen," äußerte er; aber er verfehlte auch nicht, dieser Phrase größtmögliche Publicität geben zu lassen, und wiederholte sie im Kriegsrath, als später Skrzynecki zum Generalissimus ernannt wurde. Als Gouverneuer der Hauptstadt hatte er Gelegenheit gehabt, seine Energie und Einsicht zu beweisen, und nebenbei Nichts versäumt, sich einen Anhang zu verschaffen.

Mit diesem gefährlichen Gegner band Skrzynecki thörichter Weise an. Sicher gemacht durch die Protektion des Fürsten Czartoryski, des Regierungspräsidenten, ließ er sich mit dem Gouverneur Warschau's von Praga aus in eine Correspondenz ein, in der er den Kürzeren zog. Erbittert über Krukowiecki's treffende und beißende Anspie-

lungen auf seine Frömmelei setzte er es bei der Regierung zwar leicht durch, daß jener seines Amtes enthoben wurde, damit jedoch war der Intriguant keineswegs unschädlich gemacht. Derselbe blieb unter einem Vorwande in der Hauptstadt, obwol er sein Ehrenwort gegeben hatte, nach Krakau abzureisen, schloß sich der demokratischen Partei an, benahm sich wie der Radikalste der Radikalen und versäumte Nichts, den Unwillen über den Generalissimus zu steigern.

Selten indeß empfängt Jemand, der eine Rolle im öffentlichen Leben spielt, die schlimmsten Stöße durch seine Feinde: meist sind die Streiche weit schlimmer, die er sich selbst und die seine Freunde ihm zufügen. Auch an Skrzynecki bewährte sich das. Daß die reaktionäre Majorität des Reichstags mit rücksichtsloser Verhöhnung aller Thatsachen für ihn auftrat und ihn durch eine Deputation wie einen Triumphator beglückwünschen ließ, war ihm keineswegs nützlich, daß er aber sogar selbst als Ankläger gegen die Regierung auftrat, ihr Mangel an Kraft und an Einheit vorwarf und auf Ernennung eines Regenten drang, war einer der Hauptgründe seines nachherigen Sturzes.

Der letztere Gedanke war nicht in Skrzynecki's Hirn entsprungen, er war ihm von der Partei der Diplomaten eingeflüstert, die den Augenblick gekommen glaubten, wo sie die alleinige Gewalt in die Hände ihres Genossen, des Fürsten Adam Czartoryski spielen und die liberalen Elemente beseitigen könnten. Ein Mitglied des Reichstags griff die Beschwerden des Oberfeldherrn auf, trug sie in geheimer Sitzung den vereinigten Kammern

vor und formulirte einen Antrag auf Aenderung der Regierung. Der Antrag fiel vor dem vereinigten Widerstande der Konstitutionellen und der Demokraten, nicht sowol deßhalb, weil man von der Vortrefflichkeit der bestehenden Regierung überzeugt war, sondern weil die Debatte die ganze Nichtswürdigkeit der Kanapé-Aristokratie, wie sie ein Landbote nannte, enthüllte. Von den Gegnern in die Enge getrieben entfuhren den Vertheidigern des Antrags die eigentlichen Gründe, weßhalb sie einem Manne, und zwar dem Fürsten Czartoryski, die Regierung übertragen wollten: dieser eine solle die Gesellschaft retten, die Clubbs schließen, die Preßfreiheit vernichten und als eine bei den auswärtigen Kabinetten beliebte Persönlichkeit mit diesen unterhandeln. Seit dieser Debatte, die vom 8.—12. Juni währte, standen sich die Parteien mit fanatischer Erbitterung einander gegenüber. Die Adelspartei kämpfte seitdem offen in einem eignen Organ, der „Union", für ihre Standesinteressen, ihre alten Privilegien und für den Feudalismus. In der Volkspartei dämmerte das Bewußtsein, daß erst eine Revolution im Innern vollzogen werden müsse, ehe die Polen nach außen hin siegreich sein könnten.

Inzwischen machte Skrzynecki noch einen Versuch, seine militärische Ehre zu retten und das Vertrauen des Heeres, das mehr als erschüttert war, wiederzugewinnen. Das launenhafte Glück, das den Unfähigen häufiger lächelt als den Fähigen, das schon mehrmals das Schicksal der russischen Armee in Skrzynecki's Hand gelegt hatte, bot ihm noch einmal eine Gelegenheit, dem Feinde mindestens einen starken Verlust zuzufügen.

Die russische Hauptmacht lag noch immer in Pultusk; nach Diebitsch' Tode hatte General Toll das Commando einstweilen übernommen. General Kreuz war mit seinem Corps von der Oberweichsel nach Litthauen marschirt, eine kleine Abtheilung des russischen Heeres hielt die Straße von Siedlce nach Bresz besetzt, auf dem rechten Weichselufer im Lublinschen stand General Rüdiger mit etwa 14,000 Mann. Gegen diesen letztern Heerhaufen gedachte Skrzynecki, dazu angeregt durch den mit 5000 Mann in Zamoscz liegenden Chrzanowski, einen Schlag zu führen.

Die polnische Armee war in der ersten Woche des Juni rasch completirt, die Reserve hatte die Lücken ausgefüllt, Skrzynecki verfügte unmittelbar über 32,000 Mann Infanterie und 11,000 Pferde, 6000 Mann befehligte Ramorino an der Oberweichsel; rechnen wir das Corps Chrzanowski's hinzu und einen nach Siedlce vorgeschobenen Haufen unter dem Obersten Rozycki, so betrug die ganze Heeresmacht der Polen im Königreich immer noch 56,000 Mann mit 134 Kanonen.

Am 13. Juni übergab der Generalissimus 25,000 Mann der besten Truppen dem Commando des Generals Jankowski, schickte an Ramorino und Chrzanowski den Befehl, sich gleichfalls der Stellung Rüdiger's zu nähern, während er selbst den Rest seiner Streitkräfte nördlich von Praga theils nach Pultusk hin theils nach Siedlce zu vertheilte.

Rüdiger schien verloren. Aber der General Jankowski hatte unglücklicherweise keine andere Befähigung

zu einem solchen Unternehmen, als daß er ein devoter Anhänger Skrzynecki's war; im Gefühl der eignen Schwäche bat er diesen vergeblich, ihn mit dem Commando zu verschonen. Skrzynecki besaß neben seinen übrigen Fehlern auch noch den, nur Unterbefehlshaber vom mittelmäßigsten Talent verwenden zu wollen, damit aller Ruhm auf ihn selbst fiele. So versagte er Prondzynski, der darum bat, den Befehl über diese Expedition, und zwang Jankowski dazu, der sich sträubte. Rüdiger wurde allerdings völlig überrascht, beging noch die Unvorsichtigkeit, 3000 Mann von seinen 14,000 zu trennen, aber er schlug eine der polnischen Kolonnen, die ihn angriff, bei Lysoboli, während die übrigen müssig zusahen, und dann zog sich Jankowski mit seiner Uebermacht, die durch Ramorino auf 30,000 Mann verstärkt war, eiligst zurück. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Reihen dieser Regimenter, die Gemeinen sprachen von Verrath, die Offiziere baten, verlangten, daß der General sie nochmals gegen den Feind führe; Jankowski hätte dem Andringen schwerlich widerstehen können, da kam eine Ordre von Skrzynecki, der durch eine Scheinbewegung Toll's in Furcht gesetzt war, Jankowski möge, sobald es irgend die Umstände verstatteten, den Rückzug auf Warschau antreten. Nun war der letztere nicht mehr zu halten, er berief sich auf den Oberfeldherrn, er schien der eignen Verantwortlichkeit überhoben zu sein, er gab das von Zamosz heranrückende Corps Chrzanowski's den Russen Preis; sein Rückzug glich einer Flucht.

Am 22. Juni kam Jankowski an die Weichselbrücke bei Potycza, um wieder auf das linke Ufer hinüberzu-

treten. Die dort postirten polnischen reitenden Jäger riesen ihm laut entgegen, sie würden keinen Verräther herüberlassen und schlossen ihre Reihen. Er mußte sich den Durchgang bahnen durch das Versprechen, daß er selbst um ein Kriegsgericht über sein Verhalten bitten werde. Bevor jedoch ein solches eingesetzt wurde — denn Skrzynecki, seiner Mitschuld sich bewußt, eilte damit keineswegs — fiel ein weit schlimmerer Verdacht als der der Feigheit auf Jankowski, und die Sache nahm dadurch eine andre Wendung.

In jenen Tagen war eine Anzahl flüchtiger Volhynier und Ukrainer in Warschau eingetroffen und hatte die Nachricht mitgebracht, daß in Lemberg ein geheimes russisches Bureau errichtet sei, mit welchem der General Hurtig in Warschau, — ein verächtliches Subjekt, das unter Konstantin Gouverneur der Festung Zamosz gewesen war — in verrätherischer Verbindung stehe, und daß die Generale Jankowski, Bukowski, — der auch seinen redlichen Antheil an der Niederlage bei Lysoboki hatte, — und andere Offiziere daran betheiligt seien. Nicht sobald wurde das Skrzynecki bekannt, als er die sämmtlichen Verdächtigen verhaften ließ. Die Aufregung in Warschau stieg darüber auf's höchste. Kaum vermochte die Nationalgarde die Verhafteten vor der Volkswuth zu schützen, massenhaft umdrängte man die Wagen, worin jene transportirt, und das Schloß, wo sie gefangen gehalten wurden, die Stricke wurden bereits herbeigebracht, um sie zu hängen, dem General Hurtig rissen polnische Offiziere während des Transports die Epauletten ab, — aber wenn Skrzynecki beabsichtigt hatte, die Aufmerksam-

keit von sich abzulenken, so war ihm das nur zu gut gelungen, und zum Verderben Polens gewann er nochmals eine mehrwöchentliche Frist.

Noch immer war für die Polen die gegründetste Aussicht auf einen endlichen Sieg. Die Kräfte des Landes waren bei weitem noch nicht erschöpft, während es mit denen Rußlands auf die Neige ging. Der gesunkene Muth und das erschütterte Selbstvertrauen der Armee ließ sich durch ein glückliches Gefecht wiederherstellen, und der polnischen Nation kann man es nicht vorwerfen, daß sie irgend ein Opfer oder eine Anstrengung gescheut hätte, um ihre Unabhängigkeit zu sichern. Die Beschlüsse des Reichstags und die Verfügungen der Regierung, um Geld zu erhalten, die befohlene Auslieferung der kirchlichen Schätze und eines Theils des Privatpersonen gehörigen Silberzeugs an den Staat, die Einziehung der Kapitalien, welche öffentlichen Anstalten gehörten, die ausgeschriebenen Requisitionen erregten keine Unzufriedenheit, und ein Aufgebot in Masse scheiterte nicht an der Apathie des Volks. Jener Enthusiasmus, der im December 1830 freiwillige Gaben in Menge brachte und Hunderttausende unter die Waffen rief, war allerdings gedämpft durch die kühle und zweideutige Haltung der Reichstagstagsaristokratie und der Heerführer, aber ein Funke hätte genügt, ihn von neuem zu entzünden. In einer Nation, der die Grundlage aller Freiheit, die Bildung fehlt, muß dieser elektrisirende Funke von einer energischen Persönlichkeit ausgehen; — ein Volk kann die Verarbeitung der Ideen, die es Jahrhunderte lang versäumte oder versäumen mußte, nicht in wenigen Tagen, Wochen oder

Monden nachholen, aber es kann sich fortreißen lassen durch einen willenskräftigen Mann, der eine Idee repräsentirt; — eine kompakte, ihrer Ziele sich bewußte Masse freier Bürger ließ sich in dem feudalistischen Polen nicht aus der Erde stampfen, aber der Uhlan und der Sensenträger, der Bürger und Bauer wären dem entschlossenen demokratischen Helden mit Todesverachtung gefolgt, welcher sich den Ueberlieferungen des Feudalismus und des vorrevolutionären Militärwesens entrissen und sich auf die Russen gestürzt hätte.

Vielleicht hätte sich, wenn die Erbitterung gegen Skrzynecki nicht einen Ableiter gefunden, wenn er nicht noch einmal Frist gewonnen für sein unheilvolles Zögern und seine schwachsinnigen Experimente, die Krisis rechtzeitig entwickelt und der rechte Mann wäre aus dem Chaos an die Spitze getreten. Das verhängnißvolle „zu spät“ stürzt nicht nur die Könige, sondern vernichtet auch die Völker.

Ende Juni war Paskewitsch, wie bereits flüchtig erwähnt wurde, im russischen Hauptquartier zu Pultusk angelangt. Was er an frischen Truppen herbeiführte, war die letzte kaum entbehrliche Reserve des Zaarats, es waren die dritten Bataillone der Invasionsarmee, mühsam aus dem weiten Reiche zusammengetrieben und wie es scheint jedes nicht stärker als 225 Mann, — im Ganzen 15,000 Mann. Paskewitsch fand die Armee noch in Unthätigkeit verharrend, noch an der Cholera leidend, aber wenigstens vom Verhungern gerettet durch preußisches Brot und preußisches Fleisch. Der neue

Feldmarschall hatte dieselbe Instruktion wie der alte: Warschau möglichst schnell zu erobern. Er ging also in den Plan des Generalstabschefs, General Toll, ein, die Weichsel dicht an der preußischen Grenze zu überschreiten, auf dem linken Ufer am Flusse aufwärts zu gehen und direkt die Hauptstadt anzugreifen. Am 4. Juli erhielt die Armee den Befehl aufzubrechen. In fünf Kolonnen, den Artilleriepark, die Lazarethe, einen Train von mehr als tausend Wagen hinter sich herschleppend, auf unchaussirten, durch Regengüsse aufgeweichten Straßen, langte sie am 8. in Plock an. Skrzynecki befand sich während der Zeit in der Festung Modlin; vor seinen Augen und vor denen seiner Armee ging dieser abenteuerliche Marsch vor sich; ein Vorpostengefecht, das die russische Armee in Verwirrung brachte, lehrte ihn, was er zu thun habe; seine Offiziere beschworen ihn abermals anzugreifen, — er besann sich ein paar Tage lang und entschloß sich zu — Nichts.

Am 9. Juli gingen die Russen ebenso ungestraft von Plock am rechten Weichselufer hinab, am 16. waren sie in Oziek, wo ihnen preußische Dienstfertigkeit eine Brücke schlug, vom 17.—19. bewerkstelligten sie den Uebergang über die Weichsel.

Alle diese Operationen des russischen Feldmarschalls, die mit einer kaum glaublichen Sorglosigkeit und Vernachlässigung aller strategischen Regeln ausgeführt wurden, störte Skrzynecki nicht im mindesten. Auch die Bruchtheile der feindlichen Armee, die noch eine Zeitlang auf dem rechten Weichselufer blieben, griff er nicht an. Er hatte vielmehr Modlin verlassen und sich an einer

Expedition betheiligt, welche Chrzanowski*) übertragen war und dem russischen Corps, das unter Golowin die Straße von Siedlce nach Bresz hielt, gelten sollte. Indeß auch diese Expedition, die an sich von untergeordneter Bedeutung, war nur halb gelungen, und Skrzynecki hatte keineswegs Ruhm dabei geerntet. Wenn die Zertrümmerung der 6000 Mann Golowin's den 20,000 Polen, die ihn angriffen, nicht gelang, so war es eben des Feldherrn Schuld; er war zu spät gekommen und hatte, wie bei Iganie, die Zeit verschlafen. Die Soldaten waren so aufgebracht, daß sie an Meuterei dachten und schon davon sprachen, Ramorino zum Führer auszurufen.

Am 22. Juli kam in Warschau die Nachricht an, daß Paskewitsch mit seiner ganzen Armee auf dem linken Weichselufer stehe und gegen die Stadt heranrücke. Die Bestürzung, welche die Bewohner Warschaus ergriff, bildete einen merkwürdigen Contrast zu der indolenten Gleichgültigkeit, womit Skrzynecki die feindliche Armee hatte herbeiziehen sehen, und unter dem Druck des allgemeinen Unwillens nahm endlich die Majorität des Reichstags eine entschiedenere Haltung gegen den Oberfeldherrn an.

Seit der Verhaftung der Generale Jankowski, Hurtig und Consorten hatte man Skrzynecki ruhig gewähren lassen. Er wie die ganze reaktionäre Fraktion hatten

*) Es ist nachträglich zu bemerken, daß dieser General durch einen kühnen Marsch nach dem Gefecht bei Lysobeki dem überlegenen Heere Rüdigers entkommen war.

sich von neuem in der Hoffnung auf auswärtige Hülfe berauscht. Gerade damals war von Paris die Aeußerung des Ministers Sebastiani berichtet, die Polen möchten sich nur noch zwei Monate halten, und diese Phrase ward ein Schild für die Unthätigkeit des Heeres, sie wurde allen denen entgegengerufen, welche zum Angriff auf die Russen drängten. Noch in den ersten Tagen des Juli hatte es der Generalissimus durchgesetzt, ein Aufgebot des Landsturms wenn nicht zu verhindern, so doch unwirksam zu machen. Ein Dekret der Regierung vom 1. Juli rief die ganze männliche Bevölkerung Polens vom siebzehnten bis funfzigsten Jahre unter die Waffen; drei Regierungsmitglieder gingen mit der Absicht um, 100—200,000 Landleute aufzutreiben, um das linke Weichselufer zu schützen. Skrzynecki, sammt seinen alten Divisionsgeneralen erschreckt vor einem solchen Aufgebot in Masse, schickte einen vertrauten Offizier an die Regierung, ließ ihr auseinander setzen, daß die reguläre Armee einer solchen Unterstützung nicht bedürfe, und brachte es dahin, daß der Massenaufstand in die Organisation einiger Parteigängercorps verwandelt wurde.

Um die Mitte des Juli waren die liberalen Parteien des Reichstags bedeutend verstärkt worden durch den Eintritt von zwölf Landboten aus Volhynien und siebzehn aus Litthauen. Bonaventura Niemojewski, Bruder des Regierungsmitgliedes, schlug am 25. Juli vor, einen Kriegsrath zu berufen, in welchem der Oberfeldherr Rechenschaft ablegen solle von seinen Handlungen und seinen Plänen für die Zukunft. Am 27. trat dieser Kriegsrath von mehr als zwanzig Personen zusammen.

Zur Rechenschaftsablage kam es nicht, aber zu dem Beschluß, daß eine Hauptschlacht geliefert werden solle. Skrzynecki verpflichtete sich, dies binnen drei Tagen zu thun. Eine Proklamation des Reichstags an's Heer und an die Nation und das rasch umlaufende Gerücht von einer bevorstehenden Schlacht machte noch einmal einen Strahl von Vertrauen zu Skrzynecki's Entschlossenheit aufflackern.

Wirklich wurde die polnische Armee, die unterdeß von Modlin über Praga auf's linke Weichselufer herübergegangen war, vorgeschoben bis Sochaczew, sieben bis acht Meilen westlich von Warschau, einige glückliche Scharmützel fanden Statt, die russische Armee trennte sich beim Vormarsch in zwei ungleiche Massen und forderte dadurch die 56,000 Mann starken Polen zum Angriff auf; aber — die drei Tage verstrichen, und die Hauptschlacht ward nicht geliefert. Dann kam ein Brief aus Berlin vom französischen Gesandten Flahault daselbst, welcher der polnischen Regierung rieth, eine entscheidende Schlacht zu vermeiden. Der Brief wurde Skrzynecki mitgetheilt. Herrliche Ausflucht für den Zauderer! Spornstreichs eilte er nach Warschau, berief den Kriegsrath vom 27. und verlangte auf jenen Brief hin, seines Versprechens entbunden zu werden. Aber der Kriegsrath beharrte bei seiner frühern Entscheidung und forderte die Schlacht. Mit Thränen in den Augen versprach der General nochmals sie zu liefern.

Wieder ging er zur Armee ab, ließ Angriffspläne entwerfen, die Regimenter in Schlachtordnung treten, hin

und her marschiren. Aber das vom Heere sehnlichst erwartete Zeichen zum Angriff erfolgte nicht. Skrzynecki ließ Messen über Messen lesen, die Soldaten, welche vor Wuth knirschten, zum fleißigen Morgen- und Abendgebet anhalten, aber ein Kampf fand nicht statt. Unthätig standen beide Armeen, die Polen in und um Bolimow, die Russen bei Lowicz, bis zum 10. August einander gegenüber.



9. Kapitel.

Warum Paskewitsch mit dem Angriff zögerte. — Absetzung Skrzynecki's. — Wahl Dembinski's. — Dessen Vergangenheit. — Der 15. August. — Krukowiecki. — Die Russen stürmen Warschau.

Man kann billigerweise auch fragen: Warum griff denn Paskewitsch die Polen nicht an?

Sein Zögern hatte triftigere Gründe als das Skrzynecki's, militärische sowol als politische.

Was die militärischen Gründe anbetrifft, so wollte der Feldmarschall das Herankommen seiner isolirten Heeresabtheilungen erwarten, um theils der polnischen Hauptarmee entschieden überlegen, theils vor Angriffen in der Flanke und im Rücken gesichert zu sein. Das Dekret der Warschauer Regierung, das den Landsturm unter die Waffen rief, war zwar schlecht oder gar nicht ausgeführt, wie erzählt worden ist, aber es hatte doch die Bauern in starke Aufregung versetzt, namentlich die Bewohner Masoviens und aller Distrikte des linken Weichselufers, welche jetzt zum ersten Male seit der Revolution russische Soldaten sahen; Reiter und Sensen-

männer umschwärmten das Heer des Feldmarschalls, machten die Nachzügler nieder, schnitten die Zufuhren ab und flößten Paskewitsch, der schon einige Tagemärsche von der bisher den Rücken deckenden preußischen Grenze entfernt war, keine geringe Besorgniß ein. Bevor nicht Kreutz, der vom Norden aus Litthauen her, und Rüdiger, der vom Süden aus Lublin her erwartet wurde, mit ihren Corps eingetroffen waren, wagte der russische Feldherr keinen Angriff zu unternehmen.

Seit dem 1. August aber bestimmten auch politische Gründe zum Zaudern. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Von Petersburg war die erneute, dringende Aufforderung gekommen, den Krieg rasch, sei es durch eine Entscheidungsschlacht, sei es durch einen Vergleich zu endigen. Paskewitsch machte also zunächst einen Versuch zum Vergleich.

Es ist nöthig, daß wir uns den damaligen Zustand Rußlands vergegenwärtigen. Der Krieg und die Cholera hatten das Reich bis auf's Aeußerste erschöpft, Krieg und Cholera hatten jene fieberhafte Ueberreizung erzeugt, welche selbst die eiserne Hand eines unerbittlichen Despoten nicht mehr zu beschwören vermag. Die dumpfe Unzufriedenheit, die seit Monaten schon in allen Ständen herrschte, machte sich Luft in dem untersten Stande, der am meisten litt, unter Militärkolonisten und Bauern. Ganz natürlich, daß diese armen unwissenden Leute ihr neues Elend, die Cholera, denen beimaßen, von welchen ihr altes Elend herrührte. Sie schrieben die Krankheit dem Gift zu, das ihnen gemischt werde, um ihre Zahl

zu mindern. Ihre Wuth kehrte sich gegen Aerzte, Beamte, Offiziere und Edelleute. Mit vereinzelten Mordthaten und Brandstiftungen fing die Volkswuth an, sich zu äußern. Zunächst wurden die Aerzte niedergemacht; in der Umgegend von Nowgorod gegen dreißig. Dann brach ein förmlicher Aufstand aus in den Militärcolonien von Narwa und Nowgorod; er gab den Bauern der nördlichen Gouvernements das Zeichen zum Würgen und Brennen. Die Straflosigkeit der Empörer — denn alle verfügbaren Truppen standen in Polen — reizte auch die Bewohner der Hauptstadt zur Nachahmung. Petersburg, in welchem die düsteren Choleraberichte aus Moskau, Kiew, Podolien, Taurien und dem Lande der donischen Kosacken und die trüben Nachrichten vom polnischen Kriegstheater zusammenliefen, war längst in nervöser Spannung, und revolutionäre Pamphlete tauchten bereits im Frühling auf, aber die Stadt war von der Krankheit selbst bisher verschont geblieben. Da wurde der Militärkordon gelöst, um Truppen nach Litthauen werfen zu können, und die Cholera drang am 3. Juli auch in Petersburg ein und griff rasch um sich. Die kaiserliche Familie schloß sich in Peterhof ab: ein Militärcordon hemmte alle Verbindung mit der Hauptstadt. Diese letztere war also hülflos der Erbitterung eines Volks hingegeben, dem es völlig neu war, nur so wenig Soldaten und Gensdarmen zu sehen. Wüthende Haufen durchzogen die Straßen, massakrirten die Aerzte, stürmten die Spitäler, machten alle Personen nieder, die sich mit Riechfläschchen und Chlordosen auf der Straße sehen ließen, weil sie dieselben für Giftmischer hielten. Zugleich

richtete sich der Zorn Aller gegen den Kaiser, der sich mit seiner Familie in Peterhof absperre und die Stadt ihrem Schicksal überlasse. Es war einer der verzweifeltsten Momente in dem Leben des Kaisers Nikolaus. Die rasch herbeigerufenen Regimenter waren durchaus nicht zuverlässig; selbst den Truppen, die um Peterhof lagerten, war nicht mehr zu trauen: man durfte es kaum wagen, sie zum Angriff gegen das revolutionäre Petersburg zu senden, man konnte sich auf ihre Festigkeit nicht verlassen, wenn nächstens die Rebellenhaufen sich dem kaiserlichen Zufluchtsort nahen würden.

In dieser gefahrvollen Situation griff der Kaiser zu einem Mittel, das von der Verzweiflung eingegeben, von der Erwägung des russischen Volkscharakters gebilligt, vom Erfolge gerechtfertigt wurde. Er erschien plötzlich in einer Droschke auf dem Heumarkt, wo der Aufruhr am wildesten tobte, trat vor, gebot Ruhe und hielt eine Anrede an die überraschte Menge. Er sprach von dem allgemeinen Unglück, das Rußland in Gestalt der Cholera treffe. Auch er leide darunter, ein geliebter Bruder — Konstantin — sei ihm vor wenigen Tagen gestorben. „Eure Beschwerden, fuhr er fort, sind gegen mich gerichtet, denn jene Maßregeln sind auf meinen Befehl getroffen. Hier bin ich! Ich fürchte Euch nicht! Geht auseinander! Ich fordere Gehorsam! Betet zu Gott, daß der Allbarmherzige Euch Eure Mordgier verzeihe!“ Dann wandte sich Nikolaus zur Kirche hin, nahm seine Mütze ab, schlug das Zeichen des Kreuzes und rief laut: „Auf die Knie, Rebellen!“ Das Volk warf sich auf die Knie und schrie jämmerlich: „Kyrie eleison!“ Gleichzeitig brach das Mi-

litär hervor, das inzwischen die Zugänge zum Heumarkt besetzt hatte, und nahm einige — „Rädelsführer" sagen die Berichte — gefangen.

Diese Scene, wohlberechnet auf ein Volk, das an blinden Gehorsam gewöhnt ist und das im Zaren den Stellvertreter Gottes verehrt, dämpfte die Unruhen in Petersburg, obwol die Mißhandlungen von Aerzten und andern Personen noch eine Zeitlang fortdauerten. Wie drohend die Lage dem Kaiser fortwährend erschien, ergiebt sich am klarsten daraus, daß er ganz wider seine Gewohnheit eine schonende Milde zeigte, und in Petersburg sowenig ohne Nachsicht zu strafen und mit Strenge einzuschreiten wagte, wie vorher in Narwa und in Nowgorod. Dieser Ton väterlicher Milde spricht auch noch aus einem Manifest, das vom 18. August datirt ist, von den gräßlichen Verbrechen redet, Aufruhr und Mord, welche durch die Cholera veranlaßt seien, aber statt mit der sonst üblichen Knute und Sibirien nur mit dem religiösen Handwerkszeug klappert. „Jeder Sohn der Kirche, jeder Sohn des Vaterlands empfange ohne Murren das Uebel, das uns heimsucht, als eine Folge des Zornes Gottes! Jeder wirke mit zur Abwendung desselben durch inbrünstige an den Allerbarmer gerichtete Gebete."

Die Bedrängniß der Regierung wurde noch gesteigert durch financielle Verlegenheiten. Dreißig Millionen Rubel Papiergeld, die Anfang Juli in Umlauf gesetzt wurden, genügten nicht, mit Hope u. Co. in Amsterdam mußte man Verhandlungen anknüpfen über eine neue Anleihe von dreißig Millionen Gulden.

Rechnen wir noch hinzu, daß man im Kabinet des

Kaisers sehr wohl wußte, wie trügerisch die in Finnland herrschende Ruhe sei, obwol die dortige Nationalmiliz weislich aufgelöst und eine Art von Belagerungszustand erklärt war, — ferner, daß Podolien, Volhynien und die Ukraine, trotz des Unglücks, das Dwernicki's Corps betroffen, nur auf eine Gelegenheit warteten, sich von neuem zu erheben, — endlich, daß Niemand absehen konnte, welchen Verlauf und welches Ende die Aufstände der russischen Bauern haben würden, so wird es vollkommen begreiflich sein, daß Nikolaus die eilige Rückkehr seiner einzigen Armee, mit der Paskewitsch in Polen operirte, wünschte.

Der Feldmarschall knüpfte Unterhandlungen mit den Polen an. In Gora an der Weichsel trafen sich der russische General Tiemann und der polnische General Chrzanowski. Der erstere machte Anerbietungen, die wenigstens günstiger waren als alle bisherigen: das Kongreßkönigreich solle vollständig geräumt, auch Warschau alle russische Besatzung erlassen werden, dagegen sollten die Polen den Zustand wiederherstellen, der vor dem 29. November gewesen. Chrzanowski wie seine Auftraggeber, Skrzynecki und Czartoryski, — die übrigen Regierungsmitglieder wurden in die Verhandlungen nicht eingeweiht — waren nicht abgeneigt, auf solche Vorschläge einzugehen, obwol es sich leicht einsehen ließ, daß Rußland durch einen solchen Vertrag nur Zeit gewinnen wollte, und obwol den Beschwerden der Polen damit nicht abgeholfen wurde. Aber sobald in Warschau nur ein Wort von dieser Verhandlung verlautete, regte sich das allgemeine Mißtrauen, und sobald Chrzanowski Etwas davon fallen ließ, daß

ein Vergleich das Beste sei, wurde die Entrüstung gegen ihn so laut, daß Czartoryski und Skrzynecki nicht seine Partei zu ergreifen sich getrauten. Chrzanowski kam noch einmal mit General Tiemann zusammen. Dann verlautete Nichts mehr von Unterhandlungen.

Während Paskewitsch sich nun also ernstlich zum Kampf vorbereitete, war das Maß der Geduld, womit der polnische Reichstag den Generalissimus bisher hatte gewähren lassen, endlich erschöpft. In geheimer Parteisitzung einigten sich die Demokraten und die Konstitutionellen am 8. August, die Absetzung Skrzynecki's zu beantragen. War es der Reaktion bisher auch gelungen, alle entschiedenen Vorschläge der Liberalen, wie eine Proklamation an die Völker Europas und die Organisation der Volksbewaffnung in Warschau, zu hintertreiben, — Skrzynecki war durch keine Ausflüchte und Winkelzüge mehr zu vertheidigen. Am 9. August wurde nach stürmischer Berathung eine Commission des Reichstags gewählt, welche sich in's Lager begeben und Skrzynecki's Verfahren untersuchen, nöthigenfalls ihn absetzen und einen Stellvertreter ernennen solle. Die Diplomaten hatten in der Furcht vor einem Volksaufstand nachgegeben, aber sich ihr ferneres Uebergewicht durch die Zusammensetzung der Commission, welche fast aus lauter Anhängern ihrer Partei bestand, zu sichern gewußt. Am 10. August traf die Commission im Lager ein. Sie vernahm erst den Feldherrn, dann gegen dreihundert Offiziere. Fast alle stimmten darin überein, daß Skrzynecki unerhörte strategische Fehler gemacht und die günstigsten Gelegenheiten zu einer Schlacht habe verstreichen

lassen. Er ward entsetzt und an seine Stelle provisorisch Dembinski gewählt.

Wir müssen hier einen Augenblick in unserer chronologischen Erzählung inne halten, theils um die Person dieses neuen Befehlshabers zu schildern, theils um seine Anwesenheit in Warschau — der Leser wird sich erinnern, daß Dembinski nach der Schlacht bei Ostrolenka mit Gielgud in Litthauen einbrach — zu erklären.

Heinrich Dembinski gehörte nicht zu den polnischen Offizieren, welche schon vor der Revolution einen hohen Rang in der Armee bekleideten: seine Generalsepauletten wie sein Ruhm datirten aus der jüngsten Zeit. Der 29. November traf ihn als Hauptmann in der Armee und als Mitglied der Landbotenkammer; der ersteren war er wenig, der letzteren von keiner guten Seite bekannt. Im Jahre 1825 war Dembinski Mitglied einer Commission gewesen, welche das Gutachten des Reichstages über die Rechnungsablage des Ministeriums redigiren und dem Kaiser einreichen sollte. Dies Gutachten ward von der Commission gefälscht, der Tadel gemildert und abgeschwächt. Und so fest hatte sich die Erinnerung an dies nichtswürdige Verfahren und an die Mitschuld Dembinski's dem Gedächtniß eingeprägt, daß der unverkennbare Enthusiasmus, mit welchem er für die Revolution Partei ergriff, das Mißtrauen gegen ihn nicht zu versöhnen vermochte. Seine trefflichen Vorschläge zur Organisation des Landsturms wurden nicht angenommen, seine Vorstellungen verhallten ungehört. Daß er dennoch rasch avancirte — zum Oberst, zum General, verdankte er zunächst seiner Verwandtschaft mit

Skrzynecki. Gegen Ende April bestand er dann ein glückliches Gefecht bei Kuslew, wo er mit 4000 Mann die 40,000 Mann starke Armee des russischen Feldmarschalls einen ganzen Tag lang in Schach hielt. Der ausführliche Bericht darüber ging in die Zeitungen über und begründete seinen Ruhm. Während des Zuges gegen die Garden hatte sich Dembinski auch gegen Saken tapfer geschlagen, und die Expedition nach Litthauen hatte vollends seinen Namen in den Mund Aller gebracht.

Nach Litthauen war am 21. Mai der General Chlapowski mit einem fliegenden Corps gegangen; am 27. Mai folgten Gielgud und Dembinski mit 12,000 Mann und vierundzwanzig Kanonen.*) Die litthauische Insurrektion war damals, wie wir wissen, bereits erlahmt und 15,000 Mann Russen standen im Lande. Eine doppelte Aufgabe lag also den polnischen Führern ob, — den Aufstand von neuem zu organisiren und die Russen aus der Provinz zu werfen. Anfangs ließ sich Alles glücklich an. Der rasch vordringende Chlapowski bahnte sich durch ein glückliches Reitergefecht auf dem linken Ufer des Narew den Weg in's Innere des Landes, Gielgud und Dembinski erfochten gleich nach Ueberschreitung der Grenze auf dem rechten Ufer des Flusses einen Sieg über Saken's Corps bei Raigrod, machten 1200 Gefangene und tödteten dem Feinde gegen 800 Mann. Aber von da an machte sich eine Unschlüs-

*) Nach Mieroslawski 12,300 Mann mit sechsundzwanzig Geschützen.

sigkeit im Heerbefehl und eine Uneinigkeit unter den Führern geltend, welche Alles verdarb. Gielgud hatte dem Namen nach das Oberkommando. Er war einer der unfähigsten Generale der polnischen Armee, dabei mißtrauisch und eitel, mit Dembinski von früher her verfeindet und nur äußerlich versöhnt, auf Chlapowski, der ein sebstständiges Kommando hatte, eifersüchtig. Wenn Gielgud selbst von dem Zwecke der Expedition gar keine Ansichten hatte, so hatten Dembinski und Chlapowski verschiedene, und bei dem Mangel einer bestimmten Instruktion wurde das verhängnißvoll. Dembinski betrachtete es als die wichtigste Aufgabe, nach Norden zu marschiren, die Ostseeküste zu besetzen und sich des Hafenplatzes Polangen zu versichern, um die aus England oder Gott weiß woher erwarteten Zufuhren in Empfang zu nehmen; Chlapowski drängte zum Angriff auf Wilna, die Hauptstadt Litthauens. Gielgud konnte sich weder für das Eine noch für das Andere entscheiden, er zersplitterte zunächst sein Corps, um beiden Zwecken zu dienen, versäumte die kostbare Zeit, und das Resultat war, daß kein Zweck erreicht wurde. Inzwischen mangelte allen diesen Generalen die Einsicht, daß die Volksbewaffnung im größten Maßstabe organisirt werden müsse, und das Heer schmolz, statt sich zu verdoppeln oder zu verdreifachen. Als die Russen hinlänglich Zeit gehabt hatten, sich in Wilna festzusetzen, wurde endlich, um die im Heere sich regende Erbitterung zu beschwichtigen, der Angriff auf die Stadt beschlossen. Die Offiziere niedern Ranges hatten insgeheim Chlapowski angeboten, Gielgud zu entsetzen und ihm den Befehl zu übertragen, aber

Chlapowski haßte, obwol er Gielgud verachtete, alle revolutionären Mittel, hatte selbst das Vertrauen auf einen Erfolg verloren und schlug das Anerbieten aus. So griff Gielgud die überlegenen Russen Angesichts Wilna's am 19. Juni an. Die Schlacht ging verloren.

Jetzt nahm Gielgud anscheinend den Plan Dembinski's auf, Polangen zu erobern. Man ließ Litthauen und die zahlreichen Parteigängercorps, die sich von neuem in den Wäldern gebildet hatten, im Stich. Die ganze Armee, noch immer 18,000 Mann stark, marschirte nach Samogitien, die Russen folgten in einzelnen Corps. Vielleicht hatte Gielgud schon damals den Gedanken, sich über die preußische Grenze zu flüchten, in keinem Falle dachte er mehr an ernstlichen Kampf; er ließ die günstigsten Gelegenheiten, die vereinzelten feindlichen Corps zu schlagen, verstreichen. Doch die Entrüstung der Truppen über den feigen Rückzug ward zu groß, eine Meuterei stand in Aussicht, am 6. Juli versammelten sich die Offiziere vor dem Hauptquartier und fragten drohend an, ob das Gerücht wahr sei, daß die Armee nach Preußen geführt werden solle, und Gielgud entschloß sich am 7. Juli noch zu einer Schlacht. Diese Schlacht, bei Szawle, wurde geliefert, um den Meuterern zu beweisen, daß man nicht siegen könne, sie ward also absichtlich so geleitet, daß sie verloren gehen mußte. 14,000 Polen mußten Kehrt machen vor 4—5000 Russen. Auf dem Rückzuge, am 9. Juli, hielt Gielgud einen Kriegsrath. Dembinski trug auf Absetzung des Generals und Fortführung des Kriegs an, aber die Mehrheit der elf anwesenden Oberoffiziere war gegen ihn. Die Armee

wurde in drei Haufen getheilt: Dembinski erhielt die Führung des einen, Chlapowski des andern, General Rohland des dritten, Gielgud trat vom Befehl zurück. Am 12. Juli ging Chlapowski mit seinem Corps, das er durch falsche Gerüchte über das Andringen russischer Truppen getäuscht hatte, über die preußische Grenze. Gielgud ereilte an dem Grenzpfahl die gerechte Rache. Als er inmitten einer Anzahl Offiziere dort, schon auf preußischem Boden, hielt, sprengte ein Offizier aus dem Corps Rohland's, das eben vorüberzog, heran und schoß ihn unter dem Rufe: „Stirb, Verräther!“ vom Pferde. Der Offizier, Skulski mit Namen, jagte, unaufgehalten von den Umstehenden, zu seinem Regimente zurück. Rohland war aber so gut entschlossen, wie Chlapowski und Gielgud, nach Preußen überzutreten und die Waffen zu strecken, nur die erbitterte Stimmung seiner Offiziere zwang ihn, noch einige Tage zu zögern. Die Russen drängten nun wirklich nach, und nach einigen Scharmützeln mit ihnen ging auch Rohland's Corps am 15. Juli über die Grenze.

Wo blieb aber Dembinski, der Führer des dritten Haufens? Er dachte nicht daran, das Gewehr zu strecken, und er bahnte sich mitten durch die weit überlegenen Scharen der Feinde einen Rückzug nach Polen, der seinem Namen allein ein ehrenvolles Andenken in der Geschichte der Revolution von 1831 sichert. Mit kaum 4000 Mann (darunter nur ein Bataillon und eine Schwadron alter Soldaten) mit sechs Geschützen und hundert polnischen Gulden in der Kasse brach er auf. Er nahm zunächst die Richtung nach Nordosten, quer

durch Samogitien, an der Grenze Kurlands hin, dann nach Osten durch's nördliche Litthauen, umging also die Hauptmacht der Russen, die im Herzen der Provinz stand, warf kleine Abtheilungen, die ihm in den Weg traten, über den Haufen und eroberte sich Geld und Munition, täuschte die größeren feindlichen Corps durch forcirte Märsche, schlich sich zwischen mehr als einem Dutzend stark besetzter Städte hindurch und langte nach Zurücklegung eines Marsches von neunzig Meilen am 22. Juli am obern Niemen an. Auch hier war Dembinski keineswegs gesichert, von allen Seiten eilten russische Truppen herbei, ein seltenes Glück unterstützte die Gewandtheit des polnischen Corpsführers, um ihn vollends zu retten. Am 27. Juli traf er dann auf den Oberst Rozycki, der kurz zuvor mit einem Haufen Parteigängern von Warschau aus in das südliche Litthauen detachirt war. Am 3. August langte er an der Spitze seiner Tapfern in Praga an.

Man wußte damals in Warschau bereits den Verlust der Truppen Chlapowski's und Rohland's und den Tod Gielgud's, man hatte auch die Kolonne Dembinski's schon verloren gegeben. Um so größer war der Jubel bei seiner Erscheinung. Im Triumph zog er in Warschau ein, das Volk drängte sich an sein Pferd heran und küßte ihm Hände und Füße, die Regierung empfing ihn vor ihrem Hotel und stattete ihm den Dank des Vaterlandes ab, man begleitete ihn zur Kirche, wo ihn der Priester mit Lob überschüttete. Dembinski war der Held des Tages und der nächsten Tage beim Volke Warschau's wie beim Heere.

Kehren wir zum 10. August zurück, wo die Regierung den Feldherrnstab in eben dieses Dembinski Hände legte.

Der allgemeine Enthusiasmus für diesen Mann hatte sich in der Zeit vom 3. bis zum 10. schon bedeutend abgekühlt. Dembinski ergriff sofort, nachdem er die in Warschau herrschende Verwirrung bemerkte, Partei, und zwar die schlechteste Partei von allen, die der Diplomaten. Es mochte ihn dazu hinziehn die Dankbarkeit gegen Skrzynecki sowol, als ihn der Haß gegen die Liberalen dahin drängte, denen er das Mißtrauen nicht verzieh, das sie bisher wegen seiner Theilnahme an der erwähnten Reichstagscommission gegen ihn gehegt hatten. Er ließ sich von Skrzynecki zum Gouverneur der Hauptstadt ernennen und fühlte sich demselben und dessen Partei so auf's neue verpflichtet. Er machte ernstliche Anstalt, in der Stadt die „Ordnung" wiederherzustellen, und that das mit unverhehlter Parteilichkeit gegen alle Feinde des Oberfeldherrn und alle Anhänger der Demokratie. Nach ein paar Tagen lag er mit dem Commandanten der Nationalgarde in Streit. Am 10. August hatte er seine Popularität in Warschau schon verscherzt.

Am 11. August erschien Dembinski auf Befehl der Regierung im Lager und nahm nach einigem Zaudern die angetragene provisorische Feldherrnstelle an, aber nur auf 60 Stunden und unter der Bedingung, daß binnen dieser Zeit das Amt definitiv besetzt werde. Dann ließ er sich dem Heere vorstellen und zwar durch Skrzynecki und erklärte laut, er werde in die Fußtapfen seines Vorgängers treten. Damit war auch Dembinski's Popula-

rität in der Armee größtentheils verscherzt, sie wurde es ganz, als er Befehl zum weiteren Rückzuge auf Warschau gab.

Der Reichstag hatte jetzt die schwierige Aufgabe, für einen definitiven Oberfeldherrn zu sorgen. Am 12. August änderte er die bisherige Bestimmung, daß der Oberfeldherr Mitglied der Regierung sein solle, dahin, daß die Regierung einen solchen zu erwählen habe. Die Wahl fiel auf Prondzynski. Dieser lehnte ab, und die Verlegenheit der Regierung war groß.

Aber auch das Volk hatte allen diesen Vorgängen nicht mit Gleichgültigkeit zugesehn: die Nähe der Russen, die Abneigung gegen Dembinski, der Mangel eines wirklichen Oberbefehlshabers, der ununterbrochne Rückzug der Armee — Alles das wirkte zusammen, die Besorgniß aufs äußerste zu spannen. Die revolutionäre Partei beschloß, einen Versuch zu machen, sich der Gewalt zu bemächtigen. In geheimen Berathungen hatte man sich verständigt, eine Regierung von funfzehn Personen zu bilden, Männer aus den verschiedensten Ständen, — auch ein Handwerker Morawski war darunter, — aber von anerkanntem Patriotismus, diese Funfzehn würden drei aus ihrer Mitte ernennen, Lelewel, Pulawski und Zaliwski, welche die eigentliche Executive bildeten. Dieses Triumvirat giebt den sichersten Maßstab für den Charakter der Bewegung. Lelewel ist uns bereits hinlänglich bekannt, Zaliwski's erinnern wir uns als eines der thätigsten Offiziere vom 29. November, Pulawski war ein Priester von großer Beredtsamkeit und eben so großem Einfluß, ein Mann, in dessen Kopfe der Katholi-

cismus, die nationale Begeisterung und demokratische Tendenzen bunt durcheinanderliefen, und der vielleicht treuer als irgend Jemand anders die Stimmung und Gesinnung des niedern Volks während der Revolution abspiegelt. Er war aus niederm Stande, von untersetzter Statur, gehörte dem Orden der Piaristen an, hatte sich bereits vor dem November durch patriotische Reden bemerklich gemacht, war deßhalb zu Konstantin's Zeit von Warschau versetzt und nach des Großfürsten Flucht zurückgekehrt. Seitdem hielt er enthusiastische Reden auf den Kanzeln Warschaus wie auf den öffentlichen Plätzen und war das beliebteste Mitglied der demokratischen Partei.

Anzeichen eines bevorstehenden Aufstandes kamen der Regierung zwischen dem 10. und 15. August mehre. Selbst über Lelewel's Theilnahme an der Verschwörung erhielten seine Collegen Winke. Doch wurden keine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Nur sah sich die Regierung durch die zunehmende Gährung veranlaßt, die Ernennung eines Oberfeldherrn zu beschleunigen. Sie wählte den alten General Malachowski, einen alten gebrechlichen Mann, aber tapfern und in gutem Ruf stehenden Soldaten.

Am Abend des 15. August zog eine unabsehliche Menge Menschen nach dem Regierungspalaste. Die Menge begleitete einige Abgesandte des patriotischen Vereins, welche an die Regierung mehre Gesuche richten sollten, namentlich das, Skrzynecki ganz von der Armee zu entfernen. Die Verhandlung mit den Regierungsmitgliedern führte zu keinem Resultat; die Abgesandten wurden erbittert durch das herrische Benehmen Barzykowski's. Sie theilten dem draußen harrenden Volke das Ergebniß mit, und die

fanatisirte Menge brach auf, um wenigstens in einem Punkte selbst die vermeintliche Gerechtigkeit zu üben, welche die Regierung versagte.

Jene des Verraths Verdächtigen, welche Skrzynecki Ende Juni hatte verhaften lassen, die Generale Jankowski, Bukowski, Hurtig ꝛc., waren in Untersuchung gezogen, jedoch wegen mangelnder Beweise freigesprochen worden. Die Wuth des Volks hierüber war groß, und die Abgesandten des patriotischen Vereins hatten auch den Auftrag gehabt, von der Regierung eine erneuerte Untersuchung zu fordern. Das war ebenfalls zurückgewiesen. Jene Vedächtigen saßen noch im Schlosse gefangen. Dahin wälzte sich nun die wüthende Menge. Die rasch herbeigerufene Nationalgarde weigert sich auf das Volk zu schießen, die herbeigeeilten Uhlanen hauen auf das gegebene Commando nicht ein; das Volk stürmt das Gebäude, bemächtigt sich der Gefangenen, schleppt sie auf die Straße und massakrirt sie Angesichts der ruhig zusehenden Truppen. Jankowski wird an eine Laterne gehängt, Hurtig mit Säbeln nnd Messern zerhackt. Auf ähnliche Weise sterben dort der General Bukowski, ein Beamter des Kriegsministeriums Bentkowski, der Oberst Salaki, die Maitresse des Generals Hurtig, der ehemalige Kammerherr des Großfürsten Konstantin, Fentsch. Von dem Schlosse eilt die Menge nach anderen Gebäuden, in denen russische Spione gefangen gehalten wurden, sie haben ein gleiches Schicksal. Etwa dreißig Verdächtige erlagen in der Nacht der Wuth des Volks.

Weitere Excesse wurden nicht verübt, und wie die Nationalgarde und die Truppen dem Volksgericht über

die Verräther unthätig zusahen, so stimmte der größte Theil der Bewohner Warschaus in das Freudengeschrei ein, das sich hintennach erhob. Nur die Reaktion und die Behörden, — Alle, welche kein reines Gewissen hatten, — erfaßte ein panischer Schrecken. Fürst Czartoryski hielt sich des Lebens nicht mehr sicher, warf sich auf's Pferd und jagte aus der Stadt nach dem Lager, die übrigen Mitglieder der Regierung — mit Ausnahme Niemojewski's — versteckten sich. Die allgemeine Verwirrung wurde benutzt von einem Manne, der allem Anscheine nach das Ganze eingefädelt hatte. Dürfen wir dem zuverlässigsten Geschichtschreiber der polnischen Revolution, Spazier, trauen, so hatte das revolutionäre Comité, welches einem Triumvirat die Gewalt in die Hände legen wollte, den Aufstand auf den 18. August festgesetzt. Aber Krukowiecki, der sich sowol von dem Triumvirat wie von der Regierung der Funfzehn ausgeschlossen wußte, beschleunigte den Ausbruch, und er besaß Anhänger unter der Demokratie genug, um Früchte davon zu ernten. Inmitten des Tumults ließ er sich von einem Haufen zum Gouverneur Warschaus ausrufen und von den drei Mitgliedern der Regierung, welche sich, nachdem der erste Schrecken vorüber, wieder zusammenfanden, in dieser usurpirten Würde bestätigen.

Krukowiecki übte seine Gewalt in einer wahrhaft perfiden Weise. Er ließ zunächst den Schrecken fortwuchern, um sich vollends unentbehrlich zu machen und alle Gegner bis aufs äußerste einzuschüchtern. Als seine Gegner betrachtete er alle Parteien, und er benutzte heimlich die eine Partei gegen die andre und schmeichelte gelegentlich einer jeden. Während er Mitglieder der diplo-

matischen Partei, die gar Nichts zu fürchten hatten, warnte, ließ er die Volkshaufen den 16. August die Jagd auf die Spione fortsetzen und die Mordscenen der verflossenen Nacht erneuen; er entwarf Proscriptionslisten und ließ sie cirkuliren, auf welchen die Namen der angesehensten Mitglieder der Adelspartei standen, und als einige Generäle Miene machten, ernstlich gegen die aufständische Demokratie einzuschreiten, trug Krukowiecki kein Bedenken, seine Hülfe anzubieten und die hervorragendsten Führer des Volks, wie den Priester Pulawski, zu verhaften.

Die Regierung oder vielmehr der Rumpf der Regierung — Niemojewski, Barzykowski, Morawski, denen sich auch Lelewel später wieder zugesellte — war am 16. vollkommen rathlos und vollkommen ohnmächtig. Die Hauptstadt stand unter dem Einfluß von Krukowiecki's Schreckensherrschaft, das Heer war ohne Führer. Auch Malachowski hatte den Feldherrnstab zurückgewiesen. In dem Gedanken, daß durch die Wahl eines Oberfeldherrn für Beides, für die Hauptstadt wie für das Heer, gesorgt werden möge, ließ die Regierung alles Andre bei Seite und ernannte Prondzynski noch einmal zum Generalissimus. Er nahm das Amt nach längerer Weigerung an, aber schon am 18. erschien er in Warschau und erklärte, er lege seine Stelle wieder nieder, da ihm die Generale und namentlich Krukowiecki nicht gehorchen wollten. Mit ihm kam Dembinski, von Militär begleitet, ein Sendbote der reaktionären Partei im Heere, um sich der Diktatur zu bemächtigen. Die Armee war inzwischen ganz nahe herangerückt, hatte die Verschanzungen besetzt und einige Batterien waren auf

die Stadt gerichtet, um Dembinski's Pläne nöthigenfalls zu unterstützen. Aber auch er war der Mann nicht, der so viel Energie oder so viel Gewissenlosigkeit besaß, die legitime Staatsgewalt, den Reichstag, zu sprengen. Man ließ ihn gewähren, als er die angeblichen Anstifter des Aufstandes verhaftete, aber als er einsah, daß weder Regierung noch Reichstag es billigen werde, wenn er sich der Gewalt bemächtige, stand er davon ab und kehrte zur Armee zurück. Die Regierung machte ihn noch vorher zum Generalissimus.

Dann dankte die Regierung ab, und jetzt schlug Krukowiecki's Stunde. Er schien jetzt der einzige Mann zu sein, der das lecke Schiff noch in den Hafen geleiten könne. Der Reichstag änderte erst die Regierungsform, und setzte fest, daß künftig statt der fünf Personen nur eine, ein Präsident mit verantwortlichen Ministern regieren solle; darauf wählte er mit starker Majorität Krukowiecki zum Präsidenten.

Das Erste, was dieser that, war, daß er Dembinski's Wahl vorläufig bestätigte, darauf vertheilte er die übrigen Aemter. Alle Parteien wurden dabei berücksichtigt. Nur Skrzynecki fiel der Rachsucht des Präsidenten zum Opfer und mußte die Armee verlassen. Sonst war im Ministerium, in der Armee, überall ein buntes Gemisch von Männern aller Parteien — unter der Aegide eines Mannes, der keiner Partei angehörte. Bald sollte sich's zeigen, daß auch bei dieser Composition der Behörden die Reaktion im Vortheil geblieben war.

Am 19. berief Krukowiecki einen Kriegsrath. Die Meinungen der Generale über die militärischen Operatio-

nen gingen weit auseinander. Schon wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht die Hauptstadt, in welcher die Lebensmittel zu fehlen anfingen, Preis zu geben sei, und Dembinski schlug allen Ernstes vor, den Krieg nach Litthauen zu verlegen. Andere, denen es darum zu thun war, das Ende rasch herbeizuführen und die Niederlage, welche sie für gewiß hielten, möglichst zu beschleunigen, riethen, die Russen sofort mit der ganzen Armee anzugreifen. Prondzynski endlich empfahl, sich in den Verschanzungen Warschaus zu vertheidigen und einen Theil der Armee auf das rechte Weichselufer detachiren, um Lebensmittel herbeizuschaffen. Dieser letzte Vorschlag wurde angenommen. Krukowiecki ernannte Malachowski zum Oberfeldherrn und traf einige Vorbereitungen zum Kampfe.

Anfangs ging der Regierungspräsident in einen vortrefflichen Plan ein. In Warschau sollte anstatt der Nationalgarde, welche dort wie anderswo nur zu polizeilichen, nicht zu militärischen Zwecken brauchbar schien, eine Sicherheitsgarde zur Vertheidigung der innern Stadttheile gebildet werden. Zaliwski wurde zum Commandanten ernannt. In wenigen Tagen meldeten sich 14000 Freiwillige; unter sie wurden Gewehre und Sensen vertheilt, vier Versammlungsplätze bestimmt. Die Zahl stieg rasch bis auf 18000 Mann. Aber vor dieser echten Volksmiliz, die aus entschlossenen Leuten bestand, erschraken die Offiziere der Schule Konstantin's und drangen in Krukowiecki, sie zu beseitigen. Der zum Gouverneur Warschau's ernannte General Chrzanowski stellte dem Präsidenten das Gefährliche dieses Landsturms, dieses bewaffneten Pöbels vor und erhielt die Erlaubniß zur

Entwaffnung desselben. Zaliwski mußte die Stadt verlassen, die Sensen und Gewehre wurden wieder eingefordert und allen nicht zur Nationalgarde gehörigen Personen bei Strafe des Erschießens verboten, sich auf den Alarmplätzen der Nationalgarde einzufinden.

Die Armee vertheilte sich nun in die Verschanzungen vor der Stadt, Ramorino zog mit 20000 Mann auf's rechte Weichselufer nach dem Bug hin, Lubienski mit einer kleineren Schaar nach Plock zu, um Proviant zu schaffen; etwas über 34000 Mann blieben zur Vertheidigung zurück. Die Führung der Truppen mußte die schlimmsten Bedenken erregen. Krukowiecki inspicirte fleißig die Festungswerke, aber die Führer der einzelnen Corps kümmerten sich wenig um seine Befehle; eben so wenig um die des Generalissimus, des alten Malachowski.

Warschau lehnt sich in einem Halbkreise an das linke Ufer der Weichsel, und ist an der Sehne des Halbkreises durch den Fluß und den Brückenkopf von Praga gedeckt, die Peripherie des Halbkreises hatte in den neun Monaten, welche seit dem November verstrichen waren, eine dreifache Linie von Festungswerken erhalten: die erste oder innere Linie, welche durch den Stadtwall und einen Graben von sechs Fuß Breite gebildet ward, eine zweite und dritte Linie, welche aus einer verworrenen Masse von dreiundsiebzig Erdaufwürfen und Schanzen bestand. Die dritte oder äußere Linie hatte eine ungeheure Ausdehnung von vier bis fünf Stunden, bestand großentheils aus einfachen Erdhügeln, die in dem ebenen Felde aufgeworfen, zum Theil nur halbvollendet

waren, und faßte die befestigten Dörfer Wola und Rakowice in sich. Wola, an der Hauptstraße gelegen, die nach Warschau führte, war am stärksten befestigt; in dem Dorfe standen acht Kanonen und etwas weiter vorgeschoben noch eine kleine Batterie. In den andern Erdwerken waren, wenn sie überhaupt Geschütz hatten, zwei bis fünf Kanonen vertheilt. Diese drei Linien wurden von dem polnischen Heere besetzt. Weil das Obercommando machtlos war, vertheilten die Generale ihre Corps nach Gutdünken und ohne Rücksicht auf die Erfordernisse des Terrains. Uminski commandirte mehr als die Hälfte der ganzen Armee, er stellte diese Truppen also auf dem linken Flügel auf, seine äußerste Linke deckte die Weichsel oder vielmehr das unter Wasser gesetzte Uferland des Flusses; im Centrum postirte sich Dembinski mit etwas über 10000 Mann; den rechten Flügel, der sich auf der Uminski entgegengesetzten Seite der Stadt an die Weichsel lehnte, commandirte der General Ruttié, unter dessen Befehl 2500 Mann standen. Die ganze auf allen drei Verschanzungslinien zerstreute Feldartillerie zählte 108 Stücke Geschütz, und ihre Leitung war Bem anvertraut.

Als Paskewitsch die erste Kunde von dem Abzuge Ramorino's und Lubienski's erhielt, gerieth er in Unruhe. Er fürchtete einen ernsthaften Angriff dieser polnischen Generale auf die zerstreuten Corps, die in Eilmärschen zu ihm heraneilten. Namentlich war er um Kreutz besorgt, welcher ihm die seit Gielgud's Uebertritt nach Preußen in Litthauen entbehrlichen Truppen bringen sollte. Doch am 3. September langte General Kreutz im Hauptquartier an, und die Invasionsarmee hatte nun in der

That eine imposante Stärke. Zum Sturme verfügbar waren unmittelbar 89000 Mann mit 384 Kanonen, und Rüdiger stand mit 15—16000 Mann so nahe, um jeden Augenblick Hülfe leisten zu können. Vom Bug her kam die Nachricht, daß sich Ramorino weit von der Hauptstadt entfernt habe. Dies entschied den Beschluß zum Angriff. In einem zusammenberufenen Kriegsrath stimmten Toll und der Großfürst Michael für den Sturm, und der zaghaftere Feldmarschall gab ihrem Andrängen nach. Die Truppen wurden förmlich zum Sturm einexercirt, Schanzen als Modelle aufgeworfen, an denen man den Angriff probirte, Belagerungsmittel, Faschinen und Leitern herbeigeschafft, der Artilleriepark herangezogen, und jedes Corps erhielt seine unabänderliche Bestimmung für den bevorstehenden Kampf.

Noch einen Versuch zu Unterhandlungen machte Paskewitsch. Während seine Armee dichter an die polnischen Linien heranrückte, schickte er den General Dannenberg in die Stadt.

In Warschau hatte sich die Lage der Dinge inzwischen schon wieder verändert. Die Volkspartei hatte es diesmal rasch begriffen, daß Krukowiecki sie betrogen habe; sie sann bereits auf einen neuen Aufstand, und Krukowiecki fühlte sich so wenig sicher, daß er seine Wohnung von einem Reiterregimente bewachen ließ. Die Partei der Diplomaten, nicht minder unzufrieden über den Präsidenten, hatte aber einen Streich ausgeführt, der ihn in noch größere Unruhe versetzte. Die angesehensten Repräsentanten dieser Partei, unter ihnen Czartoryski, waren mit dem Corps Ramorino's von Warschau abgezogen und

hatten sich dieses Generals, eines tapfern Soldaten, aber einsichtslosen Menschen, völlig bemächtigt. Ramorino war angewiesen, sich nur so weit von Warschau zu entfernen, daß er im Falle eines Sturms rasch zur Hand sein könne. Nach wenigen Tagen jedoch erweckte schon die Richtung seiner Märsche in der Hauptstadt Verdacht. Prondzynski eilte zu ihm, um ihn zur Rückkehr zu bewegen. Er stellte ihm vor, daß die ihm anvertrauten 20000 Mann zur Vertheidigung der Hauptstadt unerläßlich seien, daß aber selbst die Vernichtung des russischen Corps, welches Ramorino auf der Chaussee von Siedlce nach Bresz verfolgte, für jetzt von keiner Entscheidung sei. Ramorino, von seiner Umgebung überredet, hörte auf die Vorstellungen nicht, eben so wenig auf einen direkten Befehl des Präsidenten; nach mehrtägigem Zaudern entschloß er sich erst, wenigstens scheinbar, zu gehorchen, aber er that das so langsam und träge, daß die Katastrophe in Warschau eintrat, ehe er im Bereiche der Stadt war.

Als General Dannenberg in Warschau ankam, waren Krukowiecki und der wieder heimgekehrte Generalquartiermeister nicht abgeneigt, den Friedensanerbietungen Gehör zu geben. Prondzynski in düstrer Verzweiflung, Krukowiecki voll Wuth, von der diplomatischen Fraktion so grob hintergangen zu sein. Aber noch ließen das Volk und das Heer und der Reichstag keine Verhandlungen mit den Russen zu. Das allgemeine Vertrauen hatte sich sogar in dem Bewußtsein, daß Warschau durch Lubienski's Corps auf zwei Monate verproviantirt sei, wieder gehoben. Der zusammenberufene Ministerrath wies die Vorschläge Dannenberg's zurück, und am 5. September begab sich

Prondzynski in's russische Hauptquartier, um diese ablehnende Antwort zu überbringen.

Am 6. September früh um fünf Uhr Morgens verkündete der Donner von 100 russischen Geschützen den Polen den Sturm. Zwei Stunden lang dauerte die fürchterliche Kanonade, nach der gewöhnlichen Weise der Russen, welche jede Schlacht mit ungeheurem Lärm einleiten, gleichviel ob das Verschießen des Pulvers Nutzen bringt oder nicht. In diesem Fall gaben sie den Polen zwei Stunden, sich zu sammeln. Hätten diese die Zeit nur benutzt. Aber von Anfang an machte sich der Mangel einer kräftigen Oberleitung geltend, Dembinski, Uminski und die andern handelten auf ihre eigne Faust, Bem wurde überall gesucht und erst nach einigen Stunden aufgefunden.

Um sieben Uhr begann der Sturm. Am Abend zuvor hatte Paskewitsch aus jedem Gardeinfanterieregiment hundert „Freiwillige" aufrufen lassen und daraus die ersten Reihen der Sturmcolonnen gebildet. Branntwein hatte die Freiwilligen noch williger gemacht. Unter dem Lärm der Trommeln und lautem Hurrah stürzen sie auf die Schanzen vor und neben dem Dorfe Wola. Dieselben werden unter entsetzlichem Gemetzel genommen. Die eine Schanze fliegt mit Vertheidigern und Stürmenden in die Luft: eine polnische Compagnie und ein russisches Regiment wird unter den Trümmern begraben. Aber die Russen setzen sich in den eroberten Werken fest und beschießen von dort aus Wola sowol wie das Terrain zwischen der dritten und zweiten Vertheidigungslinie.

Die Polen hatten es versäumt, zwischen den Erdwerken mobile Kolonnen aufzustellen, sie waren im Centrum, auf welches sich der Hauptangriff richtete, zu schwach — das stellte sich nun zum Schrecken der Führer heraus. Während Uminski auf dem linken Flügel überflüssige Kräfte hatte, womit er den Scheinangriff der Feinde leicht abwies, fehlte es Dembinski an Mannschaft, um dem Hauptangriff zu begegnen, und kein Generalissimus war da, um von Uminski Verstärkung zu schaffen.

Der nominelle Oberfeldherr, Malachowski, that, was er konnte. Er schickte Bataillone und Batterien, die ihm eben in den Wurf kamen, vor, um die gegen die zweite Linie heranrückenden Russen abzuwehren; er beorderte Dembinski, mit seiner ganzen Macht vorwärts zu dringen und Wola zu schützen. Endlich kam auch Bem mit einer Batterie herangesprengt. Eine Zeitlang hielt man den Andrang auf, ein Bataillon wurde nach Wola geworfen, aber schließlich blieb das Dorf, von den Russen umringt, doch sich selbst überlassen.

In Wola befehligte der tapfre General Sowinski 1300 Mann, das zur Verstärkung gesandte Bataillon führte der Oberst Wysocki. Von 5—7 Uhr Morgens hatten 70 russische Kanonen, von 7—9½ Uhr 100 das Dorf unaufhörlich beschossen. Gegen 9 Uhr fingen die Russen an, es zu stürmen. Jeder Fußbreit Erde ward ihnen streitig gemacht; sie füllten die Gräben mit Leichen; um 11 Uhr war die Besatzung geschmolzen bis auf 400 Mann, die Kanoniere getödtet bis auf den letzten, aber die Braven erwarteten standhaft den Angriff von 16 andringenden Bataillonen. Sowinski

und Wysocki selbst luden eine Kanone und feuerten einige Schüsse ab gegen die Massen. Dann folgte ein Kampf Mann gegen Mann. „Auf der Brustwehr erdolchte man sich nun förmlich eine ganze Stunde lang mit Bajonetten und schlug sich mit Kolben todt; die Entwaffneten faßten sich gegenseitig am Lederzeug und würgten sich, und hinsterbend spieen sie sich noch in's Gesicht.“ *) Aber immer war die letzte Redoute des Dorfs noch in den Händen der Polen. Regimenter über Regimenter schoben die Angreifer nach; zuletzt betheiligten sich dreißig Bataillone an der gräßlichen Arbeit. General Sowinski focht, so lange noch ein Streiter neben ihm stand, endlich fiel er, die rauchende Lunte in der Hand, neben der nochmals abgeschossenen Kanone, von zahllosen Bajonetstichen durchbohrt. Ein schlimmeres Loos fiel dem ebenso heldenmüthigen Wysocki. Schwer verwundet hatte er sich in die Kirche des Dorfs tragen lassen, wo ein Häuflein Kampfunfähiger den Tod mit ihm erwartete. Als die Russen die Kirchthüre erbrachen, wurden sie mit Flintenschüssen empfangen, aber Wysocki fiel ihnen lebend in die Hände.

Nach der Einnahme Wolas — inzwischen waren auch die übrigen Werke der dritten Linie erobert — machten die Polen vergebliche Versuche, das Dorf wieder zu gewinnen, ebenso vergeblich bemühte sich Paskewitsch, in raschem Anlauf auch die Werke der zweiten Linie zu erobern. Wieder donnerten die Geschütze, welche in den von den Polen verlassenen Werken der dritten Linie postirt waren, wieder stürmten die Kolonnen —

*) Mieroslawski.

aber diesmal empfing die dicht gedrängten Massen ein so mörderisches und wohlgezieltes Feuer von Bem's Artillerie, daß der Feldmarschall stutzte. Um drei Uhr trat Ruhe auf dem Schlachtfelde ein, mehr als 3000 Mann hatten die Polen, mehr als 8000 die Russen verloren.

Aber trotz des verhältnißmäßig starken Verlustes, trotzdem, daß die äußere Vertheidigungslinie eingebüßt war, hätten die Polen mit gutem Muth den nächsten Sturm abwarten dürfen, wenn nicht gerade unter den Personen, welchen die Leitung anvertraut war, die unseligste Entmuthigung eingerissen, vielleicht auch der Gedanke an Verrath aufgetaucht und so Alles verwirrt und verdorben wäre. Statt sich auf den bevorstehenden erneuerten Angriff vorzubereiten, wurden die nächsten 24 Stunden mit Unterhandlungen vergeudet.

Krukowiecki, ebenso wie Prondzynski und Chrzanowski, der Gouverneur von Warschau, hielten Alles für verloren. Der Erstere berief am Abend des 6. einen Ausschuß des Reichstags und verlangte die Ermächtigung, einen Vergleich abzuschließen. Man wies das Ansinnen zurück, da es dem Präsidenten ohnehin gestattet sei, vorläufige Verhandlungen zu eröffnen, der definitive Abschluß jedoch dem Reichstage zustehe. Krukowiecki kündigte darauf an, er werde mit Paskewitsch verhandeln. In der Nacht schickte er Prondzynski in's russische Lager mit einem officiellen Schreiben und einem geheimen Auftrage, im ersteren sich nach den russischen Forderungen im Fall eines Vergleichs erkundigend, im zweiten die Rückkehr Polens unter russische Herrschaft als Basis fernerer Verhandlungen anbietend. Paskewitsch bewilligte darauf

hin, zugleich auch wol erwägend, daß er seine Munition verschossen hatte und neue Zufuhr erwartete, einen Waffenstillstand bis zum 7., neun Uhr Morgens. Der russische General Dannenberg kam dann mit Prondzynski in die Stadt, Krukowiecki ritt selbst hinaus nach Wola, der Waffenstillstand wurde bis zwei Uhr Mittags verlängert, aber ein Vertrag kam nicht zum Abschluß, weil die Autorisation des Reichstags fehlte.

Um diese zu gewinnen, bat Prondzynski um Gehör in geheimer Sitzung. Hier schilderte er die gefährliche Lage in beredter Weise, die Stärke der feindlichen Armee, die Schwäche der eignen und das entsetzliche Geschick, dem Warschau in Folge eines gelungenen Sturms verfallen müsse. Seine Darstellung machte allerdings Eindruck, doch nicht den, welchen er erwartet hatte. Der Reichstag bewies einen Heldenmuth und eine Festigkeit, die den Soldaten hätte beschämen sollen, er lehnte den Vorschlag, Krukowiecki zum Abschluß eines Vergleichs zu ermächtigen, ab, und vertagte sich, als Kanonenschüsse gegen zwei Uhr den Wiederbeginn des Kampfes verkündeten bis auf den Abend.

Die zweite Vertheidigungslinie Warschaus war der dritten ähnlich. Ebensolche Erdwerke und Schanzen wie dort waren mit Kanonen besetzt, und die Vorstadt Czyste, im Centrum, war der Schlüssel der Stellung wie am vorigen Tage Wola.

Heute schleuderten 200 Kanonen einen Hagel von Kugeln und Granaten gegen die polnischen Werke, und auch der linke Flügel der Polen wurde ernstlicher ange-

griffen als gestern, aber der Hauptandrang galt doch wieder dem Centrum, der Vorstadt Czyste. Was half alle Tapferkeit, aller Heldenmuth diesen polnischen Schaaren, wenn sie die Russen auch zu Tausenden in den Tod sandten? Was vermochten die spärlichen Bataillone gegen die unabsehlichen Massen? Die Vertheilung der polnischen Armee blieb fast eben so unzweckmäßig, wie sie Tags zuvor gewesen, und Abends zehn Uhr war auch die zweite Vertheidigungslinie in den Händen der Russen, Czyste stand in Flammen, die Polen waren hinter den Stadtwall zurückgedrängt.

Aber nicht das Schwert sollte diesen mehrtägigen Kampf entscheiden, sondern die Feder.

Während des Sturms hatte Krukowiecki die Verhandlungen fortgesetzt. Prondzynski ritt abermals in's russische Hauptquartier und überbrachte dem Großfürsten Michael, der ihn an des verwundeten Paskewitsch' Stelle empfing, die — falsche — Nachricht, daß der Reichstag unterhandeln wolle. Er erlangte dadurch die Zusage, daß die Russen nicht eher in die Stadt dringen sollten, bis die Verhandlungen beendet seien, und wurde vom General Berg nach Warschau zurückbegleitet. Als der russische General jedoch die schriftliche Vollmacht des Reichstags zu sehen verlangte, war natürlich keine solche zu schaffen. Berg ritt davon. Krukowiecki schickte dem Reichstage seine Entlassung ein.

Um vier Uhr Abends traten die Kammern von neuem zusammen. Geängstet durch das Entlassungsgesuch Krukowiecki's, den sie nicht zu ersetzen wußten, willigten sie jetzt ein, die schriftliche Erklärung zu geben, daß de

Präsident der Regierung ermächtigt sei, „in Unterhandlungen zu treten, welche die Beendigung des Krieges bezweckten.“ Eine zweideutige Erklärung, die dem Reichstag noch immer die Freiheit ließ, die Vorschläge später zu verwerfen, die aber von Krukowiecki aufs ärgste gemißbraucht ward. Er schickte Prondzynski in's russische Lager mit dieser Autorisation und fügte überdies einen demüthigen Brief an Nikolaus hinzu. *) Bald darauf gab er einzelnen Theilen des Heeres Befehl, sich nach Praga zurückzuziehen.

Als dies Abends in Warschau bekannt wurde, als General Malachowski sich über den Rückzugsbefehl beklagte, gingen endlich dem Reichstage völlig die Augen auf. Ein einstimmiger Beschluß entsetzte Krukowiecki und übertrug Bonaventura Niemojewski die Präsidentschaft. Einen Augenblick nahm der Abgesetzte die Miene beleidigter Würde an, ging mit dem Gedanken um, den Reichstag gefangen zu nehmen und den Russen auszuliefern, dann besann er sich eines Andern und machte Anstalten zur Flucht nach Modlin.

---

*) Sire! So eben mit der Vollmacht bekleidet, zu Ew. kaiserlichen Majestät Namens der polnischen Nation zu reden, wende ich mich durch Seine Excellenz den Marschall Grafen Paskewitsch an Ihr väterliches Herz. Indem wir uns ohne Bedingung Ew. Majestät, unserm Könige, unterwerfen, weiß die polnische Nation, daß es allein an ihr ist, das Vergangene vergessen zu machen und die tiefen Wunden zu heilen, welche mein Vaterland zerfleischt haben.

Warschau, 7. September 1831, 6 Uhr Abends.

Graf Krukowiecki,
General der Infanterie, Regierungspräsident.

Nur um einige Stunden zu spät hatte sich der Reichstag ermannt. Auch am Abend des 7. September war die Lage Warschaus nicht hoffnungslos. Fürchterlich war der Verlust der Russen am 7. gewesen: man schätzt ihn auf 20000 Mann, darunter 500 Offiziere, 20 Obristen, 12 Generale. Ihre Munition war verschossen bis auf einen kleinen Rest, es blieben nur noch 15 Kartuschen für jedes Geschütz. Dagegen boten den Polen der Stadtwall, die Mauern, die Straßen, Gärten und Gebäude der Stadt noch eine nicht zu verachtende Deckung. Ein Ruf hätte 20000 freiwillige Streiter in Warschau auf die Beine gebracht. Eine Vertheidigung weniger Tage mußte im Corps Ramorino einen Widerhall finden und jenen endlich zwingen, zu Hülfe zu eilen.

Aber es war zu spät. Die Truppen waren bereits auf dem Rückmarsch, drängten sich in den Straßen Warschaus, und einige Corps, namentlich die Artillerie, befanden sich schon in Praga.

Gegen Mitternacht erschien der General Berg, um einen definitiven Friedenstraktat abzuschließen. Zu seinem Erstaunen fand er den Präsidenten Krukowiecki nicht mehr im Regierungsgebäude und erfuhr dessen Entsetzung und Abreise. Auch war Niemand da, der die Hinterlassenschaft Krukowiecki's antreten mochte. Bonaventura Niemojewski, der neugewählte Regierungspräsident, war nach Praga hinübergeeilt, um sich an dem Akte der Ergebung in keiner Weise zu betheiligen. Der Reichstagsmarschall, Ladislaus Ostrowski, wies das Ansinnen Berg's, den Vergleich zu bestätigen, entrüstet zurück. Ebenso der Oberfeldherr Malachowski. Man holte endlich auf Berg's

Verlangen Krukowiecki von Praga zurück, damit er nun auch beende, was er begonnen. Dieser verwies auf seinen Nachfolger und auf den Reichstag, schob alle Schuld der Verwirrung auf diesen und sagte dem Reichstagsmarschall grobe Worte. Niemand wollte die Mitschuld an dem schmählichen Vertrage auf sich laden, wenn Jeder auch einsah, daß fernerer Widerstand in dem von Truppen schon entblößten Warschau unmöglich sei. Es war eine unselige Verwirrung. Berg drohte mit der Abreise und mit erneuertem Sturm. Endlich traten die gerade anwesenden Generale — es waren fast lauter der Revolution abgeneigte Offiziere — zu einer Berathung zusammen und beschlossen, in eine Kapitulation über die Räumung der Hauptstadt Namens der Armee zu willigen. Angesichts der in der Stadt herrschenden Verwirrung steigerte jedoch Berg seine Forderungen: er verlangte nun auch die Herausgabe des Brückenkopfs von Praga. Auch darauf gingen die Generale ein. Dagegen erhielten die Polen einen achtundvierzigstündigen Waffenstillstand, um ihre Militäreffekten aus der Stadt zu schaffen. Nun gab auch Malachowski, der sich von der Berathung fern gehalten, seine Unterschrift, und um 5 Uhr Morgens am 8. September zogen die letzten polnischen Truppen über die Weichselbrücke.

Dann rückten die Russen in Warschau ein. Eine Deputation des Stadtraths empfing den Großfürsten Michael an der Barriere. In die Stadt ritt der Prinz an der Spitze der Garden inmitten eines glänzenden Stabes. Auf dem sächsischen Platze hielt er eine Anrede an's Volk, versicherte dasselbe seiner gnädigen Gesinnung und for-

derte Alle, die sich etwa zu beschweren haben sollten, auf, sich an ihn persönlich zu wenden. Rußland hütete sich wol, seine eigentlichen Absichten voreilig zu verrathen. Noch war das Land nicht unterworfen und eine respekteinflößende Armee stand noch im Felde. Vielleicht ließ sich ja durch den Schein einer großmüthigen Milde die völlige Entwaffnung Polens ohne Blutvergießen erreichen. Drum erwiesen auch die russischen Truppen den polnischen Offizieren, welche der Auslieferung des Kriegsmaterials wegen noch in Warschau blieben, militärische Ehren, und jenes berüchtigte Wort: „die Ordnung herrscht in Warschau" war wenigstens ein paar Tage lang nach dem Einzuge der Russen keine völlige Ironie.

Die polnische Armee marschirte gegen Mittag am 8. von Praga ab, in der Richtung nach Modlin. Die Mitglieder der Regierung, des Reichstags und viele Bewohner Warschaus folgten ihr. Auch Krukowiecki wollte sich anschließen, ihn aber scheuchte der General Uminski unter der Drohung, auf ihn feuern zu lassen, zurück. Er und Prondzynski, — der wegen seiner falschen Angaben über die Amtsbefugnisse des Regierungspräsidenten und die Entschlüsse des Reichstags von den Russen festgehalten wurde — waren die ersten Gefangenen von Bedeutung, die Warschau's Fall in russische Hände brachte. Außerdem war eine Anzahl kriegsmüder und revolutionsfeindlicher Oberoffiziere freiwillig in der Stadt geblieben.

Malachowski führte die Armee nach Modlin. Unterwegs schickte er zweimal Befehle an Ramorino — der in den achtundvierzigstündigen Waffenstillstand eingeschlossen war — sich schleunigst mit der Warschauer Armee

zu vereinigen. Er selbst dankte am 9. in Modlin ab. Wenn man dem Manne grollen kann, daß er unnöthiger Weise den Brückenkopf von Praga Preis gab, so muß man die würdevolle Resignation ehren, die sich in den Motiven seiner Abdankung ausspricht. Gezwungen die Kapitulation von Warschau zu unterzeichnen, sagte der tapfre Greis, sei er nicht mehr würdig das Heer zu führen. Auf seinem Namen hafte einmal ein Makel, und er wolle den jüngeren Offizieren nicht als Exempel dienen, daß einem polnischen Oberfeldherrn solche Handlungen verziehen werden könnten.

---

10. Kapitel.

Die polnische Armee in Modlin. Wahl Rybinski's zum Oberfeldherrn. Ramorino desertirt mit seinem Corps über die österreichische Grenze. Abzug der Hauptarmee von Modlin. Kriegsrath in Slupno. Das Ende des Reichstags und der Armee. Russische Rache.

Wenn ein Dichter einst die Tragödie schreiben sollte von Polens Fall, so wird er seine Erzählung vielleicht abschließen mit der Erstürmung des Dorfes Wola. Jene Redoute, in der die Helden Sowinski und Wysocki mit den Resten des 8. und 10. Regiments dem vor der moskowitischen Uebermacht in Trümmer zerfallenden polnischen Reiche eine großartige Leichenfeier bereiteten, ist der Schauplatz, wo die poetische Katastrophe der Revolution sich vollzieht. Demjenigen, der die prosaische Geschichte des polnischen Aufstandes erzählt, liegt eine bei weitem schmerzvollere Aufgabe ob. Er hat es zu schildern, wie die unbesiegte Revolution sich in sich selbst verzehrte, wie sie langsam erlosch gleich einem verglimmenden Docht, wie sie allmälig verkümmerte an dem Uebelwollen und an der Feigheit der Söhne Polens selbst. Er darf nicht sich und dem Leser einreden, daß eine Phalanx von Helden hier dem unabwendlichen Geschick erlag, sondern er muß es berichten, wie das Schicksal den Aufständischen

eine Gunst über die andre erwies, und wie jene sich keineswegs als Heroen benahmen. Es mag manchem gebornen Polen ein Trost sein, wenn er die Niederlage von 1831 der russischen Ueberlegenheit oder der Gleichgültigkeit der europäischen Kabinette oder den jüdischen Spionen und Verräthern *) zuschreibt, — aber historische Wahrheit ist das nicht. Die Polen haben ihrem Aar selbst Feder um Feder ausgerissen, und dann das flügellahme, gerupfte Thier über die Grenze geschafft.

Die am 8. September geschlossene Kapitulation von Warschau war für die polnische Armee so unvortheilhaft als möglich. Durch die Herausgabe des Brückenkopfs von Praga war ihr Rückzug gefährdet. Durch die Zurücklassung einer Menge von Kriegsbedarf hatten sie die Russen mit einem Material versorgt, das dieselben in der That sehr nöthig hatten. Es blieben in Warschau nach Abzug dessen, was Malachowski während der Nacht fortschaffen ließ: 40,000 Mäntel, 20,000 Beinkleider, 60,000

*) Den Juden sagte man es nach, sie hätten der russischen Regierung während der Revolution vorzugsweise als Spione gedient. Unwiderlegliche Beweise davon haben wir nirgends gefunden. Doch ist die Sache nicht unwahrscheinlich. Die polnischen Juden stehen auf sehr niedriger Bildungsstufe, hatten für die Revolution weder ein nationales noch ein religiöses Interesse wie die übrigen Polen, waren dem Aufstande abgeneigt und zahlten nur ungern die erhöhten Steuern. Außerdem sind die Begünstigungen, welche den Juden nach der Revolution von den Russen wurden, ein Zeugniß gegen sie. Wir dürfen es aber auch nicht verschweigen, daß der polnische Adel die Juden, welche sich der Revolution anschließeu wollten, schnöde zurückwies. Der Kriegsminister Morawski sagte: „Geben wir nicht zu, daß das Blut der Juden sich mit dem Blut der Polen mische. Was würde Europa sagen, wenn wir der Juden nicht hätten entbehren können, um unsre Freiheit zu erobern?"

Hemden und 20,000 Paar Schuhe, 17,000 Gewehre und 8000 Säbel, 2 Mill. Flintenpatronen und 5000 Kartuschen, außerdem eine bedeutende Masse von Pulver und 10,000 Scheffel Korn u. A. Nur eine thörichte Leichtgläubigkeit konnte daran denken, daß die Russen, einmal im Besitz Warschau's und Praga's, die ausbedungene Ablieferung dieser Vorräthe gestatten würden. Daß der Zar oder seine Diener Rebellen gegenüber sich durch ein Versprechen gebunden halten würden, war gar nicht anzunehmen. Ein entschlossener Feldherr hätte die Munition eher in die Luft gesprengt und die übrigen Vorräthe in Brand gesteckt, als daß er sie russischer Obhut für eine Stunde anvertraut hätte. Die Räumung Praga's hatte Malachowski bewilligt, weil Berg im Weigerungsfall mit der Plünderung Warschau's gedroht. Die Nachgiebigkeit mag menschlich sein, der Politiker wie der Militär wird sie tadeln müssen. Wo es sich um die höchsten Güter handelt, kann auch die Menschlichkeit eine Schwäche und ein Verbrechen sein; und wenn man gar das Unglück in Rechnung zieht, was später über Polen hereinbrach, so wäre es selbst mit der Einäscherung Warschau's nicht zu theuer abgekauft worden.

Wie gesagt, die Kapitulation war so unvortheilhaft als möglich, — der Verlust der Hauptstadt war eine ungeheure Einbuße in materieller, noch mehr in moralischer Hinsicht, aber noch immer — war Polen nicht verloren.

Unter dem Schutze der Festung Modlin ordnete und rekrutirte sich die Warschauer Armee und hatte nach dem Zuzug des Corps Lubienski's noch eine Stärke von 36,839 Mann mit 95 Stücken Geschütz. An Munition

war kein Mangel und $8\frac{1}{2}$ Millionen polnischer Gulden lagen in der Kasse. Das Heer Ramorino's zählte gegen 20,000 Mann. Und rechnete man einige kleinere zerstreute Abtheilungen hinzu, so beliefen sich die polnischen Streitkräfte auf 60,000 Mann und 137 Kanonen. Vor den Russen, die an den Schanzen Warschau's so viele der Ihrigen begraben hatten, die zur Besetzung der Stadt jedenfalls eine beträchtliche Abtheilung verwenden mußten, war man vorläufig sicher, und hatte sich die Armee erst einmal concentrirt, so konnte man den Kampf getrosten Muthes wiederaufnehmen.

Die Regierung hatte bereits in Praga eine Sitzung gehalten und sich neu constituirt. In Modlin sah sie sich nach Malachowski's Abdankung in die Nothwendigkeit versetzt, zunächst für einen Feldherrn zu sorgen. Das Recht der Ernennung stand dem Präsidenten, Bonaventura Niemojewski, zu. Er getraute sich jedoch nicht, in dieser kritischen Lage sein Recht zu üben, und berief einen Kriegsrath, um die Meinung der Generale zu hören.

Auf die Wahl des Feldherrn kam in der That Alles an.

Auch die in Modlin befindlichen Trümmer der Nation und des Heeres spalteten sich in Fraktionen. Freilich nur noch in zwei, denn die übrigen Parteiunterschiede hatte die Krisis verwischt, in eine Partei, welche kämpfen wollte bis zum letzten Athemzug, und eine andre, welche die Unterhandlungen die Krukowiecki begonnen, fortzusetzen wünschte. Der Reichstag bot ein Bild der Einigkeit, wie nie zuvor: die Diplomaten hatte der Sturm zum Theil verscheucht, Konstitutionelle und Demo-

kraten bildeten die Majorität und waren entschlossen zum Kampf auf Leben und Tod. Eben so dachte der Regierungspräsident. Verschieden aber waren die Meinungen in der Armee. Hier fing die Milde, welche die Russen zur Schau trugen, bereits an zu wirken. Offiziere und Gemeine desertirten täglich nach Warschau. Von einem Theil der Oberoffiziere, alten Dienern des Großfürsten, wissen wir, daß sie längst diese revolutionäre Regierung und diesen revolutionären Krieg haßten; diese Offiziere gehörten eigentlich nach Warschau an die Seite Krukowiecki's und Prondzynski's; zum Unglück für Polen befanden sie sich in Modlin, und zu noch größerem Unglück gaben sie bei der Wahl des Feldherrn den Ausschlag.

Uminski, Dembinski und Bem, — drei Offiziere, welche die Fortsetzung des Kriegs um jeden Preis wünschten und von der Möglichkeit, sich ferner zu halten, überzeugt waren — erhielten jeder eine Anzahl Stimmen, die meisten jedoch Rybinski, den die einige Masse der revolutionsfeindlichen Offiziere erkoren hatte.

Rybinski war ein Infanteriegeneral von mäßigen Fähigkeiten. Er war bisher wenig hervorgetreten, hatte als Militär seine Schuldigkeit gethan, und ließ wegen seines schwachen Charakters erwarten daß er allen Einflüsterungen der ihn umgebenden Reaktion Gehör geben werde. Der Regierungspräsident jedoch hatte sich einmal seines Rechts, einen Feldherrn zu ernennen, entäußert und mußte den Gewählten bestätigen.

Das Nächste, was Rybinski that, war, daß er die Unterhandlungen mit den Russen fortsetzte. Er machte

es gerade so wie Krukowiecki: anfangs nahm er der Civilgewalt und dem Reichstage gegenüber den Schein an, als wolle er bloß Frist gewinnen und militärische Conventionen abschließen, insgeheim jedoch verhandelte er über eine definitive Unterwerfung, und endlich ging er zu offener Widersetzlichkeit gegen Regierung und Reichstag über.

Den Vorwand zu Unterhandlungen lieferte die Herausgabe des Warschauer Kriegsmaterials und die Nothwendigkeit, Ramorino heranzuziehen. Am 10. September kam Rybinski mit dem General Berg zusammen und hatte eine Unterredung, die den Polen Nichts nützte, den Russen neue Aufschlüsse über die Entzweiung in der polnischen Armee und über die Animosität zwischen den Generalen und dem Reichstage gab.

Am 11. erfuhr der polnische General in einer abermaligen Unterredung, daß die Russen an eine Auslieferung des Kriegsmaterials nicht dächten. Trotzdem schloß er einen neuen Waffenstillstand von sechsunddreißig Stunden, wovon natürlich Niemand Vortheil zog als die Feinde.

Am 12. erhielt Rybinski die Gewißheit, daß Ramorino mit seinem Corps den Gehorsam verweigere, nicht nach Modlin, wie Malachowski und nachher Rybinski selbst verlangt hatte, sondern in entgegengesetzter Richtung, nach Zamoscz, marschire. Der letzte Vorwand zu Unterhandlungen fiel jetzt weg. Trotzdem brach Rybinski dieselben nicht ab.

Der sechsunddreißigstündige Waffenstillstand lief am 13. September ab. Die Russen schoben drei Corps, eins unter Kreutz von 13,000 Mann, eins unter Doktorow

von 6000, und eins unter Pahlen von 15,000 Mann in verschiedenen Richtungen gegen Modlin vor. Jedes einzelne dieser Corps zu vernichten hing nur von dem Willen des polnischen Führers ab, der 36,000 Mann unter seinem Befehl und eine starke Festung im Rücken hatte. Rybinski schickte statt dessen einen Bevollmächtigten zum General Berg, um über die Beilegung der Feindseligkeiten zwischen beiden Nationen zu unterhandeln.

Hiemit überschritt der General ausdrücklich seine Befugnisse. Er griff in die Rechte des Regierungspräsidenten und des Reichstags ein. Er maßte sich eine Souverainetät an, über Krieg und Frieden zu entscheiden, die ihm nicht übertragen war.

Es ist eine traurige Erscheinung, wie sich in dem Laufe dieser Revolution, der jedes für die Freiheit schlagende Herz in Europa einen glücklichern Ausgang wünschte, immer dieselben Fehler und dieselben Verbrechen wiederholen. Heimliche Unterhandlungen mit dem Feinde, Conspirationen gegen den Nationalwillen und doch keine Energie zu offener Auflehnung gegen denselben, Abneigung gegen die Revolution und Mangel an Muth sich ehrlich von ihr abzuwenden, allgemeines Mißtrauen gegen einzelne Personen und Mangel an Entschlossenheit sie zu entfernen — das sind Erscheinungen, denen wir auf jedem Schritt begegnen. Chlopicki, Skrzynecki, Krukowiecki und Rybinski unterhandeln heimlich mit dem Feinde; Chlopicki, Skrzynecki und Rybinski sind dem Kriege abgeneigt, aber sie übernehmen dennoch die höchsten Aemter in diesem Kriege; die Reichstagsaristokratie wünscht nicht die Los-

reißung von Rußland, aber sie stimmt der Thronentsetzung des Kaisers Nikolaus bei, bleibt in den Kammern und in der Regierung des unabhängigen Landes und — conspirirt; Lelewel, der Demokrat, sieht die Regierung auf dem unseligsten Wege, aber er bleibt und — conspirirt; die reaktionären Offiziere haben nach dem Auszuge aus Warschau keine Lust mehr zum Kampfe, aber sie verlassen nicht die Armee, sie bleiben und — conspiriren. Man kann zur Erklärung dieser Fehler und Verbrechen sagen, die polnische Nation hatte sich in einer langen Zeit der Unterdrückung so sehr an's Conspiriren gewöhnt, daß sie dasselbe auch nach der Revolution fortsetzte. Indeß den Hauptgrund jener Erscheinung haben wir wol in dem einseitigen und unklaren Nationalismus der Polen zu suchen. In dem Hasse gegen Rußland hat sich bei ihnen das Nationalgefühl stärker ausgebildet als bei irgend einem Volke: ein guter Pole sein ist bei ihnen das höchste Lob, die Gefahr, dies Renommée zu verlieren, gilt ihnen als die schlimmste. So will denn Jeder, habe er sonst für Ansichten, welche er wolle, dies Renommée retten; er opfert dem abstrakten Nationalismus anscheinend alle seine sonstigen Tendenzen und sucht unter allen Umständen den Schein des Patriotismus zu wahren. Aber natürlich ist der Mensch dadurch dem Wesen nach nicht geändert; die sonstigen Zwecke und Ansichten behalten gleichwol ihr Recht; nur werden sie nicht offen verfolgt. Dem abstrakten Patrioten bleibt Nichts übrig als zu conspiriren.

Rybinski regte durch seine Unterhandlungen, deren Endzweck nicht bekannt war, die Gemüther der Reichs-

tagsmitglieder und der Truppen auf, zwischen ihm und dem Regierungspräsidenten trat Spannung ein, von einigen jüngeren Offizieren wurde ein Anschlag auf sein Leben gemacht, aber weder Regierungspräsident, noch Reichstag, noch die Verschwörer brachten es bis zu einer That.

Den Russen war das Unterhandeln schon recht, und sie wandten alle ihre nationale Schlauheit auf, dasselbe in die Länge zu ziehen, um ihre Truppen günstiger zu postiren und die vereinzelten Corps der Polen zu umzingeln. Am meisten Besorgnisse flößte ihnen das Corps Ramorino's ein.

Wir müssen auch diesen Conspirateur oder vielmehr dies Werkzeug einer Conspiration genauer in's Auge fassen. Ramorino, ein geborner Franzose, war ein durchaus unselbstständiger Führer, in politischen Dingen abhängig von der adligen Koterie, die ihn begleitete, in militärischen Dingen abhängig von seinem Generalstabe, da er selbst das Terrain nicht einmal oberflächlich kannte. Wenn er sich geweigert hatte, Krukowiecki's Befehl zu gehorchen und der Hauptstadt sich zu nähern, so folgte er damit bloß den Eingebungen Czartoryski's und Anderer, welche sich in Warschau seit dem 15. August nicht mehr sicher hielten und ernstlich damit umgingen, einen andern Centralpunkt des Krieges zu suchen. Wenn er dennoch sich in Marsch setzte nach Warschau zu, so gab er damit nur dem stürmischen Verlangen der Truppen nach, die er nicht ganz über seine verbrecherische Unthätigkeit zu täuschen vermochte, und die sich drohend vor dem Hauptquartiere versammelten. Aber der Rückmarsch geschah so langsam, daß in drei Tagen nur zehn Meilen zurückge-

legt wurden. Am 7. September Mittags traf bei dem Corps die Nachricht von dem Sturm und dem Falle Wola's ein. Auch jetzt noch verstand die Böswilligkeit Ramorino's, die fieberhafte Ungeduld der Truppen so zu lähmen, daß sie in dreißig Stunden nur wenige Meilen vorwärts kamen. Am 9. Abends wurde dem Corps die Nachricht von der Räumung Warschau's. Niemand kann es leugnen, Ramorino ist eben so schuldig am Falle der polnischen Hauptstadt wie Krukowiecki. Seine weiteren Verbrechen sind nur die Consequenz des ersten. Als Ramorino am 10. September einen Kriegsrath zusammenrief, drangen fast alle seine Offiziere darauf, daß sich das Corps der Warschauer Armee anschließe. Das paßte natürlich schlecht zu Ramorino's Absichten: war dann doch ihm selbst die Kugel für seine Widersetzlichkeit gewiß, und mußte dann die diplomatische Fraktion, die ihn begleitete, doch aller Hoffnung auf einen entscheidenden Einfluß beraubt, vielleicht eines Aktes der Volksrache gewärtig sein! Also stellte er den Offizieren die Muthlosigkeit der Warschauer Armee in übertriebenen Farben dar und schlug vor, nach der Festung Zamoscz oder nach der Woiewodschaft Sandomir zu marschiren, um entweder in ersterer Stadt einen festen Waffenplatz zu gewinnen oder in Sandomir mit einem Corps sich zu vereinigen, das unter Rozycki einige Erfolge errungen hatte. Die Adjutanten*) stimmten für den Vorschlag, von den andern Offizieren des Kriegsraths nur zwei oder drei. Schon entsank den Intriguanten der Muth. Ramorino

*) Auch Czartoryski figurirte als Adjutant.

getraute sich nicht, sein Corps sogleich nach Zamoscz oder nach Sandomir aufbrechen zu lassen, die in Furcht schwebenden Diplomaten begannen zu desertiren. Inzwischen kamen die Befehle Malachowski's, welche den Marsch nach Modlin ausdrücklich verlangten. Ramorino gerieth in die größte Verlegenheit, nicht sowol deßhalb, weil er unschlüssig gewesen wäre, ob er gehorchen solle oder nicht, sondern weil er in Furcht schwebte, der letzte Courier Malachowski's, ein Kapitän Kowalski, möge den das Hauptquartier umringenden Offizieren den Inhalt seiner Depesche mittheilen. Kein Zweifel, Malachowski's Befehl wurde dann ausgeführt. Aber Kowalski ließ mit sich reden, er verrieth dem Corps von seinem Auftrage Nichts und machte sich mit der Weigerung Ramorino's schweigend auf den Rückweg. Dann belog Ramorino seine Truppen: der Oberfeldherr habe ihm die Richtung des Marsches überlassen, und er wolle sein Corps mit dem Rozycki's vereinen. Am 12. September brach der General auf; der Marsch glich einer Flucht. Ein ernstlicher Kampf gegen die Russen fand nicht mehr Statt, obwol das Corps ihnen zu Anfang des Marsches überlegen war. Die Desertionen mehrten sich; der bessere Theil der Offiziere und Soldaten seufzte und murrte. Was sollen wir die einzelnen Scharmützel aufzählen, in denen sich hie und da ein wohlgeführtes Regiment noch tapfer schlug, oder von den Verhandlungen berichten, die Ramorino mit dem ihm folgenden General Rosen pflog? Eine Vereinigung mit Rozycki kam nicht zu Stande, das Ungeschick oder der böse Wille Ramorino's trug die Schuld. Am 17. September war das Corps an der nördlichsten Spitze

Galiziens angelangt. Zwischen drei Möglichkeiten blieb die Wahl: man konnte auf Zamoscz marschiren, den Russen, die in der Nähe — vielleicht 15—16,000 M. — standen, eine Schlacht liefern, oder über die Grenze treten. Die Mehrheit des Kriegsraths stimmte für das Letztere. Um den Protestirenden Genüge zu thun, gestattete ihnen Ramorino, sich zu Rozycki zu begeben.

11,000 Polen mit vierzig Kanonen, wohlversehen mit Kriegsbedarf aller Art, gingen über die österreichische Grenze. Ramorino fand keinen Skulski wie Gielgud. Ihm war es vorbehalten, in seinem impotenten Dilettantismus für die Freiheit noch ferner eine Rolle zu spielen.

Am 19. September wurde der Uebertritt Ramorino's in Warschau bekannt. Sofort modificirten die Russen danach den Ton ihrer Verhandlungen mit Rybinski. Vom 14. bis zum 20. September war über die Bedingungen eines vorläufigen, vierwöchentlichen Waffenstillstandes parlamentirt, Bedingungen, deren wesentlichste waren, daß die Polen ihre Feste Modlin räumten, und daß die Russen den Marsch jener nach dem linken Weichselufer, nach Sandomir, nicht störten. Rybinski hatte keinen Anstoß daran genommen, daß er den unschätzbaren Waffenplatz an der Mündung des Bug in die Weichsel aufgeben sollte, aber die Russen zauderten von einem Tage zum andern hin mit dem Abschluß des Vertrags, den sie selbst formulirt hatten. Am 20. September gab General Berg zu verstehen, daß jetzt der Marsch der polnischen Armee nach Sandomir nicht mehr gestattet werden könne; zugleich setzten sich russische Corps in Bewe-

gung, um die Polen enger einzuschließen und sie von der preußischen Grenze abzuschneiden.

Der polnische Feldherr sah jetzt selbst ein, daß er betrogen war; das Heer murrte immer lauter über die andauernde Unthätigkeit. Der Regierungspräsident hatte sich mit dem Reichstage freilich voll Unmuth über die geheimen Unterhandlungen aus Modlin auf ein benachbartes Dorf zurückgezogen; aber Rybinski wußte recht gut, daß er das moralische Ansehen, was die Civilgewalt noch immer besaß, zu scheuen habe; er wußte, daß er eine Lüge geschrieben hatte, als er dem General Berg mittheilte, daß die Gewalt der Regierung und des Reichstags aufgehört habe; er war von Bonaventura Niemojewski, den er zur Abdankung aufforderte, energisch zurechtgewiesen worden und hatte die bittersten Vorwürfe über sein Parlamentiren anhören müssen. So fand sich Rybinski genöthigt, einen Entschluß zu fassen, der wenigstens einer That ähnlich sah.

Folgender Plan wurde vorgelegt und von allen Generalen gebilligt: Die Armee marschirt an der Weichsel abwärts, geht über den Fluß, sucht auf dem linken Ufer die Trümmer vom Corps Ramorino's, das Corps Rozycki's und sonstige Reserven und den Landsturm an sich zu ziehen und wird den Krieg in den südlichen Woiewodschaften fortsetzen.

Die polnische Armee brach auf und stand am 22., begleitet vom Reichstage und von der Regierung, an der Weichsel. Dembinski war mit der Avantgarde bereits hinübergegangen, als er den Befehl erhielt, sein Corps zurückzuführen und sich zu einem Kriegsrathe in Slupno

einzufinden. Er vollzog den Befehl nicht und kam nicht, sondern machte dem Obergeneral durch den Adjutanten die dringendsten Vorstellungen, mit dem Uebergange des Hauptcorps nicht zu zögern. Es war Rybinski vermuthlich ganz bequem, daß Dembinski nicht erschien. Paskewitsch hatte ein Ultimatum eingesandt, das dem Kriegsrathe vorgelegt werden sollte und dessen Verwerfung Seitens Dembinski's nicht zu bezweifeln war.

Das russische Ultimatum verlangte, daß die polnische Armee dem Könige Nikolaus sich unterwerfe, eine Deputation an denselben schicke, welche um Amnestie bitte, daß sie Modlin räume und Kantonnirungsquartiere in der Woiewodschaft Plock beziehe. Hinzugefügt war, daß alle Offiziere, welche das linke Weichselufer beträten, für vogelfrei erklärt würden.

Das war wenigstens eine klare und ehrliche Sprache nach wochenlangen diplomatischen Winkelzügen und Täuschungen. Rußland glaubte jetzt den Herd der Revolution umstellt zu haben, hatte sich über den Zustand der polnischen Armee hinlänglich unterrichtet und zog seine gleißnerische Maske ab.

In Slupno erschienen zum Kriegsrath zweiundvierzig Offiziere, nach Rybinski's Gutdünken ausgewählte Leute, meist von der Infanterie. Von ihnen stimmten vierunddreißig mittelst namenloser Stimmzettel für Annahme der russischen Vorschläge, neun — wir nennen die Generale Malachowski, Bem, Uminski und Pac — gaben laut ihren Protest ab. Die Majorität wählte drei Offiziere, die an den Zaren deputirt werden sollten.

Während der Sitzung war der Regierungspräsident

privatim von dem benachrichtigt worden, was vorging. Er eilte in den Kriegsrath. Schweigend hörte er diese verrätherischen Berathungen, schweigend den schimpflichen Beschluß. Dann riß er Uminski mit sich fort, in dem nahegelegenen Plock den Reichstag zu berufen.

Dreiunddreißig Landboten und zwei Senatoren, die beschlußfähige Anzahl, fand sich noch zusammen, und diesem wandernden Reste der Repräsentation Polens kann man nicht den Vorwurf machen, daß sie sich an der Schmach betheiligte, womit sich die Offiziere beluden. Hatte diese Repräsentation viel gesündigt durch die unheilvolle Langmuth, womit sie den Feldherrn schalten und walten ließ, so fehlte ihr wenigstens nicht der passive Muth, nämlich auszuharren und der Revolution treu zu bleiben bis an's Ende. Niemojewski dankte ab, damit der Reichstag selbst eingreife; das Amt des Präsidenten und des Feldherrn, beschloß man auf seinen Vorschlag, sollte abermals vereint werden in einer Person; Rybinski ward entsetzt, Uminski und Bem — denn Dembinski war nicht zugegen — wurden über ihre Ansichten vom Kriege befragt, dann Uminski zum Regierungspräsidenten und Generalissimus gewählt.

Den Fehler, daß dem Feldherrn auch die Civilgewalt übertragen wurde, machte Uminski selbst wieder gut, indem er die Präsidentschaft ablehnte. Und Niemojewski ward von Neuem ernannt. Aber Uminski war der schwierigen Situation nicht gewachsen. Seine Absichten, die er dem Reichstage auseinandersetzte, waren angemessen: er wollte alle Offiziere, die in Slupno für Annahme des russischen Ultimatums gestimmt, degradiren

und entlassen, und die gesäuberte Armee rasch auf's linke Weichselufer führen. Aber schon im Beginn blieb er stecken. Ein verwegener Husarengeneral dem Feinde gegenüber schrak er vor der schwierigern Aufgabe zurück, eine Armee, welche seit Wochen die Reaktion zerwühlt hatte, mit fester Hand von neuem zu einem Ganzen zu bilden. Die Armee war von den Vorgängen im Kriegsrath gar nicht oder nur halb unterrichtet; auch versäumte es Uminski, dies rasch nachzuholen; er stellte sich plötzlich dem Heere vor als Oberfeldherr, die Artillerie Bem's empfing ihn mit Enthusiasmus, ebenso ein Theil der Kavallerie; in einem Reiterregiment jedoch verweigern die Oberoffiziere den Gehorsam. Das macht Uminski schon stutzig, obwol er Aehnliches erwarten mußte; und obwol Unteroffiziere und Soldaten sich bereit erklärten, ihm zu folgen. Als er aber erfährt, daß die Infanterie schwierig sei, namentlich eine Division sich entschieden weigere, ihn anzuerkennen, entsinkt ihm der Muth. Er giebt seine Demission und reist in einer Verkleidung ab, um sich nach Galizien durchzuschleichen.

Die Verwirrung erreichte jetzt ihren Gipfel. Als Rybinski mit seinen Genossen Kenntniß erhalten hatte von Uminski's Ernennung, befiel sie allesammt ein panischer Schrecken. Sie verbrannten die schriftlichen Spuren des Kriegsraths, der am Morgen gehalten war, das Protokoll und das russische Ultimatum; sie nahmen ihre Entlassung; Rybinski selbst schrieb sich die Demission und steckte sie zu etwaigem Gebrauch in die Tasche; Viele ergriffen die Flucht. Der Reichstag gerieth über Uminski's Abdankung und Abreise ebenfalls in Bestürzung und

gab Alles verloren: er übertrug nur noch dem Regierungspräsidenten unumschränkte Vollmacht, einen andern Feldherrn zu ernennen. Niemojewski aber gab, an aller günstigeren Wendung verzweifelnd, dem abgesetzten Rybinski den Oberbefehl zurück, lieferte ihm die Nationalkasse aus und ersuchte ihn zugleich um eine militärische Eskorte nach der preußischen Grenze. In dem Heere löste sich die Subordination. Mehrere Abtheilungen waren in der Nacht vom 22./23. nahe daran, mit einander handgemein zu werden.

Am 24. September gingen der Präsident, die Mitglieder des Reichstags, andere Beamten und manche compromittirte Privatpersonen, begleitet von einigen Schwadronen, nach Preußen ab. Am 26. traten sie über die Grenze.

Die Armee stand noch drei Tage müssig bei Slupno an der Weichsel. Rybinski hatte nicht den Muth, nochmals eine Unterwerfung vorzuschlagen. Dembinski lag krank, vielleicht fehlte auch ihm der Muth, sich des Heerbefehls zu bemächtigen, wie eine Menge von Offizieren von ihm wünschte. Am 26. marschirte man weiter an der Weichsel hinab, Preußen also immer näher kommend. Am 28. wurde dem Feldherrn eine neue Forderung der Russen gebracht, welche die früheren bei weitem überbot: die Offiziere der polnischen Armee sollten Nikolaus einen Eid leisten, worin sie ohne Rücksicht auf eine Constitution dem Kaiser Treue gelobten. Abermaliger Kriegsrath, dem die Eidesformel vorgelegt wurde. General Pac rettete diesmal die Ehre des Offiziercorps. Er spricht für den ferneren Krieg. Ihm nach

stimmen fast alle Anwesenden in gleichem Sinn, selbst von den erklärten Reaktionärs wagen nur sechs zu widersprechen.

Am 29. September früh hielt Rybinski auf einer Ebene unweit der Weichsel Musterung. Noch 25,000 Mann mit neunzig Kanonen waren ihm geblieben. Er ließ die Offiziere jedes Regiments vor die Front treten und fragte, ob sie geneigt seien, sich ferner zu schlagen und den Krieg jenseits der Weichsel fortzusetzen. Die Offiziere wiederholten die Frage ihren Leuten. Alle antworteten mit enthusiastischem Zuruf. Eine Exaltation der Verzweiflung, mit welcher geniale Führer Alles auszurichten wissen, belebte noch einmal das Heer. Zum letzten Mal!

Die Brücke über die Weichsel war geschlagen, einige Bataillone schon hinübergezogen — da hielt ein Befehl zum Rückzuge plötzlich die Armee auf. Vergebens drangen Dembinski und Bem in den Feldherrn um Gegenbefehl. Er wollte Nachricht haben, daß sich am jenseitigen Ufer, eine Stunde von der Brücke, der Feind in großer Anzahl festgesetzt habe, und hielt den Uebergang für unthunlich.

Langsam zog die Armee nun — entmuthigt und traurig und durch Desertionen sich täglich lichtend — der preußischen Grenze zu, vorsichtig bewacht von den nachfolgenden Russen. Ein Kriegsrath am 3. Oktober beschloß den Uebertritt. Am 5. führte Rybinski 23,000 Mann auf preußisches Gebiet, die Kasse, welche noch acht Millionen Gulden enthielt, schickte er lächerlicherweise den Russen nach Warschau.

Wenige Tage vorher, am 28. September, war auch der General Rozycki emigrirt. Ein kühner Corpsführer, der nach Dwernicki's Unglück in Volhynien und Podolien im kleinen Krieg die ersten Lorbeern errungen, war er im August von der Warschauer Regierung nach den Woiewodschaften Sandomir, Krakau und Kalisch gesandt. In dem bergichten Terrain jener Gegenden hatte er 7—8000 Mann zusammengerafft und mit ihnen dem Corps Rüdiger's manchen Verlust beigebracht. Nach Ramorino's Emigration jedoch wurde er von der Uebermacht immer stärker gedrängt, er zog sich auf das Gebiet des Freistaats Krakau und von da nach Galizien.

Bald darauf ergaben sich auch die beiden Festungen, Modlin und Zamoscz, den Russen. Der Commandant Modlin's, General Ledochowski, war entschlossen, sich bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Seine Offiziere zwangen ihn zur Ergebung auf Gnade und Ungnade. 9700 Mann fielen hier den Russen in die Hände. Einige Wochen später, Ende Oktober, kapitulirte Zamoscz.

Jetzt war Polen verloren, — wehrlos lag es zu den Füßen eines Mannes, der kein Erbarmen kannte, — fürchterlich war die Rache.

In Petersburg war die Nachricht vom Falle Warschaus mit ungeheurem Jubel aufgenommen, und keines der vielen Siegesfeste, die Nikolaus während seiner Regierung hat anordnen lassen, wurde mit so aufrichtiger Freude begangen als das zur Feier von Polen's Untergang veranstaltete.

Der Fall Warschau's war kein gewöhnlicher militärischer Triumph über einen tapfern, hartnäckigen und verhaßten Feind, er bezeichnete nicht bloß das Ende eines mörderischen, menschenverschlingenden Kriegs, sondern er rettete das in seinen Grundfesten wankende Rußland. Das russische Volk mochte die Polen nicht gehaßt haben beim Beginn des Kampfes, es lernte sie hassen im Verlauf desselben, als zwei Rekrutenaushebungen im Jahre 1831 — drei Mann auf 500 im Februar, vier Mann auf 500 im August — die auf den Ebenen Polens erlittenen Verluste decken sollten, und es jubelte, weil es den Sieg als eine Gewähr betrachtete, daß die Rekrutirungen aufhören würden. Russische Kaufleute freuten sich über die Verödung Polens und reichten bei Nikolaus eine Bittschrift ein, er möge die Fabriken des Königreichs auch ferner nicht wieder aufkommen lassen. Der russische Adel jauchzte auf, da er die Bauernaufstände und die Bauernemancipation in Nichts zerrinnen sah mit Unterdrückung der polnischen Revolution, und er mahnte den Kaiser, die Rebellen ohne Nachsicht zu bestrafen. Russische Offiziere gestanden den Polen, mit denen sie nach der Räumung Warschau's Unterhandlungen pflogen, daß die Existenz des Zarenreichs auf dem Spiel gestanden habe. Nikolaus selbst hatte mit der athemlosen Spannung eines Spielers, dessen Alles und Letztes auf einer Karte stand, die Operationen seiner Armee verfolgt; jetzt verfügte er mit dem Hochmuth eines Gewinners über die Nation, die das Glück ihm wieder zugeworfen.

Der siegreiche Feldmarschall Paskewitsch, jetzt in den Fürstenstand erhoben mit dem Beinamen Warschawski,

war der getreue Helfer des Kaisers bei der Bestrafung der Polen. Man kann diesem Manne, der ein exemplarischer Höfling und ein mittelmäßiger General war, nicht gerade vorwerfen, daß er von Natur grausam gewesen sei, aber er exekutirte mit erschreckender Pünktlichkeit die grausamen Befehle seines Herrn. Johann Feodorowitsch, Graf Paskewitsch stammte aus einer adligen Familie in Kleinrußland und war 1782 zu Pultawa geboren. Mit acht Jahren schon kam er in eine militärische Erziehungsanstalt zu Petersburg, und focht in allen Kriegen mit, die Rußland seit 1800 geführt hat. Aber vor seinem Eintritt in's Heer und nach demselben stand er auch dem Hofe nahe. Er wußte sich als Leibpage in die Launen Paul's I. zu schicken, war gleich nach dessen Tode Adjutant Alexander's I., begleitete den Großfürsten Michael nach dem Pariser Frieden auf Reisen in und außer Rußland und wurde 1824 von Alexander zum Generaladjutanten ernannt. Nikolaus schätzte die gefügigen Diener, welche keine eigne Meinung hatten oder doch willig der seinen sich unterordneten, überhaupt am höchsten, sein Blick fiel bald auf Paskewitsch. Er gab ihm wichtige Commandos und machte ihn an des für zu klug erachteten Jermolof Stelle zum Statthalter im Kaukasus. Auf die dort im Kriege gegen Perser, Türken und Kaukasier errungenen Erfolge gründete sich des Feldmarschalls Ruhm. So unterwürfig Paskewitsch gegen den Kaiser war, so sehr er seine Ergebenheit gegen die kaiserliche Familie zur Schau trug — er feierte z. B. jeden Geburtstag der Prinzen und Prinzessinnen — so hochfahrend benahm er sich gegen Andere. Er kopirte die herrischen

Manieren seines Gebieters. In seiner Armee war er deßhalb wenig beliebt. Von Schmeichlern ist wol der Versuch gemacht, ihm den Titel des „Gewaltigen" beizulegen, aber nie, auch in späterer Zeit nicht, hat dieser Zuname oder ein anderer, in welchem sich die Zuneigung des Soldaten ausdrückte, populär werden können. Schon vor dem Falle Warschau's trat der Feldmarschall mit maßloser Arroganz gegen die Polen auf. Die Unterhändler Prondzynski und Krukowiecki empfing er wie ungezogene Buben mit groben Scheltworten und lauten Vorwürfen. Eben so die polnischen Offiziere, die sich nach dem 7. September reuevoll in Warschau einfanden. Als von den regulären Truppencorps der Polen Nichts mehr zu fürchten war, verwandelte sich die Milde und Großmuth, welche anfangs in Warschau gezeigt worden, in eiserne Strenge. Eine Art von Belagerungszustand wurde verhängt über das ganze Königreich; jede Woiewodschaft erhielt einen besonderen Militärgouverneur. Die strengsten polizeilichen Verfügungen wurden erlassen. Eine Waffe und Munition im Hause zu haben war für jeden Polen ein Kapitalverbrechen, und zu den Waffen rechnete Rußland alle eisernen Werkzeuge, selbst die Sense, die Axt und die Pflugschar. Auch eine Civilregierung wurde eingesetzt, aus Russen, zum Theil solchen, die den Polen von früher her am verhaßtesten waren, bestehend. Ein Geheimrath Engel stand an der Spitze. Diese Regierung war freilich nur ein Werkzeug des mit diktatorischer Gewalt bekleideten Paskewitsch, und sie unterstützte ihn nur in den Repressivmaßregeln.

Zunächst schien es, als sollten nur die Führer und

Anstifter des Aufstandes büßen. In den kaiserlichen Manifesten vom 2. und 13. October und 1. November wurde eine Amnestie verkündet, von der nur ausgeschlossen sein sollten: 1) die Urheber des Aufstandes vom 29. November, 2) die Urheber des Aufstandes vom 15. August, 3) die Mitglieder des Reichstags, welche für die Absetzung des Königs Nikolaus gestimmt, 4) die Mitglieder der polnischen Regierung und 5) die Offiziere der von Ramorino, Rybinski und Rozycki geführten Corps. Man gab sich unter der Hand alle mögliche Mühe, die emigrirten Unteroffiziere und Gemeinen zur Rückkehr zu bewegen. Der russische Oberst Kotzebue reiste zu dem Zweck nach Galizien, hatte jedoch wenig Erfolg.

Der Besatzung von Zamoscz wurde die Kapitulation nicht gehalten. Dem Theil derselben, welcher aus Podoliern und Volhyniern bestand, wurden die Köpfe geschoren, und sie mußten nach Sibirien wandern.

Von den reaktionären polnischen Offizieren, welche das schmähliche Ende des Krieges hauptsächlich herbeigeführt hatten, dann aber mit ausgewandert waren, kehrten manche im Vertrauen auf russische Dankbarkeit nach Warschau zurück. Aber man führte sie nach Moskau, wo sie sich vor einem Tribunal, so willkürlich in seinen Formen und so unerbittlich in seinen Urtheilen wie ein Inquisitionsgericht, rechtfertigen sollten. Sie wurden in's Innere Rußlands deportirt. Dasselbe Loos traf den vor denselben Gerichtshof gestellten Krukowiecki. Ueber 267 Polen, welche einer oder der andern Kategorie der Nichtamnestirten angehörten, fällte dies Tribunal in contumaciam das Todesurtheil;

ebenso über den gefangenen Wysocki. Nikolaus begnadigte ihn zu lebenslänglicher Verbannung nach Sibirien. Die Zahl der Strafurtheile belief sich im Ganzen auf mehr als 800. Die Güter der Verurtheilten wurden confiscirt, sie fielen theils dem Staatsschatze zu, theils beschenkte der Kaiser damit seine Günstlinge. So ungeheuer war die Ausbeute dieser wohlorganisirten Räuberei, daß die Krondomänen dadurch bis gegen Ende des Jahres 1831 einen Zuwachs von mehren 100,000 Bauern erhielten. Neun kaiserliche Commissionen wurden dadurch beschäftigt. Die confiscirten Güter des Grafen Czartoryski hatten allein einen Werth von dreißig Millionen poln. Gulden.

Die ganze Nation, das ganze Land mußten den Zorn des Kaisers büßen. Die Steuer auf polnische Fabrikate, welche nach Rußland geführt wurden, ward um fünfzehn Procent erhöht. Alle rückständigen Abgaben wurden eingefordert ohne Rücksicht auf Zahlungen, welche der revolutionären Regierung geleistet waren. Die durch den Krieg fast verarmten Bewohner mußten ungeheure Lieferungen an Brod, Fleisch, Branntwein und Fourage machen, um die hungrige Armee ihres Tyrannen zu verpflegen.

Die Noth einestheils und die Gewißheit, daß an eine Aufhebung der Leibeigenschaft unter russischem Scepter nicht zu denken sei, anderntheils, brachte Hunderte von Bauern zur Verzweiflung. Sie gingen in die Wälder und legten sich bandenweise auf's Rauben und Plündern, oder vereinigten sich mit den Resten der Parteigängercorps, welche, namentlich in Litthauen, noch unter Waffen

standen. Es erregt Ekel, wenn man die Proklamation liest, welche zur Beruhigung dieser Bauern dienen sollte: „Friedliche Landleute! Euer huldreichster König und Vater will durchaus nicht, daß ihr gedrückt werden sollt, sondern er hat der von ihm eingesetzten Regierung befohlen, sich aus allen Kräften zu bemühen, Euch glücklich zu machen!" Die süßlichen Phrasen wirkten bei den Bauern übrigens nicht. Es bedurfte des Pulver's und Bleies, um sie zur Erkenntniß ihres Glücks zu bringen. Erst im Frühling 1832 wurden die meisten Banden gesprengt. Jener Urwald von Bialowicz, der siebenundzwanzig Meilen breit und einunddreißig Meilen lang ist, blieb aber noch Jahre lang unsicher.

Nikolaus wollte sich auch für die Zukunft sichern, — die Möglichkeit einer dereinstigen Wiedererhebung der Rebellen abschneiden, darum griff er noch tiefer und entscheidender in die Existenz des Königreichs ein. Scheinbar ließ er sich den Entschluß dazu von dem Adel Rußlands abdringen. Im December waren die Repräsentanten dieses Adels in Moskau versammelt und gaben ihre Meinung dahin ab, daß Polen nicht mehr vor den übrigen Theilen des russischen Reichs in politischer und bürgerlicher Hinsicht bevorzugt werden dürfe.

Auf der Basis dieses Gutachtens wuchs das berüchtigte organische Statut empor, das mit Verletzung der Wiener Verträge die polnische Constitution aufhob, den Rest der nationalen Unabhängigkeit zertrümmerte und Polen zu einer russischen Provinz machte. Es ist vom 26. Februar 1832 datirt und enthält in fünf Kapiteln neunundsechzig Artikel. Dadurch wurde das König-

reich Polen für immer mit dem russischen Reiche vereinigt, der Reichstag aufgehoben; ein Staatsrath, aus vom Kaiser ernannten Polen oder Russen, mit dem Fürsten Paskewitsch an der Spitze, bildete die oberste Behörde des Landes; ein polnisches Heer sollte nicht mehr existiren, die Polen hatten fortan in den russischen Regimentern Kriegsdienst zu thun; die Abgaben wurden nicht mehr für das Land selbst verwandt, sondern als ein Bruchtheil der Einkünfte des ganzen Zarenreichs betrachtet; die persönliche Freiheit ward zwar dem Namen nach verbürgt und Güterconfiskationen sollten nur bei Staatsverbrechen erster Klasse Statt finden, aber die Abhängigkeit und Absetzbarkeit der Richter machte diese Zugeständnisse werthlos.

Bei den europäischen Kabinetten entschuldigte sich Nikolaus wegen jener Verletzung der Schlüsse der heiligen Allianz mit dem Drange der Noth und mit dem erwähnten Gutachten des russischen Adels, das sein mildes und großmüthiges Herz zur Strenge gezwungen. Ausgeführt aber wurde jenes organische Statut mit einer so raffinirten Grausamkeit, daß man in der Geschichte unseres Jahrhunderts vergeblich ihres Gleichen sucht.

Nikolaus zielte darauf ab, die polnische Nationalität mit Stumpf und Stiel auszurotten, auch die Erinnerung daran zu tilgen. Die polnischen Farben und Wappen wurden vernichtet. Offiziere und Soldaten der ehemaligen Revolutionsarmee schickte man unter russische Regimenter gesteckt in den Kaukasus, wo der Krieg sie bald aufrieb. Die Universitäten und Schulen Polens wurden geschlossen und blieben es Jahre lang; die Bibliotheken

schickte Paskewitsch nach Petersburg; die Professoren wurden auf halben Sold gesetzt oder mußten ihren Abschied nehmen; in den abgerissenen polnischen Provinzen wurde die Nationalsprache verboten, und ein russischer dort gebrauchter Katechismus, den wir im Anhange mittheilen, mag eine Probe von der Volksbelehrung geben. Im Mai 1832 ließ der „großmüthige" Kaiser Tausende von polnischen Knaben ihren Eltern entreißen und nach russischen Militärkolonien bringen, um sie entnationalisiren zu lassen. Ein großer Theil dieser Kinder, zwischen sechs und siebzehn Jahren, kam unterwegs in Folge der Strapazen und der schlechten Verpflegung um, der überlebende Rest ging dem noch schlimmeren Loose eines lebenslänglichen Kriegsdienstes, eines modernen Janitscharenthums entgegen. Dann kam es an die Erwachsenen: eine Aushebung von zwanzig Mann auf 500 Seelen verbreitete neuen Schrecken in Polen. Viele Bauern entliefen abermals in die Wälder vor den kaiserlichen Rekrutirungskommissären; aber sie wurden gehetzt und endlich eingefangen wie Wild. In Litthauen traf auch den kleinen Adel, dem seine Privilegien zur Strafe für die Betheiligung am Aufstande genommen waren, die Conscription.

Daß nebenbei alle die kleinen Quälereien in Polen nicht fehlten, welche das absolutistische Regiment des Kaisers Nikolaus in Rußland organisirt hatte, brauchen wir kaum zu erwähnen. Die Polizei überwachte Alles, das öffentliche und private Leben, Spione horchten in den Wirthshäusern und drängten sich in die Privatwohnungen. Ein unbesonnenes Wort genügte, um einen Menschen nach Sibirien zu bringen. Bei Nacht ward

er überfallen, fortgeführt, und Niemand sah ihn wieder. Alle Verbindung zwischen Polen und dem Auslande wurde untersagt. Nach dem Auslande durfte Niemand reisen. Die Censur war fast einem Verbote alles Gedruckten gleich. Der Universitätsbuchhändler in Wilna schloß ganz seinen Laden. Aber auch der Verkehr im Lande selbst war bei weitem nicht frei; es bedurfte eines Passes, um von einem Dorf in's andere gehen zu können.

Es ist wahrhaftig kein beneidenswerthes Loos, das eines Verbannten und Flüchtlings. Aber glücklich waren die emigrirten Polen im Vergleich zu den in der Heimath gebliebenen. Fast allenthalben vom Volke aufgenommen mit der Theilnahme und der Achtung, die einem großen Unglück gebührt, zerstreuten sie sich in Frankreich, England, Italien und Belgien. Die Regierungen gewährten ihnen, wenn auch hie und da nur ungern der Sympathie des Volks nachgebend, wenigstens ein Asyl. Selbst Oesterreich benahm sich gegen die Flüchtlinge schonend. Nur Preußen blieb dem russischen Systeme treu; die preußische Regierung bot alle Mittel der Ueberredung und der Drohung auf, um die Soldaten von Rybinski's Corps zur Rückkehr und zur Unterwerfung zu vermögen. Viele ließen sich verleiten. Gegen die Hartnäckigen wurde endlich Gewalt angewandt, mit Kolbenstößen trieb preußisches Militär die Unglücklichen der Grenze zu, aber sie erklärten, sie wollten lieber sterben als nach Rußland gehen, sie warfen sich zur Erde und klammerten sich fest an den Bäumen. Man mußte das Vorhaben aufgeben.

Wenn die polnischen Flüchtlinge in Preußen aber auch von Ort zu Ort irren mußten, um endlich ein Plätzchen zu finden, wo sie in Ruhe das Brot der Verbannung verzehrten, so wurde es ihnen immer noch nicht so schlimm als ihren Brüdern in Warschau. Zu der grausamen Strenge fügte Paskewitsch den Hohn: im Mai schickte er eine Deputation, den Fürsten Radziwill an der Spitze, nach St. Petersburg, und diese mußte dem Kaiser danken für die Wohlthaten des organischen Statuts.

Man mag sich empören über den ehemaligen Feldherrn der polnischen Armee, der diesen Dank aussprach, man mag Ekel empfinden über die Schamlosigkeit eines Paskewitsch, der zwanzig vornehmen Polen diese Reise vorschrieb, man mag sich entrüsten über Nikolaus, der sich diese Posse gefallen ließ — aber man kann bei dem Gedanken an all dies Elend Polens sich der Erinnerung dessen nicht erwehren, was Freiligrath von Irland singt:

„Mehr noch als Harald-Byron's Rom
Die Niobe der Nationen.“

Schluß des siebenten Bandes.

Anlagen.

1. Manifest des polnischen Reichstags.

Wenn eine ehedem freie und mächtige Nation im Uebermaß des Mißgeschickes zu dem letzten ihrer Rechte, zur Abwehr des Druckes durch die Gewalt Zuflucht nehmen muß, — so ist sie es sich selbst und der Welt schuldig, die Ursachen anzugeben, welche sie bestimmt haben, ihre geheiligte Sache mit den Waffen geltend zu machen. Die Reichstagskammern haben dies Bedürfniß gefühlt, und indem sie dem Aufstande vom 29. November beitraten und diesen als einen volksthümlichen anerkannten, beschlossen sie, diesen Schritt in den Augen Europas zu rechtfertigen.

Allzubekannt sind die ehrlosen Anschläge und Verleumdungen, die offenkundigen Gewaltthaten und die geheimen Verräthereien, welche die drei Theilungen des ehemaligen Polens begleiteten. Die Geschichte, deren Eigenthum sie geworden, brandmarkt dieselben mit dem Namen eines politischen Verbrechens. Nicht einen Augenblick verstummte die feierliche Anklage der Polen über diese Unthat, es wehte immerwährend ihr unbeflecktes Panier

an der Spitze ihrer tapfern Scharen, und der Pole, ein bewaffneter, vaterlandsloser Flüchtling, trug von Land zu Land die entführten Hausgötter herum, rief um Rache für deren Entweihung und glaubte in einer edlen Schwärmerei, welche gleich jeder großen Idee nicht unerfüllt geblieben, im Kampf für die Sache der Freiheit noch für's eigene Vaterland zu kämpfen.

Wenn dieses Vaterland auch in engen Grenzen nur wieder ins Leben trat, so empfing es doch aus den Händen des Helden unsers Jahrhunderts seine Sprache, seine Rechte und seine Freiheiten zurück, große Geschenke und noch größere Hoffnungen. Von diesem Augenblick an wurde seine Sache die unsrige und unser Blut sein Eigenthum; und als die Bundesgenossen, als selbst der Himmel ihn verließen, theilten die Polen, treu bis auf den letzten Mann, die Unfälle des Helden, und dieser gemeinsame Untergang eines großen Mannes und eines unglücklichen Volkes mußte selbst den Siegern unwillkürliche Achtung einflößen.

Zu lebhaft war noch diese Erinnerung, zu feierlich hatten mitten im Kampfe die Machthaber Europa's der Welt einen dauerhaften und auf den Principien der Gerechtigkeit ruhenden Frieden zu schenken versprochen, als daß der Wiener Congreß, sich aufs neue in unsre Beute theilend, nicht das neue den Polen zugefügte Unrecht wenigstens hätte zu mildern suchen sollen. Alle Landestheile des ehemaligen Polen erhielten nun die Zusicherung nationaler Selbstständigkeit und gegenseitigen Handelsverkehrs; der Theil aber, welchen der europäische Krieg bereits unabhängig gefunden, wurde von drei Seiten bedeu-

tend verkleinert, mit dem Titel eines Königreichs, mit einer eignen Verfassung und der Verheißung größerer Ausdehnung unter die unmittelbare Regierung Alexanders gestellt. Diesen Bedingungen Folge leistend gab er dem Königreiche eine freisinnige Verfassung und eröffnete den unter russischer Landeshoheit lebenden Polen nahe Aussichten auf eine Vereinigung mit demselben. Diese Gaben jedoch erfolgten nicht ohne vorgängige Verpflichtungen von seiner und ohne Opfer von unsrer Seite. Die glänzenden Versprechungen, die man den Alexanders Scepter untergebenen Polen vor und während des entscheidenden Kampfes gemacht, sowie das Mißtrauen gegen die Absichten Napoleons hatten Manchen vom Handeln zurückgehalten, und als sich Alexander zum polnischen König proklamirte, erfüllte er bloß längst gemachte Verheißungen. Für die Nationalität und Freiheiten forderte man, angeblich um des europäischen Friedens willen, Verzichtleistung auf die Unabhängigkeit, dieses erste Erforderniß des politischen Lebens der Völker; — als wenn ein Friede, der auf die Unterjochung von 16 Mill. Menschen gegründet, dauernd sein könnte; als wenn die Weltgeschichte nicht den Beweis lieferte, daß unterjochte Völker sogar nach vielen Jahrhunderten die Unabhängigkeit, zu welcher sie der Schöpfer, durch Sprache und Sitten sie von andern absondernd, urewig bestimmt hat, wieder erringen; als wenn auch die Lehre für die Regierungen verloren wäre, daß zugefügtes Unrecht die Unterdrückten zu natürlichen Verbündeten desjenigen macht, der sich gegen ihre Unterdrücker erhebt.

Aber auch diese Bedingungen der Willkür wurden

nicht gehalten; bald überzeugten sich die Polen, daß die von dem russischen Kaiser dem Königreich verliehene Nationalität mit dem polnischen Namen nur ein hingeworfener Köder war für ihre den andern Regierungen einverleibt gebliebenen Brüder, eine Angriffswaffe gegen die Nachbarstaaten, und ein leeres Blendwerk für diejenigen, denen die Selbstständigkeit zugesichert worden; und daß man unter diesem heiligen Namen Erniedrigung, sklavische Entwürdigung und alle den langen Despotismus und den Verlust der Menschenwürde begleitenden Uebel hervorzubringen beabsichtigte. Dieser Plan trat zuerst aus den Maßregeln hervor, die man gegen das Heer anwandte. Die härtesten Beleidigungen entehrendster Strafen, die erdenklichen Verfolgungen, alles dies vom Oberbefehlshaber unter dem Vorwande der Disciplin vollstreckt, hatte nur die Vernichtung jenes edlen Ehrgefühls, jener Nationalwürde, welche unsre Armee charakterisirte, zum Zweck. Die geringfügigsten Disciplinarvergehen, ja bloßer Verdacht — wie die schwersten Militärverbrechen betrachtet — und die ganz der Willkür anheimgestellten Kriegsgerichte machten den Befehlshaber zum unbeschränkten Herrn über Leben und Ehre eines jeden Militärs. Empörend war es, wie die Urtheilsprüche solcher Gerichte mehrmals kassirt wurden, bis endlich der anbefohlene Grad von Strafe verhängt wurde. Viele verließen die Reihen, viele, von dem Oberbefehlshaber persönlich beleidigt, tilgten in eignem Blute die erlittene Schmach, um zu zeigen, daß nicht etwa Mangel an Muth, sondern die Besorgniß, das Schicksal des Vaterlands zu gefährden, den Rächerarm gefesselt hielt.

Der erste Reichstag und das feierlichst erneute Versprechen, daß die Landesgrenzen vergrößert und die Wohlthat der Constitution auch über unsre Mitbrüder ausgedehnt werden solle, erweckte neue Hoffnungen und bewog die Reichstagsmitglieder zur Nachgiebigkeit. Dies war der Zweck der eben bemerkten Versprechungen. Preßfreiheit, Freiheit der Berathungen wurden nur gestattet, so lange sie Lobgesänge des unterdrückten Volks auf den gewaltigen Eroberer ertönen ließen. Als man aber nach diesem Reichstage die Landesinteressen in den öffentlichen Schriften zu erörtern anfing, gab dies die Losung zur Einführung der strengsten Censur. Nach dem zweiten Reichstage, welcher dieselben Absichten hatte, traten Verfolgungen ein gegen Volksvertreter für ihre in den Sitzungen der Kammer ausgesprochnen Meinungen.

Die constitutionellen Völker Europas werden bei der Nachricht von den, ihnen bisher sorgfältig verschwiegenen Thatsachen nicht minder erstaunen über die Mäßigung, mit welcher die Polen diese Rechte genossen, über die nie verletzte Ehrfurcht gegen den Monarchen, die Religion und Sitten, als über die Unredlichkeit einer Regierung, welche nicht nur die verliehenen Gerechtsame zurücknahm, sondern auch diese Gewaltthat mit der zügellosen Freiheit des unglücklichen Volks motivirte.

Die Vereinigung der Kronen des Selbstherrschers und des constitutionellen Königs auf einem Haupte war eine politische Mißgeburt, welche nicht lange leben konnte. Das Königreich Polen mußte, wie Jeder fühlte, der erste Lebenskeim liberaler Institutionen für das ganze russische

Kaiserreich werden, oder es mußte unter der eisernen Faust der moskowitischen Selbstherrscher unterliegen. Diese Frage wurde bald gelöst. Der Kaiser Alexander scheint eine Zeitlang der Ansicht gewesen zu sein, daß der ganze Umfang despotischer Gewalt mit der Popularität freisinniger Formen sich vereinen ließe, und daß deren Verfechtung ihm einen neuen Einfluß auf die Angelegenheiten Europas verschaffen werde. Aber bald überzeugte er sich, daß die Freiheit sich nicht zum blinden Werkzeug des Absolutismus erniedrigt, und von diesem Augenblick an wird der Vorfechter zum Verfolger. Rußland gab alle Hoffnung auf, aus den Händen des Monarchen je die mindeste Erleichterung des schweren Joch's zu erhalten, und Polen sollte allmälig seine Freiheiten verlieren. Man zögerte nicht mit der Ausführung dieses Plans. Die öffentliche Erziehung wurde entwürdigt, das System der Verfinsterungssucht in reguläre Formeln gebracht, das Landvolk der schon bestehenden Schulen, eine ganze Woiewodschaft der Stellvertretung in den ständischen Berathungen und die beiden Kammern des Rechts zur Votirung des Staatshaushalts beraubt. Man legte neue Steuern auf, man ertheilte Monopole, die das Nationalvermögen verzehrten, und der durch jene vermehrte Staatsschatz ward die Beute von Miethlingen, böswilligen Aufhetzern und ehrlosen Spionen. Statt Ersparnisse zu machen, wie die Nation so oft forderte, wurden auf eine empörende Weise die Gehalte der Beamten unaufhörlich vergrößert, denselben ungeheure Gratificationen bewilligt, neue Stellen geschaffen, um die Zahl der von der Regierung abhängigen Leute zu mehren. Verleumdung und

Spionage drangen bis in die geheimsten Winkel der Wohnungen, vergifteten das harmlose Familienleben, und das alte polnische Gastrecht wurde ein Fallstrick für Unschuldige. Die persönliche Freiheit, obwol garantirt, ward verletzt, die Gefängnisse wurden angefüllt, für Civilpersonen Kriegsgerichte niedergesetzt, welche grausame Strafen über Bürger verhängten, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie den Geist und Charakter der Nation vor Verderbniß und Untergang zu bewahren suchten. Vergebens überreichten einige Beamten und Stellvertreter dem Könige eine Darstellung der in seinem Namen begangenen gesetzwidrigen Handlungen und Frevel. Diesen wurde nicht nur kein Einhalt gethan, sondern es hörte auch die Verantwortlichkeit der Minister und der Regierungsbehörden auf in Folge des direkten Eingreifens des Großfürsten und der ihm verliehenen willkürlichen Gewalt. Diese monströse Gewalt, die Quelle der gröbsten, die Menschenrechte kränkenden Mißbräuche, erreichte eine solche Stufe, daß der mit solcher Gewalt Bekleidete alle vor ihn Berufenen jedweden Standes nicht nur in seinen Gemächern beleidigte, sondern auch die ansässigen Bürger der Hauptstadt vor versammelten Volkshaufen zu schmachvollen Arbeiten, wie sie Verbrechern auferlegt werden, zwang. Es schien, als habe die Vorsehung gerade durch das Uebermaß der Beleidigung, was der Nation durch jene monströse Gewalt widerfuhr, den Nationalaufstand bewirken wollen.

Nach so vielen Gewaltthätigkeiten, nach solcher Verhöhnung aller Garantien, wie sie sich selbst die rechtmäßigste Regierung in keinem civilisirten Lande ungestraft

erlauben dürfte, war, wie Jeder einräumen wird, jedes Band zwischen der gewaltsam aufgedrungenen Autorität und dem Volke gelös't, dies Volk Sklave geworden, dem es frei stand, die Ketten abzuwerfen und Waffen daraus zu schmieden. Ein umfassenderes Gemälde unsres Unglücks und der Drangsale unsrer Brüder zu entwerfen, ist vielleicht schon überflüssig geworden, aber die Wahrheit gebietet es fortzusetzen.

Nicht genug, daß die ehedem Rußland einverleibten Provinzen mit dem Königreich nicht verbunden, daß die durch den Wiener Congreß garantirten volksthümlichen Einrichtungen unsern Brüdern nicht zu Theil wurden; die durch Versprechen, Ermunterungen und zuletzt durch Harren in ihnen erweckten Nationalerinnerungen wurden als Staatsverbrechen angesehn, und der König von Polen verfolgte in den ehemaligen Provinzen dieses Staats diejenigen Polen, welche sich Polen zu nennen wagten. Vorzugsweise war es die Jugend, welche der Gegenstand grausamer Behandlung wurde. Kinder wurden den Armen der Mütter entrissen, die Hoffnungen angesehener Familien nach Sibirien verbannt oder unter die Reihen einer verderbten Soldateska gesteckt. Aus den öffentlichen Verhandlungen und dem Schulunterricht wurde die polnische Sprache verwiesen, Ukase vernichteten das polnische Civilrecht und Gerichtswesen, eine ruchlose Verwaltung stürzte die Grundbesitzer in's Elend, und seitdem Nikolaus den Thron bestiegen, hat sich dieser Zustand immer mehr verschlimmert, die religiöse Intoleranz sogar wandte alle Mittel an, den unirten Kultus zu unterdrücken und den römisch-katholischen zu beschränken.

Wiewol alle durch die Verfassungsurkunde verbürgten Rechte verletzt wurden, so bestanden doch diese thatsächlich suspendirten Rechte noch gesetzlich im Königreich. Aber auch von der Seite sollten sie angegriffen werden. Es erschien ein Zusatzartikel des Grundgesetzes, welcher unter dem höhnischen Vorwande der Sorgfalt für Aufrechterhaltung der Verfassung eine von deren Hauptbestimmungen dadurch zerstörte, daß er den beiden Kammern des Reichstags die Oeffentlichkeit der Berathungen und damit die Stütze der öffentlichen Meinung raubte, und vor Allem den Grundsatz sanktionirte, daß der König das wieder nehmen könne, was er gegeben, und mithin in Ansehung der ganzen Constitution ebenso wie gegen einen Artikel derselben zu verfahren berechtigt sei. Unter solchen Vorzeichen rief man den Reichstag vom Jahre 1825 zusammen, von dem man die kühnen Vertreter der constitutionellen Rechte durch jedes Mittel zu entfernen suchte, einen Landesabgeordneten sogar bei seiner Ankunft in die Hauptstadt gewaltsam fortführte, unter Aufsicht von Gensdarmen stellte und fünf Jahre hindurch bis zum Ausbruch der Revolution als Gefangenen behandelte. Der seiner Kräfte nun beraubte verschlossene Reichstag, bald mit dem Verluste der Constitution beängstigt, bald wieder mit Versprechungen, das Land mit den alten polnischen Provinzen zu vereinigen, geschmeichelt, trat in die Fußtapfen des Reichstags von 1818, aber ebenso wie damals gingen die Versprechungen nicht in Erfüllung, und die Bitten wegen Rückgabe der entzogenen Rechte wurden zurückgewiesen.

Die allgemeine Empörung der edlen Gemüther, die

Erbitterung der ganzen Nation bereiteten schon längst einen Sturm vor, dessen Spuren schon sichtbar zu werden anfingen, als der Tod Alexander's, die Thronbesteigung Nikolaus' und dessen Eid auf die Constitution die Abhülfe der Mißbräuche und die Rückgabe der Rechte zu verbürgen schienen. Bald aber entschwand auch diese Hoffnung; nicht allein blieb Alles im alten Zustande, sondern die Petersburger Revolution wurde noch die Losung zur Einkerkerung oder zu Untersuchungen, die sich auf die bedeutendsten Männer im Senate, in der Landbotenkammer, im Militär- und Civilstande erstreckten. Unmittelbar darauf überfüllten sich die Staatsgefängnisse, neue Gebäude nahmen Tausende von Opfern auf, die aus allen Landestheilen des ehemaligen Polens, selbst aus den fremden Regierungen unterworfenen, nach Warschau gebracht wurden. Qualen, vor denen das menschliche Gefühl zurückschaudert, wurden auf den Boden der Heimath verpflanzt, und die Menge der unglücklichen Opfer wurde nur durch Tod oder Selbstmord verringert. Mit Uebergehung aller gesetzlichen Formen errichtete man ein aus Russen und Polen, meist Militärpersonen, bestehendes Untersuchungsgericht, welches durch lange Martern, durch die Zusage von Straflosigkeit und durch hinterlistiges Ausforschen allein den Zweck hatte, das Geständniß eines nicht stattgehabten Verbrechens zu erpressen. Erst nach langer anderthalbjähriger Haft wurde ein Reichstagsgericht niedergesetzt. Denn, nachdem man Einkerkerungen von so langer Dauer verfügt und so viele unschuldige Opfer dem Tode preisgegeben hatte, mußte man sich doch endlich entschließen, diesem Verbrechen eine gesetzliche Form

zu geben. Die Gewissenhaftigkeit des Senats täuschte diese Hoffnung, und fast einstimmig sprach er diejenigen von jedem Staatsverbrechen frei, welche schon über zwei Jahre gelitten hatten. Von da an theilten Beschuldigte und Richter ein und dasselbe Loos; Erstere wurden, trotz des freisprechenden Erkenntnisses, der Haft nicht nur nicht entlassen, sondern nach Petersburg geführt, schmachteten dort im Gefängniß, und noch heutigen Tages sind nicht Alle auf den vaterländischen Boden zurückgekehrt; die Senatoren hingegen wurden beinahe ein Jahr lang festgehalten, weil sie sich als unabhängige Richter gezeigt. Die Promulgirung und Vollziehung des Urtheilspruchs wurde aufgeschoben, seine Revision der Verwaltungsbehörde übertragen, und als endlich die Rücksicht auf Europa dessen Kundmachung gebieterisch heischte, wagte ein Minister die Volkssouverainetät zu verunglimpfen, indem die erste Landesmagistratur, welche die vornehmste ihrer Befugnisse ausübte, von ihm im Namen des Monarchen getadelt wurde.

Nach solchen Unbilden beabsichtigte der Kaiser Nikolaus, sich als polnischen König krönen zu lassen. Die einberufenen Repräsentanten waren stumme Zeugen des Krönungsakts, der Erneuerung des Eides und dessen erneuerten Bruches; denn kein einziger Mißbrauch wurde beseitigt, selbst die willkürliche Gewalt wurde nicht aufgehoben, sondern noch am Tage der Krönung füllte man den Senat mit neuen Mitgliedern, welche die von der Constitution vorgeschriebene Befähigung, die einzige Garantie ihrer Unabhängigkeit, nicht besaßen. Die gesetzwidrige Schuldbelastung und der anbefohlne Verkauf der

Nationalgüter bezweckten das ungeheure in Grundbesitz angelegte Nationalvermögen beweglich und disponibel zu machen; doch die Vorsehung wollte, daß die bedeutenden aus der theilweisen Ausführung dieses Planes herstammenden und gegen Verlust sichergestellten Summen, ein für die Volksbewaffnung so förderliches Hülfsmittel werden sollten.

Die letzte Hoffnung endlich, mit welcher die Polen zu Alexanders Zeiten sich in ihren Drangsalen trösteten, die Hoffnung, mit ihren Brüdern vereinigt zu werden, wurde ihnen von Kaiser Nikolaus genommen. Alle Bande waren schon zerrissen, lange schon glimmte das heilige Feuer, das auf den Altären des Vaterlandes nicht brennen durfte, nur heimlich in der Brust der Redlichen, nur Ein Gedanke war Allen gemein, daß man eine ähnliche Erniedrigung nicht länger ertragen dürfe; doch die Gewaltherrschaft beschleunigte selbst den Augenblick des Ausbruchs. Während sich die Gerüchte von einem gegen alles Völkerrecht zu eröffnenden Kriege immer mehr bestätigten, liefen Befehle ein, die polnische Armee auf Kriegsfuß zu setzen, und an die Stelle dieses zum Ausmarsche bestimmten Heeres sollten russische Truppen unser Land überschwemmen. Beträchtliche von der Schuldbelastung oder Veräußerung der Nationalgüter erwachsene und in die königliche Bank hinterlegte Summen befahl man zu den Kosten dieses Krieges, welcher der Freiheit den Todesstoß geben sollte, zu verwenden. Die Einkerkerungen begannen aufs neue; es war kein Augenblick mehr zu verlieren; denn es handelte sich hier um die Armee, den Schatz, die Vorräthe und die Ehre der Nation, welche Ketten, die

sie selbst verabscheut, Andern zu bereiten und gegen Freiheit und frühere Kampfgenossen zu fechten nicht vermag. Ein Jeder fühlte dies; doch die militärische und die akademische Jugend, das Herz der Nation, der Herd des vaterländischen Feuereifers, wie auch ein bedeutender Theil der tapfern Besatzung und der Bürger, von diesem Gefühl mächtig ergriffen, beschlossen die Losung zum Aufstande zu geben. Der elektrische Funke durchzuckte in einem Moment das Heer, die Hauptstadt, das ganze Land. Die Nacht des 29. November ward erhellt von den strahlenden Flammen der Freiheit. Man sah in einem Tage die Hauptstadt befreit, alle Heeresabtheilungen in wenigen Tagen durch einen Gedanken verbunden, die Festungen genommen, die Nation bewaffnet, den Bruder des Kaisers mit den russischen Soldaten der Großmuth der Polen sich ergeben, durch dies alleinige Mittel gerettet — das sind die Thaten dieses Aufstandes, heldenkühn, edel und rein wie der jugendliche Enthusiasmus, der sie angeschürt.

Erhoben hat sich das polnische Volk aus der Erniedrigung und Abhängigkeit mit dem männlichen Entschlusse, zu den Ketten, die es gebrochen, nie wieder zurückzukehren, die Waffen der Vorfahren erst dann niederzulegen, wenn es sich Unabhängigkeit und Macht, die alleinigen Bürgen der Freiheit, erkämpft, wenn es sich die Gerechtsame gesichert, die es als einen glorreichen Nachlaß der Vorfahren und als ein dringendes Bedürfniß des Jahrhunderts zu fordern ein doppeltes Recht hat; wenn es sich mit seinen vom Petersburger Hofe unterjochten Brüdern verbunden, von diesem Joch sie befreit und dieselben

zu Theilnehmern seiner Rechte, seiner Freiheit und seiner Unabhängigkeit gemacht haben wird. Kein Nationalhaß gegen das russische Volk, diesen nicht minder großen Zweig des Slavenstammes, hat uns geleitet. In dem ersten Augenblick der uns entrissenen Unabhängigkeit trösteten wir uns sogar mit dem Gedanken, daß die Vereinigung unter einem Scepter, obgleich für uns schädlich, einem Volk von vierzig Millionen den Antheil an constitutionellen Freiheiten gewähren würde, Freiheiten, die in der ganzen civilisirten Welt ein gleiches Bedürfniß für Herrscher und Beherrschte geworden sind.

Wir sind fest überzeugt, daß unsre Selbstständigkeit, gleichwie sie das Interesse der benachbarten Staaten nie gefährdete, sondern vielmehr ein Gleichgewicht und eine Vormauer für die europäischen Nationen war, ebenso auch jetzt und zwar mehr als je denselben werde heilbringend werden, und in dieser Ueberzeugung stehen wir da im Angesicht aller Mächte und Nationen, voll Zuversicht, daß die Stimme der Politik und Menschlichkeit nur zu unsern Gunsten sprechen kann.

Und sollten wir auch in diesem Kampfe, dessen Gefahren wir uns nicht verheimlichen, allein den Krieg für Alle führen, so werden wir im Vertrauen auf unsre heilige Sache, unsern Muth und den Beistand des Ewigen noch mit dem letzten Lebenshauche für die Freiheit ringen. Hat aber die Vorsehung dies Land zu ewiger Unterjochung bestimmt, soll Polens Freiheit auf den Trümmern der Städte und den Leichen seiner Vertheidiger in diesem Kampfe unterliegen, so erstreckt sich die

Herrschaft unsers Feindes bloß auf eine Einöde noch, und der wahre Pole stirbt mit dem süßen Troste im Herzen, daß, wenn ihm der Himmel auch die Rettung seiner Freiheit und seines Vaterlands nicht vergönnte, er doch mit seiner Brust, wenn auch nur auf eine Weile, den bedroheten Menschenrechten der europäischen Völker in einem Todeskampfe zur Schutzwehr gedient hat.

---

2. Russischer Katechismus für polnische Schulen.

Folgendes ist eine wortgetreue Uebersetzung des, zum Gebrauch für die Schulen und Kirchen der polnisch-russischen Provinzen bearbeiteten, Katechismus. Er wurde auf direkten Befehl der russischen Regierung veröffentlicht und in Wilna, der Hauptstadt von Litthauen, im Jahre 1832 gedruckt.

Frage 1. Wie ist die Gewalt des Kaisers in Beziehung auf den Geist des Christenthums anzusehen?

Antwort. Als direkt von Gott ausgehend.

Frage 2. Wie wird dies durch das Wesen der Dinge dargethan?

Antw. Es ist Gottes Wille, daß die Menschen in Gesellschaft leben: daher die mancherlei Beziehungen, welche die Gesellschaft ausmachen. Diese zerfällt zu ihrer vollständigen Sicherheit in einzelne Theile, Völker genannt, deren Regierung einem Fürsten, Könige oder Kaiser anvertraut worden ist, d. h. wir sehen also, daß gleichwie der Mensch dem Willen Gottes gemäß lebt, auch die Gesellschaft ein Ausfluß desselben göttlichen Willens ist und ganz insbesondere die höchste Macht und Gewalt unseres Herrn und Meisters des Zaren.

Frage 3. Welche Pflichten lehrt die Religion uns, die demüthigen Unterthanen des Kaisers von Rußland, gegen denselben?

Antw. Ehrfurcht, Treue und Gehorsam, Zahlung der Steuern, Dienstbarkeit, Liebe und Gebet, welches Alles enthalten ist in den Worten: Ehrfurcht und Treue.

Frage 4. Worin besteht diese Verehrung, und wie thut sie sich kund?

Antw. Durch die blindeste Verehrung in Worten, Geberden, Haltung, Gedanken und Handlungen.

Frage 5. Welche Art des Gehorsams schulden wir ihm?

Antw. Einen vollkommnen, passiven und grenzenlosen Gehorsam in allen Stücken.

Frage 6. Worin besteht die Treue, die wir dem Kaiser schulden?

Antw. Darin daß wir seine Befehle aufs genaueste und ohne Prüfung vollziehen, und die Pflichten, die wir ihm schulden, willig und ohne Murren thun.

Frage 7. Sind wir verpflichtet, dem Kaiser, unserm gnädigen Herrn, Steuern zu zahlen?

Antw. Es ist unsere Schuldigkeit, jede Steuer seinem allerhöchsten Willen gemäß, sowol was deren Betrag als was den Termin der Zahlung betrifft, zu entrichten.

Frage 8. Sind wir verpflichtet, dem Herrn unserm Kaiser zu dienen?

Antw. Durchaus: wir sollen uns selbst seinem Willen zum Opfer bringen, wenn er es verlangt, beides:

in der Eigenschaft des Bürgers und in der des Soldaten und in jeder Weise, in der er es für gut findet.

Frage 9. Welche Art von Zuneigung und Liebe schulden wir dem Kaiser?

Antw. Wir sollen unsere Liebe und unsern guten Willen je nach unsern Verhältnissen darthun, indem wir es uns angelegen sein lassen das Glück unseres Mutterlandes, Rußland (nicht Polen) so wie das unseres Vaters, des Kaisers, und seiner erhabenen Familie zu fördern.

Frage 10. Sind wir verpflichtet, für den Kaiser und für Rußland, unser Vaterland zu beten?

Antw. Beides sowol öffentlich wie im Stillen, indem wir den Allmächtigen anflehen, dem Kaiser Gesundheit, Glück und Sicherheit zu gewähren, desgleichen auch dem Lande, welches einen unlösbaren Theil des Reiches bildet.

Frage 11. Welche Grundsätze laufen diesen Pflichten entgegen?

Antw. Der Mangel an Ehrfurcht, und Ungehorsam, Untreue, Böswilligkeit, Verrath, Meuterei und Empörung.

Frage 12. Wie ist Mangel an Ehrfurcht und Treulosigkeit gegen den Kaiser in Beziehung auf Gott anzusehen?

Antw. Als die abscheulichste Sünde und das schrecklichste Verbrechen.

Frage 13. Verbietet uns denn die Religion Empörung und Umsturz der kaiserlichen Regierung?

Antw. Solches zu thun ist verboten zu allen Zeiten und unter allen Umständen.

Frage 14. Sind wir, abgesehen von der Verehrung, die wir dem Kaiser schulden, verpflichtet den von ihm eingesetzten Obrigkeiten zu gehorchen?

Antw. Ja, weil sie Theile von ihm, an seiner Statt sind, und als seine Stellvertreter handeln, so daß der Kaiser allenthalben ist.

Frage 15. Welche Gründe bestimmen uns, die obengenannten Pflichten zu erfüllen?

Antw. Die Gründe sind zwiefach — theils natürliche, theils offenbarte.

Frage 16. Welches sind die natürlichen Gründe?

Antw. Außer den angeführten folgende: — Der Kaiser als das Haupt der Nation, Vater aller seiner Unterthanen, welche dem einen großen Reiche, Rußland, angehören, ist darum allein der Verehrung, der Dankbarkeit und des Gehorsams würdig, weil sowol das öffentliche Wohlergehen so wie die individuelle Sicherheit von der Unterwürfigkeit unter seinen Willen abhängig sind.

Frage 17. Welches sind die übernatürlichen, die offenbarten Beweggründe für jene Verehrung?

Antw. Die auf übernatürlichem Wege offenbarten Gründe sind: daß der Kaiser der Statthalter Gottes ist, um die göttlichen Befehle auszuführen; mithin ist Ungehorsam gegen den Kaiser gleichbedeutend mit Ungehorsam gegen Gott selbst; daß Gott uns in einer zukünftigen Welt für die Verehrung und den Gehorsam belohnen will, so wir dem Kaiser erweisen und uns strenge in alle Ewigkeit hinein bestrafen wird, so wir lässig in der Ver-

ehrung sind. Ueberdies befiehlt uns Gott zu lieben und zu verehren eine jede Obrigkeit aus der tiefsten Tiefe unseres Herzens, zu allermeist aber den Kaiser, nicht um irdischer Vortheile willen, sondern aus Furcht vor dem jüngsten Gerichte.

Frage 18. Welche Bücher schreiben diese Pflichten vor?

Antw. Das alte und das neue Testament, und besonders die Psalmen, Evangelien und apostolischen Epistel.

Frage 19. Welche Beispiele bestätigen diese Lehre?

Antw. Das Beispiel Jesu Christi selbst, der dem römischen Kaiser getreu lebte und starb und sich ehrfurchtsvoll dem Spruche unterwarf, der ihn zum Tode verurtheilte. Wir haben überdies das Beispiel der Apostel, welche die Kaiser liebten und achteten; sie litten schweigend in entsetzlichen Kerkern nach dem Willen des Kaisers und empörten sich nicht gleich Uebelthätern und Verräthern. Wir müssen also in Nachfolge dieser Vorbilder dulden und schweigen.

Frage 20. In welcher Zeit hat die Sitte ihren Ursprung, zum Allmächtigen für das Glück des Herrschers zu beten?

Antw. Die Sitte des öffentlichen Gebets für die Kaiser ist ebenso alt wie das Christenthum; sie ist uns das werthvollste Vermächtniß und die köstlichste Gabe, die wir der Vergangenheit zu danken haben.

Halle, Druck von H. W. Schmidt.

Der

Russische Hof

von

Peter I. bis auf Nikolaus I.

Mit einer Einleitung:

Rußland vor Peter dem Ersten.

Von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Fortgesetzt von

C. Volckhausen.

Achter Band.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1859.

Nikolaus I.

Von der

polnischen Revolution

bis zur

Intervention in Ungarn.

Von

C. Volckhausen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1859.

Inhalt.

Seite

Seite

I. Kapitel.

Rußlands auswärtige Angelegenheiten. Die vier Großmächte erheben gegen die Einverleibung Polens keine Einwürfe. Das Verhalten Frankreichs und Englands insbesondere. Die holländisch-belgische Frage. Die Gruppirung der Großmächte. Die Allianz zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen. Conferenz der Monarchen in München-Grätz. Russische Denkschrift von 1834. Nikolaus und Friedrich Wilhelm III. Enthüllung der Alexandersäule. Revue in Kalisch. Thronwechsel in Preußen. Friedrich Wilhelm IV. am Denkmal zu Kalisch. Die Kartell-Convention. Freundliches Einvernehmen zwischen dem russischen und dem dänischen und schwedischen Hofe.

Im vorigen Bande ist bereits darauf hingedeutet, was für Gründe Rußland geltend machte, um den auswärtigen Höfen gegenüber die Einverleibung Polens und den Bruch der Wiener Verträge zu beschönigen. Man sagte, die altrussische Partei verlange, daß Polen nicht ferner vor den übrigen Provinzen des Kaiserstaats bevorzugt, daß vielmehr seine besondere Verfassung, seine privilegirte Ausnahmestellung aufgehoben werde.

Natürlich war das nur eine Ausrede, welche unter andern Umständen von den vier Großmächten als eine

lächerliche zurückgewiesen sein würde, — eine Ausrede, wie sie Rom gegen Karthago, aber nicht Karthago gegen Rom gebrauchen durfte.

Mit Recht hätte sich auf die russische Ausrede Folgendes erwidern lassen: wollte Rußland den Polen keine Bevorzugung gestatten, so hatte es das unter allen Umständen früher, zu Wien, vor funfzehn Jahren zu bedenken und geltend zu machen; und wollte Nikolaus auf die Meinung seiner Bojaren, die er vor dem Beginn und während des Verlaufs der polnischen Revolution einzuholen sich wohl gehütet hatte, wider russischen Brauch Werth legen, so hatte er ein viel einfacheres und den Verträgen entsprechenderes Mittel, jene zu befriedigen: er durfte nur ihnen dieselben Privilegien einräumen, wie sie die Polen bisher besessen, — und die Gleichstellung war erreicht.

Aber dem Kaiser von Rußland ist Nichts der Art entgegnet worden. Die Wiener Verträge sind abgeschlossen ohne Zustimmung der Völker, über deren Geschicke sie entschieden haben, sie sind 1832 eben so abgeändert, und keine der Regierungen Europa's hat es der Mühe werth erachtet, Rußland gegenüber das Volksinteresse zu vertreten. Die Ministerien der meisten Staaten waren erfreut, daß mit der Unterwerfung Polens dem Lavastrom der Revolution ein Damm gesetzt war, keine Regierung hatte Lust, sich um eines zertretenen Volkes willen mit dem Zaren zu verfeinden.

An dem herzlichen Einverständniß zwischen Rußland und Preußen, das die polnische Krise ungestört überdauert hatte, nahm nun auch Oesterreich wieder Theil.

Ja es sühnte seine antirussischen Gelüste durch eine um so eifrigere Freundschaft. Eine russische Note, welche unmittelbar nach Warschau's Fall an die deutschen Regierungen erging, scheint diese Wendung und diese Umkehr beschleunigt zu haben. Die Note forderte dringend dazu auf, den in Deutschland auftauchenden Geist der Demagogie im Zaume zu halten, sie bot russische Hülfe an und fügte die scharfe und übermüthige Drohung hinzu: Rußland könne nicht gleichgültig das Umsichgreifen der revolutionären Ideen in Deutschland ansehn, sofern die deutschen Regierungen eine von Schwäche zeugende Nachsicht dagegen bewiesen.

Es war der österreichische Bundestagsgesandte, der am 27. October 1831 den Antrag stellte, alle Adressen zu Gunsten der Polen von Bundeswegen zu verbieten. Einstimmig wurde ein Beschluß in diesem Sinne gefaßt. Dabei blieb es jedoch nicht. Die allgemeine Verschärfung der Censur, welche nun eintrat in Deutschland, und die strengere polizeiliche Ueberwachung, welche sich seit der Vernichtung Polens erneuerte, zielte wesentlich mit darauf hin, alle Meinungsäußerungen zu unterdrücken, welche Rußland feindselig oder unangenehm sein könnten. In dieser Beziehung hat gerade derjenige Staat, welcher sich mit der Intelligenz und dem liberalen Bewußtsein seiner Bewohner und namentlich seiner Beamten am meisten breit zu machen und mit seiner Großmachtstellung am meisten zu brüsten pflegt, die größte Schmach auf sich geladen. Zu jenen Gewaltscenen, welche sich an die bereits erwähnte Auslieferung polnischer Flüchtlinge knüpften, kamen andere hinzu, welche preußische Landeskinder trafen.

Mit unerbittlicher Härte wurden die Bewohner Posens bestraft, welche sich am Kampfe gegen Rußland betheiligt hatten: Uminski's Name ward an den Galgen geschlagen, — wobei sich's freilich nicht hindern ließ, daß der Galgen Nachts mit Blumen bekränzt wurde und jeder Wanderer vor ihm den Hut abzog; Frauen aus Posen, die in Warschau Verwundete gepflegt, erlitten Gefängnißstrafe und Güterconfiscation; in den Zeitungen durfte kein Wort gegen Rußland laut werden; ja Preußens Dienstwilligkeit gegen Rußland ging so weit, daß selbst eine höchst gemäßigte historische Darstellung, Raumer's Geschichte des Untergangs von Polen im Jahre 1794, Anlaß zu einem Verbote gab.

Also sahen Oesterreich und Preußen der Einverleibung Polens schweigend zu; sie ließen es ohne ein Wort der Widerrede geschehen, daß Rußland, wie der Pentarchist sich ausgedrückt hat', „eine militärische Position errang, welche Oesterreich und Preußen spaltet, welche unschätzbar für Rußland ist, wenn es zum Schutz, zur Rettung deutschen Geistes und Handelns, als Hort der schwachen kapitulirenden deutschen Mittelstaaten aufgerufen wird."

Aber was thaten Frankreich und England, die constitutionellen Großmächte?

Die Nachricht vom Falle Warschau's gelangte am 15. Septemper 1831 nach Paris. Der Moniteur verkündete sie kalt und trocken; „die Ordnung herrscht in Warschau," berichtete der Minister Ludwig Philipp's am 16. der Kammer der Deputirten. Aber tief war der Eindruck, den die Nachricht auf das leichterregbare Volk

der Hauptstadt und des Landes machte. Man mag die Nationalfehler der Franzosen so stark betonen und so schwarz ausmalen, als man will, eine Eigenschaft, die sehr hoch zu schätzen ist, kann man ihnen nicht streitig machen: sie können sich selbst vergessen und ihre Werkeltagsinteressen auch einmal aus den Augen setzen. Nur ein Gedanke bewegte am 15. und an den folgenden Tagen des September die Herzen von ganz Frankreich: dieser Gedanke war Polen. Paris stellte die Geschäfte ein und schloß — was mehr sagen will in dieser vergnügungssüchtigen Stadt — seine Theater. Am 16. hatte Paris eine Physiognomie angenommen, wie in den Julitagen: Alles verkündete eine Revolution. Barrikaden wurden errichtet, man rief zu den Waffen, man verwünschte Frankreichs feige Regierung, man stürmte die Gewehrläden, und endlich wälzte sich die Masse zum Garten des Palais-Royal. Aber bereits war von der Regierung Militär herbeigezogen, die Thore des Gartens waren verschlossen, die Stadtsergeanten hieben scharf ein, und mit Zurücklassung einiger Todten und Verwundeten zerstreute sich die Masse.

Nachdem dieser erste Ausbruch der Erbitterung erstickt war, hatte die Regierung Louis Philipp's vorläufig Nichts zu fürchten. Ein empörtes Volk macht es gewöhnlich wie der Löwe, mißlingt der erste Sprung, so scheut sich's vor dem zweiten. Polen blieb noch eine lange Weile Mode in Frankreich und namentlich in Paris: die Sympathie dafür gehörte zum guten Ton, Lotterien wurden veranstaltet zum Besten der Flüchtlinge, Herzoginnen und Gräfinnen sammelten Subscriptionen, die

französische Presse eiferte in Prosa und in Versen, mit dem Pathos der ernsten Leidenschaft und mit dem Hohn des scharfen Witzes gegen die eigne unthätige Regierung. Aber das Alles half den Polen sehr wenig, eben so wenig als die heiße Debatte in der Kammer.

Den 19. September 1831 — das ist wahr — riß die Opposition der französischen Deputirtenkammer das Dach von dem Bau des Bürgerkönigthums, dessen Fundament erst viel später, am 24. Februar 1848, zusammenstürzte. Eine Reihe von Fragen wurde der Regierung entgegengeschleudert, worauf diese entweder gar keine Antwort zu geben wußte, oder nur solche, die schlimmer war als gar keine. „Warum," so hieß es, „hat Frankreich geduldet, daß Preußen zu Gunsten Rußlands einschritt gegen die Polen?" „Warum hat Frankreich, wenn es Preußen nicht daran hindern wollte, zu Gunsten Polens nicht mindestens dasselbe gethan? Warum hat die Regierung die Türkei veranlaßt, sich zu rüsten und sie dann im Stich gelassen? Warum hat sie den Polen zur Unthätigkeit gerathen, indem sie eine Lösung auf diplomatischem Wege in Aussicht stellte, an die sie selbst nicht glauben konnte?"

Auf alle diese Fragen hatten die Minister Casimir Perier und Sebastiani nur Ausflüchte. Sie konnten sich nicht einmal von dem Verdachte reinigen, der in der letzten Frage lag, daß sie planmäßig auf den Untergang Polens hingearbeitet hätten. Die Ausrede Sebastiani's, daß die Regierung keineswegs den Polen zur Defensive gerathen und Hoffnung auf Anerkennung innerhalb zwei Monaten gemacht habe, zerschnitt Lafayette durch Vor-

lage eines Aktenstücks. Auch der den bedrängten Ministern zu Hülfe eilende Thiers, welcher sich Mühe gab, die politische Unmöglichkeit einer Wiederherstellung Polens historisch nachzuweisen, vermochte die moralische Niederlage der Regierung nicht abzuwenden.

Aber freilich nur die moralische Niederlage, — faktisch siegte die Regierung. Die von der Opposition geforderte Untersuchung wurde abgelehnt, die Tagesordnung beschlossen, die Anschauung des Ministeriums, daß die Ordnung in Warschau herrsche, gutgeheißen.

Im Uebrigen darf man sich billigerweise nicht darüber verwundern, daß Ludwig Philipp wenig geneigt war, nach dem Falle Warschau's für Polen Etwas zu thun. Wenn er das kleinere Wagestück gescheut hatte, die siegreichen Polen zu unterstützen, so hätte er in der That ein Thor sein müssen, wenn er um der Besiegten willen Rußland den Fehdehandschuh hingeworfen hätte. Ueberdieß mochte ihm alle Neigung für die polnische Revolution vollends vergangen sein, seit er wußte, daß ein Napoleonide, der Rival des Hauses Orleans, nach Warschau berufen und nur durch das frühzeitige Ende des Kampfes am Kommen gehindert sei *).

*) Ludwig Bonaparte hatte von angesehenen Polen einen Brief erhalten, datirt vom 21. August 1831, worin es hieß:

„Wem könnte die Führung unsers Unternehmens besser anvertraut werden als dem Neffen des größten Helden aller Jahrhunderte? Ein junger Bonaparte, der mit der dreifarbigen Fahne in der Hand in unsern Ebenen erschiene, würde eine Wirkung hervorrufen, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Kommen Sie daher, junger Held, Hoffnung unsers Vaterlandes, vertrauen Sie den Wogen, welche Ihren Namen

Auch England that keine Schritte, die Einverleibung Polens zu hindern. In den wildesten Lärm um die Reformbill mitten hinein kam die Nachricht von der Kapitulation Warschau's: sie verhallte in ihm wie ein Donnerschlag im Kanonenfeuer. Die englische Staatskunst hat immer darin bestanden, nur das nächstliegende Interesse in's Auge zu fassen, so auch in diesem Fall. Die Tories schöpften aus der Niederlage und dem Untergange Polens nur eine Ermuthigung, die Reformbill am 8. October im Oberhause zu verwerfen, die Whigs ließen sich die Warschauer Katastrophe eine Warnung sein, den mächtigen Unterdrücker Polens zu reizen. Es fielen wol im Parlament scharfe, schneidende Worte über die Verletzung der Verträge; man rief dem Ministerium entgegen: „Jede Macht, die Theil hatte an dem Wiener Vertrage, ist also, da Polens Existenz vernichtet werden soll, verpflichtet, hervorzutreten und im Namen Europa's den schirmenden Schild über Polen zu halten;" und Palmerston entgegnete mit Pathos: „Die Regierung wird jede Art von Verpflichtung, welche die Verträge ihr auf-

---

kennen werden, Cäsar's Glück, und was noch höhern Werth hat, die Geschicke der Freiheit an. Die Dankbarkeit Ihrer Waffenbrüder und die Bewunderung der Welt wird Ihr Lohn sein."

Der Prinz antwortete: „Vor allen Dingen gehöre ich Frankreich an, und übrigens werde ich der heiligen Sache Polens wirksamer dienen, wenn ich als Freiwilliger an Ihrer Seite kämpfe." Nach Verlauf einiger Wochen stand er in der That im Begriff, seinen Degen der von Allen verlassenen polnischen Sache zu widmen, als er erfuhr, daß es nun zu spät sei. cfr. Beaumont Vassy, „Geschichte meiner Zeit."

erlegen, jederzeit erfüllen." Aber das Whigministerium wie die Tories buhlten aus Parteiinteresse damals um Rußlands Gunst. Die Tories erwarteten, daß ein Zerwürfniß ihrer Gegner mit Rußland sie selbst ins Ministerium zurückführen solle, sie schlossen sich darum an Rußland an, gingen mit ihm in der holländisch-belgischen Frage, empfingen den russischen Gesandten Orloff mit ostensibler Zuvorkommenheit und übernahmen eine russische Anleihe von 6$^1/_2$ Millionen Pfd. Sterling, — eine Anleihe, die freilich in Nichts zerfloß, als es an's Einzahlen ging. Die Whigs fürchteten in jeder auswärtigen Verwicklung ihre Ministersitze zu verlieren, sie boten darum Alles auf, die gute Freundschaft mit Rußland zu erhalten, machten sich verbindlich, die Zahlung der russischen Schulden an Holland, — welche England seit 1813, um die Vereinigung Hollands mit Belgien durchzusetzen und für die Zeit dieser Vereinigung, übernommen hatte — auch ferner zu leisten, und schickten einen außerordentlichen Gesandten, den Lord Durham, Schwiegersohn des Ministers Grey, nach Petersburg. Daß unter solchen Umständen Polen zu kurz kam, ist gar nicht merkwürdig*); merkwürdig ist nur, daß Palmerston es vermocht hat, die brittische Nation Jahre lang über sein Verhalten in der polnischen Sache im Dunkeln zu lassen oder zu täuschen. Als er im Parlament daran erinnert wurde, daß es Zeit für die Minister sei, dem Volke Aufklärung zu geben, ob sie ihre Pflicht in der polnischen Sache gethan hätten,

*) Durham sollte Nikolaus bewegen, den König von Holland nachgiebig zu stimmen; hinsichtlich Polens „bedauerte" er die Ausfälle, die im englischen Parlament gegen den Kaiser gemacht seien.

gab er gar keine Auskunft. Erst im Juli 1833 enthüllte er das diplomatische Geheimniß, wie er die Wiener Verträge ausgelegt habe, dem überraschten Parlamente. „Der Wiener Traktat," explicirte Palmerston, „giebt der englischen Regierung ein Recht, eine Meinung über jede Verletzung dieses Vertrags zu hegen und auszusprechen. Die Mitunterzeichner desselben hatten ein Recht zu verlangen, daß die polnische Verfassung nicht berührt werde, und dies ist eine Meinung, die ich der russischen Regierung nicht verschwiegen habe. Ich theilte ihr diese Meinung schon vorher und noch einmal nach Warschau's Fall mit. Die russische Regierung war jedoch anderer Ansicht über diese Frage."

So löste sich denn der Protest, welchen das Volk Großbrittanniens und Europa's vom englischen Ministerium erwartete, in einen unfruchtbaren Austausch von Meinungen auf, und das Schicksal Polens war lediglich dem Willen des Kaisers von Rußland anheimgegeben.

Bei solch günstiger Lage der Dinge blieb der russischen Diplomatie kaum Etwas zu thun übrig: nur die alte Geschicklichkeit russischer Staatsmänner, günstige Constellationen zum eignen Vortheil möglichst auszubeuten, kam in Betracht. Das russische Kabinet that, als höre es nicht die bittern Ausfälle, welche die Presse Englands und Frankreichs und Mitglieder des englischen Parlaments an die fürchterlich wahren Schilderungen des maßlosen polnischen Unglücks und der maßlosen russischen Verfolgungswuth knüpften *), aber den Höfen gegenüber

*) In russischen Berichten, auch in denen deutscher Journale, wurde hartnäckig behauptet, es sei Niemand aus

zog es aus der Thatsache, daß dieselben auf ihr Recht der Einrede zu Gunsten Polens verzichteten, alle möglichen Consequenzen: wenn es einerseits klüglich jedes Aeußerste mied, um nicht zur Erbitterung zu reizen, so nahm es andrerseits einen immer stolzeren Ton an, der den Anschein einer Kraft gab, die Rußland in Wahrheit nicht besaß. Das zeigte sich schon in den Verhandlungen über die belgische Frage.

Unter dem Eindruck der siegreichen Julirevolution war in London im Juni 1831 ein Pakt zu Stande gekommen, die sogenannten 18 Artikel, welcher die Trennung Hollands von Belgien regeln sollte. Aber der rasche und erfolgreiche Angriff des Königs von Holland auf Belgien, dann vor allen Dingen das Ende der polnischen Revolution brachte eine gewaltige Veränderung in der Stimmung derjenigen Höfe hervor, welche an der Londoner Conferenz betheiligt waren. Die Wagschale Hollands sank und die Belgiens stieg: die Gesandten der drei absoluten Mächte setzten es durch, daß der Pakt der 18 Artikel zurückgezogen und ein neuer von 24 Artikeln an die Stelle gesetzt ward. Aber auch diesen Vertrag, der Belgien viel weniger begünstigte als der frühere, zögerten Rußland und Oesterreich und Preußen zu ratificiren. Mehre Monate lang glaubte Europa am Vorabend eines allgemeinen Kriegs zu stehen und erzählte sich namentlich von den Unterstützungen, die Nikolaus I.

Polen nach Sibirien geschickt, keine einzige Güterconfiscation habe dort Statt gefunden, überhaupt sei wegen Theilnahme an der Revolution Niemand bestraft worden.

dem renitenten Könige von Holland wiederholt zugesagt hätte, und von russischen Drohungen gegen die Westmächte. Endlich ratificirten die Zaudernden doch; Preußen im Januar, Oesterreich im März, zuletzt Rußland im Mai 1832. Man hat dies Zögern auf doppelte Weise erklärt: es ist gesagt, Rußland habe die belgische Frage absichtlich in der Schwebe gehalten, um sich in Polen freie Hand zu schaffen, und es habe sich die endliche Ratification gleichsam abkaufen lassen um den Preis, daß man ihm Polen ungestört überließe; Andere behaupten, Rußland und seine beiden Alliirten hätten ernstlich den Plan gehabt, auch Belgien das Schicksal Polens zu bereiten, und nur darauf geharrt, daß in England ein Toryministerium an's Ruder komme, um mit dessen Hülfe die Revolution bis tief in den Westen Europa's zu verfolgen.

Vermuthlich haben beide Motive zusammengewirkt. Wir dürfen nicht daran zweifeln, daß Rußland ein besonderes und starkes Interesse hatte, wodurch es sich zur Ratification der 24 Artikel bewegen ließ, — das nächstliegende Interesse war dann allerdings das erwähnte in Betreff Polens. Und daß der Plan, Belgien am Ende doch noch unter die Botmäßigkeit des Hauses Oranien zurückzuführen, wirklich vorlag, beweis't die Art und Weise, wie jene 24 Artikel ratificirt wurden.

Nikolaus schickte seinen vertrauten Adjutanten, den Grafen Orloff, nach dem Haag und ließ dem Könige von Holland vorstellen, derselbe möge vorläufig nachgeben und sich jenen Artikeln fügen, später, wenn die Zeit gekommen sei, wo der Krieg begonnen werden könne,

werde Belgien dennoch an ihn zurückfallen müssen. Als Wilhelm von Oranien trotzdem bei seiner Weigerung verharrte, unterzeichnete das russische Kabinet zwar den Vertrag, aber es that das mit einem Vorbehalt, der es in seine Hand legte, den Conflikt jeden Augenblick zu erneuern.

Diese Verhandlungen über den holländisch-belgischen Streit sind in so fern bemerkenswerth, als sich in ihnen die veränderte Stellung der Großmächte zu einander und namentlich die Rußlands zu den übrigen scharf ausprägt: die fünf Großmächte haben sich gesondert in zwei Gruppen, die absoluten und constitutionellen Regierungen; das Uebergewicht ist bei der ersten Gruppe, und in dieser ist es wieder Rußland, das den Ton angiebt, als Vorkämpfer der unumschränkten Monarchie auftritt und als solcher von Freunden und Feinden anerkannt wird.

Wenn die Julirevolution den ersten Anstoß zu jener Gruppirung gegeben, so hatte die Unterwerfung Polens den Grund zu diesem Uebergewicht gelegt. Als der einzige Monarch, welcher mit der Revolution nicht unterhandelt, sondern dieselbe niedergeschlagen und die polnischen Rebellen zur Unterwerfung auf Gnade und Ungnade gezwungen hatte, wurde der Beherrscher Rußlands von allen Royalisten Europa's als der würdigste und energischste und mächtigste Repräsentant des Absolutismus anerkannt und verehrt. Diese Anerkennung und Verehrung steigerte in Nikolaus selbst das Bewußtsein einer solchen Repräsentation, das vom December 1825 datirte und das

in dem polnischen Siege bis zur eitelsten Anmaßung gewachsen war. Er selbst wie sein Kabinet besaßen Klugheit genug, die Vortheile, welche eine solche von den Menschen und den Verhältnissen ihm zugewiesene Rolle bot, zu benutzen, auszubeuten und alle nützlichen Consequenzen daraus zu ziehn. Fortan macht Rußland in allen diplomatischen Verwicklungen sein conservatives Princip geltend, es betont die Mission, welche die Vorsehung ihm und seinem Kaiser zugewiesen, und es maskirt mit diesem uneigennützigen Streben für eine Idee all seine eigennützigen Interessen. Nicht sowol darauf beruht sein Uebergewicht, daß es über drei Stimmen im Rathe der fünf Großmächte fast unbedingt verfügt, als vielmehr darauf, daß die beiden ohnehin auf einander eifersüchtigen constitutionellen Regierungen ihm kein entschiedenes Princip entgegenzustellen haben. Das Kabinet von St. James und das der Tuilerien waren constitutionell, soweit es die Macht der betreffenden Parlamente gebot, aber sie waren nicht constitutionell aus Princip und aus Neigung. Sie erkannten die Prämissen Rußlands an, sie billigten seine conservativen Principien — was Wunder, wenn sie in den Differenzen um die Ausführung dieser Grundsätze fast regelmäßig den Kürzeren zogen!

Zu Anfang freilich, — noch im Laufe des Jahres 1832 — schien es, als würden Frankreich und England im Vortheil sein. Damals nämlich, im Oktober, schlossen die beiden Staaten den Vertrag, in Folge dessen eine französische Armee in Belgien einrückte, Antwerpen belagerte und die holländische Besatzung zu Kriegsgefan-

genen machte; Rußland, Oesterreich und Preußen, obwol das letztere eine starke Armee an seiner Westgrenze aufgestellt hatte, wagten die Intervention nicht zu hindern; damals war auch noch die Meinung verbreitet, als würden die französischen Truppen, welche Ancona besetzt hatten, die liberalen Errungenschaften Italiens gegen die österreichischen Heere schützen. Aber seit es klar wurde, — und das geschah bald — daß Ludwig Philipp Ancona nur besetzt habe, um an der Reaktion in Italien behülflich zu sein, und seit Rußland auf anderm Terrain viel bedeutendere Vortheile gewann, als es durch Preisgebung Wilhelm's von Oranien verscherzte, — seitdem stieg Rußlands Uebergewicht in der europäischen Politik immer mehr.

Die Allianz zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen ward immer enger. Es ist leicht nachzuweisen, wie alle Vortheile dieser Allianz nur dem ersteren zufielen, und wie Preußen und Oesterreich sich durch die russischen Phrasen von Verfolgung der Revolution vollständig düpiren ließen. Bald nach der Kapitulation Warschau's hatten sich die drei Kabinette geeinigt, daß dem Liberalismus in Deutschland entgegengetreten, Holland gegen Belgien unterstützt, die revolutionären Regungen in Italien und in Portugal unterdrückt werden sollten. Man muß sich nur nicht einreden lassen, daß der Kaiser von Rußland sich an dieser Uebereinkunft betheiligte lediglich, weil er das conservative Princip zu stützen wünschte. Zunächst leitete ihn ein ganz ordinäres persönliches Interesse bei diesen Feldzügen gegen die Revolution: es galt die polnischen Flüchtlinge in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen, den Ein-

fluß, den sie möglicherweise irgendwo gewinnen konnten, im Keime zu ersticken, — und da der Arm Nikolaus I. selbst nicht weit genug reichte, so sollten seine Alliirten ihm die Brücken zu dieser Verfolgung schlagen. Wenn man den rachsüchtigen Papst und die italische Reaktion unterstützte, so rächte man sich damit an den Liberalen Italiens, welche die flüchtigen Polen mit offenen Armen aufgenommen hatten; hielt man's mit Dom Miguel und verhalf ihm zum Sieg, so beseitigte man auch Josef Bem, der mit einer polnischen Legion für Dom Pedro focht; wurde Belgien ausgetilgt aus der Reihe selbstständiger Staaten, so war man der Furcht ledig, daß ein Skrzynecki oder ein andrer polnischer Offizier den ersten militärischen Posten in diesem Staate bekleide; erstickte man alle liberalen Regungen in Deutschland, so beugte man damit auch der Gefahr vor, daß sich dort ein revolutionärer Heerd bilden und über kurz oder lang Funken nach Rußland schleudern möge. Daß dies Interesse in der russischen Politik jener Zeit allen andern Rücksichten voraufging, — dafür sprechen nicht nur die vielfachen Versuche, die flüchtigen Polen überall fortzutreiben, wo sie festen Fuß fassen wollten, dafür spricht auch ein Vertrag, der zwischen den drei absolutistischen Mächten hinsichtlich Polens abgeschlossen wurde. Wann dieser Vertrag geschlossen ist, können wir nicht angeben; bekannt wurde er im Jahre 1833 durch die englische Presse. Darnach verpflichteten sich Rußland, Oesterreich und Preußen solidarisch zur Aufrechthaltung der Ruhe in Polen, garantirten sich ihren Besitzstand und versprachen einan-

der, jeden fremden Einspruch wegen der in Polen getroffenen Anordnungen kategorisch zurückzuweisen.

Auch dieser Traktat kam Niemandem zu Gute als Rußland: er konnte möglicherweise Preußen und Oesterreich nachhaltige und gefährliche Verpflichtungen auferlegen, Vortheile davon konnte nur jenes ernten.

Von demselben Gesichtspunkte ist es zu betrachten, wenn die drei Mächte 1833, im Frühling, in Krakau intervenirten. Rußland wünschte dort ein strenges Strafgericht zu halten über diejenigen, welche im Jahre 1831 der kämpfenden oder der besiegten Revolution Vorschub geleistet hatten. Leicht ließen sich einige feile Krakusen finden, welche die Schutzmächte der Republik anriefen, daß sie die gestörte Ordnung herstellen möchten. Je ein Commissär Rußlands, Oesterreichs und Preußens fand sich darauf in Krakau ein; die drei setzten die bisherige Regierung ab, ernannten eine neue, beseitigten die bis dahin gültigen Statuten der Jagellonen-Universität, machten andere und griffen überhaupt ganz willkürlich in die legislativen und administrativen Verhältnisse des Freistaats ein.

Im Sommer 1833 kamen die Minister der drei absoluten Großmächte in Töplitz zusammen, im September die Monarchen dieser Staaten in München-Grätz. Wie man die Revolution erdrücken könne, — das ist das allgemeine Thema dieser Zusammenkünfte gewesen, aber die eingreifendsten Beschlüsse, welche dort zu Stande kamen, betrafen die innern Angelegenheiten Deutschlands. Denn das ist auch dieser Allianz eigenthümlich, daß Rußland das Privilegium hatte, in den innern An-

gelegenheiten der Länder seiner beiden Alliirten und der Staaten des deutschen Bundes ein gewichtiges Wort mitzureden, während Kaiser Nikolaus niemals einen Rath der Höfe Preußens und Oesterreichs in den innern Angelegenheiten seines Reichs verlangt oder angenommen hat. Der russische Staatskalender nannte den Kaiser „regierenden Herzog von Schleswig-Holstein" *), — eine Bezeichnung, welche fast ihr Lächerliches verliert gegenüber der Stellung, welche Oesterreich und Preußen dem Zaren wirklich einräumten. In Töplitz und in München-Grätz ist der Grund zu jenen berüchtigten Beschlüssen gelegt, die 1834 auf der Wiener Conferenz ausgearbeitet wurden, und die auf eine völlige Beseitigung aller ständischen Rechte, auf eine vollkommene Zügelung der Presse und auf eine gründliche Restauration der Universitäten Deutschlands abzielten.

In welcher Weise das russische Kabinet selbst sein Verhältniß zu Deutschland und somit auch zu seinen beiden Verbündeten auffaßte, darüber existirt ein umfangreiches und interessantes Dokument: „Das geheime und vertrauliche Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter des russischen Kabinets in Deutschland." **)

Diese merkwürdige Denkschrift beginnt mit einem Rückblick auf die deutsche Geschichte; in den letzten Jahr-

---

*) Vergl. Kohl: St. Petersburg.

**) S. Aktenstücke der russischen Diplomatie. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Paalzow. Berlin 1854; Portfolio I.

hunderten sei Deutschland gleichsam das Herz von Europa gewesen, und bei jedem Kriege habe jede Partei darnach gestrebt, das deutsche Reich auf ihre Seite zu ziehn; wofür das Reich Partei ergriffen, da sei meist der Sieg gewesen, und auch Napoleon habe im Protektorat über den Rheinbund eine bedeutende Stütze seiner Macht gefunden. Nach der Zertrümmerung des alten deutschen Reichs und nach der Bildung des Bundes aber bot dieser Staatenkomplex das Bild der Schwäche; „Oesterreich schien ihn im Süden, Preußen im Norden zu dominiren." Vom Jahre 1832 aber datire eine neue Epoche in der politischen Situation Deutschlands und damit Europa's.

Damals nämlich hätten jene revolutionären Ideen, welche vom Jahre 1813 datirten und durch den griechischen Freiheitskampf, die Julirevolution und den polnischen Aufstand genährt seien, in Deutschland ihre Krisis erlebt. Der Verein zur Preßfreiheit, die Feste zu Hambach, Weinheim rc. und das Auftreten der ständischen Versammlungen „erschreckten die besseren und wohlhabenderen deutschen Liberalen" und „öffneten dem Bundestage die Augen." „Dieses Jahr mit seiner Noth und Gefahr drängte die deutsche Bundesversammlung dahin, daß sie entschieden kraftvoll und mit politischem Nachdruck auftreten mußte."

Als das wichtigste Resultat des Jahres 1832 wird also bezeichnet, daß der Bundestag sich auf einen höhern Standpunkt gestellt, die Bundesorganisation weiter entwickelt habe und eine Emancipation von österreichischem und preußischem Einfluß hoffen lasse.

Es folgt dann eine ausführliche und vorurtheilslose Untersuchung der inneren Verhältnisse des Bundes. Der

Einfluß, welchen Preußen und Oesterreich auf den deutschen Bund ausüben und möglicherweise ausüben können, wird auf's genaueste abgeschätzt; kein Atom, kann man sagen, das jeder von beiden Staaten dem andern gegenüber in die Wagschale zu werfen hat, ist vergessen. Mit dem Scharfsinn des eifersüchtigsten Mißtrauens werden alle Momente in Erwägung gezogen, welche das Uebergewicht nach Berlin oder nach Wien verlegen könnten. Aber namentlich damit tröstet sich die Denkschrift; daß die kleineren deutschen Staaten die österreichische wie die preußische Vormundschaft fürchten werden, daß sie nie österreichische oder preußische Provinzen sein wollen, und daß sie die Verfassung des Bundes am liebsten von einer auswärtigen Großmacht garantiren lassen werden. Diese Großmacht könne nur Frankreich oder Rußland sein. Aber alle Forderungen vereinigten sich an den deutschen Bund, „daß er Rußland als den Protektor des Bundes annehmen müsse." Eigentlich habe Rußland den deutschen Bund gestiftet und längst das Protektorat desselben besessen.

Die angeblichen Wohlthaten Rußlands gegen Deutschland im vorigen Jahrhundert, das Hinschauen „sämmtlicher deutscher Fürsten in den letzten Tagen des deutschen Reichsbestands auf Rußland als ihren Retter," die Geschichten von 1812 und 1813, von dem Zustandekommen der deutschen Bundesverfassuung werden weitläufig erörtert, — weitläufig aus dem Motiv, „damit man einsehen möge, daß hier nichts Neues behauptet wird, sondern vielmehr die rechtliche Verbindung zwischen Deutschland und Rußland schon längst besteht."

Befestigt werde die alte Freundschaftsverbindung zwischen Deutschland und Rußland um vieles dadurch, daß sich die europäischen Großmächte nach den theoretischen Grundsätzen, die sie als Basis ihrer Reiche angenommen, in zwei Theile getheilt hätten, die monarchisch-legitimen und die konstitutionell-revolutionären Regierungen.

Den Schluß bildet ein Hinweis auf die Wichtigkeit Deutschlands, der allerdings eine unbestreitbare Wahrheit, aber zugleich eine Schmeichelei für die deutschen Kleinstaaten enthält. „Deutschland ist das Herz von Europa, und insoweit verdienen seine inneren und äußeren Verhältnisse die größte Aufmerksamkeit aller Staaten. Wie anders würde eine totale Revolution in Deutschland als in Frankreich wirken. Die einzige große Revolution in Lehre und Theorie, welche sich in Deutschland zugetragen, die Reformation, hat Europa beinahe zwei Jahrhunderte hindurch in allen seinen Festen erschüttert. Eine politische deutsche Revolution in Lehre und Theorie würde es nicht weniger thun."

Dieses Dokument bestätigt eine Bemerkung, die schon oben gemacht worden ist, daß nämlich Rußland in der Allianz mit Oesterreich und Preußen ungefähr die Rolle spielte, wie der Löwe in der bekannten Fabel: jene Denkschrift, den deutschen Höfen niedern Ranges mitgetheilt, war ein so eklatanter Verrath an der Allianz mit den beiden deutschen Großmächten, daß nur die italische Geschichte des Mittelalters Seitenstücke dazu bietet. Während Rußland seinen treuen Alliirten gegenüber es immer als Staatsmaxime darstellte, die „monarchisch-legitimen" Principien in Europa aufrecht zu erhalten, und während

es seine Uneigennützigkeit bei jeder Gelegenheit hervorhob, — hat es in dieser Denkschrift die conservativen Grundsätze mit freier Ironie besprochen, und seinen Alliirten hinter dem Rücken ein Bein unterschlagen. Es ist interessant, mit dem russischen Circular von 1834 die Rede, welche Metternich bei Eröffnung der Wiener Conferenz gehalten hat und die Beschlüsse dieser Conferenz im selben Jahr, zu vergleichen. Preußen und Oesterreich haben danach das reaktionäre Schema, das in Töplitz und München-Grätz unter den Auspicien Rußlands verabredet war, mit einem echten Fanatismus ausgeführt; Metternich warnt die deutschen Kleinstaaten mit allem Pathos eines Hohenpriesters der Reaktion vor dem revolutionären Geiste der Zeit. Gleichzeitig aber urtheilt die russische Denkschrift den kleineren Höfen Deutschlands gegenüber mit einer politischen Vorurtheilslosigkeit, die seltsam klingt im Munde des Genossen von Töplitz her und von München-Grätz: es sei das „System Oesterreichs," heißt es da, „das menschliche Denken in mathematische Formen einzusperren wie in einen Käfig;" es findet sich dort wörtlich folgende Deduction: „Oesterreichs Stabilitäts-System ist alt, aber so wenig edel als der Zeit angemessen; auch hat man nicht vergessen, daß die Ferdinande mit diesem System Deutschland zu unterjochen versucht hatten. An Maximen hat es dem Hause Habsburg nie gefehlt. Seine Thätigkeit war stets groß, seine Thaten waren es selten." Die Denkschrift schlägt überhaupt alle Töne an, welche das Mißtrauen der kleineren deutschen Staaten gegen die beiden großen erregen können, — wie Oesterreichs Stabilitätsprincip und dessen überwiegend slawische Bevölkerung,

so unter Anderem Preußens Zollverein, von dem es heißt, er dürfe „nie eine bleibende deutsche Institution" werden; — sie verschmäht es nicht, eine Einigung über ein allgemeines deutsches Zollsystem dem preußischen Zollverein als Rivalen entgegenzuwerfen und ein allgemeines deutsches Recht als Lockspeise für den Nationalismus hinzuhalten; sie giebt aber auch die Recepte einiger Geheimmittel, welche den freien Nationalsinn im Keime ersticken und das Streben nach Unabhängigkeit in unschädliche Bahnen leiten könnten; sie giebt zu diesem Zweck den Rath, theils theologische und confessionelle Streitigkeiten zu eröffnen, theils die öffentliche Debatte auf eine Besprechung lokaler und particularer Interessen zu beschränken.

Die Politik Rußlands ist nirgends deutlicher und unverhohlener ausgesprochen, als in dieser Schrift: Protector des deutschen Bundes der deutschen Fürstenthümer werden, diese in unablässiger Eifersucht gegen Oesterreich und Preußen erhalten, um so dieser beiden Staaten für alle Fälle sicher zu sein, und endlich vermittelst dieser drei: Oesterreichs, Preußens und des Bundes einen bestimmenden Einfluß auf die Politik Europas zu üben, — das ist das Geheimniß der russischen Staatskunst seit der Julirevolution — eigentlich seit viel längerer Zeit — gewesen, und ist es geblieben bis auf unsere Tage.

Es ist wahr, daran, daß diese Absichten des russischen Kabinets so glänzende und so nachhaltige Verwirklichung fanden, daran hatten die Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus, dessen persönliche Beziehungen zu den Höfen Deutschlands und auch noch andere Dinge einen starken

Antheil, wovon später die Rede sein wird, — aber der augenfällige politische Grund war und blieb jene Mission, die Nikolaus I. angeblich übernommen hatte, den Royalismus überall zu stützen, der Schlange des Liberalismus den Kopf zu zertreten, und die Barbarei, womit die Revolution Europa angeblich bedrohe, von Fürsten und Völkern abzuwenden.

Was die Kabinette Oesterreichs und Preußens betrifft, so hat die Eifersucht des einen auf das andre in den ersten Jahren nach der Julirevolution in Berlin und in Wien wohl zuweilen das Gelüst rege gemacht, das eigne Gewicht im deutschen Bunde zu vermehren. Beide Kabinette haben zu verschiedenen Zeiten sogar einen kurzen Anlauf zum Liberalismus genommen, um dem Rivalen in der öffentlichen Meinung den Rang abzulaufen.

Preußen schlug 1832 vor, die Bundesprotokolle zu veröffentlichen, scheiterte aber damit an Oesterreichs energischem Einspruch; es schwankte nach dem Thronwechsel (1840) eine kurze Zeitlang zwischen Constitutionalismus und Absolutismus, aber besann sich rasch und kam wieder in's alte Geleise.

Oesterreich erließ nach dem Tode des Kaisers Franz, beim Regierungsantritt Ferdinand's eine Amnestie für politische Verbrecher, — wozu sich Friedrich Wilhelm III. nicht entschließen konnte, — vermochte aber doch den Einfluß, welchen Preußen durch seinen Zollverein auf einen großen Theil der deutschen Kleinstaaten übte, nicht zu brechen.

Aber das waren impotente Versuche, und bei den ersten Schritten blieb man stecken. Von der gefährlichen Allianz und dem lähmenden Druck Rußlands hat sich

keine dieser beiden Regierungen bis zum Jahre 1848 emancipirt. Stärker als jene Eifersucht war die Furcht beider vor dem Liberalismus; mächtiger als jenes Gelüst nach einer Hegemonie in Deutschland die Gewohnheit, in der Suite des Kaisers von Rußland zu gehn.

In Oesterreich herrschten der alternde, durch Schmeichelei bequem zu leitende Kaiser Franz und dann der geistesschwache Ferdinand, aber es regierte der Staatskanzler Metternich, — und dieser war nach wie vor beherrscht von russischem Golde. Ja wenn diese Sage von dem bestochenen Metternich auch keine Wahrheit gewesen sein sollte, so war Oesterreich ohnehin an die russische Allianz gefesselt durch sein Interesse. Die Legitimität und das historische Recht sind die einzigen Fundamente dieses Staats, und das Haus Habsburg, vom nationalen Liberalismus in Italien, seit dem Jahre 1830 auch in Ungarn, bedroht, konnte nicht wohl die Hand des mächtigen Nachbarn loslassen, der sich als Protector der Monarchie überhaupt geberdete. Dieser Allianz zu Lieb hatte Oesterreich, wie wir schon gesehen haben, seiner Politik im Orient und gegen Polen eine andre Richtung gegeben, — in dem Zeitraum von 1831—48 hat es um dieser Allianz willen den Verwicklungen im Orient fast passiv zugesehn.

Hat sich der österreichische Minister übrigens, der Freund und Genosse von Gentz, der den Türken den Sieg wünschte über die Griechen und der an seinem Hochzeitstage furchtbar aufgeschreckt wurde durch die Schlacht bei Navarin, — hat der österreichische Minister sich über die Zwecke Rußlands wol keiner Täuschung hingegeben, sondern sich lediglich durch das Interesse — sein eignes,

wie das Oesterreichs — leiten lassen, so ist dagegen in Berlin ein aufrichtiger Glaube an den Zaren der Träger der russischen Allianz gewesen. Dieser Glaube an die Ehrlichkeit, die Uneigennützigkeit, die Mäßigung und andre Eigenschaften des Zaren beherrschten Friedrich Wilhelm III., unter dem Banne dieses Glaubens stand auch Friedrich Wilhelm IV. Dieser Glaube in Verbindung mit dem Wunsche nach Frieden, mit conservativen Neigungen und einem entschiedenen Hasse gegen den Liberalismus — mit einem Wort meist persönliche Affecte bestimmten die Berliner Politik. Sie war das Echo der Petersburger Staatskunst, — nur weniger selbstgewiß, weniger kühn und weniger entschieden als diese.

Bei Lebzeiten Friedrich Wilhelm's III. machten die beiden Höfe, der in Petersburg und der in Berlin, gleichsam nur eine Familie aus, als deren Haupt der König von Preußen betrachtet wurde und sich gern betrachten ließ. Nikolaus stellte sich zu diesem in das Verhältniß eines unterwürfigen Sohnes zu einem zärtlichen Vater, und Friedrich Wilhelm III. fühlte sich überaus geschmeichelt, einen so mächtigen Schwiegersohn von solcher Pietät und solchem Respekt gegen sich selbst erfüllt zu sehn. Beide Menschen hatten eine und dieselbe Neigung, die Vorliebe für das Militärwesen, ein und dieselbe Passion, die Freude am Soldatenspiel, ein und dieselbe Gewohnheit, die sorgsame Ausübung religiöser Ceremonien, und was dem nüchternen und schüchternen Friedrich Wilhelm III. fehlte, das schätzte derselbe an Nikolaus I. um so höher, die Energie und die starrsinnige Festigkeit. Ohne Zweifel war die Sympathie des Königs von Preußen ohne

Falsch und ohne Berechnung; ohne Zweifel lag in dem Benehmen des Kaisers von Rußland gegen den König — wie in allem seinem Gebahren — etwas Gesuchtes und Gemachtes. Dies Benehmen ist wol auch, wie die Zärtlichkeit gegen seine Frau, die Tochter Friedrich Wilhelms, auf die nationale Eigenthümlichkeit der Deutschen berechnet gewesen, welche die häuslichen Tugenden eines Gatten, Vaters und Sohnes vor allen Dingen hochschätzen. So führte Nikolaus mit seiner Frau, die sein Herz keineswegs allein besaß, in Deutschland vor dem Publikum rührende Scenen des Wiedersehens auf, umarmte und küßte sie vor allem Volk und weinte Freudenthränen; so versäumte er es nicht, die Bewohner Berlins zu Zeugen seiner Pietät gegen den König zu machen; vor allen Dingen aber strebte er, die Sympathie der preußischen Armee zu erwerben.

Keine Festlichkeit fand Statt in Petersburg oder in Berlin, woran nicht russische oder preußische Prinzen Theil genommen hätten, keine Gelegenheit ward versäumt, die Innigkeit der Allianz zur Schau zu tragen.

Im Jahre 1834 im September wurde in Petersburg das Alexandermonument, eine Säule von 154 Fuß Höhe, feierlich enthüllt. Des Planes, dem verstorbenen Kaiser ein Denkmal zu setzen, ist bereits gedacht und zugleich des Vorschlags, den ein Pole machte, daß statt Errichtung einer steinernen Säule dem Kaiser zu Ehren eine Anzahl Leibeigener losgekauft werde. Das war freilich nicht im Sinne Nikolaus I., er hatte das Monument bauen lassen und weihete es nun ein, indem er aus 500 Geschützen feuern, über 100,000 Mann

vorbeidefiliren ließ, und indem er sich unter Absingung geistlicher Lieder Angesichts der Tausende von uniformirten und nicht-uniformirten Zuschauern auf die Knie warf.

Zu diesem Feste hatte der König von Preußen eine militärische Deputation geschickt, welche die preußische Armee repräsentiren sollte. Es waren unter Führung des Prinzen Wilhelm 18 Officiere und 38 Gemeine, aus dem Gardecorps ausgewählt. Tags nach der Enthüllungsfeierlichkeit gab der Kaiser diesen Gästen noch ein besonderes Fest. Sie wurden in den Sommergarten geladen und dort sammt ebenso viel Repräsentanten der russischen Armee bewirthet. In einem großen Zelte war eine Tafel aufgeschlagen, woran bunte Reihe gemacht war. Die Kaiserin legte die Suppe vor, der Kaiser schenkte ein, und er wie seine Gemahlin tranken nach russischer Sitte die Gesundheit der Gäste in Branntwein. „Während des Essens ging das Kaiserpaar überall umher, redete fast jeden Einzelnen an, setzte sich auch wol zwischen denen nieder, die sich nicht untereinander verständigen konnten, um als Dolmetscher zu dienen, und war so überaus herablassend und gütig, daß die Gäste gar nicht wußten, wie ihnen geschah.“

Wem fallen nicht hierbei die Scenen ein, wo das geängstete Königthum in Frankreich, wo Maria Antoinette mit den betrunkenen Soldaten fraternisirte? Nur der Unterschied war zwischen den militärischen Orgien in Paris und in St. Petersburg, daß nicht sowol die Besorgniß vor dem revolutionären Inlande als vor dem revolutionären Auslande die Triebfeder dazu war.

Noch auffälliger war die militärische Demonstration

im Jahre 1835, die Manöver der vereinigten russischen und preußischen Armeen bei Kapsdorf in Schlesien und bei Kalisch in russisch Polen. Bei Kapsdorf exercirten 50000 Preußen und ein Detachement der Petersburger Garde *) unter den Augen beider Monarchen, in Kalisch dann 60000 Mann Russen und 6000 M. Preußen nebst 12 Geschützen. Von Kapsdorf aus wurde die Schlacht bei Wahlstatt nachmanöverirt, und die beiden Monarchen besuchten das in der Nähe befindliche Grab Blücher's. Wenn über diese Demonstration gegen Frankreich aber noch ein Zweifell blieb, so löste den die Presse Rußlands und Deutschlands. Die Allgemeine Zeitung schrieb über die Revüe zu Kalisch: „Europa wird mit Staunen sehen, wie nahe und vorbereitet des Ostens Heere stehen. Die Völker des Westens, von denen allein der Herzog von Kumberland als Zuschauer gegenwärtig sein wird, dürften den Sinn des Gepränges wohl errathen. Möchten sie ihn auch dreifach, für Belgien, Egypten und Spanien wohl erwägen."

In Berlin ist man über dieses militärische Schauspiel sehr entzückt gewesen, — es wurde dort eine Denkmünze geprägt, worauf zwei Krieger, einer in altnordischer, einer in altgermanischer Tracht, abgebildet waren, und Friedrich Wilhelm III. erließ nach Beendigung des Festes eine begeisterte Ansprache an sein Heer. Aber die Haupt-

*) Die russische Garde war auf zehn Linienschiffen über die Ostsee nach Danzig transportirt — wol in der Absicht, dem preußischen Alliirten die russische Seemacht recht in der Nähe zu zeigen.

person des Festes war der Zar von Rußland. Das prägt sich schon darin aus, daß nur das Manöver auf russischem Boden dem Gedächtniß überliefert ist, daß Niemand von der Revüe bei Kapsdorf weiß, Jeder die bei Kalisch kennt. Nikolaus war der Mittelpunkt, um den sich Fürsten und Prinzen zu Dutzenden bewegten: österreichische Erzherzoge, niederländische Prinzen, deutsche Fürsten und die ganze Menge preußischer und russischer Prinzen und Prinzessinnen. Es war wie bei Napoleon's Besuchen in Deutschland, ein Vierteljahrhundert früher, obwol Nikolaus in seiner Manier Alles aufgeboten hatte, dem preußischen Könige seine Ehrfurcht und Liebe an den Tag zu legen *).

Ob diese Revüe bei Kalisch, deren Nachspiel eine Conferenz der Monarchen und Minister Rußlands, Preußens und Oesterreichs in Töplitz war, übrigens jenen Zweck erfüllt hat, die Völker des Westens durch die vereinigte und verbrüderte Militärmacht des Ostens einzuschüchtern, ist mehr als zweifelhaft. Im Gegentheil, von

*) Nikolaus hatte die Zimmer im Schlosse zu Kalisch gerade so einrichten lassen, wie die Zimmer im königlichen Schlosse zu Berlin; die Hofschauspieler von Berlin — die Taglioni's dabei — waren nach Kalisch geholt; Vorhang und Dekorationen des improvisirten Theaters denen des Berliner möglichst ähnlich. In einem großen Zelte zwischen dem Lager der preußischen und russischen Garde stand die Büste des Königs auf einem Altar von Trophäen gebaut, an den Wänden hingen die Bilder der Mitglieder des preußischen und russischen Herrscherhauses, dazwischen Medaillons mit den Namen der Schlachten, in welchen die Armeen beider Länder vereint gekämpft hatten.

dieser Revüe datirt eigentlich eine Beurtheilung der russischen Armee, die in der Folgezeit lange mit der Vorstellung von Rußlands ungeheurer und unerschöpflicher Militärmacht parallel lief und endlich sich im Gegensatz zu jener als richtig erwies. So allgemein das Lob war, das den preußischen bei Kapsdorf und bei Kalisch versammelten Truppen gespendet wurde, so allgemein schüttelten Augenzeugen die Köpfe über die gedrückte Haltung und die schwermüthigen Gesichter der Russen; dann stellte sichs heraus, daß die russische Armee auf eine bejammernswürdige Weise verpflegt worden war; der Kaiser schritt freilich mit Härte gegen die betrügerischen Lieferanten ein; aber mit Recht behauptete man, daß hier ein Uebel zu Tage getreten, welches von russischen Regimentern unzertrennlich sei und nicht mit einem kaiserlichen Machtgebot geheilt werde.

Wie die Allianz zwischen Rußland und den beiden deutschen Großmächten immer enger, der Einfluß des Petersburger Kabinets auf den deutschen Bund immer mächtiger wurde, um so mehr steigerte sich auch der Haß, den das deutsche Volk auf die russische Politik und auf den Kaiser Nikolaus warf. Dieser Haß datirt von der Unterdrückung des polnischen Aufstandes. Seitdem schleuderten die Dichter gegen Nikolaus ihren Fluch. Platen legte den Polen die Worte an die Deutschen in den Mund:

„Wir gehn zu Grab erschöpft und laß
Nach manchem kühnen Strauß
Und athmen unsern Russenhaß
In eure Seelen aus." *)

*) Platens Polenlieder: „Vermächtniß der sterbenden Polen an die Deutschen."

Und diese Erbschaft des Russenhasses ist von den Deutschen in der That angetreten. Der Name des Kaisers Nikolaus hatte bald einen so üblen Klang, wie der des Staatskanzlers Metternich. Wußte man doch, daß es fast keine freiheitsfeindliche Handlung in Deutschland gab und in Europa, an der nicht Nikolaus seinen Antheil und einen hervorragenden Antheil hatte. Kannte man doch des Kaisers Sympathien für den Wüthrich Dom Miguel und für den bigotten Don Carlos. Sah man aus dem wiederholten Drängen, daß die Flüchtlinge aus der Schweiz gewiesen würden, ja den unversöhnlichen Rachedurst des Nikolaus gegen die Polen! aus der Besetzung Krakau's die Nichtachtung eines Gewalthabers gegen alles Recht und gegen alle Verträge! las man aus der „Pentarchie" *), welche Absichten die russische Diplomatie mit dem deutschen Reich und gegen dasselbe hatte!

Am 7. Juni 1840 starb Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Bei dieser Gelegenheit offenbarte sich bestimmter denn je sowol die Sympathie des verstorbenen Königs für Nikolaus als die Antipathie des preußischen Volkes gegen den letzteren. Wer erinnert sich nicht des Testaments Friedrich Wilhelm's und der Ermahnung an „meinen lieben Fritz," die lange Zeit gedruckt in unzähligen Poststuben Preußens hing, worin der König dem Thronfolger die Allianz mit Rußland an's Herz legte. Damals war der Kaiser selbst nach Berlin geeilt, um dem Sterbenden die Augen zuzudrücken und dem Be-

*) Sie erschien 1839.

gräbniß beizuwohnen. Da wurden schon Stimmen laut, die mit dem Gehaben des Kaisers in der preußischen Hauptstadt unzufrieden waren und dasselbe hochfahrend oder wenigstens taktlos fanden, die sich darüber ereiferten, daß zwei Generaladjutanten des Zaren in der Ehrenwache, die den Sarg des Königs umgab, gesehen seien.

Deutlicher sprach sich die Antipathie des preußischen Volks gegen die russische Allianz in den Hoffnungen aus, die es auf Friedrich Wilhelm IV. setzte. Solche Hoffnungen, die auf einen jungen König gesetzt werden, sind im Grunde weiter Nichts als Einwendungen gegen die Regierungsweise des alten, — zahme Einwendungen, wie loyale Unterthanen sie eben machen können. Von Friedrich Wilhelm IV. behaupteten alle guten Preußen, daß er wenig Neigung habe für den russischen Verwandten, und auf dem Huldigungstage zu Königsberg wagte es der Sprecher der Stände des Großherzogthums Posen an die unterdrückte polnische Nationalität und an unerfüllte königliche Versprechungen in Rücksicht auf Posen zu erinnern.

Aber bald rectificirte der neue König die öffentliche Meinung wie in mancher andern, so auch in dieser Rücksicht. Nicht nur daß er eine Verfügung seines Vorgängers bestätigte, wonach russische Orden von preußischen Unterthanen ohne Erlaubniß der Regierung getragen werden dürften, da sich die Erlaubniß von selbst verstehe — im September 1841 machte er dem Kaiser Nikolaus auch einen Besuch in Warschau, woran sich eine Anekdote knüpft, die damals als bezeichnend für die Stimmung des Königs erzählt wurde.

Auf der Rückreise besuchte Friedrich Wilhelm IV. das Denkmal in Kalisch, das zur Erinnerung an die Zusammenkunft von 1813 und an das Lager von 1835 dort errichtet ist. Der Flügeladjutant des Kaisers, der General von Berg, übersetzte die russischen Inschriften. Die letzte Inschrift enthält den Wunsch, daß der Allmächtige eine Allianz zwischen Preußen und Rußland segnen wolle zum Frieden und Gedeihen beider Nationen und zum Schrecken ihrer gemeinsamen Feinde. Der König zeichnete ein Amen in den Staub, der an dem Denkmale hing. *)

Wenn aber noch ein Zweifel über das Verhältniß Friedrich Wilhelm IV. zum Kaiser von Rußland geblieben war, so hob ihn der König selbst. Bei einer Musterung des 6. Kürassierregiments, dessen Chef Nikolaus war, sagte er: „Der Kaiser von Rußland ist nicht allein mein Verwandter, er ist auch der innigste und beste Freund, den ich habe; er ist ein wahrer Freund Preußens."

Und daß es mit dieser Versicherung ernstlich gemeint sei, zeigten die Verhandlungen über die sogenannte Kartell-Konvention.

Die Kartell-Konvention war nämlich ein Vertrag zwischen Rußland und Preußen, vermöge dessen das letztere sich verpflichtet hatte, alle russischen Ueberläufer, welche die preußische Grenze überschritten, sofort auszuliefern. Längst war dieser Vertrag ein Gegen-

*) Vergl. Prutz: Zehn Jahre, Geschichte der neuesten Zeit, Leipzig, Weber.

stand des Abscheues für Alle, welche dessen Consequenzen kannten und welche von dem Schicksal dieser Ausgelieferten eine Vorstellung hatten; das Herz jedes *gemüthlichen* Preußen schauderte bei dem Gedanken, daß preußische Gensdarmen und preußische Beamten russische Prämien dafür bezogen, daß sie unglückliche Flüchtlinge dem Tode durch Pulver und Blei oder durch die Knute überlieferten. Im März, dann, nach interimistischer Verlängerung, im September 1841 sollte dieser Traktat ablaufen, und das Publikum hoffte, er werde nicht erneuert werden. Wirklich konnten die Kabinette von Berlin und St. Petersburg über die Erneuerung nicht einig werden. Es ist wahrscheinlich, daß preußischerseits Bedingungen gestellt worden sind zu Gunsten des Handels, — Bedingungen, welche die öffentliche Stimme laut gefordert und welche demüthige Petitionen aus den östlichen Provinzen leise erbeten hatten *). Aber in Petersburg war man keineswegs geneigt, die Grenzsperre zu Gunsten der Bewohner Ostpreußens und Schlesiens zu erleichtern.

Diese Differenz that jedoch der Freundschaft zwischen Friedrich Wilhelm IV. und Nikolaus I. keinen Eintrag. Im Juni machte der König eine Reise nach Petersburg, um die silberne Hochzeit seiner Schwester, der Kaiserin,

*) Der petitionirenden Kaufmannschaft aus Königsberg wurde die Antwort!, daß für ihre merkantilischen Interessen möglichst Sorge getragen werden sollte, daß die in die Politik streifenden Bemerkungen aber ernstlich zurückgewiesen werden müßten, weil „dergleichen Fragen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinausliegen." —

mitzufeiern. Durch Fest, das sich an Fest reihte, durch Parade, die auf Parade folgte, suchte Nikolaus seinen Gast zu ehren, durch mehr als 100 Orden, womit der König russische Offiziere und Beamten dekorirte, drückte dieser seine Befriedigung aus.

Friedrich Wilhelm soll damals auch die handelspolitischen Forderungen Preußens zur Sprache gebracht haben. Er erlangte freilich keine bestimmten Zusicherungen in dieser Beziehung, aber die Geneigtheit des Kaisers prägte sich in zwei Ukasen aus, welche zu bezeichnend für die Stellung Rußlands zu Preußen waren, als daß wir sie übergehen könnten.

Laut des einen dieser Ukase begnadigte Nikolaus sämmtliche preußische Unterthanen, welche wegen eines Zollvergehens zur Verbannung nach Sibirien verurtheilt waren. Laut des andern wurden dem Grenzhandel zwischen Rußland und Preußen verschiedene Erleichterungen gewährt.

Der erste Ukas constatirte eine eben so neue als befremdende Thatsache: Rußland maßte sich die Befugniß an, preußische Staatsbürger wegen Contraventionen gegen seine abnorme, vertragswidrige, ja wir möchten sagen völkerrechtswidrige, Grenzsperre zur Deportation zu verurtheilen, und es gab in der That Unglückliche, die auf diese Weise nach Sibirien verbannt waren.

Der andre Ukas that Preußen, indem er ihm eine scheinbare Vergünstigung gewährte, schon durch seine Form eine Schmach an. Die Staaten, welche zum preußischen Zollverein gehörten, hatten sich verpflichtet, keine merkantile Begünstigung von einer fremden Macht

anzunehmen und keinen Handelstraktat abzuschließen, der nicht sämmtlichen Vereinsmitgliedern zu Gute käme. Der Kaiser von Rußland sprach in jenem Ukas nur von Preußen, den Zollverein ignorirte er vollständig. Friedrich Wilhelm hatte für diese Beleidigung so wenig Gefühl, daß er vielmehr, hingerissen von der anscheinenden russischen Großmuth, eine Verordnung erließ, wonach die Bestimmungen der Kartell-Konvention trotz des Ablaufs derselben noch ein Jahr lang beobachtet werden sollten. Kurze Zeit jedoch verstrich, als es sich herausstellte, daß Preußen noch in andrer Weise — man kann nicht sagen hintergangen — sondern nur — offen gemißhandelt wurde: die Zugeständnisse, die in dem Ukase enthalten waren, erwiesen sich als irrelevant oder als scheinbar und das, worin Rußland wirklich nachgegeben hatte, wurde Stück für Stück willkürlich zurückgenommen. Im Februar 1843 wurde durch preußische Behörden bekannt gemacht, daß alle königlichen Unterthanen, die mit Pässen nach Rußland gingen und entweder die gegebene Frist nicht einhielten oder sich an einen andern Ort als den im Paß verzeichneten begaben, nie wieder über die russische Grenze gelassen werden sollten. Im März desselben Jahres wurde die Erlaubniß, gewisse preußische Handelsartikel in Rußland und Polen mit Zollerleichterung einzuführen, zurückgenommen. Im Jahre 1844 wurde die Kartell-Convention erneuert.

Das Letzterzählte giebt den allgemeinen Maßstab für das Verhältniß Rußlands zu Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. Regierung bis zum Jahre 1848, — eine feindselige Politik des ersteren gegen das letztere und eine

intime Freundschaft und feste Allianz beider Höfe, das sind die bleibenden Merkmale dieses Verhältnisses.

So schreiend die Handelspolitik Rußlands im Widerspruch mit den Traktaten stand, so tief verletzte sie die Interessen der Bewohner des östlichen Preußen.

Die Wiener Verträge, welche Friedrich Wilhelm III. mit seinem königlichen Worte für sich und seine Nachfolger zu halten gelobt hatte, sicherten unter andern auch den freien Verkehr der Provinzen des ehemaligen Polen (mit Einschluß Ostpreußens) untereinander, und noch im Jahre 1818 fand eine Uebereinkunft zwischen Rußland und Preußen Statt, worin der Grundsatz des ungehinderten Verkehrs der polnischen Provinzen abermals deklarirt wurde. Jedoch bereits im Jahre 1825 verletzte Rußland willkürlich und einseitig diese Verträge, indem es die Ein- und Ausfuhrabgaben ohne Weiteres erhöhte. Später ist der Tarif wiederholt nach Maßgabe des russischen Grenzzollsystems verändert, d. h. immer erhöht worden; förmliche Einfuhrverbote kamen hinzu. Preußen besaß nicht die Kraft oder die Lust, die Traktate aufrecht zu erhalten, und weder Friedrich Wilhelm III. noch Friedrich Wilhelm IV. haben einen ernstlichen Versuch gemacht, das „königliche Wort" einzulösen.

Auf die östlichen Provinzen Preußens hat diese Hemmung des freien Verkehrs wie ein fressender Krebs gewirkt: die Küstenstädte der Provinz Preußen verloren ihren natürlichen Markt in dem polnischen Binnenlande, namentlich Danzig und Königsberg büßten schwer für die Allianz mit Rußland; die Erzeugnisse der Industrie, welche die Städte der preußischen Grenzprovinzen lieferten, fan-

den keinen Absatz mehr, und wenn von Zeit zu Zeit über den Nothstand in der Provinz Preußen geklagt wurde, so trug die Grenzsperre den größten Theil der Schuld daran.

Nur einen Trost — wenn es anders ein Trost war — hatten die Bewohner Preußens in Rücksicht auf die verhaßte und verderbliche Freundschaft ihres Monarchen mit dem Zaren, — den Trost aller Unglücklichen, daß sie Leidensgefährten hätten, nicht nur in den Staaten Deutschlands, sondern auch sonst wo.

Aehnlich wie in Preußen war es in Dänemark: die Freundschaft des dortigen Hofes mit dem Petersburger Hofe wurde im Lande mit finstern Blicken angesehen. In den Jahren 1831 und 1832 war es Nikolaus, — wenn man der öffentlichen Meinung von damals Glauben schenken darf — welcher es durch seinen Einfluß hauptsächlich verhinderte, daß Dänemark von Friedrich VI. eine Constitution erhielt. Christian VIII. erfreute sich der besondern Gunst des Kaisers von Rußland, die schon im Jahre 1838, als Christian noch Kronprinz war und in Töplitz einen Besuch machte, bemerkt wurde. „Als der Kaiser Nachricht von der Ankunft des Prinzen erhalten hatte, kam er incognito in dessen Wohnung und trat in's Adjutantenzimmer, wo Graf Blücher sich befand und halb angekleidet auf dem Sopha lag. Dann trat er in's Zimmer des Erbprinzen. Sie hatten eine lange Unterredung und der Kaiser behandelte den Prinzen mit großer Auszeichnung."*) — Später, nach Christian's Thron-

*) Vergl. Jenssen-Tusch.

besteigung, wurde der engere Anschluß des dänischen Hofs an Rußland einer der Hauptvorwürfe, welche die Opposition erhob. Der Prinz Friedrich von Hessen, muthmaßlicher Thronerbe Dänemarks, vermählte sich mit der Großfürstin Alexandra, und wenn er ohnehin schon unbeliebt beim Volke war, so wurde er durch diese Heirath noch unpopulärer. Zumal deßhalb, weil man in dieser Verbindung die Pläne auf den Besitz des Sundes und der dänischen Inseln, welche den russischen Herrschern aus dem Hause Holstein-Gottorp längst zugeschrieben waren, deutlich zu erkennen glaubte.

Inzwischen starb die Großfürstin im ersten Wochenbett ohne Erben. „Der Kaiser verlor," sagt der malitiöse Urquhard, „gleichzeitig eine Tochter und eine Krone. Die erstere konnte freilich nicht in's Leben zurückgerufen werden, die Krone jedoch sich zu sichern, gab es noch andere Mittel." Auf diese Mittel werden wir zurückkommen, wenn wir von dem Londoner Protokoll von 1852 erzählen.

In Schweden war derselbe Gegensatz zwischen dem Fürsten und dem Volke. Karl Johann tauschte mit dem Zaren Freundschaftsbezeugungen aus, die das Volk Schwedens mit Haß und Erbitterung sah.

Als die Säule Alexander's I., dem die Schweden die Wegnahme Finnlands noch immer nicht verzeihen können, enthüllt werden sollte, schickte Karl Johann einen außerordentlichen Gesandten, den Grafen Löwenjhelm, nach Petersburg. Er gab ihm folgenden Brief mit:

„Mein Herr Bruder!

Die Verbindlichkeiten einer aufrichtigen Freundschaft,

welche zwischen dem Allerhöchstseligen Kaiser Alexander und mir Statt gefunden hat, und welcher Ew. kaiserliche Majestät seit höchstihrer Thronbesteigung einen ununterbrochenen Fortgang zu gestatten geruhten, den ich vollständig zu würdigen weiß, rufen aus freien Stücken eine Theilnahme für das ehrenvolle Gedächtniß des Monarchen auf, dessen Verlust uns Allen unersetzlich schien" 2c.

Nikolaus erwiederte diese Höflichkeit dadurch, daß er einen außerordentlichen Gesandten mit einer gleich verbindlichen Antwort absandte.

Im Jahre 1835, als der Handelsvertrag zwischen Schweden und Rußland erneuert wurde, fanden auch Verhandlungen über ein Bündniß zwischen Nikolaus und Karl Johann Statt. Es drohte damals ein Krieg zwischen Rußland und England auszubrechen, und Nikolaus wünschte, sich in der Ostsee zu sichern. Ob etwas Bestimmtes abgeschlossen, ist nicht bekannt, aber Karl Johann rasselte wenigstens eine Zeitlang mit dem Säbel: er ließ seine Schiffe ausrüsten und die Häfen armiren.

Einmal auch setzte der Kaiser von Rußland in Stockholm eine jener Ueberraschungen in Scene, womit er vorzugsweise seine Zuneigung an den Tag zu legen beliebte. Karl Johann erwartete den Großfürsten Thronfolger von Rußland. Alles war in der Hauptstadt Schwedens zu dessen Empfange vorbereitet. Das Schiff, das ihn bringen sollte, kam an und mit Spannung wurde erwartet, daß er lande. Da erschienen im Schlosse plötzlich zwei Männer in einfachen grauen Reisemänteln und wollten zum Könige geführt sein. Es waren der Kaiser

von Rußland und sein Sohn, die sich unbemerkt hatten an's Land setzen lassen.

Karl Johann wurde gegen das Ende seiner Regierung hin immer illiberaler und verlor die Zuneigung des Volkes immer mehr. Wegen Verhaftung des Schriftstellers Crusenstolpe entstanden Unruhen in der Hauptstadt. Damals schickte Nikolaus einen Courier nach Stockholm und stellte eine Division seiner Garde zur Verfügung.

Diese Hülfeleistung hat freilich der König von Schweden nicht angenommen. Aber das bloße Anerbieten versetzte Karl Johann's Popularität einen tödtlichen Stoß. Auch unter der Regierung Oskar's dauerte das gute Vernehmen zwischen den Kabinetten von Petersburg und Stockholm fort, und englische Blätter erzählten gleich nach dem Regierungswechsel, es existire ein geheimer Vertrag, in welchem Rußland das Thronfolgerecht der Familie Bernadotte in Schweden garantirt habe.

Was sonst noch zu sagen ist über die auswärtige Politik des Kaisers Nikolaus und sein Verhältniß zu den genannten oder zu andern Höfen, während des Zeitraums von 1831 — 1848, das wird theils in den folgenden Kapiteln eine Stelle finden, wo von den orientalischen Angelegenheiten die Rede ist, theils im letzten Kapitel dieses Bandes, wo wir von dem Jahre 1848 und dem Einfluß desselben auf die Stellung Rußlands zu sprechen haben.

2. Kapitel.

Orientalische Angelegenheiten. Griechenland. Russischer Einfluß und russische Umtriebe daselbst. Capodistria's Ermordung. Augustin Capodistria. Provisorische Regierung. Die Regentschaft. König Otto. — Rußland und die Pforte. Krieg zwischen der letzteren und Mehemet Ali. — Die Schlachten bei Homs, Beylan und Konieh. Russische Truppen kommen Mahmud II. zu Hülfe. Der französische Gesandte legt Protest ein, kann aber Mehemet Ali nicht zur Unterwerfung bewegen. Vertrag von Kutahieh. Vertrag von Unkiar Skelessi.

Der deutsche Bund und das osmanische Reich sind die Gebiete, wo die russische Diplomatie ihre besten Erfolge aufzuweisen hat. Beide Reiche sind eben krank genug, um einem mächtigen Nachbar, der mit der Geberde eines barmherzigen Bruders an die Pforte klopft, den Einlaß nicht weigern zu können. Die russische List bedient sich dabei immer ein und derselben Maske einer uneigennützigen Bruderliebe, aber sie stellt sich auf die Seite dieser oder jener Partei nach eigennützigen Motiven. Bald zollt sie ihre Theilnahme den Fürsten, bald den Völkern. Im Kampfe gegen Napoleon I. forderte der Zar das

deutsche Volk auf, die Waffen zu ergreifen, selbst wider Willen seiner Fürsten; in der Epoche von 1831—1848 warnte Rußland die deutschen Fürsten vor jeder Regung eines nationalen und liberalen Geistes und schürte das Mißtrauen derselben gegen das Volk. Zu Anfang seiner Regierung führte Nikolaus Krieg mit dem Sultan und schlug sich auf die Seite der rebellischen Unterthanen, nahm jenem Länder ab und ließ sich Entschädigungssummen von ihm zahlen; vom Jahre 1832 an geberdet er sich wie der treuste Freund Mahmud's, der feurige Kohlen sammelt auf des alten Gegners Haupt und ihm uneigennützige Hülfe leistet gegen die Revolution.

Indem wir uns jetzt hinwenden zu diesen orientalischen Geschichten, welche eine buntere Abwechselung bieten als das Verhältniß Rußlands zu Deutschland, werden wir auch hinreichende Gelegenheit haben, dasjenige einzuschalten, was über die ferneren Beziehungen Nikolaus I. zu den Höfen des Westens gesagt werden muß.

Die Julirevolution hatte auch auf den äußersten Osten Europa's ihre Wirkung geübt, und es schien eine Zeitlang, als ob in Griechenland dem russischen Interesse ein starker Stoß versetzt worden sei.

Wir verließen Griechenland bald nach Abschluß des Friedens zu Adrianopel (Band VI. S. 231), wo es völlig dem absolutistischen Regiment Capodistria's und damit zugleich dem Einfluß Rußlands verfallen war. Dieser Zustand dauerte oder vielmehr steigerte sich bis zur Julirevolution. Der Präsident Griechenlands hauste wie ein übermüthiger Paschah und wie ein sophistischer Winkeladvokat zugleich. Er modelte den Jugendunterricht nach

russischem Muster, verbot die Lectüre der altgriechischen Classiker in den öffentlichen Schulen, setzte willkürlich Richter ab und gefügigere ein, octroyirte ein Gesetzbuch, in welchem die gemeingültigsten Grundsätze des Rechts verletzt wurden, ließ Vermögensconfiscationen in Menge vornehmen, trieb die Steuern mit grausamer Strenge ein, hetzte seinen Gegnern chikanöse Ankläger auf den Leib und machte durch ein drakonisches Preßgesetz jede Kritik griechischer Angelegenheiten, ja die Mittheilung solcher Ereignisse, die Rußland nachtheilig lauteten — unmöglich.

Als die Nachricht von dem französischen Thronwechsel in Griechenland ankam, hatte Capodistria eine flüchtige Ahnung von dem, was ihm bevorstand. „Meine Stunde," rief er aus, „ist gekommen." Gleichwol änderte er Nichts in seinem Regierungssystem; vielmehr verfolgte er die Opposition, welche durch die Pariser Begebenheiten ermuthigt wurde, mit noch größerer Bitterkeit als zuvor. Auf drei Punkten brach ein förmlicher Aufstand gegen den Präsidenten aus: in der Maina, auf der Insel Hydra und in Rumelien. Die rumelische Erhebung ließ sich durch Geld, das einigen einflußreichen und feilen Häuptlingen gespendet wurde, unterdrücken; Hydra aber verjagte seinen Gouverneur und errichtete im Januar 1831 eine provisorische Regierung. Dieser schloß sich die Maina an, auch die Insel Ypsara und dann eine der griechischen Inseln nach der andern.

Capodistria, durch russische Truppen sich auf dem Festlande behauptend, begann mit Hülfe der Kriegsschiffe, welche die Schutzmächte Griechenlands in jenen Gewässern stationirt hatten, den Krieg gegen Hydra.

Es ist in der That eine seltsame Erscheinung, wenn wir die Schiffe Englands und Frankreichs im Jahre 1831 — während des polnischen Krieges — an der Seite russischer Schiffe zu Gunsten Capodistria's operiren sehen. Nach der gewöhnlichen Vorstellung, die hinsichtlich des Antagonismus zwischen Rußland und den Westmächten herrscht, ist das völlig unbegreiflich, sogar ungereimt; und es ist nöthig, sich dieser Thatsache gegenüber daran zu erinnern, daß Ludwig Philipp's stärkstes politisches Interesse dahin ging, sich in der Gunst der übrigen Großmächte zu habilitiren, und daß das englische Ministerium auch in der Polensache der Freundschaft mit dem Kaiser von Rußland die Humanität, das Völkerrecht und das handelspolitische Interesse Englands zum Opfer gebracht hatte.

Auf Capodistria's Bitte also blokirte die Seemacht der Alliirten den Hafen von Poros. In diesem lag der Admiral der aufständischen Hydrioten, Miaulis, welcher eine Anzahl dort befindlicher griechischer Schiffe, das Arsenal und das Fort genommen hatte. Als die Kriegsfahrzeuge Englands und Frankreichs gerade abwesend waren, griff der russische Admiral Ricord die Hydrioten an, Miaulis sah, daß ein Sieg unmöglich sei für ihn, und beschloß, auch dem Feinde die Siegesfreude zu verderben: er steckte die sämmtlichen im Hafen liegenden Schiffe in Brand und sprengte Fort und Arsenal in die Luft.

Die Absicht Capodistria's war nun, Hydra selbst anzugreifen, und nur die Nothwendigkeit, umfassendere Vorbereitungen zu diesem Zweck zu machen, verzögerte die

Ausführung. Die diplomatischen Agenten Rußlands, Frankreichs und Englands gewährten dem Präsidenten inzwischen ihre moralische Unterstützung: sie erließen Manifeste, worin sie den Aufstand beklagten, Capodistria's Regierung Lob spendeten und die Insurgenten ermahnten, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Die Konferenz zu London faßte überdies — am 16. September 1831, also acht Tage nach Warschau's Fall — den förmlichen Beschluß, daß die Befehlshaber der drei Flotten ihre militärischen Kräfte, die Gesandten in Griechenland ihren Einfluß aufbieten sollten, um den Aufstand unterdrücken zu helfen.

Jedoch ehe eine Expedition gegen Hydra unternommen wurde, ereilte den Präsidenten Griechenlands der Tod.

Capodistria hatte sich die einflußreichste und angesehenste Familie der Maina, die Mauromichalis, durch eine unablässige Verfolgung zu Todfeinden gemacht. Es war nicht nur eine grundlose Verfolgung, da sie ursprünglich auf weiter Nichts als auf dem Mißtrauen fußte, welches der Tyrann gegen alle unabhängigen Menschen von einigem Einfluß hatte, sondern auch eine unkluge Verfolgung, da gerade jene Familie die Ernennung Capodistria's zum Präsidenten befördert hatte. Schon lange vor dem Aufstande in der Maina war Georg Mauromichali aus politischen Gründen verhaftet worden. Er entkam aus dem Gefängnisse, aber seine Familie stand seitdem in den vordersten Reihen der Opposition. Nachdem die Maina sich offen empört hatte, ließ Capodistria Alles, was Mauromichali hieß, sofern er dessen habhaft werden konnte, in's Gefängniß werfen. Auch Pietro Bei

Mauromichali, das Haupt der Familie, wurde ergriffen und eingekerkert. Obwol er Senator war und als solcher nur durch Senatoren hätte gerichtet werden können, stellte ihn der rachsüchtige Präsident unter Anklage des Hochverraths vor ein Ausnahmegericht, an dessen Spitze sein eigner Bruder, Augustin Capodistria, stand. Dies Gericht verurtheilte Pietro natürlich, er ward in Haft gehalten und behandelt wie ein gemeiner Verbrecher. Vergeblich wandte die Familie Alles auf, die Freilassung des Gefangenen zu erhalten. Der Sohn und der Bruder kamen nach Nauplia, endlich auch die neunzigjährige Mutter; sie erreichten Nichts: der Bruder und der Sohn wurden vielmehr auch verhaftet, unter polizeiliche Aufsicht gestellt und durften nur in Begleitung von Häschern ihre Wohnung verlassen. So zum ohnmächtigen Zusehn verdammt, faßten die beiden Männer den Entschluß, den Tyrannen zu ermorden: sie erwarteten ihn am 9. October 1831 auf seinem Gange zur Kirche und verwundeten ihn tödtlich, ehe die begleitenden Häscher einschreiten konnten. Der Bruder Pietro's ward gleich niedergehauen, der Sohn gefangen und von einem Kriegsgericht verurtheilt, erschossen zu werden. Er starb wie ein Held, des klassischen Alterthums würdig, vor dem Thore Nauplia's.

Der russische Admiral Ricord war wol einen Augenblick lang des Glaubens gewesen, mit Capodistria's Tode sei vorläufig Alles aus, denn er ließ die Papiere des Ermordeten eiligst an Bord seines eignen Schiffes holen. So weit war es jedoch noch nicht. Der russisch gesinnte Senat riß vorläufig die Gewalt an sich, übertrug drei Männern aus seiner Mitte die Regierung, die Prä-

sidentschaft, den Vorsitz in dieser Regierung, dem Bruder des Verstorbenen, Augustin Capodistria. Das war Alles freilich nicht gesetzlich; aber die neue Regierung ward von den Schutzmächten anerkannt, und die Geschwader dieser letzteren flößten wenigstens Furcht vor dem neuen Präsidenten ein, wenn ihm die Liebe des Volkes auch abging.

Es kam nun von neuem zum förmlichen Bürgerkriege. Capodistria berief, um sich in seinem Amte bestätigen zu lassen, eine Nationalversammlung, suchte die Wahlen in ungesetzlichster Weise zu seinen Gunsten zu beeinflussen, und verdrängte, als Alles Nichts half, die Opposition durch offne Gewaltthat. Diese Versammlung trat im December 1831 in Argos zusammen und bestätigte den neuen Präsidenten in seinem Amte. Aber die nationale Opposition stellte dieser russisch-gesinnten Versammlung eine andre gegenüber, die zu Perachora tagte und gleichfalls eine Regierung einsetzte.

Noch immer war der Einfluß Rußlands in der Londoner Konferenz überwiegend. England stimmte beharrlich mit ihm überein; so stand Frankreich mit seiner häufig abweichenden Meinung isolirt und mußte sich fügen, um so mehr, als früher schon der Beschluß gefaßt war, daß die Gesandten aller drei Mächte durchaus übereinstimmend handeln und keiner sich absondern sollte. Noch im Januar 1832 war in London ein Protokoll verfaßt, wonach die von der Nationalversammlung zu Argos gewählte Regierung von den Schutzmächten anerkannt und ihr Unterstützung zugesagt wurde.

A. Capodistria schien damit gesichert. Doch einige

Monate später stürzte ihn ein neues Protokoll, das in anderem Sinne verfaßt war. Die Conferenz setzte darin fest, daß eine gerechte und nationale Regierung in Griechenland eingesetzt werden solle. Augustin dankte in Folge davon ab, suchte Zuflucht auf einem russischen Schiffe und ging erst nach Korfu, später nach Petersburg. Griechenland erhielt jetzt eine Regierung, die aus Mitgliedern beider Parteien zusammengesetzt war.

Diese Wendung der Dinge wird gewöhnlich daraus erklärt, daß das englische Ministerium, bisher schlecht von seinen Agenten über den Stand der Dinge in Griechenland unterrichtet, im Frühling 1832 genauere Kunde erhalten habe. Es mag vielleicht etwas Wahres daran sein, obwol es sich schlecht damit vereint, daß der Resident Englands in Griechenland, welcher sein Ministerium mit schlechten Nachrichten versehen haben sollte, noch ungefähr zwei Jahre im Amte blieb, — jedenfalls ist in der Grundanschauung des englischen Ministeriums keine Aenderung und in dem Verfahren desselben vorläufig kein Wechsel eingetreten. Der russische Einfluß blieb nach wie vor überwiegend, sowol unter der erwähnten provisorischen Regierung, wie unter der Regentschaft, die den Staat von 1833 bis 1835 leitete, wie unter der Regierung des Königs Otto. Und nicht sowol das ist merkwürdig, daß die Consequenz und die Ausdauer der russischen Politik erfolgreich war, als daß England seinem Rival direkt in die Hände arbeitete, und Frankreich wenigstens nicht entschieden gegen Rußland auftrat oder das Netz seiner Ränke zu zerreißen suchte. Besonders auffallend trat das im Sommer 1832 hervor, wo eine griechische Nationalversamm-

lung einberufen war, welche die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum Könige bestätigen sollte. Diese Nationalversammlung beschloß auch, nachdem sie den gewählten König anerkannt hatte, den Senat aufzulösen, — eine Behörde, die aus lauter russisch Gesinnten bestand — und die Grundzüge einer Verfassung zu entwerfen, die dem Könige Otto vorzulegen sei. Hierdurch wurde das Mißvergnügen Rußlands erregt, und es wußte die beiden andern Mächte zu bewegen, daß der Nationalversammlung gemeinsam ein Tadel ausgesprochen wurde. Als die Nationalversammlung diesen Tadel nicht beachtete und denselben als unberechtigt zurückwies, machte die russische Partei einen Versuch, die Versammlung gewaltsam zu sprengen. Neun hervorragende Mitglieder, — so weit kam der umfassender angelegte Plan zur Ausführung — wurden überfallen, gefangen und ins Gebirge geschleppt, von wo sie erst nach längerer Zeit gegen Lösegeld entlassen wurden. Die Gesandten der Großmächte, diejenigen Englands und Frankreichs eingeschlossen, haben über dies Verbrechen nicht einmal ein Wort der Mißbilligung geäußert.

Aehnliches wiederholte sich unter der Regentschaft. Sie bestand aus dem Grafen Armansperg als Präsidenten, dem Rath von Maurer, dem General von Heideck und dem Rath von Abel. Im Jahre 1833 wurde eine Verschwörung entdeckt, welche dem Grafen Armansperg die Regentschaft allein in die Hände spielen und seine Collegen beseitigen sollte. Die Fäden der Verschwörung liefen bis zur russischen Gesandtschaft einerseits und bis zum Grafen Armansperg andrerseits.

Die Verschwörung wurde entdeckt und bestraft, aber Rußland setzte nun nur noch mehr Hebel an, um die liberaleren Räthe von Maurer und von Abel aus der Regentschaft zu drängen. Der russische Gesandte benahm sich so übermüthig gegen diese Männer, und der englische Gesandte machte es ihm nach, daß die Regentschaft in London und in Petersburg auf die Abberufung der Gesandten antrug. Das half freilich Nichts, ja Rußland agitirte jetzt gegen die Regentschaftsmitglieder beim König Ludwig von Baiern, es insinuirte ihm, daß Maurer republikanisch gesinnt sei, und 1834 wurden der letztere und Abel zurückgerufen.

Nach Otto's Regierungsantritt dauerte der Einfluß Rußlands fort, sowol unter der Verwaltung Armansperg's als unter der seines Nachfolgers Rudhardt. Besonders dieser letztere war ein gefügiges Werkzeug des russischen Gesandten Katakazy. Nur in sofern wurde es anders, als sich England von der russischen Politik trennte und häufiger mit Frankreich zusammenging. An die Stelle des bisherigen englischen Gesandten trat Sir Edmund Lyons: er nahm eine entschiedenere Haltung an, suchte die russischen Intriguen zu vereiteln und arbeitete darauf hin, daß das Land endlich eine Verfassung erhalte.

Von nun an ward der junge und schwächliche griechische Staat eine Arena, in welcher Rußland und England um den Preis stritten und bald das eine, bald das andere einen kleinen Vortheil errang. Keinen Vortheil — nur Nachtheil hatte davon das Königreich selbst.

* * *

Entschiedenere Erfolge als in Griechenland errang die russische Diplomatie in der Türkei selbst, in Konstantinopel.

Sultan Mahmud kam aus der Verwirrung, in welche seine Neuerungen, seine Nachahmung und Nachäffung der Sitten und Institutionen des Abendlandes das osmanische Reich gestürzt hatten, nicht mehr heraus. Die Kämpfe mit Griechenland und mit Rußland waren freilich zu Ende, dafür aber wüthete der Bürgerkrieg im Lande selbst. In Bosnien und Albanien galt die Souveränetät des Sultans während der nächsten Jahre nach dem Frieden von Adrianopel so gut wie Nichts, seine Befehle reichten kaum weiter als die Lager seiner Feldherrn. Und kaum hatte sich in diesen Provinzen das Glück durch Waffengewalt und Trug und List zu Gunsten der Pforte gewandt, so begann eine viel gefährlichere Empörung in dem asiatischen und afrikanischen Theile des Reichs. Mehemed Ali von Egypten erhob die Waffen gegen den Großherrn.

Der alte Vasall, der sich eben so gut seiner Macht bewußt war, wie er den neidischen Haß kannte, den Mahmud und dessen Veziere auf ihn geworfen hatten, hatte weitgreifende Plane, deren Ziel vielleicht Konstantinopel selbst war. Der nächste Gegenstand seiner Wünsche war die Provinz Syrien. Als er die europäischen Mächte im Westen beschäftigt, als er die Pforte durch Aufstände, die er selbst mit Geld unterstützte, bedroht sah, brach er los. Am 29. Oktober 1831 überschritten seine Truppen die egyptische Grenze; mit 30,000 Mann marschirte sein Sohn Ibrahim durch die Wüste, 7000 Mann wurden zu Schiffe transportirt, — Alles nach Syrien.

Es kommt hier nicht darauf an, die Vorwände aufzuzählen und zu erörtern, unter welchen Mehemed Ali den Paschah von Acre angreifen ließ, genug — die Egyptier eroberten rasch die Städte Gaza, Jaffa, Caiffa und Jerusalem, nur Acre leistete Widerstand, und Abdallah, Paschah von Acre, zeigte sich entschlossen, es aufs Aeußerste ankommen zu lassen.

Die Pforte schickte jetzt einen Gesandten nach Alexandrien und verlangte von Mehemed Ali die Räumung Syriens. Er ließ den Boten des Sultans dreißig Tage Quarantaine halten, dann versicherte er die Pforte seines Gehorsams und bat um die Paschaliks von Acre und von Damascus; aber seinem Sohne Ibrahim gab er zugleich die Ordre, Acre so rasch als möglich zu nehmen. Nun rüstete die Pforte energisch, aber gegen den rebellischen Paschah schritt sie zögernd ein: im März 1832 suspendirte sie ihn und seinen Sohn Ibrahim von seinen Aemtern, erst im April that sie beide als Verräther gegen den Sultan und gegen den Profeten in den Bann.

Inzwischen nahm Ibrahim Acre mit Sturm, machte Abdallah Paschah zum Gefangenen; Damascus ergab sich; ebenso Haleb; das egyptische Heer wuchs auf 50—60000 M. Dann trat dem Sieger das erste Heer des Sultans entgegen unter der Führung Hussein's, des Vertilgers der Janitscharen. Das Heer war zahlreich genug, aber so gering war die Autorität des Feldherrn, daß eine Abtheilung seiner Armee unter Mehemet Pascha auf eigne Faust gegen den Feind vorrückte. In der Nähe von Antiochia, bei Homs, ward diese Abtheilung

am 12. Juli von den Egyptern angegriffen und völlig geschlagen. Am 27. Juli erlitt Hussein selbst mit seiner Hauptmacht eine Niederlage bei Beylan: seine Truppen zerstreuten sich nach allen vier Winden.

Der erschrockene Sultan Mahmud setzte den geschlagenen Führer ab und rief seinen tüchtigsten Feldherrn, Reschid Paschah, von der Verfolgung der Siege ab, die er eben über die Rebellen in Bosnien erfochten. Nachdem dieser ein Heer zusammengerafft, das an Zahl dem egyptischen weit überlegen war, warf er sich dem unaufhaltsam vordringenden Ibrahim in den Weg. Er hatte sich resignirt, eine Schlacht zu meiden, und einen kleinen Krieg, da er seinen undisciplinirten Schaaren nicht traute, gegen die Egypter zu führen, doch die Ungeduld Mahmuds und dessen Großvezirs, Chosrew Paschah, verlangten eine Entscheidung. Reschid Paschah war ein zu guter Sohn des Orients, als daß er nicht selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen den Befehl seines Herrn vollzogen hätte. Am 20. December 1832 griff er bei Konieh die feindliche Armee an. Die Schlacht ging verloren, wie er geahnt hatte, und trotz seiner persönlichen Tapferkeit ward er gefangen.

Der Weg nach Konstantinopel lag jetzt Ibrahim offen; kein Corps des Sultans stand mehr gegen ihn im Felde; die zahlreiche Armee Reschid's war theils versprengt, der andre Theil, die fast mit Gewalt zum Kriegsdienst gepreßten Albanesen und Bosnier, hatte Dienste bei den Egyptern genommen; die schwache militärische Besatzung von Konstantinopel war wenig zuverlässig, die übrige Bevölkerung noch weniger; Alle erwarteten mit muselmännischer

Gleichgültigkeit die Dinge, die da kommen würden; Niemand hatte eigentlich Lust, sich für einen Herrscher zu schlagen, welcher seit lange her gehaßt war, und der neuerdings in wüsten Orgien, die er mit Christinnen feierte, und in seiner unbezwinglichen Leidenschaft für den vom Profeten verbotenen Wein alle Würde und alles Ansehn verloren hatte.

In dieser äußersten Noth wandte sich Mahmud — der schon früher vergeblich in London um Beistand gebeten hatte — an seinen Erbfeind, an Rußland, um Hülfe.

Lassen wir eine Denkschrift, welche aus dem Kabinet von St. Petersburg hervorgegangen ist, erzählen, wie die Dinge gekommen sind.

„Sobald die Empörung Egyptens zur Kenntniß des Kaisers gelangte, gab S. Majestät dem russischen Konsul Befehl, Alexandrien sofort zu verlassen. Dieser freiwillige Beweis von den wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers ward von dem Sultan mit lebhafter Dankbarkeit aufgenommen und brachte ihn auf den Gedanken, im Nothfalle den Beistand Rußlands in Anspruch zu nehmen. Sobald S. Majestät von diesem Wunsche in Kenntniß gesetzt ward, beeilte sie sich, demselben zu entsprechen. In dieser Absicht ward der Generallieutenant Murawief mit einer besondern Mission nach Konstantinopel und Alexandrien beauftragt. Während dieser General sich nach den Orten seiner Bestimmung begab, schritt die egyptische Armee von Sieg zu Sieg, fiel in Kleinasien ein und schien Konstantinopel selbst zu bedrohen. Der Kaiser beschloß daher, dem Sultan eine Abtheilung der Flotte des Schwarzen Meeres zur Verfügung zu stellen,

für den Fall, daß die Kriegsereignisse die Sicherheit der Hauptstadt des ottomanischen Reiches gefährdeten. Dieses im Laufe des Monats Mai in Konstantinopel gemachte Anerbieten ward so gewürdigt, wie es zu würdigen war. Die Pforte schmeichelte sich indessen immer noch, daß die Worte des Friedens, welche sie an Mehemet Ali gerichtet, eine gütliche Beilegung zur Folge haben und dem Gange der kriegerischen Operationen Einhalt thun würden. Wir erwarteten noch das Resultat dieses Schrittes ebenso wie den Erfolg der Mission des Generals Murawief, als ein von Konstantinopel angelangter Courier uns die Nachricht brachte, daß der von den ferneren Bewegungen der egyptischen Armee auf der Straße von Brussa unterrichtete Großherr die gebieterische Nothwendigkeit erkannt habe, den sofortigen Beistand Rußlands in Anspruch zu nehmen. In dieser Absicht hat der Reis-Effendi am 21. Januar unserm Gesandten eine Note überreicht, in welcher er in aller Form die Absendung des Geschwaders mit 4 oder 5000 Mann Landungstruppen und überdies den Beistand eines Armeecorps von 25—30,000 M. verlangt, welche von den Ufern der Donau zur Vertheidigung der Hauptstadt abmarschiren sollen. Rußlands Ehre verlangte, daß das Vertrauen des Sultan's nicht getäuscht werde. Dieser Gedanke veranlaßte die Antwort, welche das kaiserliche Kabinet auf die Wünsche zu geben hatte. Der Kaiser empfing sie am 12. Febr., und noch denselben Tag ward Befehl zur Beschleunigung der Sicherheitsmaßregeln gegeben, welche der Sultan verlangte."

Diese Darstellung ist allerdings tendentiös gefärbt;

die Geneigtheit des Sultans, russische Hülfe anzunehmen, ist in der That so groß nicht gewesen, wie sie eben geschildert wurde, nach mehrmaligen Anerbietungen hat die äußerste Noth erst seine Bedenklichkeiten besiegt. Wenn wir aber dieses ausnehmen und die Versicherung der wohl-wollenden Gesinnungen des Kaisers von Rußland als diplomatische Ausstaffirung betrachten, so ist der Bericht ziemlich getreu.

Indeß schreckte die Nachricht, daß die Pforte die militärische Hülfe Rußlands in Anspruch genommen und das letztere sie zugesagt habe, die beiden Großmächte des europäischen Westens aus der schlaffen Gleichgültigkeit empor, mit der sie den Siegen des Paschah von Egypten zugesehn hatten. Wäre Consequenz in der Politik Englands und Frankreichs gewesen, so hätten sie längst zwischen den Großherrn und seinen Vasallen treten müssen. War doch die Integrität des türkischen Reiches das Dogma der englischen wie der französischen Politik, und jeder Schritt, den Ibrahim auf Konstantinopel zu that, war ein Streich gegen diese Integrität. Aber in Paris wie in London begnügte man sich lange mit frommen und stillen Wünschen für den Sieg des Vicekönigs von Egypten oder des Sultans: England hätte es nicht ungern gesehen, wenn der über Mehemet Ali gesprochene Bann zum Vollzug gekommen wäre, Frankreich hatte eine entschiedene Vorliebe für den im Aufstand begriffenen Vasallen.

Mehemet Ali, der sich gern den ältesten Sohn Frankreichs nennen ließ, hatte der französischen Nationaleitelkeit geschmeichelt, wenn er dem Kaiser Napoleon einen förmlichen Kultus widmete, und wenn er unter den vielen fremden Abenteurern, die er in seine Dienste nahm,

Franzosen den Vorzug gab; aber er hatte durch auffallende Begünstigung des französischen Handels im Mittelmeer auch realere Ansprüche auf Dankbarkeit; und überdieß war es ihm, indem er einen glänzenden Firniß von Civilisation über sein Reich zu breiten wußte, gelungen, die Meinung über sich auszusprengen, daß er einer wirklichen Kultur und Gesittung den Weg in's Morgenland zu bahnen geeignet sei. Wie könnte es Wunder nehmen, daß Regierung und Volk in Frankreich lebhaften Antheil nahm an diesem Manne, wenn dessen Charakter auch durch unersättliche Habgier und kalte Grausamkeit befleckt war, und daß jeder Franzose den Erfolgen von Mehemet's Armee, welche von französischen Instructoren nach französischem Zuschnitt organisirt war, mit einer Art von väterlichem Stolze zusah.

Nun aber, als es in Konstantinopel hieß, „die Russen kommen," wachte bei den Diplomaten die Erinnerung an das alte Dogma von der Integrität des osmanischen Reichs angeblich wieder auf. Der französische Geschäftsträger, Herr von Varennes, beeilte sich, der Pforte halb warnend vor Rußlands Arglist, halb drohend vor Frankreichs Zorn seine Dienste anzubieten. Die Pforte nahm diese an. Ein französischer Courier ging darauf an Ibrahim ab, ein türkischer Abgesandter, Halil Pascha, folgte, und der russische General Murawief eilte rasch hinterdrein. Es gelang auch, den siegreich vordringenden Egypter zu einem vierzigtägigen Waffenstillstand zu bewegen, während dessen Murawief und Halil Pascha nach Alexandria reisten, um Mehemet Ali die Friedensvorschläge des Sultans zu überbringen.

Hatte der französische Diplomat aber die Berufung der Russen noch rückgängig zu machen gehofft, so war das freilich eine Täuschung gewesen.

Die russische Hülfe war zu rasch bei der Hand. Am 20. Februar legten sich bereits vier russische Linienschiffe, vier Fregatten und vier Corvetten, die in Sebastopol längst für diesen Fall seefertig gemacht waren, bei Bujukdere vor Anker. Andrerseits erreichten die fieberhafte Aufregung in Konstantinopel und die Besorgniß im Serail ihren Gipfel, als man erfuhr, daß sich Ibrahim durch den Waffenstillstand nicht hindern lasse, auf der Straße nach Brussa weiter vorzurücken. Und endlich kehrten auch Halil und Murawief von Alexandrien mit der niederschlagenden Nachricht zurück, daß Mehemet die Vorschläge des Sultans verwerfe und seine Forderungen noch höher gesteigert habe.

Es war am 17. Februar ein außerordentlicher Botschafter Frankreichs, der Admiral Roussin, in Konstantinopel angelangt, der sofort nachdrücklich gegen die Intervention Rußlands protestirte. Als die russische Flotte bei Sisepolis (an der Küste Asiens) 6000 Mann Landungstruppen ausschiffte, als der russische Admiral Lazaref wie ein Retter begrüßt, und der schleunige Anmarsch des Corps von der Donau gemeldet ward, erklärte Roussin, er werde sein Gepäck nicht ausschiffen und Konstantinopel sofort sammt dem Personal der französischen Gesandtschaft verlassen, wenn sich die russische Escadre nicht aus dem Bosporus entferne.

War es nun eine wirkliche Sympathie Frankreichs für die Pforte, war es die Besorgniß, daß Ibrahim von

Rußland an der Verfolgung seines Sieges gehindert werden könne, was dem französischen Kabinet diesen Protest eingab — unmöglich konnte Mahmud oder sein Divan das wissen. Wenn aber auch die freundlichsten Absichten vorausgesetzt wurden, so war es der Sachlage völlig angemessen, daß Roussin die Antwort erhielt, die Pforte werde auf die russische Hülfe verzichten, sobald der französische Gesandte den Rückzug des egyptischen Heeres und die Annahme der vom Sultan gemachten Friedensvorschläge durch Ibrahim verbürge. Auch die russischen Diplomaten erklärten sich hiermit zufrieden; der Gesandte Butenief sagte zu Roussin: „Wir kommen bloß hierher, weil Mahmud uns gerufen hat. Hindern Sie Ibrahim nach Konstantinopel zu kommen, bewegen Sie den Paschah von Egypten, einen Vertrag zu unterzeichnen, welcher den Thron des Sultans schützt, während er zugleich die Ansprüche Mehemet Ali's befriedigt, und wir sind bereit uns zurückzuziehn, denn die Anwesenheit unsrer Flotte und unsrer Armee wird dann sofort überflüssig."

Roussin übernahm die Garantie, welche man verlangte, nachdem die von ihm proponirten Friedensartikel von der Pforte gebilligt waren. Das Wesentliche, was er vorschlug, war, Mehemet Ali solle die Paschaliks von Acre, Tripoli, Jerusalem und Naplus haben, den Sultan fernerhin als Oberherrn anerkennen und das Gebiet der Pforte räumen. Mit diesen Vorschlägen und einem dringenden Briefe ging ein Adjutant Roussin's nach Alexandrien.

Aber Mehemet Ali verwarf auch diese Grundlagen eines Friedens und bestand auf den Forderungen, die er

bereits früher gemacht hatte, — er wollte die vier genannten Paschaliks von Syrien, außerdem aber auch den Bezirk von Adana in Kleinasien behalten, dann das Recht, seine Kriegsmacht nach Belieben zu verstärken und die Zusicherung, daß Ibrahim sein Nachfolger werde, haben. An den Admiral Roussin schrieb Mehemet in Rücksicht auf die Drohungen, welche jener hatte einfließen lassen: sein Entschluß sei gefaßt, er werde eher den Tod wählen als die Schmach erdulden, die man von ihm verlange.

Es wird behauptet, der französische Resident in Alexandrien, der die Absichten seiner Regierung anders ausgelegt habe als Roussin, sei Schuld daran gewesen, daß Mehemet Ali sich so hartnäckig geweigert. Es mag sein. Aber nicht die Weigerung des Vicekönigs von Egypten war das Schlimmste für den französischen Botschafter, sondern vielmehr seine eigne Ohnmacht, den Trotz des sich Weigernden zu brechen. Roussin's ruhmrediges Bürgschaftleisten erwies sich eben so schlecht begründet und nichtig als sein vorschneller Protest gegen die Anwesenheit der Russen.

Die Streitmacht der letzteren schwoll unterdeß immer mehr an: zehn Linienschiffe und eine entsprechende Anzahl kleinerer Fahrzeuge bewachten jetzt den Bosporus, nahe an hundert Kanonen schützten das Lager, das auf der asiatischen Küste errichtet war, und am 27. April konnte Mahmud über 14,000 Mann russischer Hülfstruppen Musterung halten. Der Sultan schien in der That von Vertrauen und Zärtlichkeit gegen seine Retter überzufließen, er trug seine Freude öffentlich zur Schau,

er überhäufte die russischen Officiere mit Ehrenbezeugungen, und es sah aus, als wolle er dem sich ziemlich laut aussprechenden Haß der muselmännischen Bevölkerung Konstantinopels und dem schlecht verhehlten Groll vieler Mitglieder des Divans gegen die Russen recht auffällig Hohn sprechen.

Desto größere Besorgniß flößte die Anwesenheit der Russen den Diplomaten der übrigen Mächte ein. Sie glaubten, die große Krise der orientalischen Angelegenheiten sei nun wirklich vor der Thür und die freundliche Besetzung der Küsten des Bosporus durch die Moskowiter werde sich bei erster bester Gelegenheit in eine feindliche verwandeln: so erschien es ihnen als die nächstliegende Aufgabe, die Russen um jeden Preis vom türkischen Gebiete hinwegzuschaffen. Ein Mittel, diesen Zweck zu erreichen, lag freilich nahe genug. War die egyptische Gefahr beseitigt, so war die russische Hülfe überflüssig. Um aber die egyptische Gefahr zu beseitigen, gab es zwei Wege, — man mußte aus den Drohungen, welche Roussin gegen Mehemet Ali ausgestoßen, Ernst machen, oder die Forderungen des Vicekönigs erfüllen. Der erste Weg kostete Frankreich und dem mit ihm in den nächsten Verhandlungen zusammengehenden England Anstrengungen und Opfer, der zweite Weg war für die Vermittler der bequemste, er kostete bloß dem Sultan Opfer, — und er ward daher auch eingeschlagen.

Die Gesandten Englands und Frankreichs, denen sich der österreichische anschloß, riethen zum Frieden und zur Nachgiebigkeit gegen Mehemet Ali, und ihrem Drängen wie ihren Warnungen vor der russischen Hülfe ge-

lang es endlich, Mahmud friedfertig zu stimmen, zumal da auch der russische Gesandte die Nachgiebigkeit gegen den Paschah befürwortete. Reschid Paschah ging in Begleitung des Herrn von Varennes*) nach Kutahieh, dem Lager Ibrahim's ab. Am 5. Mai kam dort der nach dem Orte benannte Vertrag zu Stande, durch welchen die sämmtlichen Forderungen Mehemet Ali's im Wesentlichen bewilligt wurden; am 6. schon ratificirte der Sultan, indem er einen Amnestieferman erließ, welcher nach orientalischer Weise viele pomphafte Phrasen enthielt, aber an der Sache natürlich Nichts änderte.

Zu Anfang Juli räumte Ibrahim mit seinen Truppen das türkische Gebiet, und nun machten sich auch die Russen bei Konstantinopel reisefertig. Der Sultan überschüttete die Scheidenden mit seinem Dank; zehn Decorationen mit Brillanten spendete er den Generalen, 700 goldene Medaillen dem Officiercorps, 24,000 silberne Denkmünzen den Gemeinen. Dann wurden zuerst die Landtruppen Rußlands eingeschifft, und am 9. Juli lichtete die Flotte im Hafen von Bujukdere die Anker.

Und wie ist es denn nur möglich, bei alledem die Uneigennützigkeit der russischen Hülfe anzuzweifeln! Wie konnten wir die Phrasen von wohlwollenden Gesinnungen des Kaisers von Rußland gegen den Sultan in der oben citirten Denkschrift eine bloße diplomatische Ausstaffirung nennen? Was war es denn, worin der Eigennutz Rußlands sich hätte befriedigt sehen können? Und hatte

*) Herr von Varennes, nach Roussin's Eintreffen in Konstantinopel erster Secretär der französischen Gesandtschaft.

Nikolaus I. nicht vielmehr auf das Haupt seines Gegners, der noch zwei Jahre zuvor an eine Unterstützung Polens gedacht hatte, feurige Kohlen zu sammeln gewußt?

So glaubte die europäische Welt wirklich eine Zeitlang, und auch die Diplomatie war mindestens erstaunt und verwirrt. Selbst der seltsame Umstand, daß Rußland der Pforte ernstlich zur Nachgiebigkeit gegen Mehemet gerathen, daß es nicht auf der Demüthigung des rebellischen Vasallen bestanden hatte, wurde entweder übersehen oder zu Gunsten der russischen Diplomatie ausgelegt. Aber nicht lange nach dem Abzuge der Truppen aus dem Bosporus wurde der Preis bekannt, welchen Sultan Mahmud an Nikolaus I. gezahlt hatte.

Im Mai hatte Nikolaus seinen Vertrauten, den Generaladjutanten Orlof, mit einem eigenhändigen Schreiben nach Konstantinopel geschickt. Den Tag nach Abschluß des Vertrags von Kutahieh langte dieser dort an. Es konnte also auf den Inhalt des Traktats keinen Einfluß mehr haben, wenn Orlof unverholen seine Mißbilligung der Friedensartikel aussprach, aber auf das Gemüth des Sultans desto mehr. Leicht ließ der Letztere sich einreden, daß Frankreich und England den Paschah von Egypten bevorzugt hätten, und damit war er auch in der geeigneten Stimmung, um sich zur Abschließung eines Bündnisses mit Rußland bewegen zu lassen, das Orlof ihm vorschlug. Was für Hebel der letztere ansetzte, um Mahmud zur Unterzeichnung zu bewegen, ehe er sich mit seinen Ministern berathen hatte, ist unbekannt.

Man pflegt dies Bündniß, das zwischen Orlof und Butenief einerseits und dem Seraskier Chosrew Pascha andrerseits am 26. Juni a. St. oder 8. Juli

n. St. formell vereinbart wurde, den Vertrag von Unkiar Skelessi*) zu nennen.

Der Inhalt des Vertrags hob die Vorstellungen von dem Wohlwollen des Kaisers Nikolaus gegen Mahmud freilich auf, dafür aber gab er einen neuen eclatanten Beweis von der Gewandtheit und Klugheit der russischen Diplomatie. Rußland und die Pforte sichern einander Friede, Freundschaft und Bündniß zu, zum Zweck der gemeinsamen Vertheidigung gegen jeden Angriff; die früheren Verträge zwischen beiden Staaten werden bestätigt; Rußland stellt seine Land- und Seearmee der Pforte, falls diese noch einmal die Unterstützung seines Bundesgenossen ansprechen sollte, zur Verfügung. In einem geheimen Separatartikel war überdies festgesetzt, daß die Pforte der im Falle der Noth an Rußland zu leistenden Hülfe überhoben sein, dagegen die Dardanellen jedem fremden Kriegsfahrzeuge verschließen solle.

Rußland konnte freilich wol im Jahre 1833 den König von Holland fallen lassen und den damaligen Verhandlungen über die belgische Frage ziemlich passiv zuschauen, da es im Orient solche glänzende Erfolge errang. Von jetzt an ließ sich für jede Einmischung in die inneren Angelegenheiten des türkischen Reichs ein legitimer, traktatengemäßer Vorwand finden, denn das Bündniß von Unkiar Skelessi hat die Vertheidigung der beiden Staaten „gegen jede Beeinträchtigung“ zum Zweck;

*) Den Vertrag von Unkiar Skelessi siehe in der Anlage 1. Unkiar Skelessi hieß der Ort, wo sich das Lager der russischen Hülfsarmee befand.

jetzt kann Nikolaus I., falls die Pforte ihn noch einmal um Hülfe angeht gegen einen rebellischen Vasallen — und wie leicht läßt sich ein Vasall zur Rebellion verleiten —, ein Heer von hunderttausend Mann an die Küste des Bosporus werfen, denn der Vertrag erlaubt so viel Truppen zu Lande und zu Wasser zu liefern, als „beide contrahirende Parteien für nothwendig erachten werden;" jetzt kann weder England noch Frankreich die Präponderanz Rußlands im schwarzen Meer gefährden, denn die Dardanellen sind ihren Linienschiffen verschlossen.

Man muß auch einräumen, daß Frankreich und England wenigstens nachträglich einen Begriff davon zu haben schienen, in welchem Maße ihnen bei dem großen Wettlauf um die Hegemonie in Konstantinopel der Vorsprung abgewonnen sei. Zumal England erschrak über die Absperrung der Dardanellen, denn es weiß sehr wohl, daß sein handelspolitisches Uebergewicht nur so weit reicht als die Kugeln seiner Dreimaster. Aber fast war die Einsicht, daß sie überlistet seien, für die Westmächte Ursache nur noch größerer Beschämung, denn sie waren zu erbittert, um ihren Aerger verbeißen, und zu wenig muthvoll, um ein thätliches Einschreiten zu wagen.

Am 27. August 1833 reichten die Gesandten Englands und Frankreichs in Konstantinopel eine Note ein, worin sie den Vertrag von Unkiar Skelessi für null und nichtig erklärten, weil er die Pforte einer demnächstigen Occupation von Seiten Rußlands Preis gebe. Beinahe einen Monat währte es, bis eine Antwort kam; sie war

wol erst in St. Petersburg redigirt; dann erklärte die Pforte unter dem 20. September, daß der Vertrag bloß in ihrem Interesse geschlossen sei und Niemandem zu nahe trete, daß sie aber als unabhängiger Staat das Recht habe, Verträge zu schließen, ohne sich darüber irgend Jemandem gegenüber rechtfertigen zu müssen.

Hierbei hat es auch sein Bewenden gehabt. Allerdings nahmen die Westmächte gegen Ende 1833 und das ganze Jahr 1834 hindurch die Miene an, als wollten sie mit Waffengewalt die Aufhebung jenes Traktats erzwingen: französische und englische Kriegsschiffe kreuzten in der Nähe der Dardanellen, einmal wurden in der Nähe von Smyrna 1000 englische Soldaten an's Land gesetzt, — aber nur um einer dort abzuhaltenden Parade willen, — die Pforte befestigte und armirte dagegen mit Hülfe russischer Ingenieure die Dardanellenschlösser, — aber schließlich kam es doch zu keinem Kriege, und Rußland blieb vorläufig in der günstigen Position, die es einmal gewonnen hatte.

3. Kapitel.

Orientalische Angelegenheiten. Rußland kann das Ende der Türkei nicht erwarten. Verleihung russischer Orden an türkische Militärpersonen. Mahmud nähert sich England wieder. Die Quadrupelallianz vom 22. April 1834. Literarische Agitation in England gegen die Fortschritte und Uebergriffe Rußlands. Das letztere beeinträchtigt den englischen Handel. Lord Durham in Petersburg. Confiscation des „Vixen." Handelsvertrag zwischen England und der Pforte, wovon Rußland den Vortheil zieht. Zweiter Krieg zwischen Mehemet Ali und der Pforte. Schlacht bei Nisib, 24. Juni 1839. Quadrupelallianz vom 15. Sept. 1839. Friede zwischen der Pforte und Mehemet Ali. Wie Rußland wieder den Gewinn zieht. — Krieg zwischen Persien und Herat; zwischen den Shiks und den Afghanen. Expedition nach Khiwa. — Nikolaus in London; das Memorandum von 1844. Nikolaus in Rom.

Gewöhnlich sagt man, Rußland beweise der Türkei gegenüber die Geduld seltener Klugheit, es habe immer still und ruhig zu warten gewußt, bis der rechte Moment gekommen.

Auf Nikolaus I. paßt dies nicht: er ist der Türkei gegenüber überaus ungeduldig gewesen, er konnte nicht

warten, er glaubte immer vorzeitig den Augenblick gekommen, wo das Wild gefällt sei und zerstückelt werden könne, er warf immer zu früh die Rücksichten bei Seite.

Selbst in einem durchaus despotischen Staate, wie die Türkei einer ist, giebt es Etwas, was über dem Despoten steht, was ihn beeinflußt, vielleicht ohne daß er ein Bewußtsein davon hat, was ihm eine Schranke setzt, die er vielleicht selbst nicht erkennt, — das ist, wir dürfen nicht sagen die öffentliche Meinung, aber die Volksmeinung. Das Bewußtsein dieser Thatsache ging Mahmud II. ab, welcher die Sympathien und Antipathien der Türken sein Lebenlang gering achtete, und es ging Nikolaus I. ab, der den Vertrag von Unkiar Skelessi lediglich auf einen einzelnen von Launen und von gemeinen Leidenschaften beherrschten Mann und auf einige bestochene Minister stützte.

Mahmud kümmerte sich zu Anfang nicht im mindesten um die Erbitterung, welche in seinem Reiche wegen jenes Vertrages herrschte. Die Mitglieder des Divans, welche Einreden gegen seine Politik erheben wollten, schüchterte er ein durch Ausbrüche viehischer Wuth. Die Verschwörungen unter den Truppen kaufte er entweder mit Geld ab oder erstickte sie im Blute der Betheiligten. Die muselmännische Bevölkerung der Hauptstadt äußerte nach alter Sitte ihr Mißfallen über das neue Bündniß mit dem alten Feinde in Mordthaten und Brandstiftungen — am $^{30}/_{31}$ August gingen in der Hauptstadt 6000 Häuser in Flammen auf, — Mahmud ließ sich dadurch kaum in seinen Orgien stören. Aufstände über Aufstände erschütterten in den Jahren 1833 und 1834 die Provinzen des Reichs, —

auf den von seinem Herrscherrecht eingenommenen Mann übten sie jedoch zunächst keinen andern Einfluß, als daß er auf neue Gewaltmittel und neue List sann, um die Aufständischen zu unterdrücken.

Aber die Rücksichtslosigkeit, womit die Russen auftraten, die Anmaßung, womit sie ihre Uebermacht fühlen ließen, fügte der nationalen Antipathie der Moslems gegen jene — reale Beschwerden hinzu, welche bald das Ohr Mahmuds erreichten und endlich auch sein Herz trafen. Da wurden am Ende die glänzenden Geschenke vergessen, welche der Großvezier und andre Würdenträger des Reichs zum Dank für den Traktat von Unkiar Skelessi von Rußland erhalten hatten, da dachte man auch nicht mehr an den schmeichlerischen Empfang des türkischen Gesandten in Petersburg, da fiel auch das nicht mehr in's Gewicht, daß die russischen Truppen endlich *) aus den Donaufürstenthümern, welche sie seit dem Frieden von Adrianopel besetzt gehalten hatten, zurückgezogen, und daß von der rückständigen Kriegscontribution noch einmal ein Theil erlassen wurde.

Nicht nur, daß Rußlands Hand in den Wirren Bosniens und Serbiens immer sichtbarer wirkte, daß die russischen Agenten und Consuln immer keder sich in die Angelegenheiten der christlichen Bevölkerung des türkischen Reichs mischten, daß die Handelsverträge zwischen beiden Staaten sich immer nachtheiliger für die Pforte erwiesen, — in Konstantinopel selbst trat der Gesandte Nikolaus I.

*) Im Mai 1834.

in einer Weise auf, welche die Muselmänner zugleich verletzen und reizen mußte.

Das „Portfolio" erzählt einen Fall dieser Art, welcher einen tiefen Blick in die Situation gestattet.

Zu Anfang des Ramazan 1835 zeigte der russische Gesandte der türkischen Regierung an, er habe vom Kaiser Decorationen erhalten, welche unter die türkischen Regimenter, die mit den Russen bei Unkiar Skelessi gelagert hatten, vertheilt werden sollten, damit sich die Waffenbrüderschaft zwischen beiden Armeen noch fester knüpfe. Nun war aber einerseits bekannt, daß das türkische Militär keineswegs geneigt war, mit den Russen zu fraternisiren, andrerseits ist der Ramazan — als die Fastenzeit der Muhamedaner — vorzugsweise der Moment, wo in Konstantinopel Insurrectionen ausbrechen. Die Pforte gab nicht sogleich Antwort, sie sondirte ihre Truppen. Der Gesandte Butenief drängte, daß man ihm Antwort gebe. Man bat um Aufschub für die Zeit des Ramazan, man sprach von der oppositionellen Stimmung der Truppen. Butenief erklärte Ablehnung oder Aufschub für eine persönliche Beleidigung des Kaisers. Er lud die türkischen Minister einzeln zu sich, — acht Nächte opferte er diesen Einladungen oder Besuchen, er schmeichelte, er drohte, je nachdem. Dann wiederholte er ungestümer seine Forderung. Und der Wille des Zaren geschah. — Ein Aufstand brach nicht aus, aber zwanzig junge Muselmänner, welche die Orden des Landesfeindes verschmähten, büßten dafür mit dem Leben.

Ein solches Verfahren weis't bestimmt genug darauf hin, daß Rußland damals die Dinge auf die Spitze

treiben wollte. Nebenbei beobachtete es auch gegen Mahmud selbst durchaus keine Rücksichten mehr, es intriguirte z. B. gegen den griechischen Patriarchen, der die russischen Interessen nicht genug begünstigte, und zwang den Sultan endlich, obwol jener ein Schützling desselben war, ihn abzusetzen.

Das Resultat von dem Allen war jedenfalls ein in St. Petersburg sehr unerwünschtes: Mahmud näherte sich England wieder. Das letztere stand seit dem Vertrage von Unkiar Skelessi mit Rußland und mit der Pforte auf gespanntem Fuß, seine Parlamentsredner und seine Journale forderten auf zum Kriege, seine Marine wurde vermehrt, und seine Flotten kreuzten noch immer im Mittelmeer und drohten, gelegentlich die Durchfahrt durch die Dardanellen zu erzwingen. Im Frühling 1835 aber erschien ein außerordentlicher Gesandter des Sultans in London und sprach in der Audienz am 1. Mai dem Könige Mahmud's Wunsch aus, daß die früheren freundschaftlichen Verbindungen beider Regierungen wieder angeknüpft würden.

Damals standen alle Erfolge, welche Nikolaus im Orient bisher gehabt hatte, in der That auf dem Spiel.

Die beiden Mächte des europäischen Westens hatten sich gerade einander mehr genähert als jemals während der achtzehnjährigen Regierung Ludwig Philipp's. Das war theils eine directe Folge des Vertrags von Unkiar Skelessi, welcher die Kabinette von Paris und London um die Zukunft der Türkei und um die Interessen ihrer eignen Länder besorgt gemacht hatte, und eine Folge der russischen Anmaßung, welche auf den Protest der West-

mächte erwiderte, daß Rußland einen solchen für nichtig erachte und so handeln werde, als ob die protestirenden Noten nie geschrieben seien. Theils aber hatte das enge Aneinanderschließen der drei absoluten Mächte auch England und Frankreich zu einem festeren Zusammenhalten veranlaßt. Die Congresse zu Töplitz und zu München-Grätz, wohin die Westmächte nicht eingeladen waren, erschienen um so gefahrdrohender, als über die Verhandlungen daselbst ein tiefes Schweigen beobachtet wurde, und als ein Gerücht umging, es sei dort ein Bündniß gegen die beiden constitutionellen Großmächte zu Stande gekommen. Die Quadrupelallianz dagegen, am 22. April 1834 zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal, zur Beendigung des Bürgerkriegs auf der pyrenäischen Halbinsel abgeschlossen, wurde von Freund und Feind als ein Bündniß gegen die absolutistischen Mächte betrachtet. Der Abschluß erregte besonders in St. Petersburg Bestürzung; man fürchtete, eine Kriegserklärung werde nun nicht lange auf sich warten lassen. Als vollends gerade im Frühlinge des Jahres 1835 das Toryministerium, welches etwa ein halbes Jahr lang die Verwaltung Englands gehabt hatte, gestürzt wurde, schien abermals der Augenblick da zu sein, wo das Schwert allein noch zwischen dem Osten und dem Westen entscheiden könne.

Wenn dies dennoch nicht geschah, so war anscheinend die alte Eifersucht zwischen den beiden Staaten des Westens Ursache davon, eine Eifersucht, welche Rußland überdies geschickt zu nähren wußte.

Das divide et impera versteht Rußland aus dem Grunde. Es setzte in London wie in Paris alle mög-

lichen Hebel an, um das Einverständniß und die Allianz beider Kabinette zu lösen, und andrerseits die Aufmerksamkeit derselben im Westen zu beschäftigen, damit es selbst im Osten freiere Hand habe.

Die Abneigung Nikolaus I. gegen Ludwig Philipp war nicht abgeschwächt, obwol schon Jahre seit der Julirevolution verstrichen waren. Jede Gelegenheit war vom Zaren benutzt worden, dem Julikönige Demüthigungen zu bereiten, ihn seine Verachtung fühlen zu lassen, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. „Der Zar, mein Herr, will nicht," wagte Pozzo di Borgo einst dem Premierminister von Frankreich zu sagen. Die üblichen Höflichkeitsformen, die im Verkehr der Höfe untereinander sonst beobachtet werden, wurden von Rußland Ludwig Philipp gegenüber beharrlich unterlassen. Niemand konnte eine undankbarere und schwierigere Stellung haben als die französischen Gesandten in St. Petersburg. Wir wissen aus dem vorigen Bande dieses Werkes, welchen Einfluß das russische Kabinet auf die Wahl des Herzogs von Mortemart zum Gesandten in Petersburg ausübte. Als dieser sich auf seinem Posten einfand, erfuhr er eine völlig zwiefache Behandlung: man kam ihm freundlich entgegen als dem Herzoge von Mortemart, man behandelte ihn kalt als Gesandten Ludwig Philipp's. So erging es auch dem Marschall Mortier, der nach jenem diesen Botschafterposten bekleidete. Nikolaus empfing ihn mit der persönlichen Achtung und Anerkennung, die der ausgezeichnete Krieger verdiente, sprach mit ihm von seinen Feldzügen und Schlachten und von Napoleon, ließ ihn aber durch beiläufige Bemerkungen oder durch ein noch belei-

digenderes Schweigen die Geringschätzung fühlen, welche er gegen seinen König hege. So schief wurde die Stellung Mortier's, daß man ihn abrief und den Marschall Maison nach Petersburg schickte. Von diesem sagte man, er wisse sich durch den Stolz und die Derbheit eines alten Soldaten besser gegen Demüthigungen zu sichern als seine Vorgänger; aber schon daraus geht hervor, daß diese Demüthigungen wenigstens versucht wurden. — Auch mit den Legitimisten Frankreichs ließ sich Nikolaus in directe Beziehungen ein. So empfing er einen Sendling der Herzogin von Berry, Herrn von Choulot, in geheimer Audienz, ließ sich die Pläne und Streitkräfte der Herzogin auseinandersetzen, versprach seine moralische Unterstützung und bedauerte, daß er nicht mehr thun könne, da ihm wegen der Aengstlichkeit des Berliner Kabinets und wegen Oesterreichs schwankender Haltung die Hände gebunden seien.

Ludwig Philipp mochte sich noch so sehr der Allianz mit dem Absolutismus würdig beweisen, mochte alle liberalen Elemente in Frankreich mit höchstem Eifer verfolgen, mochte in der europäischen Politik der Reaction noch so willfährig die Hand bieten, — die Gunst Nikolaus I. erwarb er nicht. Selbst daß Metternich für ihn auf dem Congresse zu München-Grätz das Wort ergriffen und sich für seine „guten Gesinnungen" verbürgt hatte, eroberte ihm die Freundschaft des Zaren nicht.

Aber diese Abneigung verhinderte nicht, daß Nikolaus den König von Frankreich höchst brauchbar fand, wenn es galt, der englischen Politik Hindernisse in den Weg zu legen. Wie der russische Botschafter in London in-

struirt war, das englische Kabinet von der Quadrupelallianz abwendig zu machen, so hatte der Gesandte zu Paris die Mission, das Mißtrauen Ludwig Philipp's gegen England zu erregen.

Indeß — die nächste Zeit, die Jahre 1835 und 1836 brachten der russischen Politik im Osten doch vorläufig eine Reihe von Niederlagen, und ein Zusammenstoß zwischen England und Rußland schien noch immer wahrscheinlich. Was half jene Heerschau zu Kalisch, wo Nikolaus mit seiner Kriegsbereitschaft prunkte und mit der preußischen Waffenbrüderschaft und mit den Millionen, die er für ein solches militärisches Spektakel hinwerfen könne, — was half jener Fürstentag in Töplitz, wo der Zar über seine Bundesgenossen und Vasallen gleichsam Musterung hielt — England ließ sich nicht beirren und hielt seinen Blick fest auf den Orient gerichtet.

Das Jahr 1835 ist epochemachend für die Beziehungen zwischen England und Rußland. Von ihm datirt eine sorgliche literarische Abwägung der Interessen beider Staaten und gleichzeitig eine auf historische Thatsachen und diplomatische Dokumente gestützte Kritik der Maßnahmen und Pläne Rußlands im Orient. Hauptsächlich war es das Verdienst eines Mannes, des Engländers David Urquhart, mit rastloser Thätigkeit sowol den Kreuz- und Querzügen der russischen Diplomatie nachzuspüren, als das davon verletzte oder gefährdete Interesse Englands hervorzuheben. Seit 1835 erschien das Portfolio, worin Urquhart die Resultate gründlicher Studien und eigner während eines langen Aufenthalts im Orient gesammelter Erfahrungen nieder-

legte, und worin er zugleich eine lange Reihe von Aktenstücken veröffentlichte, welche Licht auf einem Gebiete verbreiteten, das bisher in Dämmerung gehüllt gewesen war. Man darf sagen, daß seitdem das Urtheil über diesen Conflikt der handelspolitischen Interessen, in welchen die beiden mächtigsten Staaten der Gegenwart gerathen sind, wenigstens literarisch festgestellt ist, daß seitdem die öffentliche Meinung Europa's entschieden für England, welches die Nationalität und die Freiheit der einzelnen Völker wie die Kultur der Menschheit am wenigsten bedroht, Partei ergriffen hat.

Die englische Nation schien nun einzusehen, daß auf dem langen, ungeheuren Ländersaume von den Karpathen bis zur Mündung des Amur und bis in das westliche Hochland Nordamerika's, an der Donau und im schwarzen Meer, in Kleinasien und in Griechenland, in Egypten und in Syrien, in Persien und in China sein merkantiles Uebergewicht auf's höchste gefährdet sei. Und das englische Kabinet handelte in dem dieser Einsicht entsprechenden Sinne.

Im Jahre 1833 war die erste directe Handelsverbindung zwischen dem schwarzen Meere und England eröffnet. An den Ufern dieses Meeres und an denen der Donau fanden die englischen Kaufleute Talg, Felle, Korn und Holz — kurz dieselben Rohprodukte, welche Europa bisher von Rußland zu kaufen gewohnt war. Den ersten paar Schiffen, welche im Jahre 1834 in jenen Gegenden Ladung eingenommen hatten, folgten zahlreiche andre. Eine gefährliche Konkurrenz erstand dem Handel Petersburgs und der andern russischen Ostseehäfen. Und die

englische Regierung säumte nicht, Consuln in den wichtigsten Städten der Donauprovinzen anzustellen.

Eins der wichtigsten Resultate, welche aus dem *Portfolio* und der ihm vorausgehenden Literatur gewonnen wurden, war die Erkenntniß, daß Rußland sich immer mehr dem Centrum Asiens nähere, daß sein Einfluß auf die Angelegenheiten Persiens von Jahr zu Jahr steige, daß der Krieg im Kaukasus eigentlich ein Kampf um den Schlüssel zu Asien sei, daß man endlich in Rußland sich schon in Träumen und Plänen ergehe, welche auf die Zertrümmerung des indobrittischen Reiches hinausliefen. Nach dieser Erkenntniß wurde gehandelt: englische Kaufleute befrachteten Schiffe mit Munition und Kriegsbedarf und schickten sie an die Küste des schwarzen Meeres zu den Tscherkessen, die Regierung unterhandelte mit der Pforte, um sich einen kürzeren Weg nach Ostindien zu sichern und erlangte wirklich einen Ferman des Großherrn, nach welchem es gestattet wurde, eine Dampfschifffahrt auf dem Euphrat einzurichten.

Wie um eben diese Zeit England begann, sich von den russischen Tendenzen in Griechenland loszusagen, ist bereits erzählt, aber in Konstantinopel, dem Knotenpunkt aller diplomatischen Machinationen, erlangte das englische Kabinet noch einen wichtigen auf den Handel im Mittelmeer bezüglichen Vortheil. Es erwirkte einen zweiten Ferman vom Sultan, welcher sich auf den Verkehr mit Egypten und Syrien bezog. Mehemet Ali hatte nämlich ein äußerst einträgliches aber ebenso engherziges Monopolsystem eingeführt, vermöge dessen die Britten gezwungen waren, für alle importirten und exportirten Waaren

sehr hohe Zölle zu zahlen. Der Ferman setzte diese Monopole außer Kraft.

Rußland operirte gegen diese Errungenschaften Englands auf zweierlei Weise.

Einerseits wandte es sich an die Pforte, stellte sie zur Rede und drohte ihr. Eine Note vom 13. März 1836 machte es ihr zum Vorwurf, daß sie ständige Gesandte in London und in Paris angestellt habe, was bisher unerhört und nur dazu geeignet sei, das Einvernehmen mit Rußland zu schwächen oder zu stören. Besonders aber wurde hervorgehoben, daß die beiden an England ertheilten Fermans, die Dampfschifffahrt auf dem Euphrat und den egyptischen Handel betreffend, das besondere Mißfallen des Kaisers von Rußland erregt hätten. Ja die Drohung war hinzugefügt, daß Rußland sich, falls Mehemet Ali dem Ferman Gehorsam versage und England Widerstand leiste, auf die Seite des Vicekönigs von Egypten stellen werde.

Anderntheils schritt es gewaltsam gegen den britischen Handel nach dem schwarzen Meere und nach den Donauländern ein.

Die Inseln im Donaudelta waren durch den Frieden zu Adrianopel an Rußland abgetreten, jedoch unter der Bedingung, daß auf denselben keine Festungswerke irgend welcher Art angelegt werden dürften. Nur Quarantänegebäude zu errichten war gestattet. Rußland hatte von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht, feste Gebäude an Punkten aufgeführt, wo die den Fluß passirenden Schiffe beherrscht wurden, und Geschütze dahin postirt, welche Gehorsam gegen die Quarantänebeamten nöthigenfalls er-

zwingen sollten. Alles aus Gesundheitsrücksichten angeblich — wie sich von selbst versteht. Aber diese Quarantäneanstalten erwiesen sich jetzt als ein ganz vortreffliches Mittel, den Verkehr Englands mit der Moldau und Walachei zu verhindern. Unzähligen Plackereien setzte sich jedes brittische Schiff aus, das jene Donauarme befuhr. Die Russen gaben bald Feuer auf ein Schiff, bald legten sie Beschlag auf Handelsartikel, bald erhoben sie willkürliche Abgaben, endlich schickten sie sogar alle Schiffe, welche donauaufwärts fahren wollten, nach Odessa, um dort Quarantäne zu halten. Dabei ließen sie das Flußbett der Donau so versanden, daß die Tiefe desselben innerhalb der Zeit, wo sie das Delta besaßen, also von 1829—1836, von 12 Fuß auf 8 Fuß herabsank.

Beiläufig sei hier erwähnt, daß diese Maßregeln, welche sämmtlich darauf abzielten, Rußland den Alleinhandel mit den Donauländern zu sichern, nicht bloß gegen den Traktat von Adrianopel, sondern auch gegen den Traktat der heiligen Allianz zu Wien verstießen. Die dort stipulirte Freiheit der Flußschifffahrt, die nur mit Uebereinstimmung der Uferstaaten erlaubte Erhöhung der Zölle, endlich die Pflicht jedes Uferstaats, das Fahrwasser auf seine Kosten in gutem Stand zu erhalten — wurde im Donaudelta verletzt.

Damals war der Augenblick, wo England in der That eigentlich zum Kriege genöthigt war. Das Unrecht Rußlands war so sonnenklar wie der Nachtheil Englands. Die ganze Nation war empört, vom Könige bis zum jüngsten Matrosen, die Kaufleute aller größeren Städte schickten dem Parlamente Petitionen ein und baten um

Schutz und Absendung einer Flotte nach dem schwarzen Meere. Auch im Parlament war eine ausführliche Debatte, der Rechtspunkt wie das merkantile Interesse wurde des Breiteren erörtert und eine Adresse im Sinne der Kaufleute beantragt. Aber der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lord Palmerston, widersetzte sich einer Adresse, er erklärte dieselbe für unnöthig, da die „Regierung Sr. Majestät nicht geneigt sei, das unberechtigte Vorschreiten irgend einer Macht zu dulden." Die Adresse unterblieb, aber es unterblieb auch der Widerstand gegen die Anmaßungen Rußlands.

An demselben Tage, am 20. April 1836, wo über diese Adresse verhandelt wurde, kam eine andre Verletzung der Wiener Verträge durch Rußland im englischen Unterhause zur Sprache. Krakau war am 17. Februar 1836 besetzt. Dort hatten einige Straßenunruhen am Namensfeste des Kaisers Nikolaus stattgefunden, und in Folge dessen forderten die Residenten der drei Schutzmächte die Ausweisung einiger Fremden, Polen und anderer, die sich in Krakau aufhielten. Sie gaben acht Tage Frist zum Vollzug dieser Forderung. Die Frist genügte nicht, eine Verlängerung ward verweigert, und nach Ablauf derselben rückten die Truppen ein. Eine Militärdiktatur trat ein in der Stadt, und mit deren Unabhängigkeit war es völlig aus. In dem Wiener Traktat hieß es, „Krakau solle eine freie, unabhängige, streng neutrale Stadt sein, und — keine militärische Macht dürfe, unter welchem Vorwande es sei, in die Stadt eingeführt werden"; indeß zwischen der Republik und den Großmächten sollte kein Stück Papier mehr sein und gelten. Das brittische Par-

lament sprach sich mit gleicher Erbitterung darüber aus wie über die Sperrung der Donau; aber eine bestimmte Beschlußfassung auch darüber unterblieb, weil „die Regierung Sr. Majestät das unberechtigte Vorschreiten irgend einer Macht nicht dulden wird. *)“ Und der Widerstand Englands unterblieb auch.

Warum aber sandte England damals keine Flotte in's schwarze Meer? — Die historischen Quellen, welche bis heute zu Gebote stehen, geben keine bestimmte und klare Antwort auf diese einfache Frage. Alle Rücksichten auf die Ehre und auf den Vortheil der brittischen Nation forderten gebieterisch eine mannhafte Abwehr der russischen Uebergriffe; alle Motive, welche für die Unterlassung geltend gemacht werden können, sind nicht stichhaltig. Sogar wenn es richtig ist, daß Rußland die Zusage Ludwig Philipp's hatte, er werde sich bei ausbrechendem Kriege neutral verhalten, — sogar ohne die Unterstützung Frankreichs war England stark genug, den Kampf mit Rußland aufzunehmen. Ueberdies mußte jeder englische Staatsmann bis zum jüngsten Gesandtschaftsattaché sich sagen, daß ein Bruch zwischen beiden Mächten doch über kurz oder lang erfolgen müsse, und daß jeder Aufschub zu Gunsten des Feindes sei.

Auf jene einfache Frage hat Urquhart freilich eine bestimmte Antwort gegeben: er weis't mit dem Finger

*) In der Debatte äußerte Palmerston die naive Meinung: der Kaiser von Rußland sei unfähig, so viele Millionen Menschen, wie die verschiedenen Theile Polens enthalten, der Zahl nach oder wirklich auszurotten.

auf Lord Palmerston hin, er zeiht ihn des gemeinen Verraths, und deutet versteckt oder offen an, der Mann, der so lange die brittischen Interessen dem Auslande gegenüber vertreten hat, sei von Rußland erkauft. Wir müssen diese Beschuldigung als eine bisher nicht bewiesene Hypothese dahingestellt sein lassen, aber das ist thatsächlich, daß eine geheime Maschinerie hinter der dem Publikum sichtbaren Maschinerie der englischen Politik stand und vielleicht noch steht, und daß einer der Hauptleiter dieser geheimen Maschine eben Palmerston, der berüchtigte Lord Firebrand, ist. Schon während die officielle, aller Welt sichtbare Maschine durch den Vertrag von Unkiar Skelessi überrascht wurde, im Eifer über den Abschluß desselben militärische Kräfte entfaltete, und die Miene annahm, als wolle sie die Dardanellenschlösser stürmen und um jeden Preis den Vertrag wieder lösen, — schon während dessen kannte die geheime Maschine den Traktat, ehe er in's Leben trat, er wurde ihr vom Sultan vorgelegt mit der Bitte zu helfen und zu schützen, aber sie lehnte die Hülfe ab und denuncirte das Nothrufen der Pforte dem russischen Gesandten*), und nach Abschluß des Traktats hatte sie „nie die Absicht, die Aufhebung dieses Vertrags zwischen zwei unabhängigen Staaten durch feindselige Maßregeln zu erzwingen." Ob die Triebräder dieser geheimen Maschine mit St. Petersburg in Verbindung stehn, ob eine kleinliche Eifersucht gegen Frankreich und namentlich gegen die Festsetzung desselben in Afrika das trei-

*) Wie am 8. Febr. 1848 im englischen Parlamente von Anstey nachgewiesen wurde.

bende Princip war, — das ist nicht zu entscheiden. Verfolgen wir also den Lauf der sichtbaren Maschine in dem Konflikt mit Rußland.

Statt einer Flotte in's schwarze Meer schickte das englische Ministerium nach Petersburg einen Diplomaten. Es wählte dazu Lord Durham, denselben Staatsmann, der bereits im Jahre 1832 eine Mission nach der nordischen Hauptstadt übernommen und damals für Polen allerdings Nichts erreicht hatte. Lord Durham galt jedoch für einen äußerst freisinnigen, fast für einen radikalen Mann, und er war zu der Sendung offenbar in der Absicht auserseh n, der brittischen Nation von vornherein die Ueberzeugung einzuflößen, daß ihre Interessen mit Energie und Freimüthigkeit vertreten würden. Auch war die Meinung allgemein, Durham werde in aller Schroffheit die Wahl zwischen Krieg und Frieden stellen.

Der Gesandte reiste nach Konstantinopel; von da nach Kiew. Dort fand er in seinen Zimmern einen Officier in einfacher Uniform, der sich ihm als Kaiser Nikolaus vorstellte. Ueberrascht von dieser beispiellosen Leutseligkeit eines Monarchen und noch dazu des stolzesten aller Monarchen, wurde der Gesandte bezaubert von der fortgesetzten Aufmerksamkeit, womit der Kaiser ihn behandelte. Nicht nur daß ihm zu Ehren Revüen angeordnet wurden, daß der englische Lord als der Mittelpunkt der Feste erschien, daß man demselben Dampfboote und Kriegsschiffe zur Verfügung stellte, — die Beschwerden einer Anzahl in Rußland wohnender Britten, deren Durham sich annahm, wurden auf's zuvorkommendste abgestellt. Hiezu kam, daß Nikolaus auch in der Hauptangelegenheit eine

scheinbare Nachgiebigkeit und Schmiegsamkeit bewies: er versicherte, daß er die besten Absichten mit der Türkei habe, daß der Vertrag von Unkiar Skelessi lediglich deren Bestes bezwecke, daß die festen Gebäude auf den Donauinseln nur gegen die Pest gerichtet seien, und daß er die freundschaftlichste Gesinnung gegen England hege. Durham wurde vollständig bethört; aus dem selbstgewissen Repräsentanten einer großen und stolzen Nation, der in dürren Worten sein Entweder — Oder sprach, war er in einen Bewunderer des Zaren verwandelt. Als der Letztere sich vollends erbot, die türkische Festung Silistria, die noch immer besetzt war*), zu räumen, und der Pforte einen neuen Bruchtheil der alten Kriegscontribution zu erlassen, rieth Durham in seinen Depeschen auf's eifrigste zum Frieden, schwärmte für ein Bündniß zwischen dem Zaren und dem Könige von England und hatte seine drohenden Absichten schier vergessen. Als er später nach England heimkehrte, war er ein eifriger Vertheidiger russischer Institutionen und russischen Lebens geworden und hielt es für seine Pflicht, dem vielfach verleumdeten Zaren das Wort zu reden. Den Russen aber, welche das Talent Nikolaus I., seine Gäste mit Feinheit zu behandeln, sie nur sehen zu lassen, was er zeigen wollte, und sie nur hören zu lassen, was er ihnen für zuträglich hielt, kannten, galt Lord Durham seitdem als das Urbild eines völlig überlisteten Menschen.

Die freundschaftlichen Versicherungen des russischen Kabinets beruhigten und befriedigten denn auch das zu

---

*) Seit dem Frieden zu Adrianopel.

London. Am schwarzen Meer blieb die Praxis der russischen Quarantänebeamten wie zuvor; das englische Ministerium drückte die Augen zu, und die englischen Kaufleute mußten darunter leiden.

Die Confiscation des Schiffes Vixen*) ist ein eklatantes Beispiel, wie viel Rußland dem brittischen Dreizack ungestraft bieten durfte. Wir dürfen sie darum nicht übergehen.

Auch an der cirkassischen Küste waren Quarantänemaßregeln getroffen: alle Schiffe fremder Nationen wurden nach Redut Kalé und Anapa gewiesen, um sich den dort eingeführten sanitäts-polizeilichen Vorschriften zu unterwerfen, der Besuch der übrigen Küste war verboten, und russische Kriegsschiffe kreuzten dort, um dem Verbote Nachdruck zu geben. Diese Anordnungen, angeblich nur aus Gesundheitsrücksichten erlassen, hatten zugleich das merkwürdige zufällige Resultat, daß sie die kämpfenden Tscherkessen von aller Verbindung mit andern Nationen abschnitten. Sein Recht, diese Anordnungen zu treffen, leitete Rußland aus dem Traktate zu Adrianopel her, in welchem es sich Cirkassien von der Pforte, obwol diese nicht den mindesten Rechtstitel darauf besaß, hatte abtreten lassen. Nun war aber jener Traktat von England gar nicht anerkannt, weil er einen früheren Vertrag der Kabinette von London und St. Petersburg, vom Jahre 1827**), worin Rußland sich verpflichtete, keine Gebietsvergrößerung anzunehmen, direct verletzte, und der

*) Vergl. Progress of Russia, by D. Urquhart.

**) Am 6. Juli 1827, vergl. Bd. VI. S. 146.

König von England hatte sich vielmehr das Recht vorbehalten, über die der Türkei auferlegten Opfer zu urtheilen. Englische Kaufleute, welche bei dem Handel nach Circassien betheiligt waren, beschlossen die Sache im Interesse Englands zur Entscheidung zu bringen. Sie rüsteten ein Handelsfahrzeug aus, fragten bei ihrer Regierung an, ob dieselbe „die russische Blokade am schwarzen Meer im Süden des Flusses Kuban anerkenne", erhielten zur Antwort eine Hinweisung auf die „Gazette", in welcher jede Blokade angezeigt werde, und schickten ihr Schiff „the Vixen" ab.

Mit Spannung erwartete man in England den Ausgang des Unternehmens, wußte man doch, daß sich der König selbst dafür interessire.

Inzwischen kam der Vixen nach Konstantinopel. Dort benachrichtigte der englische Gesandte den Supercargo des Schiffes von den Beschränkungen, welche Rußland der Schifffahrt und dem Handel im schwarzen Meere auferlegt habe, fügte jedoch hinzu, daß es durchaus kein Recht dazu habe. Im November 1836 gelangte der „Vixen" an die cirkassische Küste, und wurde, weil er die Blokade durchbrochen habe, von russischen Kreuzern genommen und confiscirt.

Und bei dieser Confiscation hatte es sein Bewenden. Freilich verlangte der englische Gesandte in Petersburg die Gründe zu wissen (April 1837), aus denen sich Rußland für berechtigt halte, in Friedenszeiten ein englisches Fahrzeug zu confisciren. Aber die russische Regierung gab Gründe an — weil das Schiff eine Ladung (Salz) gehabt habe, die unter keinen Umständen eingeführt wer-

den dürfe, und weil es Handel zu treiben gesucht an einem Orte, wo keine Zollstätte sei, — Gründe, welche die Frage, ob Circassien als russisches Gebiet zu betrachten sei, gar nicht erledigten, — das englische Ministerium beruhigte sich dabei, und das englische Parlament, dem die betreffenden Aktenstücke verweigert wurden, mußte sich dabei beruhigen.

Es ist ein Gesetz, das sich in der Geschichte noch immer bewährt hat, daß alle lahmen und halben Versuche, einen Gegner niederzuwerfen, diesem selbst zum Vortheil gereichen. So zog auch Rußland aus dieser lahmen und in der Ausführung verunglückten Opposition Englands allein den Gewinn. Der Ruf seiner Macht stieg, namentlich auch unter den Völkern des Orients, das Gefühl seiner Uebermacht, seiner Unangreifbarkeit, seiner Unüberwindlichkeit wurzelte immer tiefer, und sein überlegener Einfluß im Rathe der europäischen Großmächte griff immer weiter.

Darum hörten jedoch die Intriguen und Conflikte im Oriente nicht auf. Im Gegentheil, gerade weil ein Entscheidungskampf vermieden war, so wurde die Thätigkeit auf dem Felde der Intriguen und der kleinen Conflikte nur desto größer. Die Schwerkraft der Interessen, — und die Interessen Englands und auch Frankreichs einerseits und Rußlands andrerseits stehen sich im Orient nun einmal feindlich entgegen — die Schwerkraft nationaler Interessen ist stärker als der Wille friedenseifriger Minister.

Gegen jenen Ferman des Sultans, welcher die Handelsmonopole Mehemet Ali's beseitigen sollte, hatte Ruß-

land, wie wir wissen, protestirt, und er kam in Folge dessen vorläufig nicht zur Ausführung. Aber es lag im Interesse der Pforte sowol wie im Interesse Englands, den beiderseitigen Verkehr in irgend einer Weise zu erleichtern. Von Konstantinopel aus war schon 1835, als der Druck Rußlands auf den türkischen Handelsverkehr überaus fühlbar wurde, in London der Abschluß eines umfassenden Handelstraktats vorgeschlagen, aber damals abgelehnt worden. Auf diesen kam man zurück. Die englische Gesandtschaft in Konstantinopel, bei welcher damals Urquhart angestellt war, arbeitete mit allem Eifer darauf hin, ihn durchzusetzen, und nach langem Widerstand einzelner englischen Minister kam er in der That zum Abschluß.

Es ist dies der Handelsvertrag vom 16. August 1838, und man glaubte damals allgemein, daß England mit demselben einen bedeutenden Vorsprung vor Rußland gewonnen habe.

Es sieht auch so aus, wenn man lies't, daß die englischen Schiffe alle Vortheile der am meisten bevorzugten Nationen genießen sollen, daß die englischen Unterthanen keine andern Abgaben bezahlen werden als die türkischen Unterthanen, daß die Engländer alle beliebigen Waaren im ganzen Reiche kaufen können, und daß alle Monopole aufgehoben sind. Aber wenn es schon der Beachtung werth ist, daß Rußland gegen diesen Handelstraktat nicht den Protest erneute, welchen es gegen den Ferman von 1836 eingelegt, so schwindet die Ueberflügelung des russischen Einflusses durch den englischen völlig in Nichts zusammen, wenn man die Ausführung

des Traktats ins Auge faßt. Durch denselben wurden nämlich die Eingangszölle auf englisches Gut verdoppelt 3—5 %, die Ausfuhrzölle auf türkische Produkte um das Vierfache gesteigert. Alle schweren Rohprodukte und Stoffe der Türkei — und auf diese kam es hauptsächlich an — konnten einen Zoll von 12 %, falls sie nicht an Wasserwegen erzeugt waren, nicht tragen, und die Ausfuhr derselben nach England, ja die Ausfuhr von einer türkischen Provinz in die andre, war gelähmt. Wir stehen hier wiederum vor einer völlig unbegreiflichen Maßregel der englischen Politik.*)

Die übrigen Mächte schlossen sich dem Vertrage der Reihe nach an. Nur Rußland blieb isolirt. Es hatte dazu seine guten Gründe, verdeckte dieselben aber mit seiner gewöhnlichen List. Die Organe der russischen Presse erhoben laut ihre Stimme und signalisirten den Traktat als einen feindseligen und hinterlistigen Akt des Kabinets von St. James. Ernster Widerstand jedoch ward nicht geleistet, denn Rußland hatte den alleinigen Vortheil von Allem. Indem seine alten Handelsverträge in Gültigkeit blieben, zahlte es für seine Waaren in türkischen Häfen nach wie vor nur $1^1/_2$ % Zoll, und das russische Getreide verdrängte z. B. das türkische auf dem Markte zu Konstantinopel.

Die Frage drängt sich auf, was Mahmud II. veranlaßte, in den Abschluß dieses Vertrags zu willigen. Nicht allein seine Ignoranz in Betreff handelspolitischer

*) Urquhart hatte eine andre Fassung des Traktats vorgeschlagen. S. Progress of Russia S. 391.

Verhältnisse war der Anlaß, sondern hauptsächlich hatte ein Motiv, das ganz und gar nichts mit dem Handel zu thun hatte, ihn zum Abschluß bestimmt. Es hieß in einem Artikel des Traktats, die Monopole sollten in allen Theilen des osmanischen Reichs aufgehoben werden, und die Pforte verpflichte sich, über die Ausführung dieser Bestimmung zu wachen, etwaiges Zuwiderhandeln ihrer Beamten zu strafen und England nöthigenfalls Ersatz für den ihm erwachsenden Schaden zu leisten. Dieser Artikel war gegen Mehemet Ali gerichtet, dessen straflose Widersetzlichkeit und dessen offenkundiges Streben, eine erbliche Monarchie zu gründen, den Rest von Mahmud's Leben verbitterte. Er wartete mit rachsüchtiger Leidenschaft seit langer Zeit auf den Moment, wo er den gefährlichsten seiner Vasallen züchtigen und vernichten könne. Aber besorgt vor einer zweiten eigennützigen Hülfe Rußlands glaubte er sich die Unterstützung Englands gleichzeitig um des Zaren und um des Vicekönigs willen sichern zu müssen.

So hatte der Handelstraktat in den Augen des Sultans die Tragweite und Kraft eines Bündnisses, und im Vertrauen darauf begann er den Krieg. Die Pforte rüstete noch im Jahre 1838 mit allem Eifer und in aller Ausdehnung, welche die zerrütteten Verhältnisse ihres Landes gestatteten. Im Anfange des Jahres 1839 näherten sich die türkischen Truppen unter Führung Hafiz Pascha's der syrischen Grenze, am 21. April gingen sie über den Euphrat und standen bald in der Ebene von Aleppo, der egyptischen Armee unter Ibrahim gegenüber. Die französische Diplomatie, deren Schützling Mehemet

Ali noch immer war und die vom Kriegslärm völlig überrascht schien, suchte in der letzten Stunde den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Aber des Sultans Rachedurst ließ sich nicht beschwichtigen, er wies die Vermittlungsvorschläge zurück, er nahm keine Rücksicht darauf, daß der Vicekönig scheinbar nachgiebig und demüthig den Handelstraktat vom 16. August 1838 anerkannte, er erklärte denselben vielmehr für einen Hochverräther, entsetzte ihn seiner Aemter, hielt ihm in einem Manifeste alle seine Sünden vor und ließ sich kaum zurückhalten, daß er nicht selbst zur Armee abging und das Kommando übernahm.

Die Entscheidung kam rasch. Am 24. Juni 1839 stießen die beiden Armeen beim Dorfe Nisib zusammen, die türkische der egyptischen überlegen an Zahl, aber die letztere besser disciplinirt und geschickter geführt als jene. Die Tragödie von Konieh wiederholte sich. Nach tapferem Widerstande des türkischen Fußvolks siegt die überlegene Kriegskunst Ibrahim's und seiner europäischen Offiziere. Die Armee Hafiz Paschas wird geworfen, versprengt; nach dem Verlust von vielen Tausend Todter, Verwundeter und Gefangener, der Artillerie und des Gepäcks, rettet sich Mahmud's Feldherr vor dem nachsetzenden Ibrahim mit Mühe nach Konieh.

Also noch einmal stand dem Sohne Mehemet Ali's der Weg nach Stambul offen. Aber weit drohendere Wetterwolken zogen sich jetzt über dem osmanischen Reiche zusammen als im Jahre 1832.

Mahmud hatte das Unglück seiner Armee nicht mehr erfahren. In den letzten Tagen des Juni 1839 hauchte

dieser von Natur kräftige, aber von wilden Leidenschaften aufgeriebene Mann in den verschwiegenen Mauern des Serail seinen letzten Seufzer aus. Am 1. Juli erfuhr die Hauptstadt mit einem Male eine Reihe erschütternder Neuigkeiten, — daß der Großherr gestorben sei, daß Abdul Medschid, sein Sohn, den Thron bestiegen habe, und daß Halil Pascha, als Seraskier, und Chosrew Pascha, als Großvezier, die Regierungsgeschäfte unter sich theilen würden. Eine dumpfe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich des Volks, das zu diesen beiden Ministern kein Vertrauen hatte und zu dem sechszehnjährigen Herrscherknaben gar keins haben konnte. Und zu dem Verluste der Armee und zum Tode Mahmud's kam sogleich ein neues Unglück. Am 5. Juli war der Kapudan Pascha von den Dardanellen ausgesegelt, und bald erfuhr man, daß er die türkische Flotte verrätherischer Weise an Mehemet Ali ausgeliefert habe und mit ihr bereits im Hafen von Alexandria liege. Trotziger als je trat Mehemet nun auf: er verlangte jetzt die Erblichkeit der Fürstenwürde für alle seine Besitzungen, für Egypten, Syrien und Kreta und die Absetzung seines Feindes, des Großveziers Chosrew Pascha.

Das osmanische Reich, zu Lande und zu Wasser von regulairen Vertheidigungsmitteln entblößt, schien somit unaufhaltsam dem Ende zuzueilen. Wer sollte der glückliche Erbe sein? der Kaiser von Rußland oder der Vicekönig von Egypten?

Die Erbschaft trat freilich keiner von Beiden an, aber den Hauptgewinn bei allen diesen Verwirrungen zog wieder der Kaiser von Rußland.

Schon vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Pforte und Mehemet Ali hatten die Kabinette von London und Paris Unterhandlungen gepflogen, welche darauf abzielten, eine eventuelle Einmischung Rußlands zu verhüten. War doch dies Letztere nach den Artikeln des Vertrags von Unkiar Skelessi berechtigt, der Pforte im Fall einer Niederlage mit Landheer und Flotte zu Hülfe zu eilen! Also machte das englische Kabinet dem französischen den Vorschlag, daß die Kriegsschiffe beider Staaten im Mittelmeer sich vereinen und gemeinsam — wenn nöthig mit Gewalt — in die Dardanellen dringen sollten, sobald russische Truppen auf türkischem Gebiet erschienen. Aber einem solchen Uebereinkommen stand die zaghafte Politik des Julikönigs einerseits und eine der englischen entgegengesetzte Meinung über Mehemet Ali andererseits im Wege. Während England den Vicekönig von Egypten gedemüthigt und Syriens beraubt wissen wollte, nahm Frankreich denselben in Schutz und begünstigte seine Prätensionen. Ludwig Philipp lehnte also diesen entschiedenen Vorschlag ab und ermäßigte ihn zu der Verabredung, daß England und Frankreich die Pforte auffordern wollten, die Dardanellen zu öffnen, falls die Russen einrückten. Dann war die Schlacht bei Nisib erfolgt. Die russische Intervention schien vor der Thür, und der Divan war in Verzweiflung. Er hatte sich bereits entschlossen, alle Forderungen des Vicekönigs zu bewilligen, die beiden Abgesandten, welche nach Alexandrien reisen sollten, waren schon reisefertig, als die Diplomatie in Constantinopel einen Ausweg fand.

Der französische und der östreichische Botschafter faß-

ten eine Note ab, des Inhalts, daß die Großmächte in Betreff der orientalischen Frage übereinstimmten, daß die Pforte ihre Entscheidung aufschieben und den Erfolg der Bemühungen der Mächte abwarten möge. Auch von den Gesandten Englands, Preußens und Rußlands ward nachträglich unterzeichnet und das Schriftstück der Pforte überreicht.

Man hat die Bedeutung dieser Collectivnote vom 27. Juli 1839 weit überschätzt, man hat gesagt, daß sie direct gegen den Vertrag von Unkiar Skelessi gerichtet gewesen sei, daß sie die Türkei der Vormundschaft Rußlands entzogen und sie unter die Vormundschaft Europas gestellt habe. In Wirklichkeit enthält die Note von dem Allem Nichts, ihr unbestimmter Inhalt ist überhaupt von untergeordneter Bedeutung. In gleicher Weise ist es eine irrige Annahme, das russische Kabinet sei sehr unzufrieden darüber gewesen, daß Herr von Butenief diese Note unterzeichnet habe. Es ist wahr, daß es in verschiedenen Depeschen von Nesselrode scharf betont wurde, daß die Pforte ihre Entscheidung frei treffen müsse und nicht von den europäischen Mächten gezwungen werden dürfe; in einem Schreiben Nesselrode's an den Gesandten in Konstantinopel hieß es: „Wir können und dürfen uns nicht als Schiedsrichter in einer Sache aufwerfen, welche die Interessen der Pforte so nahe berührt, sie selbst hat darüber zu entscheiden. Der Kaiser bewilligt ihnen den größtmöglichen Spielraum, um im Einverständniß mit ihren Collegen die Wege zu einem friedlichen Vergleich zwischen der Pforte und Egypten zu eröffnen, vorausgesetzt, daß die Bestimmung des Sultans frei ist.“ Aber

man kannte in St. Petersburg die Bedeutungslosigkeit der Note zu gut, als daß man irgendwie dem Gesandten wegen Unterzeichnung derselben gegrollt hätte.

Die Uebereinstimmung unter den Großmächten, welche in der Collectivnote proclamirt wurde, war in der That nicht vorhanden. Dies erwies sich sogleich. Die natürliche Consequenz jener Uebereinstimmung war, daß den Fortschritten Mehemet Ali's ein Ziel gesteckt, daß seine Forderungen abgewiesen, daß nöthigenfalls Gewalt gegen ihn gebraucht würde. England richtete wiederholte Aufforderungen in diesem Sinne an Frankreich. Ludwig Philipp aber weigerte sich, stellte vielmehr Forderungen zu Gunsten Mehemet Ali's und nahm die Miene an, als werde es denselben gar mit Waffengewalt schützen.

Sobald Rußland die Verstimmung bemerkte, welche zwischen England und Frankreich in Folge dieser Verhandlungen eintrat, machte es sich dieselbe zu Nutze. Kaiser Nikolaus schickte Herrn von Brunnow nach London. Dieser kam am 15. September 1839 dort an und machte folgenden Vorschlag: Rußland wird den Sultan beschützen, und die verbündeten Flotten werden Egypten und Syrien angreifen. Nun ging freilich das englische Ministerium auf diesen Vorschlag, der eigentlich eine Bestätigung des Vertrags von Unkiar Skelessi gewesen wäre, nicht ein, aber der Riß zwischen ihm und dem französischen Ministerium wurde immer größer. Die Vorstellungen des genannten Herrn von Brunnow thaten dazu das Ihrige. Dieser versäumte Nichts, die Politik Ludwig Philipp's als eine England feindliche darzustellen; er erinnerte an die Anstrengungen, welche Frankreich in den letzten Jah-

ren gemacht hatte, um seine Seemacht und seine Colonien zu vergrößern, sogar die Absendung eines französischen Gesandten nach Persien wußte er für diesen Zweck auszubeuten; er erklärte, daß Rußland Mehemet Ali den Britten Preis gebe, und daß es dem Handelsverkehr Englands mit Egypten und über Egypten nach Ostindien keine Hindernisse in den Weg legen werde; er beruhigte über den Vertrag von Unkiar Skelessi, welcher gar nicht mehr als bestehend zu betrachten sei; er versprach die Hinwegräumung aller Hindernisse, die bisher dem englischen Handel im schwarzen Meere in den Weg gelegt seien; ja er sagte zu, Rußland werde im nächsten Jahre die Feindseligkeiten gegen die Tscherkessen einstellen.

So kam es denn, daß Frankreich eine immer isolirtere Stellung erhielt. Im Januar 1840 waren England und Rußland über die Grundzüge eines Traktats betreffender orientalischen Angelegenheiten bereits einig. Frankreich machte einige Versuche, den Streit zwischen der Pforte und dem Vicekönig für sich allein zu schlichten. Diese Versuche waren vergeblich. Es sträubte sich aber auch, in der Gesandtenconferenz zu London die Punktationen der andern Mächte zu unterzeichnen. Inzwischen waren auch Oesterreich und Preußen der Uebereinkunft Englands und Rußlands beigetreten, und am 15. Juli wurde von diesen vier Mächten und der Pforte — mit Ausschluß Frankreichs — ohne Wissen des französischen Gesandten, ein Vertrag unterzeichnet, der unter dem Namen Quadrupel-Allianz bekannt ist.

Die wesentlichsten Bestimmungen dieses Vertrags sind folgende: 1) Mehemet Ali erhält erblich das Paschalik

von Egypten, lebenslänglich das Paschalik von Acre und noch einen Theil von Syrien; er muß auf Arabien, Creta und den Rest von Syrien verzichten und die türkische Flotte ausliefern. 2) Mehemet Ali muß diese Bestimmungen binnen zehn Tagen annehmen und das Gebiet, auf das er verzichten soll, räumen lassen; läßt er diese Frist verstreichen, so geht er des Paschaliks von Acre und des Theils von Syrien verlustig; das erbliche Paschalik von Egypten bleibt ihm, falls er in einer zweiten Frist von zehn Tagen sich diesen Bestimmungen fügt. Läßt der Pascha auch diese Frist verstreichen, so kann der Sultan auch das letzte Anerbieten zurücknehmen und nach seinen Interessen und nach dem Rath der vier Mächte handeln. 3) Die vier Mächte gewähren der Pforte ihren militärischen Schutz und verpflichten sich, Mehemet Ali zur Annahme der genannten Bedingungen zu bewegen, nöthigenfalls zu zwingen. Die Dardanellen und der Bosporus werden zur Sicherstellung Konstantinopels von den Mächten besetzt, sobald es der Sultan begehrt, aber auch wieder geräumt, wenn der Sultan die Hülfe nicht mehr für nöthig hält. 4) Der Sultan erneuert das alte Gesetz, daß in Friedenszeiten fremde Kriegsschiffe nicht in die Dardanellen oder in den Bosporus einlaufen dürfen, und die Mächte verpflichten sich, diese Entschließung zu achten. Kleineren fremden Kriegsschiffen, welche zum Gesandtschaftsdienste gebraucht werden, die Durchfahrt zu gestatten, behält der Sultan sich jedoch vor.

Somit gab Rußland sein durch den Vertrag von Unkiar Skelessi erlangtes Recht, allein der Pforte Hülfe zu leisten, für diesen Fall allerdings auf. Aber auch nur

für diesen Fall, und es erlangte dafür einen dreifachen Vortheil. Erstens wurde die Bestimmung jenes Traktats, daß die Dardanellen fremden Kriegsschiffen verschlossen sein sollen, von den andern drei Mächten ausdrücklich anerkannt, zweitens erreichte es die Schmälerung der Macht Mehemet Ali's, welcher durch den Besitz Syriens, durch sein wohldisciplinirtes Heer und durch seine Energie den Entwürfen und Plänen Rußlands noch gefährlicher zu werden drohte, als er den Entwürfen und Plänen Englands war. Drittens sprengte das russische Kabinet durch diesen Traktat vom 15. Juli die Allianz, die vielgerühmte entente cordiale, zwischen den beiden Mächten des Westens.

Die Zwangsmaßregeln gegen Mehemet Ali wurden nun sofort ergriffen. Als er die Annahme der Bestimmungen des Londoner Traktats verweigerte und die Fristen verstreichen ließ, schritt man gegen ihn ein. Am 14. Sept. setzte der Divan den Vicekönig ab, erklärte ihn förmlich in die Acht und gab ihm in der Person Izzet Muhamed's, des neu ernannten Pascha's von Acre, einen Nachfolger.

Die englische Flotte, verstärkt durch eine Anzahl türkischer und österreichischer Schiffe, richtete ihren Angriff zunächst gegen die wohlbefestigte Stadt Beirut, an der syrischen Küste. Sie erlag sofort der Artillerie der Verbündeten und der Tapferkeit der Oesterreicher, Engländer und Türken, denn auch die letzteren machten unter Commodore Napier's Führung ihrem alten Kriegsruhm Ehre. Inzwischen revolutionirten englische Agenten mit englischem Gelde die Bewohner des Libanon; die Drusen griffen in

hellen Haufen gegen den Pascha von Egypten zu den Waffen. Ibrahim blieb Nichts übrig, als eine entscheidende Schlacht zu wagen. Bei Beirut traf er mit Commodore Napier zusammen, am 12. Oct. 1840. Der kaltblütigen Tapferkeit des brittischen Officiers erlag der siegesgewisse Egypter. Sein Heer wurde zersprengt. Bald darauf fiel Tripolis, im November auch St. Jean d'Acre in Napier's Hand.

Das Waffenglück der Alliirten machte Mehemet Ali geschmeidig. Zugleich gewann er die Einsicht, daß auf die erwartete und zugesagte Hülfe Frankreichs für ihn nicht zu rechnen sei. Die drohenden Noten des Ministers Thiers, die pathetischen Reden der Deputirten der französischen Kammern und das flüchtig sich regende, alte Gelüst Frankreichs nach dem Rhein schützten den Vicekönig von Egypten nicht vor den Kanonen der verbündeten Mächte. Im November, gleich nach dem Falle St. Jean d'Acre's, als die feindlichen Schiffe ihre Kugeln gegen Alexandrien zu schleudern begannen, knüpfte Mehemet Unterhandlungen mit Napier an und erklärte sich bereit, Syrien und Candia zu räumen und die türkische Flotte herauszugeben, wenn man ihm die Erblichkeit des Paschaliks von Egypten bewillige.

Einige Zeit verstrich jedoch noch, bis der Friede zu Stande kam. Die Pforte war anfangs nicht geneigt, den rebellischen Vasallen so wohlfeilen Kaufes davon kommen zu lassen und Acht und Absetzung zurückzunehmen. Mehemet aber war, nachdem er sich von Frankreich entschieden verlassen sah, klug genug gewesen, sich sofort England in die Arme zu werfen und dessen Fürsprache

rettete ihn am Ende. Am 13. Febr. 1841 erließ der Sultan einen Hattischerif des Inhalts, daß Mehemet Ali die erbliche Herrschaft über Egypten gewährt werde, daß der Sultan sich aber das Recht vorbehalte, unter den Söhnen des Pascha einen Nachfolger zu wählen, daß Mehemet endlich nicht mehr als 18000 Mann im Frieden halten und ohne Genehmigung des Sultans keine Kriegsschiffe bauen dürfe. Nach einigem Sträuben nahm Mehemet Ali diese Bestimmungen an, und der Bürgerkrieg im osmanischen Reiche war beendet.

Merkwürdig — auch bei diesem Vertrage war es wieder Rußland, das am meisten gewann. Es hatte sich's keine Anstrengungen kosten zu lassen brauchen, die Pforte zu retten, aber es erntete den Dank. Während England dafür wirkte, daß die Absetzung Mehemet's zurückgenommen werde, beobachtet Rußland eine völlig zweideutige Haltung. Im Rathe der vier Mächte wilfigte es ein, dem nunmehr unschädlich gemachten Pascha den Rest seines Besitzes zu lassen, der Pforte gegenüber wußte es gehörig hervorzuheben, daß England und die andern beiden Mitglieder der Quadrupel-Allianz es eigentlich seien, welche dem Vicekönige das Wort redeten.

* * *

Gleichzeitig mit diesen Verwicklungen im türkischen Reiche und zum Theil schon vor denselben hatte Rußland auch Versuche gemacht, seinen Einfluß in dem ferneren Osten, in Centralasien, tiefer zu begründen oder weiter zu tragen.

Das Erste, was hier in Betracht kommt, ist der Krieg zwischen Persien und Herat, der in den Jahren 1836 — 38 geführt wurde.

In Teheran, der Hauptstadt Persiens, spielen die Gesandten Englands und Rußlands seit dem Anfange dieses Jahrhunderts dasselbe Spiel und dieselben Rollen, wie in Konstantinopel. Hier wie dort dieselben Zwecke, dieselben Intriguen, dasselbe Resultat: nemlich die kühne und stetige Politik Rußlands läuft der zaghafteren und unzuverlässigeren Politik Englands in der Regel den Rang ab. Seit dem Frieden von Turkmantschai im Jahre 1828, (vergl. Band 6, Seite 86) in welchem Persien, von England im Stiche gelassen, große Opfer bringen mußte, stand der Einfluß des russischen Gesandten beim Schah von Persien im Zenith. Er war es, der im Jahre 1836 den Schah Mohamed zum Feldzuge gegen Herat bewog. Die Vorwände zu diesem Krieg können uns gleichgültig sein, Eroberung war lediglich der Zweck: Mohamed Mirza gedachte seine Herrschaft und Rußland mit der Erweiterung der Grenzen Persiens seinen Einfluß auszudehnen. Die Expedition des Jahres 1836 mißlang, die des Jahres 1837 war wenig glücklicher, denn die Festung Herat leistete erfolgreichen Widerstand. Im dritten Feldzuge von 1838 boten die Perser all ihre Kräfte auf, der russische Gesandte, Graf Simonitsch, der schon in den vorigen Jahren die Seele der militärischen Operationen gewesen war, leitete selbst den Sturm auf Herat, das unter Anleitung eines brittischen Officiers tapfer vertheidigt wurde. Aber auch dieser Feldzug hatte nicht das beabsichtigte Resultat, und jetzt trat

das englische Ministerium entschieden gegen den Schah von Persien auf, so daß er sich entschloß, seine Entwürfe zu vertagen und die Belagerung Herat's aufzugeben. Auf die Beschwerde, welche England über das Benehmen des Gesandten Simonitsch in Petersburg erhob, wurde dieser desavouirt und von Teheran abberufen.

Aber schon hatte Rußland seine Hände in eine andere Streitigkeit gesteckt, welche den Engländern in Asien Abbruch zu thun drohte. Zwischen Dost Mohamed, dem Beherrscher von Kabul und Rundschid Singh, dem Fürsten der Shiks, auf der Grenze des brittischen Hindostan, waren fast ununterbrochene Kämpfe. Der Erstere wandte sich an Rußland, ein Agent, Witkowitsch, brachte einen eigenhändigen Brief Nikolaus I. an Dost Mohamed, Handelsverbindungen wurden angeknüpft, die Zusage russischer Hülfe gegeben. Als die Britten dieses gefährliche Bündniß auf diplomatischem Wege nicht zu sprengen vermochten, entschlossen sie sich zu energischer Unterstützung Rundschid Singh's. Von 1838 bis 1840 dauerte der Krieg, er endete mit Dost Mohamed's Niederlage und Gefangennahme. Das Cabinet von St. James beschwerte sich abermals über die Unterstützung Dost Mohamed's; es erhielt diesmal die Antwort, Witkowitsch habe nur den Auftrag gehabt, einen Handelstraktat abzuschließen. Dieser selbst aber hat niemals eine authentische Erklärung darüber abgeben können, wie sich die Sache verhielt, — es hieß nach einiger Zeit, er habe sich selbst entleibt.

Mochte Rußland — wie die Vorgänge in Herat und Kabul beweisen — nicht offen mit England brechen,

so war seine Eifersucht auf die Fortschritte jenes in Afghanistan jedoch nicht müßig. Es machte eine indirekte Gegenoperation dadurch, daß es sich im Khanat Khiwa*) festzusetzen und so einen Weg nach Central-Asien zu bahnen suchte. Russische Unterthanen waren vom Khan zu Khiwa geraubt und als Sclaven verkauft; das lieferte den Vorwand zum Angriff.

Diese Expedition hat einen gewissen Ruf erlangt durch ihren tragischen Ausgang.

Khiwa liegt dem Gouvernement Orenburg gegenüber und ist von demselben getrennt durch die wüste Steppe zwischen dem Caspi- und Aralsee. Der Weg beträgt mehr als 100 Meilen, hat gänzlichen Mangel an Trinkwasser und ist im Sommer wegen des brennend heißen Flugsandes, der den Reisenden zu verschütten droht, nicht gangbar.

Die Leitung der Expedition war dem Gouverneur von Orenburg, General Perowski, einem Milchbruder des Kaisers Nikolaus, anvertraut. Er wählte die winterliche Jahreszeit und trat am 29. Nov. 1839 den Marsch an.

Man gab die Zahl der Truppen auf etwa 20,000 Mann an, ohne den Troß; 15,000 Kameele trugen das Gepäck.

Im Februar 1840 erhielt Rußland die erste Kunde von dem Erfolg dieser mit großer Ruhmredigkeit angekündigten Expedition. Perowski machte durch ein Bül-

*) Schon Peter der Große machte den Versuch, sich Khiwa's zu bemächtigen. Er schickte 1717 eine Armee dahin; aber die Expedition mißlang.

letin bekannt, daß die Stürme der Steppe, der tiefe Schnee und die strenge Kälte die Expedition unterbrochen hätten. Die Armee sei vorläufig in den Forts an der Emba concentrirt, um beim Eintritt der guten Jahreszeit ihren Zug von Neuem anzutreten.

Nicht lange währte es, so kam aber der erläuternde Commentar zu diesem offiziellen Manifest: eine Armee existirte nicht mehr, sie lag begraben unter dem Schnee der kirgisischen Steppe. Nicht der Feind hatte den Marsch erheblich gestört, aber 20,000 Menschen und 10,000 Kameele waren der fürchterlichen Kälte, die durchschnittlich — 20° betrug, aber bis — 28° stieg, und dem anstrengenden Waten durch tiefen Schnee erlegen. Mit einem kleinen Rest hatte Perowski Orenburg wieder erreicht.

Der Khan von Khiwa hätte, geschützt durch die Steppe, noch lange Rußland trotzen mögen, aber so groß ist der Respekt vor Rußland und seinem Zaaren in jenen Gegenden, daß der Häuptling sich aus freien Stücken nachgiebig bewies. Er setzte mehrere hundert Russen in Freiheit und Kaiser Nikolaus, wie sein General Perowski konnten nun doch mit einigem Anstand auf die Wiederholung der Expedition verzichten.

* * *

Seit der Beendigung des egyptisch-türkischen Kriegs treten die orientalischen Angelegenheiten vor den politischen Fragen des Westens in den Hintergrund. Das ist nicht so zu verstehen, als ob Rußland sich von nun an weniger um jene gekümmert hätte. Nein, es mischte sich

so gut in den chinesischen Krieg, wie in den der Mahratten und der Shiks, aber diese Einmischung hüllte sich in den Schleier tiefen Geheimnisses, sie erzeugte keine unmittelbaren für Rußland werthvollen Resultate, sie bereitete solche nur vor. Die Beziehungen zum Westen aber nehmen eine immer ausgeprägtere Physiognomie an.

„Ich bin überzeugt,“ sagte einst der Baron de los Valles*) zum Kaiser Nikolaus, „Gott hat Sie dazu bestimmt die Staaten und Länder, die ganze menschliche Gesellschaft wieder auf die rechte Basis zu stellen;“ und der Angeredete erwiederte: „Diese Aufgabe würde ich gerade nicht suchen —“ dem Baron freundlich die Hand reichend — „aber wenn es Gottes Wille ist, werde ich seinen Befehlen gehorchen und auf meine Soldaten kann ich mich verlassen.“

In diesen Worten hat Nikolaus selbst die Rolle angedeutet, die er in seinen Beziehungen zu den Staaten West-Europa's fortwährend zur Schau trug; es war dies die uneigennützige Mission, die er übernommen zu haben vorgab. Im Stillen aber zog der Zar nach dem Jahre 1840 reichliche Früchte von der Sprengung des englisch-französischen Bündnisses. Er war seitdem erst recht eigentlich der unbestrittene Lenker der Geschicke Europa's. Da Preußen und Oestreich ihm unbedingt folgten, da England Angesichts des algerischen und marokkanischen Kriegs, Angesichts der spanischen Heirathen und anderer Erfolge

*) Der Baron de los Valles hatte als Agent des Don Carlos am 30. Jan. 1831 eine Audienz bei Nikolaus. Vergl. die Denkwürdigkeiten des Marquis von Miraflores.

Frankreichs sich immer mehr an Rußland lehnte, da Frankreich um die Gunst der absoluten Mächte buhlte, sank fast regelmäßig die Wagschale, worauf Nikolaus seine Hand legte.

Allein aus diesem Stande der Dinge läßt es sich begreifen, daß die am 11. Nov. 1846 vollzogene Einverleibung Krakau's von Oesterreich und Preußen gebilligt wurde, daß Frankreich und England mit nachdrucklosen Protestationen darüber hinweg gingen. Oesterreich und Preußen sträubten sich gegen diesen Bruch der Wiener Verträge, aber sie beugten sich dem Willen des Zaren. England und Frankreich waren damals wegen der spanischen Heirathen in bitterer Feindseligkeit und konnten sich über ein gemeinsames Handeln nicht einigen.

Nur die Realisation eines Wunsches und zwar eines Herzenswunsches, den Nikolaus nie aus den Augen verlor, wollte auch in dieser Zeit nicht gelingen. Es war der Wunsch, über die türkischen Länder im Fall einer Auflösung des osmanischen Reich's im Voraus eine Rußland günstige Uebereinkunft zu treffen. Im Jahre 1844 glaubte der Kaiser der Erfüllung dieses Wunsches nahe zu sein. Er hatte eine Reise nach England unternommen, um die brittischen Minister durch seine persönliche Einwirkung günstig für diese Pläne zu stimmen. Im Anfange des Juni 1844 war Nikolaus in London, schmeichelte auf feine Weise dem Herzog von Wellington, auf gröbere dem englischen Pöbel. Er wohnte dem englischen Nationalfeste, dem Rennen zu Ascot bei, schenkte 500 Pfund zum Ankauf eines Rennpreises, ging zu Fuß in

den Straßen London's umher, nannte die englischen Truppen seine Waffenbrüder und vergaß nicht, überall reichliche Trinkgelder zu spenden.*) Während seiner Anwesenheit hatte er verschiedene Unterredungen mit den englischen Ministern — Graf Aberdeen saß damals im Ministerium — über jenes Lieblingsprojekt; bald nach seiner Abreise ging bei der englischen Regierung ein vertrauliches Memorandum ein, das die mündlichen Eröffnungen des Kaisers wiederholte.

Dies Memorandum, das während der orientalischen Streitigkeiten im Jahre 1853 an die Oeffentlichkeit gelangte, und das in der Anlage vollständig mitgetheilt ist,**) schlägt eine Verständigung zwischen Rußland und England in Rücksicht auf eine bevorstehende Katastrophe in der Türkei vor. Obwohl der Wunsch darin ausgedrückt ist, den status quo im osmanischen Reiche so lange als möglich zu erhalten, so ist auf die nahe Auflösung der Türkei, auf einen unvorhergesehenen Zusammensturz derselben und auf die Nothwendigkeit, sich im Voraus für diesen Fall zu einigen, so viel Gewicht gelegt, daß die Wünsche und Pläne des Kaisers fast unverhüllt hervortreten. Charakteristisch ist es auch, wenn in diesem Memorandum die Politik Rußlands und Oesterreichs durch das Prinzip einer vollkommenen Solida-

*) Die englischen Zeitungen behaupteten, daß z. B. die Hofdienerschaft in London von Nikolaus 24,000 Gulden, nach der geringsten Angabe, nach einer anderen 20,000 Dukaten erhalten habe.

**) Siehe Anlage 2.

rität eng verbunden genannt ist, und wenn man es nicht für der Mühe werth hält, Preußens zu erwähnen.

Nur ein Regent in Europa wagte es, dem gefürchteten Selbstherrscher aller Reußen, wenn nicht Trotz zu bieten, so doch die Wahrheit zu sagen. Dieses war Papst Gregor XVI.

Im December 1845 kam Nikolaus, als er seine Gemahlin in Palermo besucht hatte, nach Rom. Er stattete dem Papst seinen Besuch ab, bei welchem nur ein Cardinal als Dolmetscher zugegen war. Ueber die Unterredung beider Männer ist demnach kein völlig zuverlässiger Bericht in's Publikum gelangt. Aber man erzählte sich allgemein folgendes: der Papst stellte nach den ersten Begrüßungen den Kaiser wegen der Verfolgungen zu Rede, welche die Katholiken in den kaiserlichen Staaten und namentlich in Polen erduldet hatten; er legte eine lange Liste von Bedrückungen vor, die in den letzten Jahren dort vorgekommen waren; er hatte endlich zwei Ukase neben sich auf dem Tische liegen, deren Zurücknahme er begehrte. Der Papst sprach mit aller der Würde, welche die Phantasie frommer Leute dem Stellvertreter Christi auf Erden nur vindiciren kann, er sprach mit der Eindringlichkeit der Ueberzeugung. Es war wol das erste Mal, daß Nikolaus einem Ankläger gegenüber stand, dem er kein Gehör verweigern konnte. Er wurde verwirrt. Er stellte sich über die Angaben des Papstes verwundert, that als wisse er Nichts davon und leugnete Anderes. Aber der Papst wies auf seine Liste und auf die Ukase. Nikolaus erinnerte dann stam-

melnd an die Gesetze seines Reichs. Aber auch diesen Einwurf ließ Gregor nicht gelten. Die Gesetze des russischen Reichs, entgegnete er, seien von Menschen gemacht, und der Alleinherrscher könne sie abändern nach seinem Willen.

Welchen Eindruck die Unterredung auf Nikolaus gemacht habe, das schildert der Cardinal Wiseman in seinen „Recollections of the last four Popes“ wie folgt:

„Ein englischer Gentleman stand in dem Corridor des Pallastes verborgen, durch welchen der Kaiser von seinem Besuche zurückkehrte. Seine Majestät war eingetreten mit gewohntem festen und fürstlichen Anstand, großartig in seinen statuenhaften Gesichtszügen, seiner stattlichen Gestalt und martialischen Haltung, dabei in behaglicher Stimmung, mit huldvollen Blicken und herablassenden Begrüßungen. So schritt er durch die lange Reihe der Vorzimmer — ganz der kaiserliche Adler mit glattem Gefieder und feurigen Augen, in der vollen Glorie seiner von keinem Flug ermatteten Schwingen mit Schnabel und Krallen, denen noch keine Beute widerstanden. Aber nun trat er wieder heraus — so schilderte jener Gentleman sein Wiedererscheinen — entblößten Hauptes und mit verwirrtem Haar, verstört und bleich, aussehend als hätte er in einer Stunde ein schweres und intensives Fieber überstanden; mit langen Schritten, eingezogenen Schultern, ohne Aufblick und ohne Gruß. Er wartete nicht, bis sein Wagen am Fuß der Treppe vorfuhr, sondern stürzte in den äußern Hof und eilte hinweg von

einer Stelle, welche augenscheinlich der Schauplatz einer Niederlage gewesen war."

Noch ein zweites Mal besuchte Nikolaus während seiner Anwesenheit in Rom den Papst, obwol dieser ihn nicht wieder besuchte. Erfolg hatten die Vorstellungen freilich nicht; in der Behandlung der Katholiken in Rußland trat keine Aenderung ein.

4. Kapitel.

Der Krieg mit den Tscherkessen. Rückblick. Der Kaukasus und dessen Bewohner. Kasi Mullah. Hamsad Beg. Schamyl. Geschichte des Kriegs bis 1848 unter den russischen Gouverneuren: Jermolof, Paskewitsch, Rosen, Golowin, Neidhart, Woronzof.

Jedermann hat seine Achillesferse, eine Stelle, wo er vorzugsweise verwundbar ist. Mit den Staaten ist es in dieser Beziehung wie mit den Individuen. Rußland mag freilich mehr als einen Punkt haben, wo es angreifbar ist und wo es Blößen giebt, aber während des Zeitraums von 1831—1848 war seine Achillesferse Circassien.

Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat Rußland auf den Gränzen Asiens und Europa's festen Fuß gefaßt und gleichzeitig haben die Kämpfe mit den am Kaukasus wohnenden Völkerschaften begonnen. Es bemächtigte sich zuerst Georgiens.

Es war das letztere eine That vollkommen des alten erobernden Rom würdig. Am 12. Sept. 1801 erklärte Alexander I. in einem Manifeste an die Georgier sich bereit „die Bürde des Thrones von Georgien" anzunehmen; „das Gefühl unserer Würde, die Ehre, die Menschlichkeit allein haben uns die heilige Pflicht auferlegt, den Jammerrufen, die Eurem Schooße entschollen sind, Gehör zu leihen, von Euren Häuptern die Uebel abzuwenden, die Euch niederbeugen!"

Aber was war diesem so mild, so menschenfreundlich klingenden Manifeste voraufgegangen? Um den schwachen König Georg XIII. *) von Georgien zu bewegen, daß er dem Throne entsage und den Kaiser von Rußland zum Erben einsetze, hatte es einer ganzen Reihe von Intriguen, Bestechungen und Gewaltthätigkeiten bedurft. Die junge und schöne Königin Maria, heldenmüthiger als ihr Gemahl, erdolchte den russischen Offizier, der Hand an sie legen wollte, um sie auf kaiserlichen Befehl von ihren Kindern zu reißen und nach Petersburg zu bringen. Ein georgischer Prinz, Alexander, führte einen oft erneuten Verzweiflungskampf gegen seinen kaiserlichen Namensgenossen in St. Petersburg, das Volk seines Stammlandes war immer wieder bereit, dessen Unternehmungen zu unterstützen, und im Jahre 1832 noch war die Erinnerung an die einstige Unabhängigkeit im Adel Georgiens stark genug, um ihn zu Verschwörungen zu

*) Vergleiche hierüber und über das Folgende Friedrich Bodenstedt's „die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpfe gegen die Russen." 2. Auflage.

veranlassen, die freilich mit russischer, d. h. barbarischer Strenge erstickt wurden.

Georgien war nur ein Joch der Brücke, welche die Zaren Rußland's von Europa nach Asien zu schlagen gedachten. Im Jahre 1813 gewannen sie ein zweites und drittes Joch, die Provinzen Daghestan und Schirwan nemlich, welche die Perser hergeben mußten. Jetzt fehlte, um die Communication ununterbrochen zu machen, nur noch das eigentliche Bergland des Kaukasus. Von drei Seiten abgesperrt war dasselbe bereits: das alte Rußland umfaßte es im Norden, Georgien im Süden, Daghestan und Schirwan im Osten; nur die Westgränze, die Küste des schwarzen Meeres, war noch frei.

Im Frieden von Turkmantschai (1828) ließ sich Rußland Eriwan und Nachitschewan von Persien abtreten, im Frieden zu Adrianopel 1829 von der Türkei Akhalzik und Akalkalah, alles zwischen dem Kuban und dem schwarzen Meere belegene Land und die Küste des Pontus von Nikolajew bis Anapa. Dieses letztere Land ist das Gebiet der Tscherkessen. Daß die Pforte genöthigt wurde, sich als Eigner desselben zu gebehrden, obwol sie gar kein Anrecht darauf hatte, haben wir bereits mehrfach erwähnt. Aber von allen Seiten waren die Völker des Kaukausus nun eingeschlossen, Rußland bezeichnete fortan jenes Bergland auf seinen Karten als russisches Gebiet, und sobald die politischen Verhältnisse es gestatteten, ging es an die Unterwerfung der freien Bergvölker.

Diese Unterwerfung freilich war keine so leichte

Sache. Das Land der Tscherkessen selbst ist eine natürliche Feste.

Zwischen dem schwarzen Meere und dem Caspi-See, zwischen Georgien und den Steppen Südrußlands ist das Gebirge des Kaukasus mit seinen drei neben einander herlaufenden Ketten 15—30 Meilen breit gelagert. Es bildet gleichsam einen breiten und hohen Wall, der das schmale Land zwischen beiden Meeren durchschneidet. Die hohen Bergkuppen, die mittlere Kette mit ihrer Kammhöhe von 10—11,000 Fuß und die engen Thäler, gleichsam klaffende Spalten nur zwischen den Bergriesen, sind besonders geeignet die Communication zu erschweren. Nur grade in dem mittleren Theile des Gebirgs, fast in gleicher Entfernung vom Caspi-See und vom Pontus, werden die Thäler breiter und zugänglicher, und dort hatten denn auch die Russen eine Militairstraße angelegt. Diese Straße und eine andere, die am Rande des kaspischen Meeres hinläuft, sind fast die einzigen Wege, auf denen man in diese Gegenden eindringen kann; denn die Flüsse, welche durch die engen Thäler in reißendem Laufe dahinbrausen, begünstigen in diesem Lande nicht wie anderswo die Verbindung und den Verkehr der Menschen, sondern machen ihn durch plötzliches Anschwellen und Austreten nur noch schwieriger. Auch die Wälder von undurchdringlicher Dichtigkeit, welche die Vorberge des eigentlichen Hochlandes und den Rand des schwarzen Meeres bedecken, sind kein geringer Schutz für die Bewohner dieses Alpenlandes.

Aber die besten Vertheidiger sind denn doch diese Bewohner selbst.

Die vielnamigen Völker, welche den Kaukasus und die angrenzenden Gegenden bewohnen, sind alle eines Stammes, aber nur diejenigen, welche im eigentlichen Gebirge wohnen, haben sich ihre Eigenthümlichkeiten und mit ihnen die zähe Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt, welche die Bewohner der Bergländer überhaupt zu kennzeichnen pflegt; während russisches Geld, russische Missionäre, während der Regierung der Kaiser Alexander I. und Nikolaus I. in Georgien und Schirwan eine erfolgreiche Propaganda machten, haben die Stämme der Tschetschenzen und Lesghier und der Tscherkessen sich ihre heidnisch-muhamedanische Religion, ihre Sitten und ihren Freiheitssinn bewahrt. Diese sind es daher, welche den russischen Truppenmassen jenen ausdauernden Widerstand geleistet haben, den Europa ein Vierteljahrhundert lang bewundert hat. Die Gesammtheit dieser kriegerischen Stämme — der Tscherkessen, welche am Rande des schwarzen Meeres entlang und auf den Ausläufern der nordwestlichen Berge wohnen, — der Tschetschenzen, die weiter nach der Mitte hin, zwischen dem Flusse Terek und der russischen Militairstraße seßhaft sind, — der Lesghier, deren Heimath das östliche Bergland ist — die Gesammtheit dieser Stämme beträgt nicht viel über eine halbe Million, aber ihre Kriegstüchtigkeit und ihr unerschütterlicher Patriotismus ersetzt das, was ihnen an Zahl abgeht.

Die Schilderungen des halb civilisirten Lebens dieser Bergvölker versetzen uns fast in die Zeiten des Alterthums zurück, in die Zustände der Völker des alten Griechenlands und der Urstämme der germanischen Wildniß.

Da ist kein centralisirter, moderner Staat, keine Bundeseinheit, keine gemeinsame Verwaltung, — jeder Stamm bildet eine naturwüchsige Gruppe für sich, jeder Häuptling ist eifersüchtig auf seine Souverainität, der außenstehende Beobachter findet sich schwer zurecht in dem Chaos von Privatfehden und entgegengesetzten Interessen; aber hie und da erzwingt die Noth, der Angriff von außen die Einigkeit, und dann erprobt sich die Kraft und die Hartnäckigkeit dieser Söhne der Freiheit. Jeder Einzelne ist ein vollendeter Krieger, so gut wie der Bürger des alten Sparta, und das Maß der Tapferkeit und des Waffenglücks bestimmt das Maß der Achtung, die einem Jeden gezollt wird. Die Erziehung der Kinder männlichen Geschlechts ist eigentlich nur eine einseitige Ausbildung zur Wehrhaftigkeit. Der tscherkessische Erzieher hat die Aufgabe, die Knaben und Jünglinge kühn, gewandt und verschlagen zu machen. Sobald der Knabe von der Brust der Mutter entwöhnt ist, wird damit begonnen: er wird im Tummeln der Rosse, in der Führung der Waffen unterrichtet, in der List und der Ausdauer und der Entschlossenheit in kritischen Fällen auf alle mögliche Weise geübt; wie ein Spartaner seinem Knaben, so rechnet ein Tscherkesse dem seinigen einen geschickt ausgeführten Diebstahl nicht als Frevel an. Nebenbei wird auch die geistige Ausbildung nicht ganz versäumt, aber auch sie ist bloß ein Unterricht in der Beredsamkeit, welche dem künftigen Krieger von Nutzen sein wird im Rathe seiner Stammesgenossen und in den Verhandlungen mit den Feinden. Ist der Jüngling zum Manne gereift, so ist fast seine einzige Beschäftigung und

sein einziger Genuß der Krieg und die Jagd. Auf beide weis't das Terrain eigentlich schon hin. Viehzucht und Ackerbau geben immer einen kargen Ertrag an den steilen Bergen, in den engen Schluchten und den dichten Wäldern, dagegen ist das herrenlose Wild eine lockende Beute und die Besitzthümer der reicheren aber unkriegerischen Stämme der Ebene reizen die Raublust. Außerdem giebt die dort noch gültige Blutrache der Anlässe zu Fehden und damit zur Uebung im Waffenhandwerk genug.

Daß solche Menschen Jeden hassen werden, der ihnen ihre Freiheit rauben will, ist natürlich, aber sie hassen noch mehr einen Eroberer, der mit der Freiheit auch ihre Sitten und ihre Religion anzutasten droht.*)

*) „Eine Kampfscene, welche den Charakter der Tscherkessen als Krieger und Verbündete recht klar erkennen läßt, hatte ich auf dem erwähnten Marsch von Andrejew bis hierher zu beobachten Gelegenheit. Sechs berittene Tschetschenzen nämlich waren von unsern Soldaten im Walde umzingelt. Fechtend hatten sie sich immer mehr zusammengedrängt, und endlich einen einzigen majestätischen Baum als Rückenschutz erreicht. Unterdessen drängten von allen Seiten immer mehr Feinde heran; jene erkannten, daß der Sieg unmöglich. Dennoch nahmen sie den angebotenen Pardon nicht an. Plötzlich rücken sie näher an einander und suchen sich Bahn durch die umgebenden Feinde zu hauen. Umsonst. Nur Einer durchbricht den Kreis und will davonsprengen. Die übrigen fünf haben sich von den Pferden geworfen und diese nach Gewohnheit niedergestoßen; denn es galt nur noch, so viel Feinde als möglich in's Verderben zu ziehn. Da gewahren sie ihren fliehenden Gefährten. Sie rufen ihm zu. Augenblicklich reißt er sein Pferd herum, haut sich Bahn bis zu den

Die Religion der Kaukasier ist ein Gemisch von christlichen, heidnischen und muhamedanischen Lehren und Bräuchen, worin der Muhamedanismus vorwiegt. Rußland hat Alles aufgeboten, die griechische Religion dort einzuführen, denn es weiß sehr wohl, daß die religiöse Differenz ein Haupthebel des Krieges ist. Eine Zeitlang ließ es sich die Bekehrung der Bergvölker viel Geld kosten: „Jeder, der zur griechischen Kirche übertrat, bekam außer einem Taufschein — der ihm in den kaukasischen Provinzen zugleich als Empfehlung und Geleitsbrief diente — einen Silberrubel und ein neues Hemd zur Belohnung für den frommen Entschluß. In wenigen Jahren wurden den Ossieten drei Mal mehr Silberrubel und Hemden gegeben, als die Statistik Einwohner aufführte." Seitdem stellte man das ein und die militairische Bekehrung trat in den Vordergrund.

Aber gerade die friedlichen und kriegerischen Unterwerfungsversuche Rußland's brachten den Muhamedanis- zu neuer Blüthe, in der Noth des Kampfes kam den Bergvölkern die Einsicht, daß man die Glaubensstreitigkeiten, wodurch die Stämme in ewige Fehden geriethen, aufgeben müsse.

Muhamedanische Priester sind es gewesen, welche dieser Erkenntniß zuerst Eingang verschafft haben. Es war das im Jahre 1824, als General Jermoloff die russischen Truppen im Kaukasus befehligte. Er hatte in

---

Freunden, hat blitzschnell den Dolch in die Brust des Rosses gestoßen und kämpft mit ihnen. Alle blieben. Solche Männer bilden die Schutzwehr des Kaukasus."

cfr. Bodenstedt, „Völker" 2c.

der Unterwerfung der unabhängigen Provinzen große Fortschritte gemacht. Durch Milde gegen die Besiegten und Unterwürfigen, durch grausame Strenge gegen die Widersetzlichen, durch geschickte Benutzung der Zwistigkeiten unter seinen Gegnern gelang es ihm, die russische Herrschaft immer fester zu begründen und weiter auszudehnen.

Diesem gefährlichen Feinde gegenüber stifteten muhamedanische Priester oder Religionslehrer eine neue religiös-politische Sekte, die der Muriden. Friedrich Bodenstedt nennt Hadis Ismaïl als denjenigen, der die Anregung dazu gegeben, Mullah Muhamed als denjenigen, der die Sekte eigentlich gegründet; Kasi Mullah war der Erste, der als Priester und Krieger zugleich die Muriden zum Kampfe führte.

Die Lehre der Muriden hat erst allmählig Bestimmtheit gewonnen und ist nach und nach ein Muhamedanismus geworden, der folgendes Eigenthümliche hat: „Das erste Gesetz dieses Glaubens“ — heißt es in einer Rede des Gründers — „ist Freiheit in jeglicher Beziehung. Kein Muselmann soll des andern Unterthan oder Sclave sein und am allerwenigsten in der Knechtschaft fremder Völker leben, welche, statt unsere Religion zu kräftigen und auszubreiten, nur streben, sie zu unterdrücken.“ Die Sekte zielte darauf ab, alle kaukasischen Stämme zum Kampf gegen die Ungläubigen zu vereinen, die alte Reinheit der Sitten herzustellen, aber die Blutrache, welche die vornehmen Geschlechter decimirt, auszurotten. Die Sekte gliedert ihre Anhänger in vier Klassen: auf der ersten Stufe steht die Masse des Volks, die an das äußer-

liche Gesetz strenge gebunden ist; dann kommen die Muriden, welchen das äußerliche Gesetz unnöthig ist, denn „sie tragen ihren Lohn und ihre Strafe in sich selbst,“ auf der dritten Stufe stehen die Naïbs, die Statthalter des Oberhaupts, des Imam, und auf der vierten und letzten der Imam selbst.

Diese Muriden zogen in den Gauen (Aouls) des Kaukasus umher und forderten alle Waffenfähigen zum Kampfe auf. General Jermoloff fühlte bald den kräftigern Widerstand, der ihm entgegentrat. Er traf Anstalten, daß Mullah Muhamed gefangen genommen und nach Tiflis geführt werde. Aber der bereits Gefangene entwischte wieder. Im Jahre 1826 eroberten die Tschetschenzen auf einem ihrer Streifzüge eine russische Bergfestung und hieben die Besatzung nieder bis auf den letzten Mann. Ehe Jermoloff dies rächen konnte, ward er abberufen, und an seine Stelle trat Paskewitsch, der eines Theils die Gefahr wol nicht richtig veranschlagte, welche den Russen von der neuen Sekte drohte, und der andrerseits bis 1829 mit dem Perser- und Türkenkriege beschäftigt war.

Inzwischen gewann die Sekte der Muriden immer mehr Boden und es trat jetzt der Mann auf den Schauplatz, dessen Einfluß entscheidend für die Geschichte der Bergvölker war. Kasi Mullah war es, der begeisterte und verwegene, militärisch tüchtige und im Glauben eifrige Führer der Muriden. Mit seinen Vertrauten, unter ihnen Mullah Schamyl, reiste er umher und predigte Haß gegen die Russen; er pilgerte von Stamm zu Stamm, von Aoul zu Aoul, aber nicht immer als ein friedlicher

Wanderer, sondern oft in kriegerischer Begleitung, zuweilen mit Tausenden hinter sich; zumal im östlichen Kaukasus unter den Tschetschenzen gewann er sich Anhänger. Anfangs traten Gegner und Nebenbuhler Kasi Mullah's auf, welche mit den von ihm gemachten Zusätzen zum Koran nicht einstimmig waren, aber er brachte sie zum Schweigen, theils durch die Gewalt seiner Rede, theils durch die Gewalt der Waffen. Für eine kurze Zeit hatte er auch durch eine verlorene Schlacht das Vertrauen eines großen Theils seiner Anhänger verscherzt, aber er gewann es wieder durch seine Klugheit und vor Allem durch einen Sieg über die Russen.

Der Krieg nahm nun umfassendere Dimensionen an: immer mehr Stämme folgten Kasi Mullah's Führung, und der Widerstand der Russen wurde schwächer. seit im Jahre 1830 die polnische Revolution den Kaiser zwang, alle irgend verfügbaren Streitkräfte nach der Westgrenze des Reiches zu werfen. Die Muriden gingen aus der Defensive in die Offensive über.

General Jermoloff hatte im östlichen Theile des Kaukasus nicht weit vom Kaspi-See auf einem Berge, neben der Stadt Tarku eine Festung erbaut, welche wegen der Stürme, die diese Höhe umtosten, Burnaja oder die Stürmische hieß. Sie diente den Russen als Waffenplatz und galt für unangreifbar. Auf diese hatte Kasi Mullah sein Augenmerk gerichtet: mit dem Mai 1831 zog er aus, schlug unterwegs ein russisches Corps, womit sich der General Taube ihm in den Weg stellte und hielt am 26. Mai seinen Einzug in Tarku. Nun begann die Belagerung der Bergfeste Burnaja. Zu der-

selben hinauf führte ein einziger Weg, der durch eine starke Mauer gedeckt war; vermittelst dieses Weges standen die Belagerten sowol mit dem Pulverkeller, der mitten am Berge, als mit einer Wasserquelle, die unten lag, in Verbindung. Sich dieser beiden Punkte zu bemächtigen, den Eingeschlossenen die Munition und das Trinkwasser abzuschneiden, war der Plan Kasi Mullah's. Die Russen machten Ausfälle, vertheidigten sich durch Kanonenfeuer und hinabgeschleuderte Felsblöcke, kurz — sie kämpften mit dem Trotz der Verzweiflung; dessenungeachtet eroberten die Belagerer den Pulverkeller. Eine Granate, die den Vorrath in die Luft sprengte, verdarb ihnen freilich die Freude an der Beute und gab Hunderten den Tod. Aber die Belagerung dauerte fort, die Quelle war in den Händen Kasi Mullah's, und die Russen vermochten nicht, sie zurückzuerobern. Der Wassermangel in der Festung hatte den höchsten Grad erreicht, als der General Kochanow zum Entsatz herbeieilte. Nach mehrtägigem furchtbarem Kampf mußte Kasi Mullah weichen und die von ihm verwüstete Stadt Tarku wieder Preis geben.

Das war die erste Kampfscene von wirklicher Bedeutung, welche die Bergvölker gleichsam einweihte für den Vertilgungskrieg, der nun beginnen sollte.

Kasi Mullah, dessen Einfluß seit der Belagerung Burnaja's täglich stieg und dessen Schaaren täglich wuchsen, schlug noch auf seinem Rückzuge ein anders russisches Corps, das von Stauropol herbeigeeilt war, in die Flucht, blokirte im Herbste desselben Jahres 1831 sogar die Stadt Derbent, mußte hier freilich den rasch mit Uebermacht

heranrückenden Russen weichen, nahm am 1. November aber die Stadt Kisljar am Terek mit Sturm und machte reiche Beute.

Der kaukasische Winter mit seinem Schnee und mit seiner Kälte hemmt gewöhnlich die militärischen Operationen, und so brachte Kasi Mullah einige Monate in häuslicher Ruhe im Aoul Himry zu — hatte er sich doch mitten zwischen den Kämpfen des Jahres 1831 mit einer Tochter Mullah Muhamed's verheirathet.

Im Frühling 1832 erschien er mit seinen Muriden wieder im Felde und begann den Feldzug mit einer Reihe glücklicher Gefechte. Oberbefehlshaber der Russen im Kaukasus war damals der Baron von Rosen, der es den Fortschritten der Bergvölker gegenüber für nöthig hielt, einen entscheidenden Schlag gegen sie zu führen. Er traf umfassende Vorbereitungen, raffte an Truppen zusammen, was zur Hand war und wandte sich direct gegen Himry, Kasi Mullah's Wohnsitz und Hauptquartier. Dieses galt für einen unersteiglichen Zufluchtsort. Schmale Fußsteige an steilen Felswänden neben schwindelnden Abgründen hin führten nur nach Himry, und der Aoul selbst lag am reißenden Flüßchen Koißu, auf einem hohen, steilen Berge von dreifacher Mauer umgeben. Aber die Russen erzwangen sich, wenn auch unter bedeutendem Verlust an Menschen den Weg über's Gebirge, und alle feigen und halben Anhänger verließen den Imam in der Stunde der Gefahr. Nur eine kleine Anzahl Getreuer — unter ihnen sein unzertrennlicher Gefährte Schamyl — hielten bei ihm aus!, entschlossen sein Geschick zu theilen. Die Russen besetzten die Himry umkränzenden Höhen,

von hier aus schmetterten sie mit schwerem Geschütz*) die Mauern und Thürme nieder, bald war die Feste nur ein Trümmerhaufen. Am 18. October 1832 zogen die Stürmenden ein, aber nun begann erst ihre fürchterlichste Arbeit. Das Häuflein der Tapferen wollte sich nicht ergeben und wußte, daß es sterben mußte, aber es verkaufte sein Leben theuer. So lange noch einer die Hand rühren konnte, durften die Russen sich des Sieges nicht freuen. Endlich fiel auch Kasi Mullah: von mehreren Kugeln bereits durchbohrt, hatte er sich, mit der Hand nach Osten weisend, auf die Knie geworfen, als ihn das Blei traf, das seine Heldenlaufbahn vollends endete. Neben ihm sank sein Genosse Schamyl, von einer Kugel und einem Bajonetstich anscheinend tödtlich getroffen, zusammen.

Die Russen triumphirten. Die nach der Erstürmung Himry's erlassene Proclamation des Generals Rosen ist ein Musterstück von einem russischen Siegesbülletin. Sie beginnt mit den Worten: „Die Gerechtigkeit und die Strafe Gottes haben den Ruhestörer und Ketzer Kasi Mullah erreicht," sie schließt nach einer Drohung gegen die Feinde der Ruhe, gegen Aufrührer und Verräther mit der prahlerischen Phrase: „wer Ohren hat, der höre und begreife." Aber die Russen hatten zu früh triumphirt. Der todte Kasi Mullah, dessen Leichnam sie zum abschreckenden Exempel in den Gebirgen umherführten, fand der Rächer mehrere und treuere, als der lebendige Imam Anhänger gehabt hatte. Sein Märtyrer-

*) Die Tscherkessen hatten damals noch keine Kanonen.

tod drückte gleichsam das Siegel der Gewißheit auf seine Lehre.

Eine Zeitlang schien es wohl, als sei alle Kampflust der Bergvölker erstorben. Sie hielten das Jahr 1833 über ihrerseits Ruhe, und auch von den Russen wurden sie nicht angegriffen. Diesen Waffenstillstand benutzte aber Hamsad Beg, welchen Mullah Muhamed zum Nachfolger des gefallenen Imam geweiht hatte, nur, um sich zu neuem Kampf zu rüsten. Im Frühling 1834 begann er mit 12000 Mann, die er bei dem Aoul Gotsatl in den awarischen Bergen versammelt hatte, seine Operationen. Diese galten zunächst dem awarischen Stamme, einem von jenen, welche in treuer Unterwürfigkeit gegen die Russen lebten, und sie bestanden in Verwüstungen aller Felder und Dörfer, durch welche sein Weg ihn führte. Während dieser Verwüstungen räumte er den Khan von Awarien, der sich von den Russen nicht lossagen wollte und fast alle Mitglieder der Familie desselben durch treulosen Verrath meuchlings aus dem Wege. Dann öffnete ihm die Hauptstadt der Awaren ihre Thore, und er setzte von da aus seine Eroberungszüge weiter fort, überall verlangend, daß die Stämme sich mit ihm offen gegen die Russen verbinden sollten, bis eine Verschwörung seinem Leben und seinen Thaten ein Ziel setzte.

Es war die Rache für das Blut des Khan's von Awarien, die Hamsad Beg noch im Beginn seiner Laufbahn hinwegriß. Zwei Brüder, Osman und Hadschi Murad waren die Hauptverschwörer, die Moschee in der Awarenstadt war der Schauplatz der blutigen Katastrophe. Unter den Pistolenkugeln erlag Hamsad Beg, sein Mör-

der Osman fiel sogleich unter den Streichen der erbitterten Muriden, aber Hadschi Murad gewann Zeit, das Volk der Awaren gegen seine Besieger aufzurufen und ein fürchterliches Blutbad, ein entsetzliches Kampfgewühl entstand in der Moschee. Die Muriden vertheidigten sich mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit, aber die von Minute zu Minute anschwellende Menge überwältigte sie, es blieb ihnen Nichts übrig, als ein Heldentod, und nur dreißig von ihnen entrannen dem Gemetzel. Diese dreißig flüchteten sich in die Burg der awarischen Khane und wiesen dort in der That die Angriffe des nachdrängenden Haufens eine Zeit lang ab. Als es jedoch gelang, Feuer in die Burg zu werfen, und als diese in Flammen aufloderte, da schlug auch die Stunde für diese dreißig Tapfersten der Tapfern. Sie fielen im Gefecht oder stürzten sich aus den Fenstern der brennenden Burg. Nur ein einziger Muride kam mit dem Leben davon. Es war dies Mullah Schamyl. Ueber die Art seiner Rettung weiß man so wenig Genaueres, wie über sein Entkommen aus dem Schutthaufen von Himry.

Es trat dann ein äußerst kritischer Moment in dem Freiheitskampfe der Bergvölker ein, der ihre Unterwerfung unter die russische Herrschaft gar leicht hätte herbeiführen können.

In Hamsad Beg war der Führer der Muriden gefallen, der alte Religionslehrer Mullah Muhamed, der einen neuen Heerführer hätte wählen und weihen können, war todt, und eine Menge Muriden stritt sich um die Nachfolge Hamsad Beg's. Als durch den Einfluß eines greisen Religionslehrers von großem Ansehn, Namens

Dschelaleddin endlich die Wahl des Volks auf Schamyl fiel, so erwuchs diesem aus dem einen seiner Nebenbuhler ein gefährlicher Gegner, der Jahre lang die Operationen Schamyl's gegen die Unterdrücker lähmte.

Ueberdies machten die Russen in diesem kritischen Moment neue gewaltige Anstrengungen. Hadschi Murad hatte sie auf die günstige Lage der Dinge aufmerksam gemacht und ihre Streitkräfte herbeigerufen. Er selbst übernahm nur zeitweilig die Functionen eines Häuptlings von Awarien und forderte die Russen auf, einen Statthalter und Truppen zu schicken. Aber die Sendung von Truppen verzögerte sich um einige Monate, welche für Schamyl genügten, sich in seiner neuen Würde festzusetzen und die Schaar seiner Bewaffneten zu verstärken. Es wurde October 1834, bis General Rosen ein bedeutendes Truppencorps unter dem Commando Lanskoi's absandte, welches auch zu Anfang mit einigem Erfolge manövrirte. Aber dann fühlten die Russen grade in Himry, dessen Trümmer jenes Corps besetzt hatte, zum ersten Mal die schwere Hand des neuen Imam Schamyl. Dieser nahm den Platz mit Sturm und zwang die Feinde unter bedeutendem Verlust zum Rückzug.

Wir müssen hier unsere Erzählung unterbrechen, um den Mann näher kennen zu lernen, der von jetzt an mit unermüdlicher Ausdauer und genialem Geschick den Kampf der Bergvölker gegen die Russen leitete. Die weiten Ebenen Rußlands sind während Nikolaus I. Regierung äußerst arm an tüchtigen und hervorragenden Menschen gewesen, so wird es dem Leser nebenbei wohl-

thun, in dem bergichten, wenn auch usurpirten Winkel des Slavenreichs einen echten Helden zu finden.

Schamyl ist im Aoul Himry im Jahre 1797 geboren, ein Landsmann seines Vorgängers Kasi Mullah, wie dieser dem Stamme der Lesghier angehörig. Die Pietät seiner Verehrer und Anhänger erzählt sich eine Anzahl Anekdoten aus Schamyl's Kindheit, welche den Beweis führen sollen, daß schon in dem Knaben ein starker Ehrgeiz, eine seltene Selbstverleugnung und ein energischer Wille zu Tage trat. Der Unterricht des Knaben und Jünglings bestand, wie bei den andern Knaben seines Volks, vorzugsweise in kriegerischen Uebungen; er *soll* auf diese auch, um seinen zarten und schwächlichen Körper zu kräftigen, besondern Fleiß und besondere Ausdauer verwandt haben. Aber seine geistige Bildung ging über das hinaus, was seine Landsleute meistens zu erreichen pflegen. Seinem Lehrer, dem schon genannten weisen und berühmten Dschelaleddin, verdankte er eine genaue Kenntniß des Koran und der arabischen Philosophie, eine heiße Liebe für sein Volk und eine begeisterte Hingebung an die Lehren des Islam. Wie Dschelaleddin hing er der neuen Sekte der Muriden an. Bald zeichnete er sich aus durch seine Tapferkeit, seine Sittenstrenge und seine Einsicht. Ihn zeichnete wieder aus Kasi Mullah. Er wurde dessen unzertrennlicher Begleiter. Dasselbe Vertrauen schenkte ihm Hamsad Beg.

Was die äußere Erscheinung des Imam betrifft, so entnehmen wir Bodenstedt's genanntem Buche die folgende Stelle wörtlich:

„Schamyl ist von mittlerem Wuchse, hat blondes Haar,

graue Augen, von dichten, schön gezeichneten Brauen überschattet, eine regelmäßige, edel geformte Nase und einen kleinen Mund. Sein Gesicht zeichnet sich vor denen seiner Stammgenossen durch eine besondere Weiße der Farbe und Feinheit der Haut aus. Ebenso auffallend ist die elegante Form seiner Hände und Füße. Die scheinbare Unbeweglichkeit seiner Arme beim Gehen deutet auf seinen verschlossenen Charakter hin. Sein Auftreten ist durchaus edel und würdevoll, er ist vollkommen Herr über sich selbst und übt eine stille Herrschergewalt aus über Alle, die in seine Nähe kommen. Eine unerschütterliche, marmorne Ruhe, welche sich selbst in den Augenblicken der größten Gefahr nicht verleugnet, umschwebt seine Züge. — So einschüchternd und ehrfurchtgebietend schon seine äußere Erscheinung ist, so begeisternd und hinreißend ist der Strom seines Wortes. Er sprüht, drückte sich ein Bewohner des Kaukasus aus, Flammen aus seinen Augen und streut Blumen aus seinem Munde."

Von unermüdlicher Thätigkeit ist dieser Mensch. Wenige Stunden Schlaf genügen ihm; zu den gewöhnlichen Genüssen des Lebens gönnt er sich nicht die Zeit. Die Muße, welche ihm nach Beendigung seiner Geschäfte bleibt, verwendet er zu den geistlichen Uebungen, welche der Islam vorschreibt. Er ist überaus mäßig im Essen und im Trinken; der Frauen hat er drei, aber niemals ist ihm eine zügellose Wollust, welche so oft das Leben muhamedanischer Häuptlinge befleckt, zum Vorwurf gemacht.

Allgemein ist der Glaube verbreitet, Schamyl stehe in besonderer Verbindung mit den himmlischen Mächten,

habe Unterredungen mit Allah und mit dem Propheten; von diesen empfange er Offenbarungen und Anweisungen für sein Handeln; durch sie sei er auch nach jener Katastrophe von Himry von den Todten erweckt, bei jener in der Moschee der Awarenstadt Chunsad gerettet. Der Imam selbst thut Nichts, diese Gerüchte Lügen zu strafen, er glaubt auch selbst an unmittelbare göttliche Offenbarungen; er beutet den Volksglauben voll Klugheit aus, aber, weil er selbst diesen Glauben im Wesentlichen theilt, so geschieht seiner Würde damit kein Abbruch. Jährlich ein oder zwei Male verschließt er sich in seinem Hause oder verbirgt sich in einer Höhle, um unter Fasten und Beten die Erscheinung des Profeten zu erwarten. „Gott ist groß," heißt es unter den Muriden, „Muhamed ist sein erster Prophet und Schamyl sein zweiter."

Dieser letztere ist ein entschlossener und umsichtiger Befehlshaber in der Schlacht, aber eben so tüchtig ist er in den Geschäften des Friedens. Schamyl hat unter all den Kämpfen, welche schon eine tüchtige Manneskraft erforderten, noch Zeit gefunden, unter den halbbarbarischen Stämmen des Kaukasus den Grundstein der Civilisation zu legen. Seinen Zweck, die Völker der Berge zu einigen und die Herrschaft der Russen zu brechen, immer im Auge haltend, schuf er unter den schwierigsten Verhältnissen die Anfänge eines wirklichen Staats. Indem er einen Stamm nach dem andern aus dem Chaos der sich befehdenden Völkerschaften zum Anschluß an seine Fahnen zu bringen wußte, verstand er es ferner, die Eifersucht der Häuptlinge zu brechen, die Fehden derselben zu schlichten, das Gezänk der Sekten zu beseitigen und der Blutrache Ein-

halt zu thun. In dem Lärm der Waffen organisirte er eine reguläre Militär- und Civilverwaltung. Bisher waren die Schaaren der Krieger nur zeitweilig unter die Waffen getreten, nach jedem Feldzuge stob Alles auseinander. Schamyl erkannte den Truppenmassen der Russen gegenüber die Nothwendigkeit eines stehenden Heeres: er sammelte um sich eine Leibwache *), eine heilige Schaar, ein Ausschuß der Tapfersten, welche, die Vordersten im Gefecht und die Apostel der neuen Religionslehre im Frieden, dem Imam in unverbrüchlicher Treue ergeben sind; außerdem bildete er eine Miliz, die zwar in Friedenszeiten zu Hause, aber immer kriegsfertig ist, und deren Mitglieder selbst im Schlaf die Waffen nicht ablegen dürfen. Durch strenge Ordnung wurde das Kriegsvolk lenkbarer gemacht, durch zweckmäßige Belohnungen und Strafen wußte Schamyl auf den Ehrgeiz zu wirken. Aber auch zu einer Civilverwaltung legte er den Grund: das ganze Land theilte er in Statthalterschaften und gab jedem Statthalter eine bestimmte Anzahl von Aouls; die Abgaben wurden gleichmäßiger auferlegt und regelmäßiger eingefordert, sogar eine fliegende Post zu Kriegszwecken eingerichtet.

Doch am besten werden wir den merkwürdigen

---

*) Die sogenannten Murtosigatoren. Ihrer sind gegen 1000 Mann. Während ihrer Dienstzeit haben sie ein fast mönchisches Leben zu führen. Sie heißen, wie die Leibwachen der alten Perserkönige: „Die Unsterblichen." Als Abzeichen tragen sie eine weiße Mütze. Sie geben und nehmen keinen Pardon.

Mann kennen lernen, indem wir die Kämpfe weiter verfolgen, die er mit den Russen bestand.

Oben ist von dem ersten Siege Schamyl's erzählt, von der Erstürmung Himry's. Das war ein glückverheißender Anfang, aber keineswegs lächelte ihm die Sonne des Glücks ununterbrochen. Gleich darauf boten die russischen Heerführer solche Streitkräfte auf, daß das awarische Land, um das es sich in den letzten Kämpfen meist gehandelt hatte, in ihrem Besitze blieb. Auch in den Jahren 1835 und 1836 waren Schamyl's Angriffe vorzugsweise gegen diesen Distrikt gerichtet, ohne daß er den Russen Terrain abzugewinnen vermocht hätte.

Im Jahre 1837 versuchten es die russischen Befehlshaber ernsthaft, den ewigen Belästigungen und Anfällen, denen sie durch die Bergvölker ausgesetzt waren, ein Ende zu machen. Zuerst wurde eine Expedition unter Führung des Grafen Iwelitsch ausgesandt, aber das Corps erlitt eine Niederlage und der Führer verlor das Leben. Dann rückte der General Fesi mit 20,000 Mann aus, um dessen Niederlage zu rächen. Auch er jedoch richtete nichts Erhebliches aus, ein Detachement seiner Armee wurde von Schamyl geschlagen, er selbst mit dem Hauptcorps griff den Letzteren, der sich im Aoul Tilitlä befestigt hatte, an, vermochte jedoch nur die Hälfte des Aouls zu erstürmen und fand es für gut, mit Schamyl Unterhandlungen anzuknüpfen.

Das Resultat dieser Verhandlungen war ein Vertrag, nach welchem Schamyl dem Kaiser Nikolaus endlich Unterwerfung gelobte. Er bedang sich jedoch aus, daß während seines Schwurs kein Russe und kein Muride zu-

gegen sei und ließ außerdem den Eid von einem Stellvertreter ablegen. So war es vorauszusehn, daß er — der den ungläubigen und treulosen Russen überhaupt nicht Wort halten zu müssen glaubte, — sich an den Vertrag wenig binden werde.

Ließ sich der General Fesi trotzdem darauf ein, so that er das wol nur um seines Kaisers willen. Dieser wurde mit der Zeit immer erbitterter über die erfolglosen und mörderischen Kämpfe im Kaukasus, wollte endlich von Fortschritten hören, Siegesbülletins lesen, und jeder General, der kein Glück hatte, mußte seine Ungnade fürchten. Darum paßte für Fesi die Unterwerfung Schamyl's vortrefflich, er erhielt dadurch Gelegenheit, seinen Bericht an den Kaiser mit einer glänzenden Phrase zu schließen. In Petersburg hielt man den Krieg nun für so gut als beendet, überhäufte Fesi mit Lob und belohnte ihn mit einem Orden.

Das Jahr 1838 aber wies schon aus, daß diese Hoffnungen voreilig gewesen waren. Unter den Bergvölkern war Schamyl's Ansehen durch den vorigen Feldzug ungemein gehoben, — nicht nur die Siege, die er erfochten, sondern namentlich den Abzug der Russen von Tilitlä rechnete man ihm zum höchsten Ruhme an. Sein Lob wurde jetzt bereits in Volksliedern gesungen, immer mehr Stämme unterwarfen sich seiner Leitung, und als die Russen eine neue Expedition unternahmen, trat er mit bedeutenderen Kräften auf den Schauplatz, und gebot über bessere Vertheidigungsmittel, als je vorher. Nach russischen Angaben hatte er damals 15—20,000 Mann beisammen.

Rußland machte starke Vorbereitungen zu dem Feldzuge von 1839. General Rosen, der bisherige Oberbefehlshaber im Kaukasus, war damals schon abberufen und durch General Golowin ersetzt. Dieser übergab dem General Grabbe das Commando der gegen Schamyl bestimmten Truppen. Die Zahl derselben läßt sich nicht angeben, da in diesem ganzen Kriege von den Russen die Zahl der ausziehenden Soldaten systematisch kleiner, die der zurückkehrenden größer angegeben wird, als sie in der Wirklichkeit war. Der eine Todte, den die russischen Corps fast in jedem Gefecht nur verloren haben sollten, ist ja sprüchwörtlich geworden.

In den ersten Tagen des Mai brach Grabbe auf. Diesmal war der Aoul Achulgo, im Lande der Tschetschenzen, welchen Schamyl zu seinem Waffenplatze gemacht hatte, das Ziel der Expedition.

Rasch rückte der General vor, die kleineren Abtheilungen der Feinde, die ihm in den Weg traten, wurden ohne Mühe geworfen, bei einem Dorfe Buturnay stellte sich ihm Schamyl selbst mit 4000 Mann entgegen, ward aber geschlagen, kurz darauf zum zweitenmale bei Arguani, wo er 10,000 Mann versammelt hatte, in einem mörderischen Gefecht, das zwei Tage dauerte. Dann kam der russische General, sich durch Angriffe im Rücken nicht beirren lassend, vor Achulgo an.

Schamyl hatte alle Erfahrungen, die er während des Kriegs in der Befestigungskunst gemacht hatte, aufgeboten, um diesen Aoul zu einem unüberwindlichen Zufluchtsort zu machen. Auf einem unzugänglichen Felsen gelegen, war derselbe mit Hülfe polnischer Ueberläufer befestigt,

nicht nach alter Tscherkessenart mit hohen Thürmen, sondern mit Erdschanzen und bedeckten Wegen. Der Platz war hinreichend versehen mit Mundvorrath und Kriegsbedarf, und er umschloß den Kern der Muriden wie die Familien von Schamyl's treuesten Anhängern. An eine Erstürmung des Felsennestes war für die Russen vorläufig nicht zu denken; Grabbe begann also, es zu blokiren. Am 12. Juni fing die Einschließung unter sehr schwierigen Umständen an. Man mußte sich Wege bahnen, um Lebensmittel und Kriegsbedarf herbeizuschaffen, und war dabei beständigen Angriffen ausgesetzt, aber die Belagerung schritt dennoch vor und die Einschließung wurde immer enger. Am 16. Juli versuchte Grabbe einen Sturm. Dieser mißlang jedoch, und es mußten umfassendere Vorbereitungen getroffen werden, ehe ein zweiter unternommen werden konnte.

Indeß hatte das Geschütz schon stark unter den Belagerten aufgeräumt, und Schamyl machte, indem er die Feinde immer näher dringen sah, einen Versuch zu unterhandeln. Als Grabbe aber Schamyl's eignen Sohn als Geißel verlangte, geriethen die Unterhandlungen in's Stocken, und die Beschießung dauerte fort. Am 18. Aug. wurde ein Theil des Aouls mit Sturm genommen. Am 21. Aug. begannen die Russen von hier aus den Sturm gegen den übrigen Theil der Festung. „Der letzte Kampf*) war ein kurzer, aber mörderischer. Von Seiten der Belagerten sowol wie der Belagerer wurde eine Todesver-

---

*) So erzählt ein Augenzeuge — ein russischer Offizier — in Bodenstedt's erwähntem Werke.

achtung und Tapferkeit entfaltet, wie man in europäischen Kriegen wol selten dergleichen gefunden. Auf den Zinnen der Feste von Achulgo, an steilen Felshängen standen in flatternden Gewändern die Weiber der Tscherkessen, Heldinnen, wie sie kein anderes Land erzeugt, die Schaschka und das Gewehr in der kleinen Hand, ihre Männer zum Muthe anfeuernd, die Weichenden gewaltsam in's Gemetzel zurücktreibend und selbst kämpfend, Verderben um sich verbreitend. — — Ich begreife jetzt nicht, wie mir damals Alles so gewöhnlich, so natürlich schien. Aber die Feigsten unter uns waren wild wie die Tiger der Wüste in jenen Augenblicken; es flammte aus den Augen der Menschen furchtbarer als aus den Feuerschlünden unserer donnernden Geschütze; wir badeten uns in Blut, wir kletterten über Leichen, — Röcheln der Sterbenden war unsere Schlachtmusik. — Unter allen Bildern ist mir besonders noch Eins lebendig im Gedächtniß geblieben. Das Geschützfeuer oben hatte aufgehört; der Wind zertheilte die dichten Dampfwolken, welche sich einem Vorhange gleich zwischen uns und der Feste hinzogen, und über mir sah ich auf einem engen, von hinten gedeckten Felsplateau eine Menge Tscherkessenweiber stehn. Das immer stärker werdende Andringen unserer Truppen verkündete ihnen nur zu gewiß ihren nahen Untergang, aber fest entschlossen, nicht lebendig in unsere Hände zu fallen, spannten sie ihre letzten Kräfte zum Verderben ihrer Feinde an. — Sie hatten in der Hitze des Gefechts ihre Oberkleider abgeworfen, und das lange dichte Haar flatterte in wilder Unordnung um den halb entblößten Nacken und Busen. Vier Frauen rollten mit übermenschlicher An-

strengung einen ungeheuren Stein herbei und schleuderten ihn auf uns herab. Der Stein rollte ein paar Schritte weit an mir vorüber und riß mehre meiner Soldaten mit sich. Ich sah eine junge Frau, welche bis dahin starren Blicks müßige Zuschauerin des blutigen Schauspiels gewesen war, plötzlich ihr sich an ihrem Kleide festklammerndes kleines Kind auf die Arme nehmen, ich sah, wie sie mit gewaltiger Kraft den Kopf des armen Geschöpfs an einem hervorragenden Felsblocke zerschmetterte, es schreiend in die Tiefe hinabschleuderte und sich dann selber nachstürzte. Mehre andere Frauen folgten ihrem Beispiele."

Als die Sieger über die Todten und über die größtentheils verwundeten Gefangenen Musterung hielten, fanden sie aber den nicht, den sie vor Allen zu finden wünschten: Schamyl. General Grabbe ließ die Festung und die Umgebung derselben auf's genaueste durchsuchen, aber man fand weder den Gesuchten, noch irgend eine Möglichkeit, wie er entkommen sein könne.

Zu Anfang Septembers gab jedoch Schamyl schon ein Lebenszeichen von sich. Er ließ durch Abgesandte seine Unterwerfung anbieten. Die Bedingungen des russischen Feldherrn aber waren so sehr im Tone eines Siegers gestellt, daß es zu keinen weiteren Verhandlungen kam. Indeß trug die Erstürmung Achulgo's für die Russen ihre Früchte; ein großer Theil der umliegenden Bergdörfer unterwarf sich; die Bewohner brachten Brot und Salz und stellten Geißeln. Nachdem das Land furchtbar verheert und große Beute gemacht war,

nahte der Winter, und die russische Armee kehrte in ihre Standquartiere zurück.

In Petersburg herrschte Jubel, der Kaiser ließ Medaillen schlagen für alle diejenigen, welche an dem Sturme auf Achulgo Theil genommen hatten. Aber die auch jetzt erwachenden Hoffnungen auf Beendigung des Krieges waren abermals verfrüht.

Grabbe achtete Schamyl's Ansehn durch die Niederlage für völlig vernichtet und seine Macht für gebrochen; er hielt des heldenmüthigen Gegners Kopf nur noch 100 Dukaten werth, — das war nämlich der Preis, den er ausbot, um Meuchelmörder zu werben. Aber im Frühling 1840 war Schamyl schon wieder mit einer ansehnlichen Streitmacht im Felde und that den Russen mehr Schaden als zuvor. Denn er hatte sich selbst durch Schaden klug machen, durch seine Unfälle belehren lassen, und hütete sich von da an, Alles auf einen Wurf zu setzen und den Russen in offner Feldschlacht entgegen zu treten oder den Mauern einer Festung die Elite seiner Truppen anzuvertrauen. Er theilte vielmehr sein Heer in kleine Abtheilungen, die er seinen tüchtigsten Unterfeldherrn übergab, und ließ den Feind bald hier bald dort angreifen.

So war der Feldzug des Jahres 1840 für die Russen höchst unerfreulich; sie hatten des Kampfes und der Anstrengungen genug, sie bauten eine zerstörte Festung wieder auf, sie verschossen innerhalb des Jahres nach officiellen Angaben 11,344 Artillerie- und 1,206,575 Gewehrpatronen, aber redenswerthe Erfolge hatten sie nicht aufzuweisen. Dagegen erlitten sie einen empfindlichen Verlust durch den Abfall Hadshi Murad's, eben

jenes Mannes, den wir als den Mörder Hamsad Beg's bereits kennen gelernt haben. Die Russen hatten sich diesen Verlust freilich selbst zuzuschreiben: sie hatten Hadshi Murad, der ihnen unschätzbare Dienste geleistet, mit Undank gelohnt, und nur durch schleunige Flucht war er dem Schicksal entgangen, nach Sibirien geführt zu werden. Der Flüchtige wandte sich an seinen alten Feind Schamyl und schrieb: „Ich biete Dir meine Rache und meinen Arm an." Von dem Imam mit offenen Armen aufgenommen, wurde er einer von dessen tüchtigsten Unterfeldherrn und riß einen großen Theil des bisher mit den Russen verbündeten Stammes der Awaren mit sich hinüber. Auch viele andere Stämme griffen zu den Waffen. Das war theils eine Folge der verheerenden Einfälle, die Schamyl in diejenigen Distrikte machte, welche sich unterworfen hatten, theils eine Folge der Propaganda, welche die Muriden eifriger als je betrieben, um die Lücken des Heeres zu füllen. Sie reis'ten in den Bergen umher, verbreiteten die Proklamationen ihres Führers und predigten den Krieg.

Eine neue Expedition in die Berge ward beschlossen für das Jahr 1841. Frische Truppen und Verstärkung an Artillerie kam aus dem europäischen Rußland; in Tiflis wurde aus Georgiern, Armeniern u. s. w. eine Miliz gebildet; die Führung übernahm im Osten des Kaukasus General Golowin selbst, im Norden operirte General Grabbe. Mit größerer Furcht als sonst erwarteten die Bergvölker diesen Angriff, da der Oberbefehlshaber das Commando selbst führte: manche Stämme unterwarfen sich

eilig, um den Brandschatzungen und Verwüstungen zu entgehn.

Golowin rückte von Tiflis aus auf der köstlichen Heerstraße unweit des Kaspi-See's vor, ging dann durch Daghestan in westlicher Richtung direkt auf den eigentlichen Centralpunkt der feindlichen Stämme am Flüßchen Koißu los, und begann vereinigt mit Grabbe, der vom Norden heranmarschirt war, seine Operationen gegen Schamyl. Aber diesem war das Schreckenssystem, das beide russischen Befehlshaber auf ihrem Zuge beobachtet hatten, zu Nutze gekommen. Als diese mordend und brennend, die Felder verwüstend, die Heerden raubend und die Frauen mißhandelnd durch die Thäler zogen, als sie einige hundert Familien aufgriffen und fortführten, um sie in Militairkolonien innerhalb der russischen Linien anzusiedeln, — da ergriff die zurückbleibenden Beraubten und Obdachlosen natürlich die äußerste Wuth, — und die Wehrbaren und Waffenfähigen strömten den Fahnen Schamyl's zu. Der letztere aber griff die imposante russische Armee bald hier bald dort an, brachte ihr Verlust über Verlust in den Bergen bei, und wenn ein Detachement der Invasionsarmee einen befestigten von einem kleinen Häuflein vertheidigten Aoul zur Kapitulation gegen freien Abzug zwang, so war das auch das einzige Resultat der Expedition. Aber der bald darauf erfolgende Rückzug gab Alles den Bergvölkern zurück. Der Oberbefehlshaber (Serdar) selbst habe gegen Schamyl Nichts ausrichten können, so hieß es nun im Gebirge. Die Stämme, welche im Frühlinge aus Furcht den Russen gehuldigt, kehrten jetzt reuig unter des Imam's Herrschaft

zurück, und andre, welche lange unter russischer Protektion gestanden hatten, tödteten oder verjagten die unter ihnen ansässigen Fremden slawischer Race und schlugen sich zu Schamyl.

Ein ausdrücklicher Befehl von St. Petersburg trieb die Generale Golowin und Grabbe an, Winterfeldzüge zu unternehmen.

Grabbe war mit dem Bau von Festungen beschäftigt, als ihn der Befehl des Kaisers traf. Gegen Ende des Monats September brach er zu einer jener Expeditionen auf, welche den Russen allerdings Anlaß zu ihren bekannten Siegesbülletins geben, welche aber die Unterwerfung des Kaukasus in Wirklichkeit um keinen Schritt weiter bringen. Die Armee drang in's Gebirge, vor ihr entflohen alle Bewohner, man fand nur leere Aouls und verlassene Häuser, überhaupt eine unheimliche Verödung in der Front. Aber seitwärts und im Rücken knallte es aus den Büschen und hinter den Felsen hervor, und die Kugeln unsichtbarer Schützen bereiteten manchem russischen Soldaten einen Tod, den seine Kameraden nicht einmal zu rächen vermochten. Was half's den Russen, wenn sie die verlassenen Häuser und die Getreideschuppen und Heuhaufen in Brand steckten und einige wehrlose Nachzügler erschlugen, den eigentlichen Heerhaufen der Feinde erreichten sie nicht, und nach vier Wochen kehrten sie heim, ohne sich einmal eines gewonnenen Gefechts rühmen zu können.

Eben so wenig richtete Golowin aus. Er schickte den General Fesi aus, um im Osten, in Awarien, die Distrikte zum Gehorsam zurückzuführen, welche mit Had-

shi Murad abgefallen waren. Aber im unaufhörlichen Geplänkel mit Schamyl's Haufen, einmal sogar von diesem förmlich geschlagen, sah Fesi seine Armee, die überdies vom Winter genug zu leiden hatte, zusammenschmelzen und mußte sich bald auf die Defensive beschränken.

Ja jetzt unternahm Schamyl seinerseits einen Winterfeldzug. Alle streitbare Mannschaft aufbietend, eine Strafe von einem Silberrubel oder fünfzig Kantschuhieben den Säumigen androhend, raffte er 15,000 Mann zusammen. Mit diesen stürzte er über einen Distrikt, die Landschaft der Rumyken, welche mit den Russen in Freundschaft lebten, her, plünderte und verwüstete dort, hieb ein russisches Häuflein unter einem unvorsichtigen Obristen in Stücke, eroberte bei der Gelegenheit zwei Kanonen, die ersten Feldkanonen, welche in seinen Besitz gelangten, warf zwei heranrückende Corps über den Haufen, nahm ihnen 40,000 Stück erbeuteten Viehes ab und zog sich damit unbelästigt in's Gebirge zurück.

In der That, das Jahr 1841 war sehr unglücklich für die Russen abgelaufen. Mehr noch als über den gewöhnlichen ungeheuren Verlust an Menschen ärgerte man sich in Petersburg über den ungewöhnlichen Verlust der Kanonen; wenig Trost gewährte es, daß der General Saß, der am Südwestrande des Kaukasus stand, einige glückliche Coups ausgeführt; aber das Jahr 1842 hatte man ausersehen, die Scharten auszuwetzen.

Gegen den neuen Waffenplatz, den sich Schamyl im nördlichen Daghestan angelegt hatte, den Aoul Dargo, sollte eine Expedition unternommen werden und General Grabbe, der Erstürmer Achulgo's, der Führer sein. Ein

stärkeres Heer als bei allen früheren Expeditionen im Kaukasus wurde ihm zu Gebote gestellt, eine fast unbeschränkte Vollmacht gegeben; am 29. Mai 1842 brach er auf.

Dargo liegt im Lande der Lesghier an dem Westrande Daghestan's. Um dahin zu gelangen, mußte Grabbe, der vom Nordwesten kam, das Land der Tschetschenzen, die große und kleine Tschetnaja durchziehn, ein kleineres russisches Corps zog vom Osten her, durch Daghestan, auf Dargo zu. Schamyl hatte gar nicht die Absicht, es auf eine Belagerung des Aouls ankommen zu lassen, er sandte seine Schätze, die Frauen und Kinder seiner Anhänger und die gefangenen Russen an sichre Oerter und rückte selbst den Russen entgegen, welche in Daghestan operirten.

Grabbe war kaum in die Tschetnaja eingedrungen, als er Widerstand erfuhr. Bis 1840 waren die Tschetschenzen zum größten Theil friedliche Unterthanen Rußlands gewesen, aber die Bedrückungen russischer Beamten und Soldaten einerseits und die begeisterten Sendlinge Schamyls andrerseits hatten sie zum Aufstande bewogen; sie bildeten seitdem eine Statthalterschaft unter dem Naïb Schuaib Mullah. Dieser ließ an den unwegsamsten Stellen, in den dichtesten Wäldern die Russen aus dem' Hinterhalt angreifen und jeden Schritt streitig machen, ja er stellte sich ihnen endlich mit seiner ganzen Macht offen entgegen. Fürchterlich war auf beiden Seiten der Menschenverlust in dieser blutigen Schlacht, aber der Sieg blieb streitig. Auf des Naïb's Ruf um Hülfe kam Schamyl selbst, der den Russen ein ähnliches Schicksal bereitete, wie einst Arminius den Legionen des Varus. Ein

paar Tage lang begleitete er die Feinde auf ihrem Rückzuge durch die Wälder, ohne ernsthafte Angriffe zu machen; er hielt sie nur fortwährend in Athem, ließ sie nicht dazu kommen, sich auszuruhen. Immer tiefer verwickelte sich Grabbe indeß in das Labyrinth der Waldgebirge, und es ist wahrscheinlich, daß er dem Rathe erfahrner Offiziere, umzukehren, schon nicht mehr folgen konnte. Endlich hielt Schamyl den rechten Augenblick für gekommen. Seine Naïbs hatten ihm zuvor, so erzählen die Russen, auf den Koran schwören müssen, zu siegen oder zu sterben. Am Mittage des 27. Juni warf er sich mit allen seinen Truppen auf die Feinde, die ein Lager aufzuschlagen im Begriff waren. Grabbe gab jetzt den Befehl zum Rückzug. Aber kaum hatten einige Kolonnen sich zu dem Zweck in Bewegung gesetzt, so stürmten die Tschetschenzen unter Schuaïb's Führung auf sie ein und drängten sie zurück. Ein gräßlicher Kampf entspann sich. Die Russen kämpften nicht mehr um den Sieg, sondern nur um den Abzug. Mit Todesverachtung warfen sich die Helden des Kaukasus auf sie und unter sie. Es war ein Kampf Mann gegen Mann. Kaum unterbrach die Nacht das Gemetzel. Am nächsten Tage gelang es Schamyl, das Centrum der Russen zu sprengen und sich fast aller Kanonen zu bemächtigen, das Lager der Abziehenden und eine Menge Gefangener fiel in seine Hände. Viele versprengte Russen wurden durch eine List der Tscherkessen getäuscht: ein gefangener russischer Tambour mußte seine Trommel rühren und lockte seine Kameraden so ins Verderben. Nur einen spärlichen Rest der russischen Armee führte Grabbe in das Fort zu-

rück, von dem er ausgezogen war. Von sechzig Ober-Offizieren sollen nur vierunzwanzig zurückgekehrt sein.*) Wie viel tausend Gemeine mochten das Opfer der tscherkessischen Tapferkeit geworden sein?**)

Wüthend über seine Niederlage unternahm Grabbe noch im selben Jahre eine zweite Expedition ins Gebirge. Aber mit nicht besserem Glück als das erste Mal. Schamyl trat ihm zum zweiten Male in offener Feldschlacht entgegen und schlug ihn unter großem Verluste in die

*) A. Buddeus „Halbrussisches" giebt an, daß die Expedition 100 Offiziere gekostet habe.

**) Ein russischer Schriftsteller sagt:
„Nichts ist Mitleid erregender als die russischen Soldaten, diese blonden Kinder der nordischen Ebenen, im Kampf mit den Söhnen der Berge zu sehn, welche geschmeidig wie der Hirsch, stark wie das Elenn und flink wie der Blitz sind. Nichts ist trauriger (?), als die Taktik der wilden Tapferkeit der Tscherkessen unterliegen zu sehn. — Wie der Blitz fallen sie über die russischen Kolonnen her, und wie der Blitz verschwinden sie wieder, um in ihre Bergschluchten zurückzukehren. Oft verstecken sie sich in dem hohen Schilf, das die Ufer der Flüsse bedeckt, greifen von hier aus die russischen Kolonnen an und entsenden ihre Kugeln, welche immer treffen und insbesondre auf die Offiziere gerichtet sind. Jeder Versuch sie zu finden ist fruchtlos. Ein anderes Mal verbergen sie sich in den dunkeln und dichten Wäldern, welche die Natur gleichsam zu ihrem Schutz hat wachsen lassen. Nichts verräth ihre Anwesenheit; aber wenn die Russen in den Wald hineindringen, so beleben sich plötzlich die Bäume, Kugeln regnen, die Soldaten fallen oder sehn sich genöthigt, sich eiligst zurückzuziehn."

Flucht. Für dies Jahr hatten die Russen keine Kräfte mehr zu neuen Unternehmungen.

Als Kaiser Augustus die erste Nachricht von der Varusschlacht erhielt, stieß er mit dem Kopfe gegen die Wand und rief: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!“ — Varus hatte das Glück, sein Unglück nicht überlebt zu haben. Grabbe überlebte die Expedition nach Dargo, und er wurde nach Petersburg berufen, um Rechenschaft abzulegen. Auch Golowin verlor seinen Posten und ward in Untersuchung gezogen. Beide Generäle schoben möglichst viel Schuld an dem Mißlingen ihrer Unternehmungen auf den General Saß, so daß auch dieser vor dem Kaiser erscheinen mußte. Die Untersuchung währte einige Zeit, die Generale beschuldigten einer den andern, schließlich aber war ihnen nichts direkt Strafbares zur Last zu legen. Golowin, der ein Russe war, wurde auch nach einiger Zeit wieder angestellt — als Generalgouverneur in den baltischen Provinzen; Grabbe und Saß, als Deutsche, welchen die kaiserliche Majestät damals überhaupt nicht sehr hold war — blieben in Ungnade und erhielten Urlaub auf unbestimmte Zeit.

Nachdem der russische Kriegsminister, Fürst Tschernitschef, selbst eine Reise in den Kaukasus unternommen hatte, ernannte der Kaiser den Generaladjutanten Neidhart, bisherigen Generalgouverneur von Moskau, zum Oberbefehlshaber im Kaukasus. Er war ein hochbetagter Mann, dem man eine ehrenhafte Gesinnung und administratives Talent nachrühmte, — Eigenschaften, deren ein Gouverneur der kaukasischen Provinzen, wo arge Mißverwaltung herrschte, allerdings sehr bedurfte. Neidhart

wurde angewiesen, das militärische System gänzlich zu ändern, auf die Offensive zu verzichten und sich nur zu begnügen, dem Feinde die Communication abzuschneiden und dessen Vordringen zu hindern.

Bei dieser Instruktion war nur Eines nicht in Rechnung gezogen, nämlich daß der Muth der Bergvölker in den letzten Kämpfen ungemein gewachsen, und daß sie selbst zum Angriff überzugehn bereit waren, sobald sie nicht mehr angegriffen wurden. Die Amtsführung Neidhart's war in der That durch blutige Kämpfe und zwar für die Russen höchst unglückliche Kämpfe ausgezeichnet. Im Herbst 1843 machte Schamyl einen Einfall in den Distrikt der Awaren. Noch nie hatte er den Russen so empfindliche Schläge, so schmähliche Niederlagen beigebracht als dies Mal: die Garnison eines russischen Forts mußte sich ergeben auf Gnade und Ungnade, ein Bataillon, das zum Entsatz herankam, wurde gänzlich aufgerieben, beträchtliche Truppencorps der Russen wurden zu wiederholten Malen geschlagen. Noch schlimmer erging es 1844. In diesem Jahre wurden bei weitem größere Streitkräfte aufgeboten, als in allen früheren Jahren. Der Kaiser ließ alle disponibeln Truppen nach dem Kriegsschauplatz abgehn und steigerte die Kaukasusarmee bis zu 120—130,000 Mann. Aber selbst diese ungeheure Macht richtete gegen Schamyl Nichts aus, sondern erlitt Niederlagen. Der einzige Erfolg, dessen sich die Russen mehr rühmten als sie Ursach dazu hatten, war die Erstürmung eines befestigten Platzes im Lande der Lesghier. Ein Stamm der Lesghier nämlich, welcher seit langer Zeit mit den Russen verbündet war, hatte plötzlich dies Bünd-

niß gekündigt; es gelang zwar, den Hauptort des Landes zu erobern, aber die abscheulichsten Greuel wurden dort verübt: „schwangeren Weibern der Bauch aufgeschlitzt, Kinder auf Bajonette gespießt, Mädchen auf offener Straße geschändet und nach gebüßter Lust dem Tode geopfert.“ Der Fürst des Stammes entkam zu Schamyl.

Den General Neidhart traf zunächst der Zorn des Kaisers. Er ward zurückgerufen, und Graf Woronzoi, ein persönlicher Freund Nikolaus I., zum Nachfolger ernannt. Das Vaterland war in Gefahr, der Graf erhielt, um es zu retten, Diktatorsgewalt.

Noch niemals hatte seit Potemkin's Zeit ein russischer Feldherr oder Statthalter solche Machtvollkommenheit besessen, wie sie jetzt Woronzof gewährt wurde. Als Generalstatthalter der Länder vom Pruth bis zum Araces und Chef der Kaukasusarmee erhielt er Vollmacht über Leben und Tod der Eingebornen, durfte Beamte — vom 14. — 6. Range — ein- und absetzen und in seiner Armee über Avancement bestimmen und Orden verleihen.

Diese Selbstständigkeit des Fürsten Woronzof war jedoch nur eine scheinbare: all sein Thun und Lassen wurde so gut wie das seiner Vorgänger von St. Petersburg aus bestimmt. Das zeigte sich gleich im ersten Jahre seiner Amtsführung 1845.

Woronzof beabsichtigte eigentlich, in diesem Jahre keinen Angriff gegen Schamyl zu unternehmen, sondern vielmehr friedliche Versuche zu machen, die Bergvölker für Rußland günstiger zu stimmen. Aber man ließ ihm von Petersburg aus keine Ruhe; ein Courier nach dem

andern langte in Tiflis an, und eine Depesche wie die andere drückte den kaiserlichen Wunsch aus, daß mit der abermals vermehrten Armee ein Hauptschlag geführt werde. So entschloß er sich denn, eine neue Expedition gegen Dargo zu machen.

Am 12. Juni 1845 begann er den Feldzug, mit einer stärkeren Armee und auf einem anderen Wege als Grabbe im Jahre 1842, aber unter ähnlichen Gefahren. Schamyl befolgte, wie es scheint, denselben Vertheidigungsplan gegen die Expedition Woronzof's, wie gegen die Grabbe's; er ließ die Russen anfangs ungehindert vorrücken, und erst als sie tief ins Gebirge gedrungen, fern von ihren Depots waren, suchte er ihnen die Zufuhren abzuschneiden und beunruhigte und ermüdete sie durch rastlose Angriffe. Zu ihrem Erstaunen fand die russische Armee anfangs die schwierigsten Gebirgspässe unbesetzt oder schwach vertheidigt, selbst als das Gebiet der Lesghier bereits betreten war, zog sich der Feind nach unbedeutenden Scharmützeln noch immer zurück. Endlich erreichte Woronzof das Gebiet von Andi, eine Berglandschaft, deren lesghische Bewohner sich durch Freiheitssinn wie durch Tapferkeit auszeichneten. Schamyl hatte hier dasselbe gethan, was die Russen 1812 in Moskau, er hatte die Häuser in Brand gesteckt, die Vorräthe entfernt oder zerstört, selbst das auf den Feldern wachsende Korn vernichtet; die feindliche Armee fand eine vollständige Wüste, keine Lebensmittel für die Menschen, kein Futter für die Pferde. Und gerade jetzt entwickelten die Tscherkessen all ihre Kräfte. Schamyl selbst hatte auf den Bergkämmen, welche Andi begrenzten, Posto gefaßt und

ließ der Hauptarmee Woronzof's keine Ruhe mehr. Bei Tage und bei Nacht dauerten die Gefechte fast unaufhörlich fort, und wenn kein förmlicher Angriff auf das Lager, das die Russen aufgeschlagen hatten, geschah, so lauerten die tscherkessischen Schützen wenigstens den Pickets ihrer Feinde auf, die das Lager umkreis'ten. Drei Wochen währte dieser Zustand. Die Russen konnten nicht weiter, denn ihnen fehlte Proviant, und sie erwarteten vergebens frische Zufuhr. Die Detachements Schamyl's hatten inzwischen den nachrückenden russischen Bataillonen die Wege verlegt, Hadshi Murad unter andern dem Fürsten Bebutof, der ein bedeutendes Convoi ins Lager geleiten sollte, eine Niederlage beigebracht und ihm die meisten Wagen abgenommen. Endlich erhielt Woronzof so viel Lebensmittel, daß er es wagen konnte, weiter zu ziehen. Nachdem der Aoul Gogatl befestigt und eine Besatzung darin gelassen war, theilte sich die russische Armee, mit der einen Hälfte besetzte Fürst Bebutof die wichtigsten Gebirgspässe, um den Rückzug zu decken, mit der andern Hälfte trat Woronzof den Marsch auf Dargo an. Ein hoher Gebirgsrücken trennt die Landschaft Andi von der nördlicher gelegenen sogenannten Bundesgenossenschaft von Dargo; jenseits des Gebirgsrückens beginnt eine Waldregion, mächtige Buchen, riesige Eschen, Linden und Platanen wechseln mit einander ab, und inmitten dieser Wälder, in einem Hain von Buchen, welche Jahrhunderte alt zu sein scheinen, liegt der Aoul Dargo, Schamyl's damaliger Sitz. Ungehindert erstiegen die Russen den Gebirgsrücken, aber kaum kamen sie von dem steinichten, baumlosen Gebirg in die Waldregion hinab, so empfing

sie unter wildem Kampfgeschrei der erbitterte Feind. Nur mit der Erstürmung einer Stadt, die Straße für Straße, Haus für Haus voll Verzweiflung vertheidigt wird, kann man diesen Kampf vergleichen. Zahlreiche Verhecks und Barrikaden sperrten den Russen den Weg, aber außer ihnen mußte gleichsam jeder Baum von einigem Umfang erobert werden. Die Artillerie war hier völlig unnütz, nur das Bajonet und die wohlgezielte Büchse erwiesen sich von Nutzen. Die äußerste Vorsicht war nöthig beim Vorrücken; eng aneinandergeschlossen mußten sich die Truppen halten, jeder Zug, der sich ein wenig vom Gros trennte, war verloren; mitunter stürzte sich aber auch ein todesmuthiger Sohn der Berge mit dem bloßen Degen in der Hand in das dichteste Gedränge der Russen, machte so viel nieder als möglich, bis er, eines Winkelried würdig, der Uebermacht erlag.

Endlich lichtete sich der Wald, — der Aoul Dargo war erreicht. Hier erwartete die erschöpfte Armee vielleicht erneuten, heftigen Kampf, aber auch jedenfalls einen Preis des Kampfes zu finden. Herbe Täuschung! Der Aoul war verlassen, unvertheidigt, aber auch völlig leer an Vorräthen jeder Art.

Einstweilen blieb indeß nichts Anderes übrig, als sich hier einzuquartieren, die Armee bedurfte dringend der Ruhe nach dem angestrengten zwölfstündigen Kampfe. Freilich Ruhe ließ ihr Schamyl wenig, die Angriffe, die Ueberfälle, die Aufhebung der Wachen und Piquets nahmen kein Ende. Das Schlimmste aber war, es stellte sich schon wieder Mangel an Lebensmitteln ein, da ein Theil der Bagage unterwegs von den Tscherkessen erbeu-

tet war. Woronzof hätte nun wol klug gethan, den Aoul preiszugeben und mit seinem ganzen Heere nach der nöthigen Rast sogleich den Rückzug anzutreten, aber es scheint, er schmeichelte sich immer noch mit einer eiteln Hoffnung auf Erfolge. So sandte er beinahe ein Dritttheil seiner Armee aus, um aus Gogatl Proviant zu holen, er selbst mit dem Rest blieb in Dargo.

Diese nutzlose Zersplitterung der Kräfte wurde schwer gebüßt. Den Abzug des Expeditionscorps benutzte Schamyl zu verstärkten Angriffen, er ließ Dargo nun förmlich stürmen und eine Zeitlang mit Kanonen beschießen. Nach einigen Tagen kehrte jenes Corps zurück, ermüdet, zersetzt, auf die Hälfte reducirt, an Proviant brachte es nur wenig, das Meiste hatten ihm die Feinde abgenommen.

Jetzt entschloß sich Woronzof zum Rückzug; am 25. Juli trat er ihn an, nicht nach Gogatl zu, sondern im Thale des Flüßchens Jaksei hinab, den allernächsten Weg. Aber mit derselben Wuth griffen ihn die Tscherkessen an wie beim Hermarsch, in den dichten Wäldern holten sich die trefflichen Schützen derselben fast ungestraft ihre Opfer aus den Reihen der Seinigen, und das Schicksal Grabbe's schien bevorzustehen. Zu ihrem Glück gelangte die russische Armee bald an ein von Wald entblößtes Plateau, auf dem ein Dorf lag. Für den Augenblick fand man hier einigen Schutz und machte Rast. Ein Bewohner des Dorfs ließ sich erkaufen, daß er zum General Freitag, der sich mit der Reserve in einem zwei Tagemärsche entfernten Fort befand, durchschlich und ihn von der Noth der Armee in Kenntniß setzte. Dieser kam eilig mit 8000

Mann und mit Lebensmitteln herbei und escortirte die Trümmer der Armee nach Hause.

Auch der Aoul Gogatl mußte aufgegeben werden und Bebutof sich zurückziehen. Furchtbare Opfer hatte der Feldzug wieder gekostet, das Blut vieler Tausende düngte die Wälder und Matten des Kaukasus, — gewonnen war Nichts. Und nirgends als am Hofe Nikolaus I. hätte man wol die freche Stirn gehabt, Feste zur Feier der Eroberung Dargo's in Petersburg wie in Tiflis anzuordnen und Woronzof zur Belohnung aus dem Grafen in einen Fürsten zu verwandeln.

Im russischen Heerlager war eine solche Erschöpfung, daß Schamyl für den Rest des Jahres 1845 ziemliche Ruhe hatte. Woronzof hatte sich überdieß eine wohlfeilere Methode ausgedacht, die zur Eroberung des Kaukasus führen sollte. Die Wälder, hatte er gesehen, schützten die Bergvölker mehr als ihre befestigten Aouls. Also begann er einen Krieg gegen den Wald der Tschetnaja. Von Odessa wurden ungeheure Massen Pech und Schwefel herbeigeschafft, um das Zerstörungswerk zu erleichtern. Die Berechnung erwies sich jedoch als falsch: die tscherkessischen Wälder mit ihrem saftigen Laubholz, ihren üppigen Schlingpflanzen und dem frischen Unterholz wollten nicht zünden. Darauf griff man zur Axt. Sicherer kam man dadurch zum Ziele, aber langsam, so ungeheuer langsam, daß das Holzfällen Schamyl gar keine Besorgniß einflößte und er die Russen still dabei gewähren ließ.

Auch ein kaiserlicher Ukas, der im Sommer 1845 erschien, war darauf berechnet, die Unterwerfung der Völker des Kaukasus auf eine andere Weise als durch Waf-

fengewalt anzubahnen. Dieser Erlaß gestattete an der Ostküste des schwarzen Meeres den Sklavenhandel, den Rußland bisher mit allen möglichen Mitteln zu verhindern gesucht hatte. Die Blokade der cirkassischen Küste, von welcher im vorigen Kapitel, als die Confiskation des „Vixen“ erzählt wurde, die Rede war, bezweckte nämlich nicht bloß, die Einfuhr von Munition, sondern auch die Ausfuhr von Tscherkessensklaven zu verhindern. Der Handel mit ihren Kindern ist für die kaukasischen Stämme ein wichtiger Zweig des Erwerbs und ihn hindern heißt die Quelle des Wohlstands jener abgraben. Aber alle Anstrengungen der Russen hatten diesen Zweck nicht erreicht; die Menschenfleischhändler wußten immer die Blokade zu durchbrechen und den Weg nach Konstantinopel zu finden. Gab Rußland jetzt den Handel frei, so gestattete es also im Grunde allerdings nur das, was es doch nicht ändern konnte.

Indeß der Ukas ist noch von anderm Gesichtspunkte aus zu betrachten. Zunächst verdient eine Klausel Beachtung, welche den geheimen Zweck des Ukases verräth: fortan sollten die Tscherkessen ihre Kinder als Sklaven verkaufen dürfen, aber die Händler sollten folgende Form beobachten: nicht als Sklaven, sondern als freie Passagiere mußten sie die Menschen einschiffen und für jeden einen russischen Paß nehmen. Den Sinn dieser Klausel errieth die abendländische Presse schnell: mit russischem Paß versehen galten die Sklaven in der Türkei als russische Unterthanen, konnten vorkommendenfalls vom russischen Gesandten in Konstantinopel in Schutz genommen werden,

und die Gelegenheit zur Einmischung in die Angelegenheiten der Türkei war bis in's Unendliche vermehrt.

Alsdann ist diese Gestattung des Sklavenhandels mit andern Maßnahmen des Kaisers Nikolaus in Parallele zu stellen. Allerdings stimmte der Ukas sehr wohl dazu, daß die Leibeigenschaft im Kaiserstaat fortwährend rechtlich und faktisch existirte, aber er stand in interessantem Contrast zu zwei andern Thatsachen — einestheils zu den Beschwerden über den „Menschenhandel an der asiatischen Grenze," die unter den Motiven des Kriegs, welcher der Pforte 1828 erklärt war, aufgeführt wurden, — anderntheils zu dem Traktat über Abschaffung des Negerhandels (Durchsuchungsrecht), welchen Nikolaus bald nach seiner Rückkehr von London, im Jahr 1844, mit England abschloß.

Diese unblutigen Eroberungsversuche schlossen die kriegerischen indeß nicht aus, sobald die Verluste der Russen durch neuen Nachschub aus dem Reiche wieder ersetzt waren. In den Jahren 1846 und 1847 und 1848 wurden fortwährend Expeditionen in die Berge gemacht. So verschieden die Schicksale derselben im Detail sein mögen, so gleich war das Resultat im Ganzen, — die Russen machten keine Fortschritte. Ihren officiellen Berichten zufolge wurde Sieg auf Sieg erfochten, Schamyl war immer auf dem Punkte, wo es mit ihm und seiner Macht zu Ende ging, der Verlust der russischen Corps betrug in jedem Gefechte nur einen Mann, — nahm man aber von dem Allen das Entgegengesetzte für wahr an, so blieb man von der Wirklichkeit nicht zu fern.

Im Jahre 1846 beabsichtigte Woronzof den Aoul

Weden anzugreifen, in welchem Schamyl neuerdings seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Aber der Tscherkesse kam dem Russen zuvor, griff seinerseits an, und zwar an Punkten, wo man ihn am wenigsten erwartete, schlug einige russische Corps, erbeutete mehre Convoi's und eroberte ein paar befestigte Plätze. Zur Expedition gegen Weden kam Woronzof nicht.

1847 versuchte es der letztere, sich der Plätze wieder zu bemeistern, welche im Jahre vorher verloren gegangen waren. Aber die eine Festung wurde von den Tscherkessen so heldenmüthig vertheidigt, daß die Russen trotz der Breschen, die sie geschossen hatten, mit blutigen Köpfen abziehen mußten, das andere Fort ward völlig in Trümmer geschossen, aber die Besatzung machte den Besitz dieser Trümmer so nachdrücklich streitig, daß sie freien Abzug gewann.

So führte Nikolaus im Osten seines Reichs seit 1831, — nein seit dem Anfange seiner Regierung bis 1848 einen hoffnungslosen Krieg, einen Krieg ohne absehbares Ende, einen Kampf ohne höheren Zweck, einen Kampf ohne andre Berechtigung als die Laune des Eroberers selbst.

Jahr aus Jahr ein verschlang dieser Krieg die Blüthe der russischen Jugend; immer mehr Opfer forderte er, je starrsinniger sich der Kaiser darauf steifte, den Sieg an seine Fahnen zu fesseln, 60,000 Mann waren zu Anfang des Zeitraums am Kaukasus unter den Waffen, 200,000 Mann gegen das Ende, und mehr Menschenleben kostete der Krieg schon 1848, als die Kämpfe Rußlands in der napoleonischen Zeit zusammengenommen.

Von Jahr zu Jahr steigerte dieser Krieg den Haß, welchen die abendländische Welt gegen den Unterdrücker und Tyrannen Polens hegte; Schamyl und die Tscherkessen wurden die Lieblinge, die gefeierten Helden des westeuropäischen Liberalismus. Es war ja auch nicht bloß der zähe Patriotismus, die unerschrockne Vertheidigung der väterlichen Berge und der angestammten Rechte gegen einen fremden Eroberer, was in Schamyl bewundert wurde, sondern man wünschte ihm den Sieg im Interesse der Kultur und der Civilisation; man ergriff für ihn Partei, wie die civilisirte Welt überall Partei ergreift für die Individuen und Völker, welche die Freiheit gegen den Despotismus vertheidigen, welche gegen die Barbarei und die Corruption, welche vom Absolutismus unzertrennlich sind, zu den Waffen greifen. Bei der bloßen Sympathie für die Tscherkessen blieb es aber, wie es bei der bloßen Sympathie für die Polen blieb. David Urquhart's ist auch an dieser Stelle zu gedenken: er hielt sich eine Zeitlang im Kaukasus auf, er agitirte für die Bergvölker in der englischen Presse, — aber er ist vereinzelt geblieben, wenige außer ihm haben die Achillesferse des russischen Reichs aufgezeigt, außer einigen polnischen Ueberläufern hat die Tscherkessen Niemand unterstützt.

Der Tscherkessenkrieg ist ein wichtiges Element in Nikolaus I. Geschichte, — will man die auswärtigen Verhältnisse des Reichs wie die innern Angelegenheiten desselben richtig würdigen, so muß man auf ihn immer den Blick gerichtet halten.

Jene kriegerische Miene, die Nikolaus von Zeit zu Zeit dem Westen gegenüber annahm, die Drohungen,

welche er sich gegen Frankreich oder England erlaubte, waren entweder eitel Prahlerei, oder sie waren nicht auf die militärischen Kräfte Rußlands, sondern auf die Heeresmassen der treuen Alliirten, Preußens und Oesterreichs, gestützt. Für den angeblichen Ueberfluß der Kräfte des Zaarats war der Kaukasus ein hinlänglicher Ableiter.

Aber auch Angesichts der inneren Verhältnisse des Reichs ist es oft nöthig, dieses Kriegs zu gedenken. Wie sich die Führung und Fortsetzung eines solchen Kampfes nur aus Zuständen erklären läßt, wie sie im Innern Rußlands herrschten, so giebt andrerseits der Krieg zu manchem sonst Unerklärlichen die Erklärung.

---

5. Kapitel.

Falsche Anschauungen über die Regierung Nikolaus I. Die innere Politik. Polen von 1831—1848. Nachträgliche Strafurtheile. Russificirung des Landes. Besuch des Kaisers in Warschau 1835. Einführung der russischen Sprache in Polen. Unterdrückung der Katholiken. Die unirten Griechen. Die Basilianernonnen. Wie sich Graf Orlof im Vertrauen aussprach über die Bekehrung der Unirten. Warschauer Polizei. Der Polenaufstand von 1846. Würdigung der nationalen Bestrebungen Nikolaus I. im Allgemeinen. Die Protestanten in den Ostseeprovinzen. Die Juden. Die Sektirer. Die Russen im Ausland und die Ausländer in Rußland. Panslawistisches.

In der Epoche von 1831—1848 hat man Nikolaus I. in Westeuropa fast ausschließlich nach seiner auswärtigen Politik beurtheilt. Darauf hin wurde er das angebetete Ideal der Reaktion einerseits und der Gegenstand des Hasses der Liberalen andrerseits. Aber auf beiden Seiten machte man sich der Uebertreibung schuldig.

Im Schoße des Liberalismus bildete sich ein Mythus von dem „Koloß des Nordens“ und dem „Herrscher des

Nordens" aus, welcher die Macht wie die Schuld des Kaisers bei weitem überschätzte. Die Macht, welche Nikolaus in West-Europa besaß und welche besonders in Deutschland zur Geltung kam, hatte ihre Basis nicht in Moskau, nicht in Petersburg, nicht in den russischen Bataillonen, nicht in den mythischen Goldkisten der Peter-Pauls-Festung, — sondern sie gründete sich hauptsächlich und vor allem auf die Zustimmung der Reaktion West-Europas und hatte ihre Basis in Berlin, Wien, Stockholm, Kopenhagen, Paris und London. Wie diese Macht des Zaren in's Märchenhafte hinaufgeschroben wurde, so wurde seine Schuld bis zur Karikatur vergrößert. So gut wie die Vernichtung Polens legte man ihm auch zur Last die Beschlüsse des deutschen Bundestags, so gut wie die Besetzung Krakaus auch irgend welche beliebige Willkürmaßregeln in Neapel oder in einem der winzigen Fürstenthümer oder einer der schattenhaften Städterepubliken Deutschlands. Es riß eine schmähliche Manier ein, mit den Freveln des Zaren die Frevel andrer Monarchen und die Fehler der Völker zu entschuldigen. Man klagte Nikolaus an, wo man in erster Reihe das Volk, in zweiter dessen Regenten hätte anklagen sollen. Man ereiferte sich über den nordischen Despoten, der die Wiener Verträge gebrochen habe, und man vergaß in dem Eifer seiner Mitschuldigen.

Nicht minder schief beurtheilte die Reaktion im westlichen Europa ihr Idol. Nicht das ist in Anschlag zu bringen, daß auch von ihr die Macht desselben vergrößert ward. Es mag das eben so sehr wohlüberlegte Politik gewesen sein, als ein irrthümlicher Glaube. Aber

die Reaktion schrieb Nikolaus I. persönliche Eigenschaften zu, die er nicht besaß, sie verklärte den Feind aller liberalen Regungen zu einem ritterlichen Heros von edelster Uneigennützigkeit, erhabenster Resignation und großmüthigster Milde, von einer auf die universellsten Zwecke gerichteten Energie. Das war Alles vollkommen irrig. Die Energie, welche man dem verstorbenen Kaiser nicht absprechen kann, ging weder hervor aus einem großen Geiste noch aus einem ehrlichen Herzen, und man darf sie überhaupt nicht zu hoch anschlagen; sie war mehr der starre Trotz eines von seiner Unfehlbarkeit eingenommenen Geistes, als die thatkräftige, vernünftiger Motive sich bewußte Festigkeit eines Talents oder gar die instinktive Consequenz eines Genies. Daß Nikolaus dem Liberalismus keine Concession machte, war weniger sein freier Entschluß, als eine Folge der Beschaffenheit Rußlands. Wenn er nicht respektvoll den Hut abziehen mußte vor Rebellenleichen, so kam das einfach daher, weil es in Rußland kein Volk gab, das um der Preßfreiheit und um des öffentlichen Gerichtsverfahrens willen Barrikaden baute. Wenn er es nicht nöthig hatte, mit der Minorität oder Majorität widerspenstiger Kammern zu feilschen, so hatte das einfach seinen Grund in dem Mangel einer Civilisation, welche das Bedürfniß einer Volksvertretung noch nicht wachgerufen hatte. Nikolaus besaß eine Kunst und hatte sie fleißig geübt, welche ein ritterlicher Heros nie besitzen wird, die Kunst zu täuschen. Er täuschte und betrog in den größten Dingen wie in den kleinsten. Er ließ die Gäste, welche ihn besuchten, genau überwachen, damit sie nicht die Schwächen seiner Administration und die

Mängel seines Militärs erblickten, ließ frische Wäsche auslegen in den Hospitälern, wenn Besuche kamen, und er betrog und übervortheilte seine westeuropäischen Genossen. Er besaß keinen königlichen, großartigen Stolz, sondern eine kleinliche Eitelkeit, welche entrüstet ward, wenn Jemand den Hut abzuziehen versäumte. Und ihn beseelte nicht einmal die Mäßigung, welche dem Gegner verzeiht, sobald er unschädlich gemacht ist.

Diese Uebertreibungen und Irrthümer beruhen — wie schon bemerkt — darauf, daß Nikolaus I. fast allein darnach beurtheilt wurde, wie er in der auswärtigen Politik auftrat, darnach also, was in seinem eignen Auftrage von seinem Kabinet über ihn selbst gesagt wurde. Die innern Verhältnisse des Reichs und des Kaisers Verhalten dazu wurden fast gar nicht in Betracht gezogen, konnten zum Theil auch mangelnder zuverlässiger Kunde halber nicht in Betracht gezogen werden. Sie sind zur Beurtheilung des Zaren aber um so viel wichtiger als die Akten der Diplomatie, als es sich bei ihnen mehr um einfache Thatsachen, weniger um vieldeutige Worte handelt.

* * *

Während der ersten sechs Jahre seiner Herrschaft hatte auf dem Kaiser eine kaum verhehlte Furcht vor Polen gelastet. Er haßte diese Nation. Wir wissen bereits warum. Das Jahr 1831 befreite Nikolaus von der Furcht vor der polnischen Constitution und den damit in Verbindung stehenden revolutionären Ideen und von der Furcht vor dem Bruder Konstantin; aber die Erdrückung

des Aufstandes tilgte nicht den Haß und gab nur dem Rachegelüst den weitesten Spielraum.

Die Jahre, welche auf die Einverleibung Polens zunächst folgen, sind düstere Jahre einer unerbittlichen Rache, die Nikolaus an Allen nahm, die jemals gegen ihn in Opposition gestanden hatten, — düstere Jahre der rastlosen Verfolgung und der schonungslosen Inquisition. Die Rachsucht des Kaisers gegen Polen ging ins Unglaubliche, sie kühlte sich nicht ab nach dem Siege, sie steigerte sich bis zur unmotivirtesten Grausamkeit und zur kleinlichsten Quälerei. Polen war in seinen Händen gleich einem leblosen Kadaver, und er dem Henker gleich, der die Zuckungen des Leichnams bald mit Fußtritten und bald mit Faustschlägen erwidert. Polen hatte seit 1831 keine eigentliche Geschichte mehr, seine Existenz war ein einförmiges Martyrium; die nationalen Ideen und Entwicklungskeime waren von der Emigration mit in die Fremde genommen. Einzelne Akte der kaiserlichen Grausamkeit sind es also nur, von denen aus den Jahren 1831—1848 zu erzählen ist.

Welch eine wahnwitzige Rachsucht sprach sich nicht in so vielen Strafurtheilen aus, die im Anfange der dreißiger Jahre verhängt wurden! Da wurde z. B. die Gräfin Malachowska ihres Vermögens beraubt, weil sie — das rechnete ihr der Ukas des Kaisers als Verbrechen an — weil sie in der Revolutionszeit bei ihrem Manne gewohnt hätte. Da wurden unmündige Kinder wegen angeblicher Conspiration zur Verbannung nach Sibirien und nach den Bergwerken oder zum Tode verurtheilt. Da schrieb der Kaiser unter das Urtheil des Fürsten Sanguslo,

der wegen Theilnahme an der Revolution zum Verlust des Adels, zur Confiskation seiner Güter und zur Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt war, mit eigner Hand: „Er soll die Reise nach Sibirien in Fesseln und zu Fuß machen.“ Und doch hatte der junge Fürst demüthig um Gnade gebeten, und doch vindiciren sich sonst die Könige nur das Recht zu begnadigen, nicht das, die Strafe zu schärfen. Die Landstraßen nach Sibirien und nach den südlichen Bergwerken wurden in den ersten Jahren der Revolution nicht leer von polnischen Verbannten, aber auch später verging kein Jahr, wo nicht mindestens ein Transport politischer Verbrecher aus dem ehemaligen Kongreßkönigreich dahin abgeschickt ward. Daneben fraß der Kaukasus Jahr für Jahr den Kern der männlichen Bevölkerung Polens. Im Jahr 1833 erließ Nikolaus einen Ukas, der das vollendete, was der Knabenraub des Jahres 1832 angefangen hatte, und Polen förmlich verödete: eine Rekrutenaushebung ward angeordnet, welche alle Personen männlichen Geschlechts vom 17. — 30. Jahre umfassen sollte. Hunderttausend Männer verlor das Land dadurch. In die Verbannung wurden ganze Gemeinden geschickt. Konnte man nämlich der Rebellen oder der Verdächtigen selbst nicht habhaft werden, so nahm man Rache an ihren Schlössern, die man zerstörte, an ihren Verwandten, Kindern und Dienern. Es war etwas ganz Gewöhnliches, daß das Vermögen der Eltern confiscirt wurde, weil die Söhne nicht — sich am Kampfe betheiligt hatten — nein weil diese ohne Erlaubniß der Regierung sich nach Polen hinbegeben oder das Land ohne solche Erlaubniß verlassen hätten. Die Bevölkerung von

40 Quadratmeilen — dem Fürsten Czartoryski gehörig — ward von Litthauen nach Südrußland deportirt. Mehre Gemeinden aus der Woiewodschaft Kalisch versetzte man nach Augustowo.

Der Kaiser von Rußland kümmerte sich nicht um die von ihm selbst erlassenen Gesetze, er beachtete weder die Bestimmungen seines sogenannten Amnestiedecrets, noch die des organischen Statuts von 1832. Officiere und Soldaten, welche im Vertrauen auf die Amnestie heimkehrten, wurden ergriffen und in die Reihen der russischen Armee gesteckt, alle Bestimmungen des organischen Statuts vom 26. Febr. 1832, welche die Einwohner Polens noch einigermaßen zu schützen schienen, wurden aufs gröbste verletzt. Im Statut war noch die Rede davon, daß die Glaubensfreiheit zugesichert werde, daß die persönliche Freiheit geachtet werden solle, da war versprochen, daß die administrativen und gerichtlichen Angelegenheiten in polnischer Sprache verhandelt, daß Confiscation des Vermögens nur über Staatsverbrecher erster Klasse verhängt werden solle; — von alledem geschah gerade das Gegentheil.

Man könnte es noch als ein ziemlich lächerliches Zeichen augenblicklicher Zornesaufwallung des Zaren ansehen, wenn er die Russificirung Polens durch die Einführung der russischen Nationalfarben ausdrücken wollte: — wenn er die Pfeiler und Brücken überall anders anpinseln, ja die Bänder der Aktenfascikel ändern ließ, wenn er die polnischen Ordensdecorationen in russische umwandelte und die Invaliden der ehemaligen polnischen Armee in russische Uniformen steckte, oder wenn er gar der Warschauer Deputation, die im vorigen Bande erwähnt

wurde, einen Hofschneider entgegenschickte, welcher ihr russische Uniformen anmessen mußte.

Aber die erbitterte, unversöhnliche Stimmung war permanent, und Nikolaus scheint niemals einen Begriff davon gehabt zu haben, daß die Polen Ursache oder gar Recht hätten, ihn zu hassen und seinen Maßregeln zu widerstreben.

Im Jahre 1833 wurden in einigen Theilen des ehemaligen Königreichs Aufstandsversuche gemacht. Eine Anzahl ausgewanderter polnischer Officiere begab sich nach Galicien. Hier wurde ihr Führer, Zaliwski, freilich verhaftet und auf den Spielberg gebracht, aber die übrigen fanden Mittel und Wege, über die Grenze zu kommen. In den Woiewodschaften Lublin, Kalisch, Plock und in Litthauen bildeten sich Guerillahaufen, welche bald anwuchsen und den russischen Truppen eine Zeitlang zu schaffen machten. Dieser Guerillakrieg gab Anlaß zu erneuter Strenge. Ein Ukas führte die bereits aufgehobenen Kriegsgerichte wieder ein, mit der Klausel, daß eine Appellation der Verurtheilten an den Kaiser nicht gestattet sei. Zunächst wurden sechs Officiere der ehemaligen polnischen Armee kriegsgerichtlich verurtheilt und gehängt. Dann folgten der Hinrichtungen mehr. Auch blieb es nicht bei dem Einschreiten gegen die, welche offen die Waffen gegen Rußland erhoben hatten, gegen die Verdächtigen zog man ebenfalls zu Felde. Verhaftungen, Deportationen folgten. Dann erschien der erwähnte Ukas, welcher alle männlichen Polen vom 17.—30. Jahre zum Militärdienst zwang. Endlich kam Nikolaus selbst, im Spätherbst, ins Land und hielt eine Heerschau bei Modlin

über seine Truppen als bedeutungsvolle Demonstration gegen die Rebellen.

Warschau besuchte der Kaiser für das Mal noch nicht, er wollte die aufrührerische Stadt nicht sehen. 1834 war er dort und besichtigte die Alexander-Citadelle, die neuerbaut und wenigstens so weit vollendet war, daß sie Garnison aufnehmen konnte, aber seinen fortdauernden Groll drückte er dadurch aus, daß er die städtischen Behörden nicht vor sich ließ. Endlich, als er im Jahre 1835 wieder in Warschau war, empfing er den Municipalrath, welcher ihm mit Demuth und Unterwürfigkeit entgegenkam. Die Herren hatten eine devote Rede einstudirt, und der Sprecher wollte eben beginnen, als der Kaiser ihn mit folgenden Worten unterbrach:

„Ich weiß, meine Herren, was Sie mir sagen wollen. Ich kenne sogar den Inhalt Ihrer Rede, und um Ihnen eine Lüge zu ersparen, wünsche ich, daß sie nicht ausgesprochen werde. Ja, meine Herren, eine Lüge, denn ich weiß, daß Ihre Gesinnungen nicht von der Art sind, wie Sie mir glauben machen möchten. Und wie könnte ich auch Ihren Worten Glauben schenken, da Sie am Vorabend der Revolution ganz dieselbe Sprache gegen mich geführt haben? Der Kaiser Alexander, der für Sie mehr gethan, als ein Kaiser von Rußland hätte thun sollen, der Sie mit Wohlthaten überhäuft, der Sie mehr als seine eignen Unterthanen begünstigt und Sie zur blühendsten und glücklichsten Nation gemacht hat, ist mit der schwärzesten Undankbarkeit belohnt worden. Ich sage Ihnen hier die Wahrheit, um unsre wechselseitige Stellung in's Klare zu setzen, und damit Sie wissen, woran Sie

sich zu halten haben, denn ich sehe und spreche Sie zum ersten Male seit den Unruhen. Wenn Sie darauf beharren, Ihre Träume von einer besonderen Nationalität und einem unabhängigen Polen zu bewahren, so können Sie sich nur großes Unglück zuziehn. Ich habe hier eine Citadelle bauen lassen, und ich erkläre Ihnen, daß ich bei der geringsten Emeute die Stadt niederschmettern, Warschau zerstören werde, und ganz gewiß bin ich es dann nicht, der es wieder aufbauen wird. Es ist sehr schmerzlich für einen Monarchen, so zu seinen Unterthanen sprechen zu müssen, aber ich sage Ihnen dies um Ihres eignen Wohles willen... Ich weiß, daß Correspondenzen mit dem Auslande bestehen, daß man schlechte Schriften hierherschickt, und daß man sich bemüht, die Gemüther aufzuregen, aber selbst die beste Polizei von der Welt kann bei einer Grenze, wie Sie eine haben, nicht die heimlichen Verbindungen verhindern: Sie selbst müssen die Polizei machen und das Uebel entfernt halten. Mitten unter diesen Unruhen, welche Europa aufregen, und unter all diesen Theorien, welche das sociale Gebäude erschüttern, ist es nur Rußland, welches stark und unerschüttert dasteht. Glauben Sie mir, meine Herren, es ist ein wahres Glück, diesem Lande anzugehören und seinen Schutz zu genießen. Wenn Sie sich gut aufführen, wenn Sie alle Ihre Pflichten erfüllen, dann wird meine väterliche Fürsorge sich auf Sie Alle erstrecken und trotz Allem, was geschehen, wird meine Regierung stets an Ihr Wohl denken. Merken Sie sich also, was ich Ihnen gesagt habe."

Diese merkwürdige Rede kann als ein Manifest

betrachtet werden, das ein paar neue Gewaltakte einleitete. Ein Ukas, der von demselben Tage datirt ist, an welchem jene Rede gehalten ward, vom 16. Oktober 1835, überwies sechszehn*) Güter geächteter Polen an russische Generale unter Bedingungen, welche direkt darauf abzielten, die „Träume von einer besondern Nationalität" zu vernichten. Die Güter waren ausschließlich an Offiziere, die der Staatsreligion angehörten, verliehen, sie sollten Fideicommisse werden und nur an Nachkommen griechischer Confession vererbt werden können; wenn kein Nachkomme von russischem Adel und zu der griechischen Kirche sich bekennend mehr vorhanden sei, sollten sie an den Staat heimfallen. Acht Tage darauf erschien ein anderer Ukas, welcher dem polnischen Adel Litthauens, Volhyniens und Podoliens noch tiefer ins Fleisch schnitt. Bisher hatte sich derselbe vom Militär- und Civildienst möglichst fern gehalten und sich grollend auf seine Güter zurückgezogen. Um dem ein Ende zu machen, verordnete der Kaiser, daß in den Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk, Volhynien, Podolien und Bialystock Niemand einen durch Wahlen zu besetzenden Posten erhalten solle, der nicht zehn Jahre lang im Militär- oder Civildienst gestanden habe, und wenn sich kein taugliches Subjekt für die erledigten Stellen finde, so sollten dieselben vom Minister besetzt werden.

Das organische Statut hatte die Beibehaltung der polnischen Sprache bei gerichtlichen Verhandlungen ga-

*) Im Ganzen wird die Zahl der confiscirten Güter in Polen auf 1000 angegeben.

rantirt. Aber wie war es in der Wirklichkeit? Schon der Schulplan von 1833 stellte als die Hauptsache des Unterrichts *, die russische Sprache hin. Seitdem wurde bis zum Jahre 1848 die Organisation der Schulen sechs- oder siebenmal umgeändert, aber immer in dem Sinn, daß die russische Sprache stärker in den Vordergrund gedrängt und der russisch-griechischen Dogmatik mehr Eingang verschafft würde. Die polnischen Universitäten waren seit der Revolution aufgehoben, die Jugend des Landes also auf die russischen Universitäten angewiesen; auf den letzteren aber ward Niemand zugelassen, der nicht der russischen Sprache mächtig. Weiterhin wurde dekretirt, daß kein polnischer Edelmann ins Militär treten dürfe, und im Jahre 1840, daß Niemand ein öffentliches Amt erhalten solle, der nicht Russisch verstehe. Die Verhandlungen der Gerichte wurden eine Zeit lang wirklich in polnischer Sprache geführt, dann erhielten die Beamten Befehl, Russisch zu lernen. In den Verwaltungsbehörden dagegen bediente man sich von vorn herein der russischen Sprache, zum Theil wurde sie eingeführt, wenn die Stellen mit Russen besetzt wurden.

Die Glaubensfreiheit und die besondre Protektion der römisch-katholischen Kirche, die das organische Statut zusagte, verwandelte sich in der Praxis in die herbste Intoleranz. Wie die Regierung des Kaisers Nikolaus sich schon früher in die innern Angelegenheiten der protestantischen

*) Unterrichtsministerium und Polizeiministerium waren in einer Hand.

Kirche gemischt hatte, so versuchte sie es auch, in die Bräuche des Katholicismus einzugreifen. Sie befahl den Priestern, an dem Ritus ihrer Kirche Veränderungen vorzunehmen, und als diese sich weigerten, schritt man mit Zwangsmaßregeln ein, ja führte eine Anzahl der Widerstrebenden nach Sibirien. Die Katholiken wurden allenthalben, wo keine griechische Kirchen wol aber katholische waren, gezwungen, ihre Kirchen den russischen Popen zu öffnen. Ehen zwischen Bekennern der orthodoxen und katholischen Kirche durften nur unter der Bedingung geschlossen werden, daß die Eheleute versprachen, die Kinder in der griechischen Religion zu erziehn. Ein in Vergessenheit gerathener Ukas Katharina II. wurde aufgefrischt, wonach nur da katholische Kirchen und Priester sein durften, wo die Zahl der katholischen Einwohner mindestens 400 betrug. Die Regierung zog Klöster ein und bemächtigte sich kirchlicher Güter in Menge.

Erreichten diese Maßregeln im alten Kongreßkönigreich nur sehr vereinzelt ihren Zweck, so waren sie erfolgreicher in den sogenannten abgerissenen Provinzen Polens, namentlich in Litthauen. Es sind zwei Ereignisse zu erwähnen, welche darauf abzielten, die orthodoxe russische Religion in diesen Gegenden an die Stelle der herrschenden Konfession zu setzen: das ist die Vereinigung der unirten Griechen*) mit der Staatskirche und die Mißhandlung der Basilianernonnen in Minsk.

Ersteres erzählen wir einem Briefe nach, den Bakunin an das Pariser Journal „Constitutionel" richtete.

*) Die unirten Griechen sind Katholiken, deren Gottesdienst in slawischer Sprache gehalten wird.

Die Verfolgungen der unirten Griechen, welche unter Alexander I. ziemlich in Ruhe gelassen waren, begannen im Jahre 1833. Die Regierung forderte zuerst kleine Abänderungen in der Ausschmückung der Kirchen und in der Kleidung der Priester. Als diese Aenderungen Widerstand erfuhren, schritt sie mit Gewalt ein und warf die Widerspenstigen ins Gefängniß. Im Jahr 1838 erfolgte der entscheidende Schlag. Der Bischof Siemasko, ein bestochner Würdenträger der unirten Kirche, rief ein Concil in Polock zusammen, das aus einer Anzahl unirtgriechischer Bischöfe und Priester bestand. Diese waren durch Versprechungen gewonnen oder durch Drohungen eingeschüchtert und beschlossen einstimmig, sich mit der griechischen orthodoxen Kirche zu vereinen. Eine Deputation ging nach Petersburg, Siemasko an der Spitze, um den Kaiser zu bitten, daß er die Vereinigung gestatte. „Ich danke Gott dafür und nehme es an", war die Antwort des Kaisers. Die Deputirten wurden mit Ehrenbezeugungen, Geschenken 2c. überhäuft. Alle Tage wurden Te Deums abgesungen, und während in St. Petersburg dieses Possenspiel aufgeführt wurde, hatte in Litthauen und Weißrußland bereits Blut zu fließen begonnen. Der Kaiser schickte nun Siemasko mit unumschränkter Vollmacht dahin ab, und befahl den Civil= und Militärbehörden, ihm allen nöthigen Beistand zu leisten. Die unirten Griechen protestirten nun fast einstimmig gegen das Concil von Polock. Es fanden demzufolge hie und da kleine Revolten statt, viele Bauern wurden erschossen, andre kamen unter der Knute um, und eine noch größere Anzahl ward entweder in die Bergwerke oder nach Sibi=

rien verbannt. Eine große Anzahl der sich weigernden Geistlichkeit hatte dasselbe Loos. Einige wurden eingekerkert und gefoltert. Drei Mönche starben in Folge davon, daß man sie mit eiskaltem Wasser begossen hatte. Siebzehn Kinder in Minsk wurden zu Tode gepeitscht.

Nikolaus aber ließ zum Andenken an diese Vereinigung nachher eine Medaille prägen mit der Inschrift: „Wiedervereinigt durch die Liebe."

Derselbe Siemasko gab sich alle mögliche Mühe, die Nonnen im Kloster der Basilianerinnen zu Minsk*) zum Uebertritt in die orthodoxe Kirche zu bewegen. Als sie sich beharrlich weigerten, wurden sie Nachts, sieben und vierzig waren ihrer, von Kosacken ergriffen, gezwungen, einen weiten Weg zu Fuß zu machen, in ein orthodoxes Kloster eingeschlossen und den dortigen Nonnen anvertraut. Diese letzteren behandelten die Gefangenen auf Geheiß des Bischofs in empörender Weise: sie ließen sie hungern und dursten, gaben ihnen scharfgesalzene Heringe zu essen und jeden Freitag fünfzig Stockschläge. Ueberdies mußten die Armen ungewohnte, schwere Arbeiten verrichten, beim Bau eines Hauses helfen und oft bis an den Hals im Wasser stehn, so daß dreißig elendiglich hinstarben, die übrigen erkrankten, und nur vier entka-

*) Dies wurde auch zuerst durch französische Blätter bekannt. Der russische Gesandte beim päpstlichen Hofe überreichte dann eine Note, um die Anklage zu entkräften, leugnete Alles ab, jedoch schließlich stellte sich heraus, daß die Zeitungen nur in der Ortsangabe geirrt und Kowno statt Minsk genannt hatten.

men. Unter den vier war die Superiorin, welche in Paris und in Rom nachher durch die Erzählung ihrer Leiden die allgemeine Theilnahme erregte.

So erhielt im Jahr 1838/39 die russische Staatskirche — wer kann genau sagen wie viel — neue Bekenner; die Angaben schwanken zwischen $1^1/_2$ und 4 Millionen. Auch gegen die eigentliche römisch-katholische Kirche ging Nikolaus noch weiter vor. Jedem Katholiken, der wegen irgend eines Vergehens verurtheilt war, wurde Straflosigkeit zugesichert, wenn er zur orthodoxen Kirche überging. Im Jahr 1841 wurden sämmtliche katholische Stiftungen in Rußland confiscirt. „Ich werde die römischen Katholiken nur unter der Bedingung dulden, wenn sie mein Primat anerkennen und jedem Verkehr mit Rom entsagen.“ Das sollen des Kaisers eigne Worte gewesen sein. Dem entsprechend ward die katholische Akademie in Petersburg eingerichtet: die Bischöfe behielten keinen Einfluß auf ihre Verwaltung und auf den Unterricht, russische Professoren und Beamten leiteten Beides, das russische Unterrichtsministerium war die oberste Aufsichtsbehörde. Der Chef des katholischen Departements im Unterrichtsministerium aber war ein russischer Etatsrath griechischer Konfession. Als Pater Goßler in Petersburg mit Beifall predigte, wies man ihn aus. Aus den transkaukasischen Provinzen wurden im Jahre 1844, während General Neidhart Statthalter im Kaukasus war, katholische Missionäre vertrieben. Es geschah dies mitten im Winter; auf die Fürsprache des Statthalters ward keine Rücksicht genommen, selbst ein Aufschub bis zum Frühlinge nicht gestattet. Die katholischen Priester mußten

ein Asyl bei den Türken suchen; den Gemeinden versprach man, von Petersburg griechische Popen zu senden.

All das geschah in ein und derselben Absicht, den Polen die „Träume einer besonderen Nationalität“ auszutreiben, und die Verantwortung für all dieses fällt unmittelbar, nicht bloß mittelbar, dem Kaiser Nikolaus zur Last. Wolle man ja nicht glauben, daß der Zar wenigstens unschuldig an den Greueln zu Minsk und an der erzwungenen Vereinigung der unirten Griechen mit der Staatskirche gewesen sei, wie das allerdings oft behauptet ist. Nein, am Hofe zu St. Petersburg kannte man die Scheußlichkeiten ganz genau, und zu Anfang, als in der Presse Frankreichs und Englands noch kein Zetergeschrei darüber erhoben war, rühmte man sich sogar derselben. Ein zuverlässiger Zeuge, der General von Gagern,*) war im Jahre 1839 bei einer Unterredung zugegen, welche der Vertraute des russischen Kaisers, Graf Orlof, mit dem Prinzen Alexander der Niederlande hatte; er berichtet: „Orlof hatte eine lange Conversation mit dem Prinzen über die unirten Griechen, welche dem römischen Pferch eben entführt worden seien. Er erzählt triumphirend und ohne Rückhalt die finesses et ruses, welche angewendet worden seien, um zu diesem Ziel zu gelangen. Man habe es dahin gebracht, indem man nach und nach die Formen, wodurch die unirten Griechen sich von den andern unterschieden, abgeschafft habe, so besonders sei anfangs die slawische Sprache der lateinischen

*) S. das Leben des Generals Fr. v. Gagern. 3. Bd. „Journal meiner Reise nach Rußland 1839.“

bei der Messe substituirt worden. Als alles Aeußerliche schon weggeräumt war, was dem Volke beim Uebertritt hätte auffallen können, habe man den Klerus zu bewegen und zu gewinnen gewußt, daß er selbst durch Petitionen die Vereinigung mit der russisch-griechischen Kirche verlangt habe."

Daß neben diesen die Vernichtung der polnischen Nationalität bezweckenden Maßregeln auch materieller Druck auf dem unglücklichen Lande lastete, daß neue Abgaben eingeführt, daß die alten Steuern um 10 % erhöht, daß die Staatsgelder für Gehalte und Pensionen von russischen Beamten verschwendet wurden, sei nur kurz erwähnt, daß Censur und Polizei alles geistige Leben erstickten und allen geselligen Verkehr vergifteten, — was braucht das eigentlich noch gesagt zu werden? Die Warschauer Polizei jedoch erlangte eine fürchterliche Berühmtheit, welche selbst die der Petersburger übertraf. Der Polizeiminister Abramowitsch hat im Aufspüren von Verschwörungen seines Gleichen nicht gefunden: vielleicht hatte er die geeignetsten Mittel, das meiste Geld und die passendsten Subjekte zu dem traurigen Handwerk, jedenfalls scheute er auch kein Mittel, um seine Zwecke zu erreichen. Weit über Polen hinaus reichten die Verbindungen dieser Polizei. Dem Nachbarstaate Preußen soll dieselbe bei der Entdeckung der Polenverschwörung von 1846 nützliche, in andern Fällen unbequeme Dienste geleistet haben.

Uebrigens lagen Motive genug vor, daß die polnische Polizei in's Ausland hinübergriff. Denn so apathisch die Bewohner des Kongreßkönigreichs die russische

Gewaltherrschaft ertrugen, so rührig war die — gegen 5000 Mitglieder zählende — Emigration. Sie war unaufhörlich thätig, Flugschriften und Bücher über die russische Grenze zu schaffen und Verbindungen in Polen anzuknüpfen; in den vierziger Jahren sind ihre Emissäre auch wol persönlich in die Heimath gelangt. Aber in der ersten Zeit nach der Revolution scheint der Erfolg der Propaganda gering gewesen zu sein, die Expedition Konarski's im Jahr 1836 wies ebenso wenig auf eine weitverzweigte Verschwörung hin als das Unternehmen Zaliwski's im Jahre 1833, der vielbesprochene Schuß, der in einer Vorstadt Posen's (1843) auf Kaiser Nikolaus' Wagen gefallen sein soll, ist wol gar nicht von einem Polen abgefeuert worden, — aber der Plan der Verschwörung von 1846 war augenscheinlich umfassender angelegt.

Es ist natürlich nicht bekannt, welche Vorbereitungen die Emigration im Einzelnen, zumal nicht welche sie im russischen Polen getroffen hatte, aber das stellte der bekannte Polenproceß zu Berlin heraus, daß am 21. Februar 1846 ein allgemeiner Aufstand in allen Theilen Polens ausbrechen sollte. Durch die Verhaftung Mieroslawski's am 12. Februar wurde der Ausbruch verfrüht, in Preußen geschah ein zweckloser Angriff von etwa 100 Menschen auf die Festung Stargard, in Krakau wurde nach Vertreibung des österreichischen Militärs eine provisorische Regierung gebildet, die sich in eine Diktatur Tyssowski's und dann in eine völlige Zersprengung des Aufstandes durch österreichische Truppen auflöste, in russisch Polen endlich brach ein kleines Corps von Parteigängern aus Posen ein. Diese Expedition, die unter der

Leitung des Grafen Potocki und des Gutsbesitzers Dombrowski stand, gelangte bis nach dem uns aus dem Revolutionskriege bekannten Siedlce. Hier versuchten sie, sich zu rekrutiren. Die Bauern waren auch nicht abgeneigt, sich anzuschließen, aber die Gemeindevorsteher verriethen das Häuflein der Polizei. Sie wurden gefangen genommen und vor ein Kriegsgericht gestellt, einige erlitten den Tod durch den Strang, andere wurden geknutet, unter dem Galgen hergeführt und nach Sibirien geschickt.

In Krakau aber zogen am 3. März 1846 den Oesterreichern folgend auch russische und nachher preußische Truppen ein, und die Einverleibung der Republik kam dann bald nach.

Ganz am Ende unsres Zeitraums scheint Nikolaus dem Papste noch einige Concessionen in Bezug auf die Behandlung der Katholiken gemacht zu haben. Im Jahre 1847 kam ein Concordat zu Stande. Was dasselbe enthielt, ist nicht bekannt, doch hat es jedenfalls Nichts von dem widerrufen, was gegen die katholische Kirche schon geschehen war, und keine sichtbare Wirkung gehabt.

* * *

Was im Verhalten Nikolaus I. gegen Polen so scharf hervortritt, seine Absicht, allem Polnischen den nationalrussischen Stempel aufzudrücken, das finden wir wieder auf andern Punkten des Reichs und in der Verwaltung desselben überhaupt. Hat der Zar seit seinem Regierungsantritt in allem Fremden etwas Revolutionäres gewittert, so hat er sich seit 1831 immer entschiedener an das Nationalrussische angeschlossen. Die Hülfe,

welche ihm der russische Nationalsinn in jener Noth von 1831 leistete oder zu leisten versprach, ist wol das Bindeglied gewesen, das diesen Anschluß vermittelte. Nur muß man sich nicht vorstellen, daß Nikolaus eine gemüthliche Vorliebe für russische Sitten, russische Sprache und Literatur und russische Religion gehabt habe. Der Nationalismus war ihm nicht Zweck, sondern nur Mittel. Es war nur die Einheit der Gewalt, die er liebte, und das Originelle seines Nationalismus war, daß es ein absolutistischer Nationalismus war.

Am Hofe kam die russische Sprache nun zu Ehren, welche man früher neben dem Französischen und Deutschen kaum vernommen hatte. Mit Eifer wurde darauf gesehen, daß die Großfürsten und Großfürstinnen lernten, ihre Muttersprache zu gebrauchen. Der Kaiser selbst und die Kaiserin bedienten sich derselben häufig, obwol jener von der russischen Nationalliteratur Nichts verstand und die Sprache nicht einmal richtig schrieb. Das russische Nationalkostüm wurde am Hofe wieder eingeführt. Die Damen mußten im Sarafan erscheinen, einem weiten, vorn offenen Oberkleid ohne Aermel, meist von dickem mit Gold gesticktem Sammt, im seidenen Unterkleid mit langen Aermeln und mit einem Diadem im schlicht gescheitelten Haar. Bei Besetzung der Aemter erhielten nun die Nationalrussen meist den Vorzug vor den Deutschen. Die Uebertragung des Heerbefehls an Paskewitsch war der erste Akt dieser Art, aber mehrere folgten. Allerdings konnte man in Petersburg der Deutschen nicht ganz entbehren, und der Reisende Kohl giebt an, daß sich im Jahre 1837 im Register der 600 höchsten Würdenträger des Reichs

130, der Senatoren 10, der 300 Hofdamen 40 deutsche Namen befunden hätten. Aber immer mehr stieg die Zahl der russischen Namen in den wichtigsten Aemtern, namentlich im Ministerium und in der Diplomatie wurden sie überwiegend. Von den Deutschen aber, welche im Dienste waren, russifizirte sich ein großer Theil dadurch, daß er zur orthodoxen Kirche übertrat. Wie denn auch Nesselrode, ursprünglich Katholik, seine Kinder in der griechischen Religion erziehen ließ.

Die Paläste des dirigirenden Senats und des heiligen Synod in Petersburg sind durch eine prächtige Pforte mit einander vereinigt, — das ist ein treffendes Symbol des Verhältnisses von Staat und Kirche in Rußland, wo der Zar zugleich weltlicher Regent und Patriarch, Kalif nach morgenländischer Redeweise, ist, und wo das Volk sich seit Peter I. daran hat gewöhnen müssen, daß in seinen geistlichen Angelegenheiten so willkürlich verfahren wird, als in seinen weltlichen. Nikolaus hat sein Primat in geistlichen Dingen eifersüchtiger executirt, als irgend einer seiner Vorgänger. Während er mit einer gewissen Affectation seine Rechtgläubigkeit zeigte, bei allen möglichen Gelegenheiten seinen Respect gegen die religiösen Bräuche zu erweisen suchte, in allen Staatsschriften den orthodoxen Glauben citirte, am Ostermorgen sein „Christ ist erstanden“ nie zu rufen versäumte, setzte er nicht bloß in Polen und nicht bloß gegen die Katholiken alle möglichen Kräfte in Bewegung, um sie in die orthodoxe Kirche herüber zu zwingen. Gegen alle Andersgläubigen wurde in ähnlicher Weise verfahren.

So gegen die Protestanten in den Ostseeprovinzen.

Von ihrer Abhängigkeit von der Regierung war bereits früher die Rede; das bei den Mischehen übliche Verfahren hatte auch ihnen längst manche Angehörige geraubt, aber die eigentlichen Versuche, die Lutheraner zur orthodoxen Kirche zu bekehren, begannen in den vierziger Jahren. Das Landvolk der Ostseeprovinzen besteht aus Esthen und Letten, wahren Heloten der Neuzeit, — wenn auch dem Namen nach emancipirt sind sie in der That Sclaven des deutschen Adels. Auf sie richtete die Regierung zunächst ihr Augenmerk. Im Jahre 1841 ward das Gerücht ausgesprengt, daß, wer sich zur griechischen Kirche bekehre, Grundeigenthum haben sollte; darauf hin begannen die Uebertritte. Branntweinspenden thaten auch das Ihrige. Die Liturgien und Katechismen der Staatskirche wurden ins Esthnische und Lettische übersetzt. Die Gutsbesitzer wurden angewiesen, einen Popen anzustellen, sobald 60 Bauern der Staatskirche angehörten. An die Stelle des deutschen Generalgouverneurs der baltischen Provinzen kam, bezeichnend genug, der Russe Golowin, und die Klagen der protestantischen Geistlichkeit über eine betrügliche und gewaltsame Propaganda wurden seitdem gar nicht mehr gehört. Auch in Petersburg nicht. Freilich war eine Frist von sechs Monaten angeordnet, welche zwischen der Meldung zum Uebertritt und der Salbung, d. h. der Aufnahme, verstreichen sollte, aber Niemand beachtete sie, und was sie überhaupt zu bedeuten hatte, sah man ein, als das evangelisch-lutherische Generalconsistorium in Petersburg vergebens Beschwerde beim Minister des Innern erhob. So traten denn im Jahre 1845 gegen 15,000 und im Jahre 1846 gegen 10,000 Bauern

zur griechischen Kirche über. Ihre Bekehrung bezeichnete man offiziell als freiwillig. Mit dieser Bezeichnung stimmte es nur nicht, wenn den protestantischen Geistlichen ein Verbrechen daraus gemacht und sie vor Gericht gestellt wurden, sobald sie ihre Gemeindeglieder zum Treubleiben ermahnten, und wenn der Rücktritt der Uebergetretenen nicht gestattet wurde. Seit indeß die Bauern sahen, daß ihnen kein Land gegeben wurde, und daß der Rücktritt unmöglich sei, hatten wenigstens die massenhaften Bekehrungen ein Ende. Auch in andern Theilen des Reichs duldete Nikolaus keine Propaganda der Protestanten. So z. B. wurden evangelische Missionäre aus Basel und Edinburg, welche am Südrande des Kaukasus Proselyten machen wollten, aus dem Reiche gewiesen.

Gleichzeitig bemühte sich die Regierung, die russische Sprache in den Ostseeprovinzen einzuführen, und ergriff dort ähnliche Mittel wie in Polen. Zuerst erhielt der Curator der Dorpater Universität die Instruction, daß die deutschen Lehranstalten allmählig russifizirt werden sollten, und daß der Unterricht in der russischen Sprache auszudehnen sei. Jede Reise in's Ausland im Alter von 18—25 Jahren ward verboten. Dann kam der Befehl, Niemand solle in Dorpat immatriculirt werden, der nicht über seine Kenntniß der russischen Sprache ein Zeugniß ersten Grades aufweisen könne. Auch als Lehrer ward im ganzen Bereich der Ostseeprovinzen Niemand mehr zugelassen, der nicht in der russischen Sprache unterrichten konnte. Im Jahre 1846 schob man das russische Strafgesetzbuch in die baltischen Provinzen, welche bisher ihr eigenes Recht gehabt hatten, ein; zunächst nur in einer Uebersetzung,

doch mit dem Vermerk, daß in zweifelhaften Fällen auf das russische Original zu recurriren sei. Endlich wurde die Einführung der russischen Sprache in die Verhandlungen der Behörden mindestens in Aussicht gestellt; im Jahr 1858 sollte damit begonnen werden.

Die Universität Dorpat hatte besonders seit der Zeit, wo der Generallieutenant Jestav Borrissowitsch Kraftström Curator derselben geworden war, schlimme Tage und war nur noch der Schatten einer Universität. Der eine Professor der Philosophie daselbst war ein russischer Pope. Er mußte den Prospekt seiner Vorlesungen dem heiligen Synod zur Approbation vorlegen, und die russischen Studenten mußten seine Vorlesungen besuchen. Der andere Professor der Philosophie war zwar kein Pope, aber nicht besser als ein Pope. Ein Universitätsrektor wurde nicht mehr gewählt, sondern ein kaiserlicher Beamter fungirte als rector perpetuus, überwachte den Geist der Vorlesungen und konnte sich die Hefte der Docenten und Studenten zeigen lassen. Kraftström selbst hat sich in Rußland berühmt gemacht durch seine Aeußerung: „Jetzt bekommen wir einen pathologischen Juristen!" die er that, da ein als Philolog bekannter Rechtsgelehrter aus Deutschland nach Dorpat berufen war.

Die Juden hatten sich im polnischen Kriege die Gunst des Zaren erworben und unmittelbar nach Beendigung desselben strahlte ihnen die ungetrübte Sonne kaiserlicher Huld. Paskewitsch wurde beauftragt, die „treuen" Juden in Polen möglichst für ihre Verdienste während des Kriegs zu entschädigen. Eine bedeutende Summe Geldes wurde ausschließlich zur Entschädigung von Juden

bestimmt. Außerdem erlaubte man ihnen, für Forderungen an Edelleute Grundbesitz anzunehmen, und war freigebig mit der Ertheilung von Schenkgerechtigkeiten. Aber diese Gunst hörte allmählig auf. Den Schmuggel an der Grenze, welchen vorzugsweise jüdische Kaufleute betrieben, und die aparte, mit zäher Hartnäckigkeit bewahrte Nationalität konnte Nikolaus auf die Dauer den Juden nicht verzeihen. Um den Schmuggel zu hindern, wurde der rigorose Befehl gegeben, daß alle Juden, die an der polnischen Grenze wohnten, diese verlassen und sieben Werst rückwärts im Innern sich ansiedeln sollten. Noch mehre durchgreifende Maßregeln wurden ergriffen, welche darauf hinwiesen, daß Nikolaus die nationalen Eigenthümlichkeiten der Juden ausrotten wollte. Um sie vom Schacher zu entwöhnen und zum Landbau zu veranlassen, ließ er ihnen im Innern Rußlands unentgeltlich Land anweisen, und es wurden grade nicht die sanftesten Mittel gebraucht, um die Kinder Israel zur Uebersiedelung zu bewegen. Im Jahre 1846 wurde die Nationaltracht der Juden verboten. Kleider und Bart wurden hoch besteuert. Ferner wurde jeder männliche Jude, der sich vor dem zwanzigsten Jahr verheirathete, gezwungen, eine Steuer zu entrichten*).

Die Verfolgung der griechischen Sekten, von welchen schon im sechsten Bande die Rede war, wurde in den Jahren 1831—1848 fortgesetzt. Alle Ketzer stehen in Rußland unter dem Banne der Staatsgewalt und der

*) Das Motiv bei dieser Steuer war zunächst Gelderpressung, dann der Wunsch die Vermehrung der Juden zu ermäßigen, endlich wollte man es verhindern, daß sich Viele durch frühe Verheirathung dem Militärdienst entzogen.

Kirche, nicht bloß diejenigen, welche Selbstverbrennung oder Selbstverstümmelung oder Polygamie predigen, sondern auch die Roskolniks, Starowerzen oder Altgläubige, welche am pünktlichsten ihre Steuern zahlen, genau ihrer Militärpflicht nachkommen und sich durch fleißiges und mäßiges Leben auszeichnen. Aber hier trat der Krone ein ernsterer Widerstand entgegen, als bei den Katholiken und Protestanten, denn hier war es der Kern der russischen Nation, die noch an alter Communalfreiheit erstarkte Landgemeinde, welche man angriff. So grausam und unausgesetzt daher diese Verfolgungen auch gewesen sind, sie haben viele Märtyrer erzeugt, aber wenig Bekehrte.

Vorzüglich waren es die Roskolniks oder Altgläubigen, welche von den Verfolgungen betroffen wurden, welche aber auch den kräftigsten Widerstand leisteten. Es sind allerdings nicht bloß die abweichenden Ceremonien, die Art des Kreuzschlagens und die Richtung des Gesichts beim Beten, was die Staatskirche diesen Ketzern zum Vorwurf macht, die Staatsgefährlichkeit dieser Dissidenten liegt vielmehr darin, daß sie das geistliche Primat des Kaisers nicht anerkennen. Diese schlimmste aller Ketzereien motivirte natürlich die heftigste Verfolgung zur Genüge. Geistliche und weltliche Beamte waren angewiesen, den Ketzern nachzuspüren. Jeder Pope mußte bei der Ordination schwören, dem Bischofe Anzeige zu machen, sobald er Etwas von Ketzern erführe. Ein besonderes Departement in den Obergerichten war etablirt, welches die Angelegenheiten der Ketzer zu untersuchen und zu bestrafen hatte. Meistens lassen sich Popen und weltliche Beamte

durch Geld bewegen, ein Auge zuzudrücken, also kamen die Roskolniks gewöhnlich damit ab, daß sie Steuern gleichsam für die Duldung entrichteten und daß hie und da ein Einzelner büßen mußte, um die Regierung von der Aufmerksamkeit ihrer Beamten zu überzeugen.

Zuweilen aber fanden auch Executionen in Masse statt. In den Jahren 1842 und 1843 zogen Schaaren von 4 bis 5000 solcher Altgläubigen von Bessarabien und von der Krim nach dem Kaukasus, um sich dem Befehle des Kaisers gemäß in unwirthlichen Steppen anzusiedeln. Im Jahr 1844 sah Bodenstedt einen solchen Transport in der Nähe von Tiflis:

„Da saßen sie zwischen ihren Wagen und Zelten mit Weib und Kind an den Wassern des Kyros und weinten, der verlassenen Heimath gedenkend, wie einst die Juden bei den Wassern von Babel.

Hier drückte eine Mutter einen Säugling an die Brust, dort wiegte eine andere ihr schreiendes Kind auf den Armen; an den Lagerfeuern, die sich in den trüben Wassern des Kyros spiegelten, saßen Weiber vor den Kochtöpfen und kauerten Greise, die sich wärmten, denn es war kalt am Abend.“

Aber mit all dieser Strenge waren die Roskolniks nicht zum Uebertritt zu bewegen, und es ging doch auch nicht, sie alle zu deportiren, dazu waren ihrer zu viele im Herzen von Rußland. So entschloß sich Nikolaus, den Weg der Güte zu versuchen, etwa so, wie wir gegen die unirten Griechen ihn haben verfahren sehen. Der Kultus der Roskolniks sollte anerkannt werden, falls jene ihre Priester durch orthodoxe Bischöfe weihen lassen woll-

ten. Die Bischöfe — das war das Zugeständniß des Kaisers — sollten dann auch die Weihe nach altem Ritus vornehmen dürfen. Aber die Ketzer blieben nichts desto weniger hartnäckig, und die Bekehrungsversuche waren fast ohne Erfolg.

Wir müssen hier noch einmal die Frage aufwerfen, die wir uns oben stellten, als von den unirten Griechen und von den Nonnen zu Minsk erzählt wurde, die Frage nemlich: ist auch wol dem Kaiser selbst dies Einschreiten gegen die Protestanten, Juden und Roskolniks zur Last zu legen, oder haben nicht etwa die Geistlichen der russischen Kirche jene Grausamkeiten und jene Gräuel des Fanatismus auf ihrem Gewissen? Jedoch wir können auch hier keine andere Antwort geben, als in jenem Fall. Der Klerus in Rußland ist keineswegs fanatisch, er läßt die Andersgläubigen in Frieden, und von dem Religionshaß und der Religionsverfolgung in andern Staaten hat die Geschichte der russischen Kirche, neuer wie alter Zeit, keine Spuren. Aber wenn das auch wäre, so ist die russische Geistlichkeit viel zu unselbstständig und viel zu abhängig, als daß sie auf eigne Hand und ohne den Willen des Zaren gegen Ketzer und Andersgläubige einschreiten könnte. Der heilige Synod in Petersburg ist freilich die oberste kirchliche Behörde, aber unter den geistlichen Mitgliedern derselben sitzt ein Generaladjutant des Kaisers, der dem Rechte nach ein votum suspensivum hat und in Wirklichkeit die Beschlüsse des Synod diktirt.

Noch in einer andern Weise manifestirte sich der absolutistische Nationalismus des Kaisers — durch die un

erbittliche Strenge, womit Rußland gegen alles Ausländische, gegen Personen und Ideen, abgesperrt wurde.

Das Reisen ins Ausland war den Unterthanen des Kaisers am Anfang und am Ende des Zeitraums 1831 bis 1848 ganz untersagt, in den zwischenliegenden Jahren mehr oder weniger erschwert. Pässe nach Paris wurden nur ausnahmsweise ertheilt. Ueberdies erhielt der russische Gesandte in Paris alle Augenblick Befehl, die dort befindlichen Russen zurückzuschicken. Die Abgabe der Pässe wurde — bis auf 800 Franks jährlich — erhöht. Vor dem 25. Jahre ins Ausland zu gehen, war den Russen, mit Ausnahme der Kranken und Gewerbtreibenden, ganz verboten. Edelleute bemühten sich oft um einen Paß als um eine große Gunst. Einige einzelne Fälle werden am besten Erläuterung geben. Der Fürst Dolgoruki wurde aus Paris im Jahre 1843 zurückberufen, weil er ein harmloses Büchlein über die russischen Adelsfamilien veröffentlicht hatte. Als er zurückkehrte, verwies man ihn nach Wiätka. Der Admiral Tschitschagof wurde aus dem Auslande zurückberufen. Als er erwiderte, daß Kaiser Alexander ihm Erlaubniß gegeben habe, in Frankreich zu wohnen, ließ ihn Nikolaus aus der Liste der Mitglieder des Reichsraths streichen. Ebenso wurde Golowin *) von Paris zurückgerufen, bloß deßhalb, weil der Kaiser den Aufenthalt Golowin's daselbst unnütz fände. Herzen erzählt auch von den Schwierigkeiten, welche es ihn kostete, einen Paß zur Reise in's Ausland

*) Der Verfasser des bekannten Werks: „Rußland unter Nikolaus I.“ Doch wurde dies Buch erst später geschrieben.

zu erhalten; er mußte lange darauf warten und erhielt ihn endlich durch Vermittlung und Fürsprache der Kaiserin.

Ein Ukas von 1834 befahl, daß die Güter derjenigen, welche über die gestattete Frist im Ausland blieben, confiscirt werden sollen; ein andrer von 1836, daß an die im Ausland befindlichen ein Zurückrufungsschreiben zu erlassen und — möge der Betreffende sich einstellen oder nicht — ein Urtheil zu sprechen und zu vollziehn sei.

Wie die Russen in dem Reisen in's Ausland beschränkt wurden, so die Fremden im Verkehr mit Rußland. Der Eingang in's Land wie der Aufenthalt in demselben unterlag einer Menge von Hindernissen und Schwierigkeiten. War der Reisende nach sorglicher Visitation seines Passes, seiner Effekten und seiner Person über die Grenze gelassen, so verfiel er einer fortdauernden Aufsicht und Ueberwachung. Er konnte keineswegs im Lande reisen, wohin er wollte und unternehmen, was er wollte. Am sorglichsten wurden diejenigen beobachtet, denen man es zutrauen konnte, daß sie zum Beobachten und Wiedererzählen im Stande seien. Selbst Gäste des Kaisers entgingen solcher Ueberwachung nicht. Custine, Gagern und Horace Vernet bemerkten es der Eine wie der Andre, daß man ihnen ihre Reiseroute genau vorschrieb, die Sehenswürdigkeiten, die ihnen gezeigt werden sollten, auswählte, und daß man Manches vor ihnen verbarg.

In Rußland gab es eine Menge Fremde und Ausländer, welche sich dauernd daselbst aufhielten, ohne russische Bürger zu sein, namentlich Kaufleute, Handwerker

und Lehrer. Man gab sich Mühe, diese zu nationalisiren.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist wol eine Verordnung zu betrachten, welche 1834 erschien, und wonach die „Hauslehrer" als Staatsdiener betrachtet werden sollten. Diese Verordnung ist merkwürdig genug. Die Hauslehrer durften danach die „kleine Uniform" des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts tragen; nach zweijährigem Dienst rückten sie in die 14. Rangklasse, nach dreijährigem in die der Kaufleute erster Gilde und so fort; zugleich änderte sich in denselben Zeiträumen ihre Titulatur, sie wurden allmälig Titularräthe, Collegienassessoren, Hofräthe ꝛc.; nach fünfzehnjährigem löblichen Dienst bekamen die Hauslehrer in altadeligen Häusern das St. Annenkreuz dritter Klasse, diejenigen in nicht erbadeligen Häusern nach fünfundzwanzig bis dreißigjähriger Dienstzeit den Wladimir vierter Klasse.

Die Ausländer, welche sich dauernd in Rußland aufhielten, hatten bisher manche Vorrechte genossen. Ohne den Eid eines russischen Unterthanen ablegen, ohne die Pflichten eines solchen erfüllen zu müssen, hatten sie alle Rechte russischer Bürger. So brauchten sie keine Steuern zu zahlen und waren für ihre Person und für ihre Söhne vom Militärdienste frei. Das hob Nikolaus im Jahre 1836 auf. Die Kaufleute und Handwerker namentlich, welche sich in Rußland niederlassen wollten, mußten nun den Unterthaneneid schwören.

An den Lehrinstituten des Staats war eine Menge von Ausländern angestellt, diese wurden allmälig verdrängt, und Russen traten an ihre Stelle. Auch die

Gründung von Privatlehrinstituten ward den Ausländern immer mehr erschwert. Im Jahre 1848 erreichte diese Abneigung gegen die Fremden ihren Kulminationspunkt; es kam das Verbot, daß kein fremder Lehrer das Reich mehr betreten solle.

Aber auch hier ist nochmals davor zu warnen, daß diese Maßregeln nicht etwa aus einer wirklichen Vorliebe des Kaisers für das Nationale erklärt werden. Sie waren nur das Resultat des Kalküls, nicht des Gemüths, sie wurzelten in negativen, nicht in positiven Tendenzen. „Vom Auslande her können staatsgefährliche Lehren eingeführt werden, die Fremden bringen revolutionäre Ideen mit" — so reflektirte der Kaiser, und diese Reflexion war ein wesentliches Motiv seines Nationalismus.

Um davon zu überzeugen, wird es nur nöthig sein, an die Einrichtung der russischen Lehranstalten im Allgemeinen zu erinnern, wie sie schon in den ersten Regierungsjahren Nikolaus I. verfügt war, und an ein Edikt des Ministers der Volksaufklärung, das im Jahre 1841 erlassen wurde. Das Edikt ächtet die Freiheit der Wissenschaft wie des Unterrichts vollständig, es negirt Bildung und Wissenschaft aufs schroffste. Es lautet so:

„Da es ein unleugbarer Grundsatz ist, daß die göttliche Offenbarung das einzige sichre Fundament für alle wahre Menschenbildung und jeden nützlichen Unterricht bildet, daß aber alle Weisheit, die mit jener in Widerspruch steht, nur zum geistigen Verderben führt, so sind sofort sämmtliche weltliche Professoren der Philosophie an den Universitäten Petersburg, Moskau, Kasan, Kiew und Charkow, so wie an dem pädagogischen Hauptinstitut in

der Residenz und an dem Lyceum des Herzogs von Richelieu in Odessa zur Disposition zu stellen, respective zu entlassen. Dagegen sollen sich in Zukunft alle philosophischen Lehrvorträge in den erwähnten Anstalten nur auf Logik und Psychologie beschränken, und der Unterricht in beiden wissenschaftlichen Gegenständen soll ausschließlich bewährten Priestern der rechtgläubigen russischen Kirche anvertraut werden, welche nicht bloß durch ihre Lehren, sondern auch durch ein frommes und tugendhaftes Leben die Saat des Guten in die Herzen ihre Zöglinge streuen. Damit jedoch die letzteren bei der Erlernung der Dogmatik, die zu einem allgemein verbindlichen Unterrichtsgegenstande in allen Lehranstalten und Schulen erhoben wird, nicht in die Fallstricke des Zweifels fallen, sollen die dogmatischen Vorträge an allen Universitäten und Unterrichtsanstalten künftighin ausschließlich nach dem Lehrbuche des Archimandriten Antonius in Kiew gehalten werden, das unter dem Titel erschienen ist: „Dogmatische Theologie der morgenländischen rechtgläubigen Kirche."

Also die russische orthodoxe Dogmatik an die Stelle der Philosophie und der freien Bildung Europa's gesetzt — das ist eine That, die zur Charakteristik der Regierung Nikolaus I. wesentlich ist.

Aber für obige Behauptung, daß der Kaiser für das Nationale an sich keine Vorliebe hegte, bei der Pflege des Nationalrussischen nicht gemüthlich afficirt war, haben wir noch einen andern Beleg. Gerade in jenem Zeitraum von 1831—1848 kam der Panslavismus in Schwung. In Rußland selbst bildete sich eine Partei der Panslawisten oder, wie Alexander Herzen sie nennt, der

Slawophilen; sie polemisirte gegen das abendländische Wesen, die Civilisation und Sitte, welche seit Peter I. nach Rußland hereingebracht war, sie ergriff das Wort für die alten moskowitischen Formen, für die slawische Nationalität, für die orthodoxe Kirche. Es ist wahr, die russische Regierung duldete diese panslawistische Propaganda im Inlande, sie unterstützte dieselbe im Auslande, — namentlich in den germanischen Ländern. Aber dieses Unterstützen war lediglich ein Benutzen, es war Nichts als eine Ausbeutung der nationalen Begeisterung zu Gunsten des erobernden Absolutismus. Nur diejenigen Slawophilen, welche sich unbedingt auf die Seite der Regierung stellten und ihren Despotismus durch patriotische Phrasen verklärten, fanden Gnade vor den Augen des Kaisers, sie erhielten Dekorationen, Pensionen und Titel; aber jene, welche die slawische Nationalität vertraten, ohne dem Zarenthum Weihrauch zu streuen, wurden eben so sehr gehaßt und verfolgt wie die Fremden.

Der Eifer für die russische Nationalität, welchen Nikolaus zur Schau trug, war nur etwas Erlogenes; die Opfer, welche jener angeblich geschlachtet wurden, galten eigentlich der Autokratie selbst.

Aber was war denn, da Nikolaus alles Fremde zu beseitigen suchte, was war denn das Originale dieser Autokratie?

Die folgenden beiden Kapitel werden es uns sagen.

---

6. Kapitel.

Die inneren Zustände Rußlands. Das Militär. Die Stärke der Armee nach den officiellen Listen; der Effektivbestand derselben. Verpflegung und Bekleidung. Unterschleife. Die Flotte. Die Bauern. Der leibeigene Millionär. Die Gutsbauern. Die Kronbauern. Die erfrorenen Kartoffeln. Die Regierung und Verwaltung Rußlands. Finanzwirthschaft. Kankrin. Rechtspflege. Der Erbe und sein Oheim.

Wenn man die inneren Zustände Rußlands überblicken will, stellt man billigerweise die militärischen Verhältnisse vorne an. In einer Despotie wird das Militär immer eine bedeutende Rolle spielen, dem Kaiser Nikolaus war dasselbe besonders an's Herz gewachsen; es war seine Liebhaberei, er war selbst Meister in allen militärischen Exercitien, seine tägliche Arbeit und sein täglicher Genuß bestand darin, die Kasernen zu inspiciren und Paraden abzunehmen, und er betrachtete sein Heer nicht nur als die festeste Stütze, sondern auch als die sicherste Basis seines Thrones.*)

Um das Militär drehte sich Alles, das ganze Reich schien eigentlich nur da zu sein um dessentwillen — die

*) Man vergleiche Band VII., Cap. 7.

Bauern, um Söhne zu zeugen und zu Rekruten heranzuziehn, der Adel, um Offizieraspiranten zu liefern, die Getreidefelder, um Korn für die Magazine herzugeben oder Plätze für die Paraden, die Steppen, um Pferde zu züchten für die Kavallerie, die Fabriken, um Tuch zuzubereiten für die Mäntel oder Eisen und Blei für die Waffen der Soldaten. Während alles Andere ohne Bewegung und ohne Entwicklung gleichsam erstarrt dalag, war das Heer der einzige Leben äußernde Bestandtheil Rußlands. Und wiederum — da das Militär der Centralpunkt der Reichsmaschine war, so war allen Gliedmaaßen und Theilen und Theilchen des großen Staates der militärische Stempel aufgedrückt, Alles nach Soldatenart zugeschnitten.

Von dem polnischen Kriege datirt auch für das russische Heer eine neue Epoche. Der Krieg hatte die Unzulänglichkeit der militärischen Kräfte bis zur Evidenz erwiesen, es wurden Fehler gemacht in der Taktik und in der Verpflegung, es fehlte an der Reserve, und wo eine solche vorhanden war, da hatte es überlanger Zeit bedurft, um sie heranzuziehn, das Heer war demoralisirt und decimirt. Nikolaus entschloß sich zu einer Neubildung desselben.

Im Wesentlichen beruhte die neue Organisation darauf, daß jedes Regiment zwei Reservebataillone erhielt. Die Letzteren erhielten ihre Kantonnirungen im Innern des Reichs, sie hatten die Rekruten einzuexerciren und an die activen Bataillone abzusenden. So wurde die Möglichkeit einer raschern Completirung der Armee geschafft. Dann geschah mancherlei zur bessern Instruktion der Offiziere,

hoher wie niederer; anfangs der vierziger Jahre wurde die Militärakademie in St. Petersburg eingerichtet, welche darauf abzielte, die Lücken der Kenntnisse zu ergänzen, welche sich bei den Offizieren des Generalstabs bemerklich machten. Nebenher lief ein beständiges Experimentiren hinsichtlich der Kleidung und Bewaffnung der Truppen.

Die Truppenaushebungen verminderten sich während dieser ganzen Epoche, trotz des Friedens, nicht, sondern steigerten sich von Jahr zu Jahr, den offiziellen Listen nach stieg die Zahl der streitbaren Mannschaft in's Ungeheure; sie betrug darnach zuletzt eine Million bis ein und ein viertel Million, man rühmte sich einer Infanteriemasse von 6 bis 700,000 Mann. Der Effektivbestand freilich war ganz anders. Wahrscheinlich ist es überhaupt unmöglich, denselben mit Genauigkeit anzugeben, es ist aber auch nicht unsere Sache, ihn im Detail zu ermitteln; 5 bis 600,000 Mann muß Nikolaus aber doch im Ganzen auf den Beinen gehabt haben.

Die Elite der Armee war die Garde. Auf ihre Vermehrung und Ausbildung war der Kaiser fortwährend bedacht. Während dieselbe im Jahre 1804 nur 11,000 Mann stark war, zählte sie im Jahre 1840 schon 48,000 Mann (40,000 Mann Infanterie und 8000 Mann Kavallerie), im Jahre 1848 gegen 60,000 Mann. In der Hauptstadt stationirt, hatte sie vielfache Vorzüge vor den übrigen Armeecorps, in der Bekleidung und Verpflegung, auch im Rang; dafür kostete dem Staat ein Garderegiment auch noch einmal so viel, als ein Linienregiment. Die Offiziere der Garde bis zum Capitain ersten Grades standen zwei Stufen höher, als die Offiziere

der Linie mit gleichem Titel. Commandant der Garde blieb der Großfürst Michael. Die Offiziere gehörten zum Theil dem höchsten Adel des Reiches an, aber mehr als auf den Adel kam es an auf den Reichthum. Im Jahre 1835 wunderten sich die preußischen Gardeoffiziere zu Kalisch, daß unter ihren russischen Waffenbrüdern so viele Bürgerliche seien. Ein bedeutendes Vermögen gehörte dazu, um den Aufwand eines russischen Gardeoffiziers bestreiten zu können, für den Infanteristen 5000 Rubel, für den Cavalleristen 15,000 Rubel jährlicher Einkünfte. Als Friedrich von Gagern in Petersburg war, fand er, daß die Gardeoffiziere meistens mehre Equipagen hatten, sich von der Revüe nach Hause fahren ließen und sich's überhaupt bequem machten. Der Train dieses Corps war daher ungeheuer. — Die Generaladjutanten des Kaisers wurden fast alle aus der Garde entnommen, und wenige Offiziere der Linie kamen in den Generalstab.

Eine zweite Abtheilung der russischen Armee, das Grenadiercorps, bestand aus 48,000 Mann, die in der Umgegend Nowgorods als Colonisten angesiedelt waren. Mit diesem Corps war im Jahre 1832 eine wesentliche Veränderung vorgegangen. In diesem Jahre brach dort ein Aufstand aus, über welchen das Ausland freilich wie über so manche Ereignisse im Innern Rußlands nur die allerdürftigste Kunde hat. Die russischen Militärcolonisten waren in Krondörfern einquartiert, der Soldat sollte von dem Bauer, bei dem er lag, verpflegt werden, dafür wurden diesem die Steuern erlassen, und er hatte Anspruch auf die Unterstützung der Soldaten bei seiner Arbeit. Für den Bauern war dies jedoch ein schlechtes

Geschäft unter allen Umständen, ein Ruin in Jahren des Mangels. In dem Mißjahre 1832 sagten die Militärcolonisten im Gouvernement Nowgorod ihren Offizieren den Gehorsam auf, vereinigten sich mit den Bauern, bei denen sie wohnten, und ein gräßliches Gemetzel war die Folge. Ein paar Generale, 200 Offiziere aller Grade, Aerzte, Frauen und Kinder wurden niedergemacht, einige an Bäume gehängt und in Stücke zerhackt, andere an Pfosten gebunden und mit Ladestöcken zerschlagen. Der Kaiser selbst fand für nöthig, sich an Ort und Stelle zu begeben, es verlautete, daß sein Machtwort: „auf die Knie, Rebellen!“ ebenso wie bei der Cholerascene in Petersburg, die Ruhe wiederhergestellt, und daß er barbarische Strafen habe vollstrecken lassen.

In etwa ist den Beschwerden der Bauern und Soldaten nachher abgeholfen. Es wurden den Ersteren mehr Ländereien angewiesen, und den Soldaten gestattete man, sich zu verheirathen und einen eigenen Heerd zu gründen. Aber noch mehrmals sind Gerüchte von Aufständen in den Militärcolonien über die Grenzen Rußlands gedrungen. So sollte im Jahre 1839 in der Gegend von Kiew eine Meuterei ausgebrochen sein. Das Loos der Colonisten mag noch immer nicht beneidenswerth sein. Kohl erzählt, daß er in Südrußland Uhlanen gesehen, welche in Erdlöchern wohnten, ihre Pferde aber in eleganten Ställen.

Die Linie bestand aus sechs Corps, jedes angeblich 80,000 Mann stark, mit je 120 Stücken Geschütz; die Hauptquartiere waren Warschau, Wilna, Mohilew, Kiew, Moskau und Sebastopol. Die vier ersten Corps standen

unter unmittelbarem Befehl des Statthalters von Polen, die beiden letztern unter dem Befehl des Kriegsministers.

Die Cavallerie war theils den sechs Corps der Infanterie zugetheilt, theils bestand sie in drei Reservecorps.

Das war die aktive Armee. Außer ihr existirten jedoch einige abgesonderte Corps, eins in Finnland, Hauptquartier Helsingfors, eins in Sibirien, Hauptquartier Tobolsk, eins in Orenburg, und das Corps des Kaukasus, das letztere zu Anfang der dreißiger Jahre 60,000, gegen Ende der vierziger Jahre 150—200,000 Mann stark.

Dann kamen noch die Reservebataillone und endlich sogenannte Garnisonsbataillone.

Aber der Effectivbestand dieser Armee wurde durch mancherlei Umstände bedeutend geschmälert.

An dem Willen des Kaisers lag es freilich nicht. Die Ukase desselben, welche Rekrutenaushebungen ausschrieben, erschienen häufig genug und nur zu häufig; in der Regel verlangten sie jährlich 5 vom 1000 zum Kriegsdienst, die außerordentlichen Aushebungen ungerechnet. Aber in den ersten Jahren nach der polnischen Revolution gebot die Nothwendigkeit Schonung: 1833 war eine Rekrutenaushebung für das ganze Reich ausgeschrieben, welche in 12 Gouvernements nicht ausgeführt werden konnte. Der unaufhörliche Ersatz, welchen die Armee des Kaukasus erforderte, schwächte die übrigen Corps. Polen lieferte anfangs zwar ein ungeheures Contingent, im Jahre 1832 z. B. angeblich 100,000 Mann, aber auch diese Quelle floß allmälig spärlicher. In den Reservebataillonen befanden sich bald nur noch Beurlaubte, die

schon ihre Zeit abgedient hatten, und Halbinvaliden, die nur im Falle der Noth zum aktiven Dienst gebraucht werden konnten. Die Garnisonsbataillone enthielten Soldaten, welche mehr als 15, aber noch nicht 20 Jahre gedient hatten und schwächliche Rekruten, die den Felddienst nicht aushalten konnten. Es stellte sich heraus, daß der Landwirthschaft gar zu viel Menschen entzogen wurden, und Nikolaus mußte sich entschließen, die Militärpflichtigkeit von 20 auf 15 Jahre herabzusetzen.

Auch an die unverhältnißmäßig große Sterblichkeit ist zu erinnern, wenn man nach den Gründen forscht, welche den Unterschied zwischen den offiziellen Listen und dem Effektivbestande der russischen Armee bedingten. Die weiten Märsche in dem großen Reiche lichteten die Bataillone. Es waren 90 Tage, welche 1835 die Infanterie brauchte, um von Petersburg nach Kalisch zu gelangen. Und ging der Marsch gar durch die Ebenen Südrußlands, so drohte dem Soldaten die sengende Sonne oder der Schneesturm der Steppe, und Abends nach ermüdendem Marsche fand er nicht einmal ein Quartier. Die Versetzung der Regimenter in Gegenden von ganz verschiedenem Klima kostete schwere Opfer an Menschen. Bei all seiner Vorliebe für das Militär und bei all seiner Macht brachte es Nikolaus nicht einmal dahin, die Soldaten gut und zweckmäßig zu uniformiren. Weite Hosen von grauer Leinwand mußten auch im Winter auf weiten Märschen genügen, den langen grauen Mantel hatte der Infanterist auch im Sommer zu schleppen; der grüne Frack und die grauen Beinkleider von Tuch waren nur für die Paraden bestimmt und wurden nach einer je-

den an's Magazin zurückgegeben. Aber mit Gepäck war jeder Einzelne schwer belastet, den Bagagewagen hielt man meist für eine überflüssige Zuthat. So ließ jedes auf dem Marsche befindliche Corps eine Menge von Kranken zurück. Diese wurden in das Lazareth gebracht, aber im Lazareth fielen sie betrüglichen Aufsehern und unwissenden Aerzten anheim. Konnte man annehmen, daß durchschnittlich der zweite Mann der aktiven Armee einmal im Jahre in's Lazareth kam, so starb von den Erkrankten eine größere Anzahl als in irgend einer andern Armee Europa's. Man hat berechnet, daß gegen das Ende der dreißiger Jahre unter 18—20 Kranken Einer starb, in den vierziger Jahren besserte sich der Gesundheitszustand ein wenig, auf 25—26 Erkrankungen kam ein Todesfall.

Dann aber war der russische Soldat auch in der Garnison übel genug daran. Der Staat zahlte für ihn schon sehr wenig, im Jahre etwa 30 Thaler, während in Preußen ein Soldat dem Staate circa 80 Thaler kostet. Aber wenn diese 30 Thaler dem Soldaten nur wirklich zu Gute kämen, wenn nicht die Lieferanten und Bataillonschefs und Regimentsinhaber den größten Theil davon unterschlügen. Die Compagnien der russischen Armee verwalten ihre Angelegenheiten selbst, der Menagemeister wird von den Gemeinen aus ihrer Mitte gewählt, und es soll fast nie vorkommen, daß derselbe sich einen Betrug erlaubt. Aber in den höhern Chargen wurde desto mehr unterschlagen. Man nahm es als Taxe an, daß ein Oberst von der Administration des Regiments jährlich seine 8000 Rubel extra habe.

Obwol Nikolaus in einzelnen Fällen die Unterschleife

der Lieferanten und Offiziere schonungslos bestrafte, so beweisen doch eben diese einzelnen Fälle, welche bekannt geworden sind, daß das Erbübel der russischen Armee nicht ausgerottet war. Es ist erwähnt, daß in *Kalisch* grobe Betrügereien der Armeelieferanten entdeckt und strenge bestraft wurden; in der Armee des Kaukasus ereigneten sich öfters dergleichen Fälle, und die Schuldigen gehörten zum Theil dem Generalstabe an. Die Absetzung des Generals Rosen erfolgte hauptsächlich der schlechten Verwaltung wegen, die unter seinem Oberbefehl eingerissen war. Als ein Adjutant des Kaisers hingesandt wurde, um zu untersuchen, stellte sich's heraus, daß Soldaten, welche als präsent auf den Listen standen, für ihren Obristen, einen Schwiegersohn des Generals Rosen, auf dem Felde arbeiteten. Im Jahre 1845 wurden dem Fürsten Dadian auf der Parade zu Tiflis seine Dekorationen abgerissen, weil er sich von den Regimentsgeldern bereichert hatte, und vierundzwanzig Generale und Obristen mit ihm wurden vor's Kriegsgericht gestellt. Der Graf Pahlen hielt in seinem Regiment, das in Taurien stationirt war, nur einen Theil der Schwadronen und steckte das Geld für die übrigen in die Tasche. Er wurde ertappt, als er dem Inspectionsofficier, um denselben zu täuschen, ein- und dieselben Leute mehrmals vorführte.

Für diese Habgier der Vorgesetzten mußte der gemeine Soldat büßen — meist mit dem Verlust seiner Gesundheit, oft mit dem des Lebens. Die Kleider, welche von keinem der Arbeit kundigen Schneider, sondern der Ersparniß halber von beliebigen, dazu commandirten Soldaten gemacht wurden, deckten nicht lange die Blöße, das

Tuch war das gröbste und wohlfeilste, das sich auftreiben ließ, das Brod bestand nicht aus reinem Mehl, sondern aus einem groben Schrot von Gerste, Bohnen und andern Dingen, wozu im günstigen Fall etwas Roggen gemischt war.

Nicht bloß auf die Sterblichkeit und den Gesundheitszustand wirkten diese Verhältnisse ungünstig, sondern auch auf die innere Tüchtigkeit der Armee. Nicht mit Freudigkeit, nicht einmal mit ruhiger Ergebung folgten die Kinder Rußlands den Fahnen des Kaisers, sondern mit bitterm Schmerz. Um nicht von den Polen zu reden, welche nur mit verbissener Wuth oder mit thränenlosem Gram um ihr Vaterland in der Armee dienten, — auch die Russen traten nur mit Widerwillen in's Heer und betrachteten den Kriegsdienst als das schlimmste Unglück. Es mag sein, daß der russische Soldat auf zu niedriger Stufe der Bildung stand, um Jemanden anders als seine unmittelbaren Peiniger zu hassen, es mag auch sein, daß der wohleinstudirte Gegenruf auf des Kaisers Anrede*) eine Art von gedankenloser Pietät ausdrückte, — aber die Kampflust, welche französische Regimenter auszeichnet, und die entschlossene Tapferkeit, die den wohlgenährten Soldaten Altenglands eigenthümlich ist, durfte man im russischen Heere nicht suchen. Diese durch Strapazen, Entbehrungen und Krankheiten entnervten Menschen, denen

*) Der Kaiser rief z. B. „Ich bin zufrieden, meine Kinder!" Drauf erfolgte die eingelernte Antwort im Chor: „Vater, wir werden glücklich sein, es ein andermal noch besser zu machen." Vergl. Gagern's Tagebuch.

die Jugend und das Mannesalter verkümmert wurde, folgten nur widerwillig der Trommel. Man würde Unrecht thun, wollte man auf Einzelheiten solchen Nachdruck legen, wie z. B. Golowin darauf legt, daß russische Compagnien mitunter vermittelst des Stocks gegen den Feind getrieben werden mußten *), aber die Furcht vor dem Kriegsdienst als vor dem größten Unglück, die mit dem russischen Bauern verwachsen ist, die Desertionen, wenn die Aushebung naht, die Desertionen in der Armee des Kaukasus, die Resultatlosigkeit des Kriegs gegen die Bergvölker trotz aller Ueberzahl — das sagt genug. Ohne Widerrede gingen die an unbedingten Gehorsam gewöhnten Soldaten am Ende in den Tod, aber es war keine Begeisterung da, weil vom Siege Nichts gehofft wurde als neue Kämpfe. Wenn es den Tscherkessen sogar gelang, in einzelnen Fällen, die russische Infanterie, deren gehorsame Standhaftigkeit und Unerschütterlichkeit viel gerühmt ist, zu durchbrechen, so waren im Guerillakrieg jene vollends Meister. Die Scenen des polnischen Kriegs haben sich im Kaukasus oft wiederholt, nur mit dem Unterschied, daß bei den Tscherkessen nicht durch die Unfähig-

---

*) Golowin sagt: „Eines Tags im Kaukasus weigern sich die Russen, vom Kartätschenfeuer begrüßt, weiter vorzurücken. Der General Wiliaminof setzt sich auf eine Trommel vor die Linie und ruft einige Soldaten hervor, die er durchprügeln läßt. Dann befiehlt er dem Bataillon vorzurücken, und die Russen verjagen die Tscherkessen. — Das ist nur ein Beispiel unter tausenden, und der Fürst Schachowskoi brauchte dasselbe Verfahren gegen seine Grenadiere auf der Brücke von Ostrolenka."

keit oder den bösen Willen der Führer verloren ging, was die hingebende Tapferkeit der Gemeinen errungen hatte.

Wer den Revüen des Kaisers Nikolaus beiwohnte, wo 60,000 Mann, wie bei Kalisch 1835, oder 160,000 Mann gar, wie bei Borodino 1839, versammelt waren, konnte leicht über die Zahl wie über die Tüchtigkeit der russischen Armee getäuscht werden. Und überdies ging der Kaiser darauf aus zu täuschen, — nicht nur durch die officiellen Listen, welche auch diejenigen aufzählten, die nicht da waren, sondern auch durch kleinlichere Kunstgriffe. Er selbst ließ vor fremden Prinzen und Officieren Ordonnanzen exerciren, welche aus einer Masse Eskadrons zu diesem Zweck ausgewählt und deren Pferde eigens von Stallmeistern zugeritten waren, um glauben zu machen, seine ganze Gardecavallerie bestehe aus solchen ausgesuchten Leuten und Pferden; die vornehmen Fremden in St. Petersburg mußten den ihnen beigegebenen Führern förmlich entwischen, um bei Revüen die einzelnen Truppentheile im Lager und im Detail zu sehen, und wollten sie Kasernen, Lazarethe, Arsenale u. dergl. in Augenschein nehmen, so mußte der Besuch vorher angezeigt werden, wo sie dann beim Eintritt das ganze Personal der Anstalten in Galla ihrer wartend fanden. Aber trotz der Täuschung wird nicht zu leugnen sein, daß Nikolaus Manches erreichte. Wie sollte auch nicht eine Dressur wirksam sein, welcher ein Mensch so willenlos wie eine Maschine auf viele Jahre zu eigen gehörte, welche ihn Stundenlang ein und denselben Handgriff machen und wieder machen welche ihn fünfzehn Jahre lang den Parademarsch üben

lassen konnte. Und warum sollte man es nicht einräumen, daß die Tscherkessen der Garde ausgezeichnete Reiter und Schützen waren*), daß die Kosacken eine sehr brauchbare Kavallerie stellten, daß es in einer andern Armee kaum möglich sein würde, ein Corps für den Dienst zu Pferde und zu Fuß zugleich abzurichten, wie es Nikolaus mit Dragonern gemacht hatte, daß die Infanterie wohlgeübt und daß die Artillerie der beste Theil des Heeres war. Nur ist nicht zu vergessen, daß im polnischen Kriege die Kanonen dieser Artillerie besser donnerten, als die Kugeln trafen, daß die schweren Geschütze den Circassiern nicht zu imponiren vermochten, und daß selbst während der großen Revüe bei Borodino die hölzernen Achsen mehrer Kanonen brachen; nur muß man es im Gedächtniß behalten, daß die Bekleidung und Verpflegung dieser Truppen schlechter als in irgend einem Staate, daß die Kampflust derselben gering war; nur endlich muß man es wissen, daß hinsichtlich der Bewaffnung die Fortschritte der europäischen Kriegskunst sehr langsam eingeführt wurden, und daß Rußland dem preußischen Kriegsheere in solchen Dingen gewöhnlich nachhinkte.

Im Ganzen aber war jene Masse von 160,000 Mann, welche bei jener Revüe zu Borodino auftraten, wol auch die Summe dessen, was Nikolaus in einem auswärtigen Kriege verwenden konnte. Allerdings eine im-

*) Aus den Bewohnern der an das kaukasische Bergland grenzenden Länder ist eine Truppe gebildet, welche das Tscherkessenbataillon heißt und in die Nationaltracht der Kaukasier gekleidet ist.

posante Macht, wenn man sie als Succurs der Armeen Oesterreichs oder Preußens oder gar dieser beiden Großmächte ansah, aber ein bei weitem ungenügendes Heer, um mit demselben Europa zu trotzen oder ihm Gesetze vorzuschreiben. Zu diesem letzteren Zweck konnte auch die Flotte nicht allzuviel beitragen.

Nikolaus hat auf dieselbe ebenfalls in den Jahren 1831—1848 vorzügliche Sorgfalt verwandt. Er ließ seinen zweiten Sohn, den Großfürsten Konstantin, zum Marineofficier ausbilden und ernannte ihn zum Großadmiral. Die Zahl der Linienschiffe, Fregatten u. s. w. mehrte sich von Jahr zu Jahr, und um die Schiffe zu bemannen, wurde Mannschaft aus dem innern Rußland herbeigezogen, da die Zahl der Küstenbewohner nicht ausreichte. Nikolaus zeigte fürstlichen Besuchern mit Stolz gewöhnlich seine Ostseeflotte, übernahm auch wol selbst das Commando der Manöver. Aber Sachverständige haben immer behauptet, daß die russischen Flotten der Ostsee, des schwarzen und weißen Meeres englischen und französischen Geschwadern von gleicher Schiffszahl nicht gewachsen sei, sowol was die Bemannung, als was die Ausrüstung und Seetüchtigkeit der Fahrzeuge beträfe. Indeß ist auch hier einzuräumen, daß Nikolaus seiner Flotte es verdankte, wenn er in den drei Meeren im Osten, Westen und Norden des Reichs die unbestrittene Hegemonie übte.

* * *

Die zahlreichste Klasse der Bevölkerung Rußlands hatte vom Kaiser Nikolaus bei seinem Regierungsantritt die größten Erwartungen gehegt. Das waren die Bauern,

welche, wie wir früher gesehen haben, in den Jahren 1825—1831 vergebens auf eine Emancipation oder wenigstens Verbesserung ihrer Lage hofften. Sie hofften von 1831—1848 ebenso vergebens.

Die Zahl der nicht leibeigenen Bauern in Rußland ist gering. Es gehören dazu die Odnoworzen oder Einhöfler und die freien Bauern; im Jahre 1848 veranschlagte man sie auf circa 1,600,000 Köpfe. Die Odnoworzen brauchten keine Rekruten zu stellen und hatten sogar selbst Leibeigene, die sie untereinander ebensogut kaufen und verkaufen durften, wie es der Adel mit seinen Hörigen machte. Die freien Bauern bestanden größtentheils aus freigelassenen Leibeigenen. Mit dieser Gruppe russischer Bauern haben wir es nicht zu thun, sondern mit den beiden andern Klassen, den Gutsbauern und Kronbauern.

Die Zahl der Gutsbauern betrug nach Tengoborski's Angaben im Jahre 1848 = 11,938,182 Seelen, also gegen 24,000,000 Köpfe.

Die Erinnerung an die Situation dieser wollen wir dem Leser, der das in den frühern Bänden über sie Gesagte vielleicht nicht mehr im Gedächtniß hat, durch eine Anekdote auffrischen. Sie ist einer kürzlich erschienenen Broschüre Schedo-Ferroti's über die Bauernfrage entnommen.

Herr Schalouchin, Vater des gegenwärtig zu Riga etablirten Banquier gleiches Namens, war vor nicht gar langer Zeit Leibeigener des Grafen Scheremetjef. Kaufmann der ersten Gilde und Millionär bot er 200,000 Rubel Banco für seine Freiheit, konnte sie aber, trotz sei-

ner Bitten, nicht erhalten. Er machte einen sehr triftigen Grund geltend: seine Söhne nemlich würden sich nicht verheirathen können, unter der Bourgeoisie Riga's werde ihnen Niemand eine Tochter zur Frau geben, wenn ihre Kinder noch Leibeigene sein würden, wie ihre Väter.

Der Graf lehnte die von Schalouchin gebotene Summe ab, begnügte sich aber mit dem mäßigen jährlichen Obrok von funfundzwanzig Papierrubeln, da er es unter seiner Würde hielt, den Millionär stärker zu belasten, als seine anderen Leibeigenen.

Einem sonderbaren Umstande verdankte Schalouchin seine Freilassung.

Nachdem er zweimal um derentwillen im Winter nach Petersburg gereist war, ohne seinen Zweck zu erreichen, ging er im Monat März nochmals dahin. Am Tage seiner Abreise von Riga erhielt er eine Sendung Austern und nahm ein Tönnchen davon für den Grafen mit.

In Petersburg angelangt, eilte er sofort zu Scheremetjef, den er mit mehren Freunden beim Frühstück sitzen fand, bei einem üppigen Frühstück, wobei Nichts fehlte — als Austern. Der Graf schalt mit seinem Haushofmeister, der sich entschuldigte und versicherte, daß es in ganz Petersburg keine Austern gebe, und daß die, welche Tags zuvor bei Herrn .... gegessen wären, expreß bestellt und per Post angekommen seien.

Beim Anblick seines Millionär-Leibeigenen, der in diesem Augenblick eintrat, rief der Graf: „Sieh da Schalouchin! der kommt wieder wegen seiner Freilassung! Nun, mein Lieber, du botest mir vergeblich 200,000

Rubel, damit kann ich Nichts machen, aber schaffe mir Austern für mein heutiges Frühstück, und ich gebe dir die Freiheit."

Mit tiefem Bückling dankt Schalouchin dem Grafen für die Gnade, die er ihm bewilligt habe, meldet ihm, die Austern seien in seinem Vorzimmer, und unter dem stürmischen Beifall aller Anwesenden läßt er das Tönnchen in den Saal rollen, und der Graf unterzeichnet auf dem Deckel den Schein über die Freilassung. Dann sagt Scheremetjef zu dem Millionär, ihn mit „Sie" und mit Herr anredend: „Jetzt bitte ich Sie, Herr Schalouchin, Platz zu nehmen und mit uns zu frühstücken."

Jedermann wird zugeben, daß Herr Schalouchin ein Leibeigener unter so günstigen Verhältnissen als nur möglich war — und doch, welches Knechtsverhältniß einerseits, welche Frivolität andrerseits prägt sich in seiner Situation aus! Viel schlimmer erging es der großen Masse, am schlimmsten den Leibeigenen, welche unbegüterte Herren hatten. Nach der Angabe eines Statistikers, die aus dem Jahre 1834 stammt, waren die sämmtlichen Gutsbauern Rußlands unter 109,340 Herren vertheilt; darunter waren 58,457, welche weniger als einundzwanzig Seelen besaßen. Es kam auch vor, daß Dörfer von 400 bis 500 Bauern 30—40—50 Herren hatten. Solche suchten aus ihrem Capital gewöhnlich möglichst große Zinsen zu ziehen, ließen sich einen Obrok von mehren hundert Rubeln, und noch mehr wo möglich, zahlen und mißhandelten ihre Leute, wenn sie selbst deren Dienste beanspruchten. Der Leibeigene war seinem Herrn gegenüber so gut als rechtlos, er konnte gestraft werden nach

Belieben, sobald man ihn nur nicht tödtete oder verstümmelte, er durfte kein Eigenthum erwerben und kein gerichtliches Zeugniß ablegen*).

Jahre verstrichen seit den Bauernaufständen, die bald nach Alexanders I. Tode ausgebrochen waren, ehe die Emancipationsfrage wieder in Anregung kam. Vielmehr wurde die Lage der polnischen Bauern inzwischen noch schlimmer, als die der russischen: sie verloren im Jahre 1831 das Recht auf Grund und Boden, während sie ihre alten Frohndienste auch ferner leisten mußten.

Als die Wunden, welche der polnische Krieg geschlagen, ein wenig verharscht waren, und die Verfolgungswuth des Kaisers sich ein wenig abgekühlt hatte, kam auch diese für Rußland schwierigste und brennendste aller Fragen wieder zur Sprache. In den Adelsversammlungen der Gouvernements soll von der Emancipation öfter die Rede gewesen sein; im Jahre 1838 aber entschloß sich der Adel des Gouvernements Twer zu einer Petition an den Kaiser. Sie enthielt die Bitte um baldige Befreiung der Bauern und um Angabe der Mittel, wie dieselbe wol zu bewerkstelligen sei.

Nikolaus erwiderte damals abweisend, es komme ihm allein zu, eine so wichtige Angelegenheit zu erledigen, und der Adel möge sich nur ganz auf ihn verlassen.

In den vierziger Jahren erschien eine Reihe von Ukasen, welche sich mit dem Loose der Gutsbauern beschäftigten. Sie zielten insgesammt darauf ab, die gutsherrlichen Bauern in Kronbauern zu verwandeln.

*) Vergl. Band VII, Kap. 7.

Den Anfang machte ein Ukas vom 2. April 1842. Ihm zufolge wurde dem Adel gestattet und derselbe wurde aufgefordert, mit den einzelnen Bauern Contrakte auf Ablösung der Leibeigenschaft durch Naturalleistungen oder durch eine Geldpacht abzuschließen; die so befreiten Bauern durften nicht mehr Leibeigene, sondern sollten freie Arbeiter genannt werden.

Der Adel gerieth durch diesen Ukas in große Aufregung. Als er sich ernstlich mit der Sache beschäftigte, als er mit Erlaubniß der Regierung Comités ernannte, welche ihr Gutachten darüber abgeben sollten, wie die Leibeigenschaft gänzlich aufzuheben sei, gingen die Meinungen der Einzelnen weit auseinander. Ein Theil und zwar der größere Theil der Edelleute betrachtete eine Emancipation der Bauern lediglich als einen Eingriff in seine Privatrechte und Privilegien und erklärte sich entschieden dagegen; ein andrer Theil versprach demüthig, sich unter allen Umständen den Befehlen des Kaisers fügen zu wollen, nur eine kleine Anzahl ließ sich voll Theilnahme auf die Sache ein. Aber diese Berathungen und Gutachten verliefen im Sande. Es scheint, daß in den Bauern Hoffnungen durch den Ukas geweckt waren, welche Nikolaus nicht zu erfüllen gedachte, und welche er im Entkeimen niederschlagen zu müssen glaubte. Vielleicht hat der liefländische Bauernaufstand desselben Jahrs 1842 ihn bestimmt, jenen Ukas vom April interpretiren zu lassen. Kaiser Alexander hatte bereits im Jahre 1803 durch einen Ukas den Edelleuten gestattet, ihre Leibeigenen freizulassen, nur unter der Bedingung, daß den Freigelassenen ein Stück Grundeigenthum mitgegeben werde. Nun er-

läuterte der Minister des Innern, Perowski, den Ukas vom 2. April dahin, daß derselbe Nichts als eine Vervollständigung des Ukases von 1803 sei, und daß es den Edelleuten nach wie vor freistehe, mit ihren Leibeigenen Contrakte abzuschließen oder nicht.

Ueberhaupt half dieser Ukas den Bauern wenig, denn es fehlte ihnen auch ferner einestheils das Geld, sich loszukaufen, anderntheils das Recht, die Freiheit gegen Erlegung einer Geldsumme zu verlangen. Die Sachlage blieb die, daß der unbegüterte Bauer gar nicht daran denken konnte, seine Freiheit zu kaufen, daß dem Begüterten der Edelmann lieber einen immer steigenden Obrok auflegte, statt daß er ihn gegen Zahlung einer Summe freiließ.

In den Jahren 1844, 1847 und 1848 erschienen Ukase, welche der Angelegenheit eine etwas bestimmtere Wendung gaben.

Die Errichtung einer Leihbank für die Gutsherren brachte viele Güter in die Hand der Krone. Diese Leihbank schoß nämlich dem Gutsbesitzer auf sein Verlangen zwei Dritttheile des Werths seiner Grundstücke vor und verlangte dafür 3% Zinsen und die jährliche Abzahlung von 3% Kapital. Wenn der Schuldner der Krone die Zahlungsfristen nicht gehörig einhielt, so wurde ihm das letzte Drittel des Werths seiner Güter ausgezahlt, und dieselben gingen — sammt den Bauern — in den Besitz der Krone über.

Auch die Fälle, in welchen der Gutsherr von seiner Gemeinde Geld entliehen hatte, regelte Nikolaus. Hielte der Schuldner einer Gemeinde die Termine nicht ein, so

sollte die Kronkasse die Schuld übernehmen und dem Eigenthümer den Rest seines Guthabens zahlen. Also auch in solchen Fällen wurden aus den Gutsbauern Kronbauern.

Endlich, wenn ein Gutsherr irgend welchen anderen Gläubigern gegenüber im Rückstand wäre und sein Gut also nach bisherigem Brauche zur Versteigerung käme, sollte die Gemeinde seiner Leibeigenen die Grundstücke ankaufen dürfen; könne sie den Kaufpreis nicht gleich zahlen, so werde die Krone ihr Geld leihen; die leibeigenen Bauern wurden frei, falls sie das Geliehene heimzahlten, sonst blieben sie Kronbauern.

Das Letztere, die Einregistrirung unter die Kronbauern, wird wol das Loos der leibeigenen Gemeinden, deren Herren überschuldet waren, fast immer gewesen sein. Damit war ihre Lage allerdings verbessert, aber noch traurig genug.

Die Anzahl der Kronbauern betrug im Jahre 1848, nach Tengoborski's Angabe 9,299,200 männliche Seelen, die Gesammtzahl, Weiber und Kinder mitgerechnet, also wol 18—19,000,000*).

Sie waren vor den Gutsbauern freilich insofern bevorzugt, als sie vor Gericht Zeugniß und Eid ablegen und in allen Städten Rußlands — Petersburg und Moskau

*) Die ländliche Bevölkerung Rußlands schien, sofern auf die Genauigkeit der statistischen Angaben zu rechnen ist, stetig abzunehmen. Wir finden die Zahl der Kronbauern für das Jahr 1842 mit 9,457,000 angegeben, 1848 wie oben, 1853 mit 8,825,958. Bei den häufigen Rekrutirungen wäre es allerdings auch seltsam, wenn es anders wäre.

ausgenommen — unbewegliches Eigenthum erwerben durften, aber hinsichtlich der materiellen Verhältnisse, hinsichtlich der Rechtlosigkeit und der willkürlichen Eingriffe in die Freiheit der Person und des Eigenthums waren sie wenigstens nicht viel besser daran, als die Gutsbauern, und das Recht der Freizügigkeit besaßen sie ebensowenig als jene.

Wie die Privatleibeigenen von ihren Edelleuten zu leiden hatten, so die Kronbauern von den Beamten der Krone, und in manchen Fällen möchte die Entscheidung schwer sein, welchen von Beiden es am schlimmsten erging. Jeder Anlaß, sich in die Angelegenheiten der Bauern mischen zu können, wurde von den Beamten zum Erpressen und Plündern benutzt. Ward z. B. eine Leiche gefunden, so drohte man dem Dorfe, wo sie gefunden war, mit Untersuchung, ließ sich die Untersuchung aber mit Geld abkaufen. Ja, eine solche Leiche wurde von Dorf zu Dorf geführt und immer dieselbe Drohung und dieselbe Erpressung wiederholt. Das Uebersiedeln der Bauern von einer Stelle zur andern und das Vermessen des Landes war eine unerschöpfliche Quelle von Plackereien für jene und von Nebeneinnahmen für die Beamten. Man schnitt willkürlich Strecken fruchtbaren Landes ab, gab sterile Plätze dafür hin, die Bauern processirten, sie mußten Kosten über Kosten bezahlen und verloren den Prozeß; in Verzweiflung gebracht, setzten sie sich zur Wehr, dann kamen Soldaten, und Prügel, Verhaftungen und Geldstrafen waren das monotone Ende in allen Fällen. Unter den Händen dieser erpressungssüchtigen Beamten wurden selbst die Regierungsmaßregeln, welche wie eine

Wohlthat aussahen, zum Fluch. Alexander Herzen erzählt in seinen Memoiren ein Beispiel davon, welches ein frappantes Licht auf das Loos dieser Krondörfer wirft.

Die Regierung wünschte — das Jahr ist nicht angegeben, aber bemerkt, daß sich die Geschichte ereignete während Kisselef Minister der öffentlichen Domänen war — den Anbau der Kartoffeln zu befördern. In den Gouvernements Kasan und Wiätka hatten die Bauern Kartoffeln gebaut, und das Gouvernement ließ in jedem Bezirk, um für die bessere Aufbewahrung der Frucht zu sorgen, eine Grube anlegen. Die Bauern fuhren im Anfang des Winters ihre Kartoffeln dahin, im Frühling waren sie erfroren. Nichts desto weniger ward commandirt, dieselben sollten gepflanzt werden. Die Bauern weigerten sich. Die Weigerung wurde als Aufruhr dargestellt, und Kisselef schickte einen Beamten — es gab besondere Kartoffelinspectoren — aus Petersburg hin. Dieser traf ein und ertheilte im ersten Bezirk, in welchen er kam, die Erlaubniß, die Kartoffeln nicht zu pflanzen, nachdem er von jeder Seele einen Rubel genommen. Ebenso im zweiten und dritten Bezirk. Im vierten boten die Bauern Trotz, sie erklärten dem Abgesandten, sie würden weder das Geld zahlen, noch die Kartoffeln pflanzen, und bezogen sich darauf, daß den andern Bauern das Pflanzen erlassen sei, folglich müßte es auch ihnen erlassen werden. „Der Beamte wollte der Sache mit Drohungen und Wüthen ein Ende machen, aber die Bauern griffen zu Pfählen und vertrieben das Polizeicommando. Der Militärgouverneur sandte Kosacken. Da

nahmen die benachbarten Bezirke Partei für ihre Mitbrüder. Kurz, es kam zu Flintenschüssen und Kartätschen. Die Bauern verließen ihre Häuser, zerstreuten sich in den Wäldern, die Kosacken trieben sie aus dem Dickicht wie wilde Thiere hervor; man ergriff sie, schmiedete sie in Ketten und schickte sie vor eine militärgerichtliche Commission, nach Kosmodemyansk.

Zufälliger Weise war der alte Major der Garnison ein ehrlicher, einfacher Mann. Er sagte gradezu, daß der Hauptschuldige dabei der aus Petersburg geschickte Beamte sei. Da fielen Alle über den Major her, seine Stimme wurde übertönt, man schüchterte ihn ein, ja man beschämte ihn, indem man ihm vorhielt, daß er einen unschuldigen Menschen zu Grunde richten wolle.

Und so nahm denn die Untersuchung den in Rußland gewöhnlichen Verlauf: die Bauern wurden geprügelt bei den Verhören, geprügelt zur Strafe, geprügelt des Beispiels halber, geprügelt des Geldes wegen, und eine ganze Menge von ihnen wurde nach Sibirien verschickt *).“

In der Besteuerung der Kronbauern ließ Nikolaus eine Veränderung eintreten, die aber keineswegs eine Verbesserung war.

Die russische Dorfgemeinde wird von der Regierung als eine Corporation betrachtet und hat eine nach der Zahl der männlichen Seelen bestimmte Kopfsteuer zu zahlen. Diese Steuer betrug bisher im Durchschnitt 2 Rubel

*) S. die Memoiren eines Russen. Von Alexander Herzen. I. Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1855.

60 Kopeken für den Kopf. Im Jahre 1838 wurde diese Kopfsteuer abgeschafft und an ihrer Stelle eine Bodenrente eingeführt. Wer Vortheil davon hatte, war lediglich die Krone, denn nun kamen auf jeden Kopf mindestens 2 Rubel 80 Kopeken, — oft auch mehr.

Aber was diesen Bauern am meisten Gefahr drohte, waren die Versuche der Regierung, die alten Communalfreiheiten derselben anzutasten.

Die russischen Gemeinden — und nicht nur die der Krone, sondern auch die der Edelleute — haben eine eigenthümliche, trotz des centralisirenden Despotismus des Zarenthums, höchst selbstständige Verfassung. Die Bauern eines Dorfes wählen ohne Einmischung der Kronbeamten ihre Aeltesten oder Starosten, und die Bauern mehrer zusammengehörender Dörfer den Vorsteher eines Bezirks. Der Starost ist, um einen uns geläufigern Ausdruck zu gebrauchen, der Präsident der Gemeindeversammlung und des Gemeinderaths. Die Gemeindeversammlung legt die Steuern um, giebt Vollmachten zur Betreibung von Gemeindeangelegenheiten, nimmt neue Gemeindemitglieder auf, schließt unverbesserliche aus und giebt sie zum Militärdienst ab, urtheilt über leichte Vergehen und vertheilt endlich das Gemeindeland. Der Starost hat, mit Hülfe des Gemeinderaths, die Gemeindepolizei auszuüben und bei Aushebungen die Rekruten auszuwählen.

Es ergiebt sich aus dem Gesagten von selbst, daß diese Communalverfassung ein wirksamer Schutz gegen den habsüchtigen Beamten der Krone ist. Indem dieser sich in den meisten Fällen an die Gemeinde als Corporation zu halten hat, ist die Möglichkeit der Bedrückung und Er-

pressung gegen den Einzelnen gemindert. Die Landgemeinde Rußlands ist eine grüne Oase in der Wüste russischer Centralisation, sie ist, wie Herzen sich ausdrückt, „die letzte Feste des Bauern.“*) An ihr hält er darum auch mit leidenschaftlicher Liebe, hat sie schon einmal, als zu des „liberalen“ Alexander I. Zeiten die Militärcolonien eingeführt werden sollten, mit Fanatismus vertheidigt und seine Weiber und Kinder und sich selbst ermordet, als, den stürmenden Regimentern des Kaisers gegenüber, der Widerstand vergeblich wurde.

Gegen diese „letzte Feste“ des Bauern ließ auch der illiberale Nikolaus einen Angriff machen, obwol in anderer Weise als sein Vorgänger.

Es ist bemerkt, daß die Gemeindeversammlung die Ländereien unter die Bauern des Dorfes vertheilt. Das Land ist nemlich Eigenthum der Gemeinde, Wälder und Weiden werden gemeinschaftlich benutzt, und jährlich erhält jedes großjährige männliche Mitglied ein Stück Ackerland nach Billigkeit, d. h. nach der Personenzahl und Arbeitskraft seiner Familie, zur Bewirthschaftung angewiesen. Hieran nahm die Regierung Anstoß, sie ließ zunächst in der ihr ergebenen Presse die jährliche Vertheilung der Aecker als einen aller gesunden Oekonomie und Agrikultur widerstreitenden Brauch darstellen; das Land, wurde behauptet, könne auf diese Weise unmöglich so gut bearbeitet werden und so reichlichen Ertrag liefern, als wenn

*) Selbst deutsche Colonisten in Rußland, namentlich die an der Wolga angesiedelten, haben sich diese Communalverfassung angeeignet.

es in Privatbesitz sei. Es mochte auch, — neben der büreaukratischen Abneigung gegen die Autonomie der Gemeinden überhaupt, — der Gedanke im Hintergrunde stecken, daß die Bodenrente erhöht, also die Steuer ergiebiger gemacht werden könne, wenn die Ländereien in Privatbesitz übergingen. Hütete sich die Regierung nun auch, gewaltsam einzuschreiten, so bahnte sie doch die Beseitigung der Comunalverfassung an. Ein Ukas vom 8. April 1843 gab dem Ministerium der Domänen die Befugniß, solchen Kronbauern, die auf ihren Wunsch aus einem Gouvernement in's andere versetzt würden, Ländereien als Privateigenthum anzuweisen. Der erste Versuch zur Einführung dieser neuen Ordnung der Dinge ist denn wirklich im Jahre 1845 in den Kreisen von Stauropol und Samara im Gouvernement Simbirsk gemacht worden, indem dort die in den neugegründeten Colonien sich ansiedelnden Kronbauern getheiltes Eigenthum erhielten. Die erste dieser Colonien an dem Flüßchen Tscheßnokowka bekam den Namen Nikolajewsk.*)

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gründung und Vermehrung von Ackerbauschulen auf den landwirthschaftlichen Betrieb der Kronbauern einigermaßen fördernd einwirkte; auch ließ sich's die Regierung auf andere Weise angelegen sein, die Landwirthschaft zu heben. Auf ihre Veranlassung oder mit ihrer Unterstützung wurden neue Kulturpflanzen, veredelte Hausthiere und Maschinen eingeführt, Viehzüchter und Thierärzte im Auslande ange-

*) Vrgl. „Menschen und Dinge in Rußland." Gotha, Hugo Scheube 1856.

worben und Musterwirthschaften gegründet. Sie errichtete Lehrstühle für die Agrikultur an allen höhern Bildungsanstalten des Reichs, belohnte tüchtige Landwirthe mit Orden, Medaillen und Geldgeschenken, setzte Prämien aus für Wein- und Seidenbau u. A. Aber im Ganzen war der Erfolg doch gering. Der auf der Halbinsel Krim und im Thale des Dnepr eingeführte Obst- und Weinbau lieferte ziemlich günstige Resultate; in andern Fällen und in den meisten jedoch gingen nur einzelne Individuen und namentlich ausländische Kolonisten auf die Verbesserungen ein, die Masse der russischen Landleute nicht. Oft auch ward die Regierung förmlich betrogen. In der Krim ließ sich ein Italiener viele Jahre lang als Direktor einer versuchsweise angelegten Seidenzüchterei einen bedeutenden Gehalt zahlen, dafür pflanzte er ein paar tausend Maulbeerbäume an und lieferte in den besten Jahren 10—15 Pfund Seide. In einer andern Gegend hatte man die Bauern gezwungen, Seidenbau zu treiben und ihnen statt der Steuer eine jährliche Abgabe an Seide auferlegt. Sie holten die Kokons anderswo und lieferten sie den Beamten ab als eignes Produkt. Gewöhnlich waren endlich alle Regierungsmaßregeln vergiftet durch die polizeilich-büreaukratische Manier, womit sie ausgeführt wurden, und immer machte sich bei dem russischen Bauern der Mangel an Volksschulen bemerklich, zu deren Anlage sich Nikolaus nie entschließen konnte.

Die Anlage von Fabriken, welche in Rußland eifrig betrieben wurde, ist den Bauern, Gutsbauern und Kronbauern nicht von Nutzen gewesen. Freilich haben viele Tausende in den Fabriken Arbeit und Verdienst gefunden,

aber in ihnen hat Rußland auch die ersten Elemente eines Proletariats erhalten, und der Bauer, welcher für seinen Gutsherrn in den Fabriken desselben oder in den Städten arbeiten muß, ist meist noch schlimmer daran, als derjenige, welcher bei kärglichem Erwerb bei der Landarbeit geblieben.

Niemand hat in Rußland mehr darunter gelitten, als der Bauer, wenn die Communikation sehr mangelhaft war und wenn dafür verhältnißmäßig sehr wenig geschah. Erst 1841 wurde der Bau der ersten russischen Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau begonnen und zehn Jahre später beendet; 1847 kam das erste Dampfschiff, in Holland gekauft, auf die Wolga. Der Straßenbau schritt äußerst langsam vorwärts. Die Produkte der Landwirthschaft konnten nicht verwerthet und nur mühsam von einer Provinz des Reichs in die andere transportirt werden. So kam es vor, daß die Preise des Getreides außerordentlich verschieden waren. Im Jahre 1846 kostete der Weizen in Petersburg 8 Rubel 88 Kopeken, in Odessa 7 Rubel 71 Kopeken, dagegen in Woronesch nur 4 Rubel und in Simbirsk gar nur 2 Rubel 20 Kopeken. Zweimal aber litt Rußland in diesem Zeitraum an einer förmlichen Mißernte. In den Jahren 1833 *) und 1840 war das Getreide durchweg mißrathen; es stellte sich Theurung und Hungersnoth ein, und natürlich waren die Bauern diejenigen, welche dabei am schlimmsten wegkamen.

*) In der südrussischen Steppe waren Orte, an denen 1832/33 in zwanzig Monaten kein Regen gefallen war.

Der Unwille der Bauern über ihre Zustände sprach sich in Brandstiftungen, Mordthaten und Aufständen aus. Zuverlässiges darüber ist freilich wenig über die Grenzen des Landes gedrungen. Brandstiftungen kamen nach den gemeinsamen Angaben russischer Schriftsteller sehr häufig vor. Daß 60—70 Edelleute jährlich ermordet wurden, war in den vierziger Jahren Regel. Der Aufstand in Liefland im Jahre 1842 soll barbarische Scenen herbeigeführt und ein Edelmann in der Versammlung des liefländischen Adels von 1843 gesagt haben: „Der Kaiser dürfte es nur erlauben, und morgen lägen wir Alle ermordet auf der Brandstätte unserer Edelhöfe."

* * *

Eine Mittelklasse zwischen den Leibeigenen und dem Adel giebt es in Rußland bekanntlich nicht. Die Zahl der Städte ist klein und ihre Bevölkerung, im Vergleich zu den Städten der übrigen europäischen Staaten, gering. Rußland hat nur zwei Städte, Moskau und Petersburg, welche über 100,000 Einwohner, fünf, welche über 50,000 und siebenzehn, welche über 25,000 Einwohner zählen. Seine städtische Bevölkerung verhält sich zur ländlichen wie 1 zu 11, während das Verhältniß in Preußen 1 zu 3 ist. Von diesen Einwohnern der Städte ist ein guter Theil noch dazu nur als Wandervögel, die eigentlich auf dem Lande zu Hause, zu betrachten: es sind die Bauern, welche auf längere oder kürzere Zeit im Gefolge der Edelleute in die Städte kommen, und die leibeigenen Arbeiter in den Fabriken; die Zahl der eigentlich freien Bürger, der Handwerker, Ge-

werbtreibenden und Kaufleute ist viel kleiner als die Summe der städtischen Bevölkerung. Moskau z. B. hatte im Jahre 1842 = 357,185 Einwohner, darunter waren 105,337 leibeigene Bauern und 51,327 Bediente.

Diesem Mangel eines Mittelstandes konnte Nikolaus natürlich nicht abhelfen, denn bei seiner Denkungsart hatte er von den Vorzügen eines freien Bürgerstandes ebenso wenig ein Bewußtsein, wie seine Vorgänger. Er hätte wol mögen bevölkerte Städte und den Glanz des städtischen Lebens in seinem Reiche haben, aber nicht die unabhängigen Menschen, welche Städte bauen, und nicht den freien Verkehr, der sie blühend macht. In den auf die Städte bezüglichen Maaßregeln machte sich der Geist des Absolutismus daher auch geltend.

Im April 1832 erschien ein Ukas, welcher eine neue Bürgerklasse einführte, die der Ehrenbürger. Erblich und persönlich sollte darnach das Ehrenbürgerrecht sein können: das erbliche Ehrenbürgerrecht kam den Kindern derjenigen zu, welche den persönlichen Adel (nicht den Erbadel) besaßen, den Kaufleuten, welche Orden hatten, den Kaufleuten, welche 10 Jahre in der ersten und 20 Jahre in der zweiten Gilde gewesen waren, ohne fallirt zu haben oder bestraft worden zu sein. u. s. w.

Am meisten hoben sich diejenigen Städte, welche dem Centralsitz der Regierung am fernsten waren: die in Südrußland, in Bessarabien und in der Krim. Die Stadt Berdiansk wurde 1836 gegründet und hatte schon 1840 eine Ausfuhr von 4,572,463 Rubel S. Auch Kertsch, Odessa und Sebastopol blühten rasch empor, dagegen sank der Verkehr und Wohlstand der alten Handelsstädte in

den Ostseeprovinzen. Um das künstlich groß gewordene und künstlich erhaltene Petersburg zu heben und ihm allen Verkehr zuzuwenden, wurden Riga und die andern Häfen der Ostsee beeinträchtigt. Riga z. B. wurde es weder gestattet, eine Dampfschifffahrtsverbindung mit Deutschland oder den skandinavischen Staaten einzurichten, noch war ihm erlaubt, alle Handelsartikel, welche in Petersburg Zutritt hatten, einzuführen.

Den Handel und die Fabrikthätigkeit im Reiche zu heben, gelang vergleichsweise noch am besten. Die berühmte Messe von Nischnei Nowgorod stieg ununterbrochen an Bedeutung. In dieser Stadt, die an der Hauptverkehrsader Rußlands, an der Wolga liegt, strömten jährlich im Juli gegen 200,000 Handelsleute aus Asien und Europa zusammen. Im Jahre 1840 wurden dort für circa $39\frac{1}{2}$ Millionen Rubel S. Waaren an den Markt gebracht und 1846 für $57\frac{1}{4}$ Millionen, wovon für 55—56 Millionen verkauft ward. Die vier Messen in Charkow repräsentirten 1845 einen Kapitalwerth von 50,000,000 Rubel S.

In der Fabrikthätigkeit herrschte viel Schein, viel Künstelei, und es ist nie zu vergessen, worauf wir schon früher hingewiesen haben, daß durch Begünstigung derselben dem Landbau die nothwendigen Kräfte entzogen wurden, — aber der Fortschritt war nicht zu verkennen. In den Gouvernements Moskau und Wladimir hob sich die Baumwollenindustrie außerordentlich, und es wurde angegeben, daß 1847 für nahezu 40,000,000 Rubel S. Baumwollenstoffe in ganz Rußland verfertigt seien. Auch die Edelleute wandten sich immer mehr dem industriellen

Betrieb zu: im Jahre 1843 sollten schon über 300 Rübenzuckerfabriken von ihnen errichtet sein, und dem reichen Grafen Scheremetjef gehörte ein ganzes Fabrikdorf, Iwanowo, welches in Rußland Berühmtheit erlangt hat.

Die Gesammtzahl der Fabriken stieg angeblich von circa 6000 im Jahre 1830 auf 8333 im Jahre 1847.

Durch solche Fabrikthätigkeit einerseits und vermittelst der Prohibitivzölle andererseits wurde Rußland einigermaßen vom Auslande und von den ausländischen Waaren unabhängig. Aber der andere Zweck, den der Kaiser dabei im Auge hatte, die Finanzen zu bessern, wurde nicht dadurch erreicht.

Der polnische Krieg hatte die Finanzen arg zerrüttet: die Reichsschuld betrug 1833 = 865,000,000 Rubel S. und 545,000,000 Assignaten waren im Umlauf.

Die Ausgaben für die kaiserliche Familie waren sehr bedeutend und stiegen, je mehr die Kinder heranwuchsen. Nach Golowin's Angabe bekam die Kaiserin an Nadelgeld 600,000 Rubel jährlich, der Thronerbe außer dem Unterhalte seines Hauses = 300,000 R., seine Gemahlin 150,000 R., ihre Kinder je 50,000 R. jährlich, die andern Kinder des Kaisers 100,000 R. bis zur Großjährigkeit und 150,000 R. nachher. Auf dem russischen Budget lasteten ferner schwer die ungeheuren Geschenke, welche vom Zaren gemacht wurden; die Orden — Nikolaus vertheilte die erste Classe des Alexander-Newski-Ordens jährlich an etwa 100 Personen — durch die damit verbundenen Pensionen; die Erhebungen in den Fürsten- und Grafenstand — der Kaiser machte bis 1840 schon fünf Personen zu Fürsten und vierzehn zu Gra-

sen —; die vielen lebenslänglichen Renten. 1832 hatte eine vierte Anleihe bei Hope in Amsterdam gemacht werden müssen. Im Jahre 1839 wurde ein verzweifeltes Manöver gemacht: die seit dem 20. Juni 1800 in Umlauf befindlichen kaiserlichen Wechsel wurden von Silberrubeln auf Papierrubel reducirt. Wer also einen Schein auf 25 Rubel S. lautend besaß, erhielt nur 25 Rubel Papier oder $7\frac{1}{2}$ Silberrubel. Die Steuern mußten erhöht werden. In den dreißiger Jahren hatte ein Kaufmann dritter Gilde 75 Rubel, zweiter Gilde 300 Rubel, erster Gilde 700 Rubel Steuern zu zahlen; im Jahre 1841 wurden diese Abgaben auf resp. 200, 550 und 2500 Rubel erhöht. Trotzdem und trotz der gleichzeitigen Steigerung der indirekten Steuern fehlte es an Geld. Der kaukasische Krieg erforderte immer größere Summen, die Hebung der feinern Industrie verschlang eine Menge Geld, und es blieb Nichts übrig, um die Ackerbaupflege und die Fabrikation der gröbern Landesprodukte zu unterstützen.

Der Finanzminister Kankrin wollte nun die Ausgaben beschränken, und als der Kaiser nicht einwilligte, bat er um seine Entlassung, oder vielmehr er stellte folgende Bedingungen, unter denen er bleiben würde:

1) Der Kaiser reis't in drei Jahren nicht in's Ausland und gestattet ebenso lange keinem Mitgliede der kaiserlichen Familie eine Reise dahin.

2) Die Armee wird um 60,000 Mann verringert.

3) Der Krieg im Kaukasus wird aufgegeben.

Als Nikolaus hierauf nicht eingehn wollte, zog Kankrin aus dem Gebäude des Finanzministeriums aus.

Der Kaiser fuhr erzürnt nach Peterhof. Nach einigen Tagen jedoch kam er wieder im Winterpalast an, ließ Kankrin zu sich kommen und trat ihm mit den Worten entgegen: „enfin, tu as raison.“

Der Kaiser reis'te in der That in den nächsten Jahren nicht, die Armee wurde in etwas reducirt, der kaukasische Krieg beschränkte sich in den Jahren 1842 und 1843 mehr auf die Defensive, und Untersuchungen gegen betrügerische Beamte wurden eingeleitet.

Im Jahre 1844 trat Kankrin jedoch wirklich ab, nachdem er 21 Jahre das Finanzministerium verwaltet hatte. Wrotschenko wurde nun Finanzminister. Das System der Verwaltung änderte sich jedoch in Nichts; die Prohibitivzölle, die Monopole, die hohen Steuern, — Alles blieb; die Staatsschuld verringerte sich nicht, und die Ausgaben nahmen durch erneuten Kraftaufwand gegen die Tscherkessen und durch die Reisen des Kaisers nach London und nach Rom wieder zu.

Dieser Zustand der Finanzen hielt Nikolaus I. indeß nicht ab, im Jahre 1847 eine Operation vorzunehmen, welche im westlichen Europa die Meinung verbreiten mußte, die russische Regierung habe Ueberfluß an Geld. Die Bank von Frankreich befand sich in den ersten Monaten jenes Jahres in einer Krisis, sie war genöthigt, den Disconto von 4 auf 5% zu erhöhen. Da ließ Nikolaus durch seinen Geschäftsträger anbieten, er wolle für fünfzig Millionen Rubel, zahlbar in St. Petersburg, Renteninscriptionen nach dem Course der Börse zu Paris ankaufen. Das Anerbieten wurde angenommen, und die französischen Papiere stiegen erheblich. Ein Ukas vom

21. März 1847 bestimmte außerdem, daß für 30 Millionen Rubel holländische und englische Staatspapiere angekauft werden sollten. War die letztere Finanzoperation auch theilweise ein Handelsmanöver, welches der Getreideausfuhr von Odessa nach England zu Gute kam, so konnte der Hauptzweck doch nur ein politischer sein. Der Baarfonds in den Gewölben der Peter-Paulsfestung hatte am 1. Januar 1847 nur 101 Mill. Rubel S. betragen.

* * *

Der im Jahre 1844 abgetretene Finanzminister Kankrin, der vor seinem Amtsantritt in eine Untersuchung wegen Unterschleifs verwickelt gewesen war, soll auch während seiner Amtsführung die Verbesserung des eigenen Vermögens nicht versäumt haben. 400,000 Rubel Renten hätte er sich nach Golowin zusammengespart.

Mag dies wahr sein oder nicht, die Habgier und Untreue der Beamten blieb fortwährend die Pest des russischen Lebens. Sie war auch ein wesentliches Moment in der Finanzwirthschaft Rußlands, und diese konnte unmöglich wohl geordnet sein, da jener keine undurchbrechlichen Dämme gesetzt wurden.

Die Meinung des russischen Volks hat den Diebstahl der Beamten, der am Krongut begangen wird, sogar gewissermaßen legitimirt, wenigstens beschönigt. Die Ausdrücke, womit das Stehlen und Betrügen der Beamten bezeichnet wird, beweisen das in interessanter Weise. Vergreift sich Jemand am Krongut, so ist eine ganze Anzahl von Euphemismen üblich, welche die schlechte That

entschuldigen; man sagt von ihm: „Er hat einen warmen Platz", er „denkt an seine Familie", er „hat eine fette Weide", er „legt einen kleinen Kopeken bei Seite für die schwarzen Tage", er „ist ein guter Haushalter", er „sieht sich vor für die Tage des Unglücks."

Wenn aber ein Tschinownik sich am Privatgut vergreift, so ist man eben so unerschöpflich in scharfen und harten Ausdrücken; man sagt dann: „Er nährt sich von blutigem Fleisch," er „trinkt die Thränen der Wittwen", er „wäre fähig, seinen Vater und seine Mutter zu verkaufen", „er schindet die Todten und die Lebenden."

Nikolaus ist vielfach gepriesen, daß er unerbittlich gegen die Corruption der Beamten eingeschritten sei, wo sie sich zeigte. Das Lob ist jedoch völlig unberechtigt. Diese vereinzelten Bestrafungen trafen die Betreffenden hart, schreckten jedoch Andere nicht ab, sie veranlaßten nur zu größerer Vorsicht. Viel eher könnte man Nikolaus anklagen, daß er gegen das Uebel kein Mittel wußte als Strafen, und daß er die Ursachen der Corruption bestehen ließ. Die russischen Beamten sind in Folge ihrer geringen Besoldung gezwungen, sich unrechtliche Einnahmen zu schaffen. Bis zum Jahre 1840 war dieselbe Skala der Beamtengehalte in Kraft, welche zur Zeit Katharina's II. gegolten hatte, obwol seitdem der Preis der nothwendigen Lebensbedürfnisse bedeutend, — z. B. der des Roggens und Waizens um drei Fünftel, — gestiegen war. Nach 1840 geschah Etwas für die Erhöhung der Gehalte, aber in ganz ungenügender Weise und vorzugsweise den höhern Beamten gegenüber, wo es am wenigsten nöthig war.

Ein Lobredner russischer Zustände, der Herr von Harthausen, der in den vieriger Jahren Rußland bereis'te, kann die Thatsache, daß die Beamten zu gering besoldet sind, nicht ableugnen. Er giebt die Gehalte mehrer Beamten in Jaroslow, einer Stadt von mehr als 30,000 Einwohnern an: der Polizeidirektor daselbst hatte 343 Rubel 20 Kopeken S. jährlich, außerdem freie Wohnung, Heizung und Erleuchtung; die Sekretäre der Gerichte hatten 200 Rubel, beim mündlichen Gericht nur 103 Rubel, die Copisten 45—90 Rubel, Wächter und Gerichtsboten 28—43 Rubel. Dabei war es freilich unmöglich auf rechtliche Weise zu existiren, da mußte betrogen und erpreßt werden, „denn der Polizeicommissär muß doch leben, der Kreishauptmann muß doch leben und seine Frau erhalten, der Rath muß doch leben und seine Kinder erziehen." *) Die Veruntreuung des Kronguts, welche sich die russischen Verwaltungsbeamten erlauben, die Bestechlichkeit und Habgier, womit sie Privatpersonen gegenüber treten, ist so vielfach geschildert, daß es nicht nöthig ist, einzelne Beispiele aus den Jahren 1831—48 anzuführen. Wir verweisen den Leser in dieser Beziehung auf das Buch Cüstine's: „Rußland im Jahre 1839" und namentlich auf die „Memoiren A. Herzen's". Der Letztere arbeitete selbst in verschiedenen Kanzleien und hat die Physiognomie und Physiologie des Beamtenlebens mit unübertrefflichen Zügen geschildert. Die Skizze, welche er von dem Gouverneur Tüsäief entwirft, ist ein in klassischer Weise ausgeführtes Portrait. Die Kanzlei dieses

*) Worte Alexander Herzen's.

Mannes schildert er so: „Ungefähr zwanzig Schreiber befanden sich daselbst, meistens Leute ohne die geringste Bildung und ohne eine Spur von Moralität. Kinder von Copisten und Secretairen, waren sie von der Wiege an gewöhnt, den Dienst als eine Sache, die Geld einbringt, anzusehen; die Bauern waren ihnen wie ein Feld, von dem sie zu ernten hatten, sie ließen sich mit 20 und 25 Kopeken S. bestechen, verkauften Dokumente, betrogen für ein Glas Wein, kurz begingen alle möglichen Gemeinheiten. Mein Kammerdiener hörte auf, zum Billardspiel zu gehn, denn er sagte, die Beamten betrögen ärger als irgend Jemand, und man könne ihnen keine Lehre dafür geben, weil sie Officiersrang hätten." „Die Regierung," sagt Herzen an einer anderen Stelle, „wird betrogen, zum Narren gehalten, verrathen, verkauft, und das Alles geschieht mit der Miene einer allerunterthänigsten Unterwürfigkeit und mit Beobachtung aller bureaukratischen Formen."

So war's im Gouvernement Wiätka, so in den übrigen östlichen Gouvernements, nicht viel besser in Petersburg und in den übrigen Theilen des Reichs.

Aber nicht nur die Administrativ- und Polizeibeamten waren habgierig und bestechlich, sondern auch die Richter. Ueberall mußte man mit Geld kommen, um sein Recht zu suchen.

Wie es in dieser Beziehung war, möge ein Beispiel zeigen.

Im Gouvernement Moskau erbte ein junger Mann ein großes Landgut. Ein Nachbar benutzte die Geschäftsunkenntniß des jungen Mannes, um Anspruch auf eine

bedeutende Waldstrecke zu erheben. Der Erbe ging deßhalb zu seinem Onkel, welcher Chef der Gerichtsbehörde war, bei der die Sache zur Verhandlung kommen mußte, und stellte ihm die Sachlage vor, um zu erfahren, ob er einen Vergleich eingehen oder es zum Prozeß kommen lassen solle. Der Oheim erwiderte: „so wie Du mir die Sache darstellst, mußt Du den Prozeß gewinnen, denn Dein Gegner hat ja gar keinen Rechtstitel." „Ich danke Ihnen für die Auskunft, lieber Onkel, möchte Sie aber zugleich bitten, sich der Sache recht anzunehmen, da ich wieder nach Moskau zurückkehren muß, um meine Vermögensverhältnisse zu arrangiren." Der Onkel versprach es, und der Neffe reiste nach Moskau.

Nach einigen Monaten wird ihm erzählt, er habe seinen Prozeß verloren. Er glaubt anfangs dies nicht, aber die Erzählung wird auf's Bestimmteste wiederholt und hinzugefügt, er habe den Prozeß verloren, weil sein Onkel sich mit 10,000 Rubeln habe bestechen lassen. Da nimmt er Postpferde, um dem Onkel einen Besuch abzustatten. Dieser hört die Fluth von Vorwürfen ganz ruhig an und fragt endlich: „bist Du bald fertig mit Deiner Expectoration?" Und nachdem der Neffe endlich fertig geworden, sagt der Oheim: „Du hast gehört, Du habest Deinen Prozeß verloren, das ist wahr. Du hast ferner gehört, ich hätte mich von Deinem Gegner mit 10,000 Rubeln bestechen lassen, das ist auch wahr. Sieh, Deinem Gegner lag sehr viel daran, die Sache zu gewinnen. Ich erfuhr genau, daß er nicht mehr als jene Summe aufwenden könne, diese aber auch aufwenden werde. Hätte ich nun Dich den Prozeß gewinnen lassen, wie es

eigentlich recht gewesen, so wäre er mit dem Gelde nach Petersburg gegangen und hätte in der obern Instanz gewonnen. Jetzt nimm Du das Geld, appellire an den Senat, und Du wirst der Sieger sein.“ Gerührt umarmte der Neffe den edlen Oheim.

Das Recht aber ward nicht allein gebeugt durch die Habgier der Richter, sondern auch durch die Willkür des Kaisers. Er betrachtete Administrativbeamten wie Richter nur als Executoren des kaiserlichen Willens, und zwischen seinem Despotismus und dem eines Friedrich II. von Preußen, der wenigstens den humanen Willen hatte, das Gesetz zu ehren, ist darum ein ungeheurer Unterschied. Wie Nikolaus die Verträge nicht respectirte in der auswärtigen Politik, so hatte er keine Achtung vor irgend welchen Rechten seiner Unterthanen. Die Grundgesetze Finnlands hatte er bei seinem Regierungsantritt beschworen, eidlich versichert, daß er die Religion, die Gesetze nebst den Privilegien und Gerechtsamen fest und unveränderlich in voller Kraft bestehen lassen wolle, — das hielt ihn nicht ab, die finnischen Reichstage einschlafen zu lassen und in die Verhältnisse der Provinz willkürlich durch Ukase einzugreifen. Den donischen und tschernomorischen Kosacken entzog er ihre Rechte. Bisher war es ihnen gestattet gewesen, sich ihre Officiere aus ihrer Mitte selbst zu wählen: Nikolaus hob die Erlaubniß auf, ernannte fortan die Officiere niedern Ranges aus ihrer Mitte und behielt sich vor, ihnen einen Hetman von beliebiger Nationalität zu schicken. — Im Jahre 1833 wurde verkündet, daß die Sammlung der Gesetze des russischen Reichs vollendet sei, und nach einander erschienen die

vierzehn Bände dieser Sammlung, der letzte 1845 *). War dies Gesetzbuch aber an sich schon ein wüster Wirrwarr von Ukasen, die sich zum Theil widersprachen, so wurde der Werth desselben völlig illusorisch gemacht dadurch, daß der Wille des Zaren oder ein Ukas genügte, um jedes Gesetz umzustoßen. Genügten Nikolaus die gewöhnlichen Strafen nicht, so dictirte er neue, wünschte er Menschen verurtheilt, welchen kein Verbrechen nach dem Gesetz zur Last gelegt werden konnte, so ernannte er Kriegsgerichte und Commissionen.

Das Letztere war bei politischen Vergehen das Gewöhnliche. Keine frivolere Anklage, kein frivoleres Verfahren und kein frivoleres Urtheil ist denkbar, als in einem Prozeß gegen Moskauer Studenten im Jahre 1834 beliebt wurde. Es wurde eine Untersuchungscommission ernannt. Ein alter General, der zu derselben gehörte, weigerte sich, ferner daran Theil zu nehmen, weil er an den jungen Leuten nichts eigentlich Strafwürdiges finden könne. „Mein Gewissen empört sich gegen das," sagte er dem Kaiser selbst, „was in der Commission getrieben wird." Aber der Kaiser wollte eine Verurtheilung. Die eine Hälfte der Verhafteten hatte beim Gelage ein politisches Lied gesungen, die andere war bloß verdächtig, man konnte ihr nichts Strafbares nachweisen. Das Urtheil war fürchterlich. Die am meisten Compromittirten wurden auf u n b e s t i m m t e Z e i t nach Schlüsselburg geschickt. Die anderen, darunter die, welchen man Nichts zur Last legen konnte, wurden in entfernte Provinzen

*) Vergl. Band VI. S. 264.

verwiesen oder unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Aus Rücksicht auf die Jugend der Verbrecher, hieß es, wolle der Kaiser sie nicht dem Gerichte übergeben.

Wurde so die Rechtspflege an höchster Stelle gehandhabt, so kann man sich leicht denken, wie in den untern Regionen verfahren ward. Auf der einen Seite fast genöthigt zu unrechtlichem Erwerb durch die Geringfügigkeit des Gehalts, waren die Richter auf der andern Seite durch nichts geschützt vor dem Verlust ihres Amtes: eine Laune des Kaisers genügte, sie von ihrem Posten zu entheben*). Und Nichts war da, was diese Richter controlirte und ihre Leidenschaften überwachte, — keine Oeffentlichkeit und keine freie Presse. Alle Greuel des Inquisitionsverfahrens erwarteten den Gefangenen, der der Justiz in die Hände fiel, und er war noch viel weniger durch irgend welche Formen geschützt als der Unglückliche, welcher einst vor den geistlichen Gerichten des Mittelalters stand. War die Folter auch de jure abgeschafft, so existirte sie de facto. „In ganz Rußland, — von der Beringstraße bis Tauroggen — werden Leute gefoltert. Wo es sich durch Prügel nicht thun läßt, da geschieht es durch andere Mittel — durch eine unerträgliche Hitze, durch Durst und salzige Speisen.“ Und die Listen der Lazarethe in Petersburg führen jährlich gegen 1200 Nummern als „behandelt in Folge von Leibesstrafen“ auf.

*) Nikolaus betrachtete die häufige Versetzung der Beamten als ein Mittel gegen die Unredlichkeit derselben. Jemand, der Rußland 1840 und 1841 bereiste, fand 30 Gouverneure im Begriff, ihren alten Posten zu verlassen oder sich auf einem neuen einzubürgern.

7. Kapitel.

Die äußere Erscheinung Nikolaus I. Seine militärischen Gewohnheiten. Sein eheliches Leben. Die Kaiserin. Favoritinnen. Das Familienleben im Winterpalast. Die Heirath der Großfürstin Alexandra. Familienverbindungen ein Hebel russischer Politik. Reisen des Kaisers im Auslande und im Inlande. Die Generaladjutanten. Kleinmichel. Der Brand des Winterpalastes. Die Minister. Nikolaus als Mäcen.

Die europäische Welt ist im Allgemeinen nicht geneigt, sich Viel um die Persönlichkeit ihrer Monarchen zu kümmern, denn theils hat der Zufall der Geburt im neunzehnten Jahrhundert die Throne nur mit unbedeutenden Menschen besetzt, theils haben die constitutionellen Formen des Königthums die dasselbe repräsentirenden Individuen in den Hintergrund geschoben, und die Entfaltung der persönlichen Eigenschaften gehemmt.

Mit Nikolaus I. hat die öffentliche Meinung schon bei seinen Lebzeiten eine Ausnahme gemacht: sie hat sich mit seiner Persönlichkeit unendlich viel beschäftigt, und weit über die Grenzen seines Reichs hinaus hat er —

was überhaupt nur Inividuen zu Theil wird, welche durch irgend welche Eigenschaften hervorragen — begeisterte Verehrer und erbitterte Feinde zugleich gefunden.

Weder durch constitutionelle Formen beengt, sondern Selbstherrscher im vollen Sinne des Worts, noch den Günstlingen das Handeln und Regieren überlassend, sondern Alles selbst anordnend und leitend — ist Nikolaus I. in der That eine interessante Ausnahme unter den Monarchen unseres Jahrhunderts. Er erscheint auf den ersten Blick, den man aus weiter Ferne auf ihn wirft, als ein thatkräftiger, ein bestimmtes Princip vertretender und für dasselbe ritterlich kämpfender Fürst. Und je schwerer es sein mag, durch den monarchischen Dunstkreis und durch die russische Finsterniß zu dem eigentlichen Kern des Menschen vorzudringen und aus widersprechenden Berichten und Urtheilen sich eine eigene Meinung darüber festzustellen,, um so mehr reizt es, wenigstens den Versuch zu machen.

Nikolaus Pawlowitsch, 1796 geboren, war während der Epoche von 1831—1848 ein Mann, wie man zu sagen pflegt, in den besten Jahren, und er war einer von den Menschen, die grade im Sommer des Lebens ihre höchste körperliche Blüthe entfalten. Die Anmuth der sorglosen und heitern Jugend hatte er nicht besessen, aber der würdevolle Ernst und die regelmäßige Schönheit, welche alle Welt am Manne liebt, prägte sich in seiner Gestalt, seiner Haltung und seinen Zügen aus.

Nikolaus war von fast tadellosem Körperbau. So hoch von Wuchs, daß er allenthalben, wo er sich sehen ließ, seine Umgebung überragte, war er dabei breit in

den Schultern, hatte eine gewölbte Brust und eine kräftige Muskulatur. Seine Gliedmaßen waren völlig proportionirt, die Hände ausgezeichnet schön*). Der Kopf war vielleicht ein wenig zu klein, aber militärisch aufrecht auf dem starken Halse getragen, that er der Symmetrie keinen Abbruch. Das Gesicht war vollkommen regelmäßig, wie aus Stein gemeißelt. Die Stirn war nicht gerade hoch, aber steil und wohlgebildet, die feine Nase schloß sich ohne Absatz an dieselbe an, die untere Kinnlade trat ein wenig vor. Der Mund war häufig zu einem ceremoniellen Lächeln verzogen, aber die Lippen, schmal und dünn wie die eines Asceten, deuteten an, daß die sinnlichen Genüsse für diesen Menschen wenig Reiz hatten. Das graue Auge hatte für gewöhnlich etwas Starres und Ausdrucksloses, durch stark überhangende Lider etwas Lauerndes, es nahm nie Theil an dem Lächeln des Mundes; es erhielt einen fürchterlichen Ausdruck, wenn der Kaiser in Zorn gerieth. Man denke sich eine militärische Haltung des ganzen Körpers, einen straffen, gemessenen Gang, ein militärisch verschnittenes Haar und einen ziemlich dünnen, ordonnanzmäßigen Schnurrbart, und man hat ein Bild des Mannes, der Polen so behandelte, wie erzählt worden ist und der die Moskauer Studenten ihrer Jugend wegen nicht vor Gericht stellen wollte, sie aber nach Sibirien schickte.

Natürlich blieb sich die äußere Erscheinung des Kaisers in den achtzehn Jahren nicht völlig gleich. Der

*) Eine Zeichnung seiner Hand sieht man in Carus' „Symbolik der menschlichen Gestalt."

Zahn der Zeit übte auch an dem Autokraten seine Macht: das Haupthaar wurde immer dünner und die Stirne immer höher, und es zeigte sich ein Anfang zum Fettwerden, den selbst die festgeschnürte Uniform nicht ganz verdecken konnte. Gagern nennt den Kaiser im Jahre 1839 noch einen schönen Mann, aber findet die Bilder von ihm zu jung. „Der Kaiser wurde vielleicht mit Recht der schönste Mann in seinem Reiche genannt, aber wenn so Etwas zwanzig Jahre lang wahr gewesen ist, kommt doch auch eine Zeit, wo es aufhört wahr zu sein." Und Adolf Stahr, der ihn 1844 in Rom sah, fand die Züge seines Gesichts straff und festgehämmert, aber es kam ihm doch vor, als sei er innerlich angegriffen und leidend *).

*) Die betreffende Stelle in Stahr's „Ein Jahr in Italien" lautet vollständig so: „Da kam der Kaiser zum Letztenmale von dem Obelisken in der Mitte der Gartenanlagen her gefahren. Ich hatte Muße, ihn zu betrachten. Eine stattliche Gestalt mit dem allervornehmsten Gesichte, das ich jemals in meinem Leben gesehen, imponirte er Allen, die ihn sahen. Alles erstaunte und grüßte ihn, und er dankte ohne Stolz und ohne Herablassung nach allen Seiten. Außer Napoleon kenne ich kein Herrschergesicht unseres Jahrhunderts, welches so wie das seinige an die erzenen Charaktere altrömischer Imperatoren erinnerte. So straff und festgehämmert auch die Züge seines Gesichts erschienen, so kam es mir doch vor, als sei er innerlich angegriffen und leidend. Ein Wunder wäre es freilich nicht, wenn man auch nur bedächte, daß er das ihm nächste Wesen auf Erden in Palermo, gefährdet durch Krankheit, zurückgelassen und in Rom soeben einen fünftägigen Feldzug gegen alle Sehenswürdigkeiten dieser Stadt aller Städte bestanden hatte. Schon um solcher Aufgabe,

Eine von Natur kräftige Constitution hatte der Kaiser durch Abhärtung zu stählen gewußt. Er setzte sich jeder Witterung aus, verschmähte alle wärmere Kleidung, als den gewöhnlichen Officiersmantel und die Militärmütze und schlief in St. Petersburg, wie auf der Reise, auf einem einfachen eisernen Feldbett, mit seinem Mantel bedeckt. Er war mäßig im Essen und Trinken, selbst an reichbesetzter Tafel hielt er sich an wenige Speisen und trank Abends nur Thee; eine mehrstündige tägliche Be-

---

Rom in fünf Tagen zu sehen, nicht zu erliegen, gehört eine Constitution von Eisen und Stahl, und wenn er vorgestern beim Heraustreten aus einem Atelier zu seinem Begleiter, der ihn noch in ein anderes führen wollte, ablehnend sagte: „ich bin zu müde!“ so war das sicher zu glauben. Und doch hat er fast Alles gesehn, vom Papste an, mit dem er eine Unterredung von einer Stunde und achtzehn Minuten, wie mein Freund, der kleine Abbate M., versichert, gehabt hat, bis zu den Ausstellungen, welche ihm die hiesigen Künstler veranstaltet, so ist er denn auch in der That vom Morgen bis in die Nacht nicht aus dem Wagen gekommen. Die Römer, denen schon die Stattlichkeit seiner äußeren Erscheinung gefallen hatte, wissen nicht Gutes genug von ihm zu rühmen. Auch als Benefattore hat er sich großartig bewährt und zugleich ebenso umsichtig, indem er in den Leihhäusern alle Versatzstücke bis zu 4 Scudi (6 Thlr. pr.) hat einlösen lassen, eine wahrhaft kaiserliche Wohlthätigkeit, die eben den Armen recht zu Gute kommt. Bei seinem Besuche im Vatikan soll er Copien von zwanzig Statuen aufgetragen haben. Weniger zufrieden sind die Veranstalter der Kunstausstellung, von der er, so viel bis jetzt verlautet, wenig, und obenein eben das Beste nicht, anzukaufen befohlen hat.

wegung zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen konnte seiner Gesundheit nur zuträglich sein.

Ob alles Dies jedoch in der Absicht geschah, sich abzuhärten oder in der, mit militärischen Gewohnheiten zu kokettiren, ist zweifelhaft. Die oft gerühmte Einfachheit des Kaisers war jedenfalls nur sehr relativ und nicht frei von Affectation. Es hat viele Monarchen gegeben, welche sich darin gefielen, inmitten eines glänzenden Hofstaats in unscheinbarer schmuckloser Kleidung einherzugehn. An keinem europäischen Hofe sah man so glänzend dekorirte Uniformen und so brillante Costüme, als an dem russischen; es fiel also um so mehr auf, wenn der Kaiser sich in einfacher Tracht zeigte. Aber er wußte es sehr gut, daß ihm die Uniform eines Kosackengenerals, die er meistens trug, am besten stand; und wie sehr er mit seiner Kleidung in Gedanken beschäftigt war, zeigt der schon erwähnte Umstand, daß er sich entschließen konnte, fünf und sechs mal an einem Tage die Uniform zu wechseln.

Sein nüchterner Geist schätzte militärische Pünktlichkeit, militärischen Gehorsam, militärische Einfachheit als das Höchste und liebte diese Eigenschaften mehr noch, als an Andern zu finden, an sich zu zeigen. Es scheint, er hielt diese rein äußerlichen und vulgairen Mittel nöthig, um seine Würde zu behaupten. So legte er niemals die Uniform ab, selbst nicht im häuslichen Kreise, das höchste Maaß der Zwanglosigkeit war, daß er sich im eigenen Kabinet erlaubte, die Epauletten abzulegen und den Halskragen.

Ueberdies ist das militärische Wesen am geeignet-

sten, solche rein äußerlichen und kleinlichen Eigenschaften, wie Pünktlichkeit rc. hervorzuheben. Die Tagesordnung des Hoflebens bestimmte der Kaiser selbst; so exact wie der ausgezeichnetste Feldwebel war er in der Anordnung des Detail. Er schrieb das Costüm vor*); er ließ dasselbe wol fünf bis sechs Male in einem Tage wechseln; hielt sich der Hof auf dem Lande auf, im Sommer, so wurden die Vergnügungsorte stets geändert. Für die Hofleute war das eine wahre Hetzjagd, und die Bestimmungen kamen meist im letzten Augenblick. Paraden, Messen, Bälle und Feuerwerke — das waren die Feste des Hofes. Bei allen producirte sich Nikolaus. Die Paraden herrschten vor. Er commandirte immer selbst; führte auch ursprünglich ein Andrer das Commando, es ließ dem Kaiser keine Ruhe, er griff ein. Auf sein Manövriren that er sich viel zu Gute: „ich habe die Lager und die großen Feldmanöver erst eingeführt; unter dem Kaiser Alexander sah man nur Paraden." Er machte die Zuschauer selbst mit einer kleinlichen Renommisterei aufmerksam auf seine und der Truppen Leistungen; als er einst die ganze Garde in geschlossenen Kolonnen marschiren ließ, in der Front etwa 700 Schritt, in der Tiefe 600 Schritt einnehmend, rief er den anwesenden Fremden zu: „Sehen Sie, meine Herren, das ist sehr bewundernswürdig, sehen Sie, wie sich Alles in einem Augenblick formirt hat." Selbst die Manöver eines Linienschiffes hat er

*) Bald nach der Julirevolution konnte er eine Frisur, die in Paris Mode war, gar nicht ausstehen und verpönte sie streng.

mehr als einmal zu dirigiren versucht, wo dann der Kapitän heimlich der Mannschaft Zeichen geben mußte, damit das Schiff nicht zu Schaden käme. Das interessanteste Exempel dieser kleinlichen Eitelkeit gab Nikolaus bei der Revüe von Borodino. Anfangs commandirte Paskewitsch und manövrirte die bekannte Schlacht so treu nach als möglich, dann aber nach einigen Stunden nahm ihm der Kaiser das Commando ab, verbesserte die Fehler, welche Kutusow im Kampfe gegen Napoleon begangen haben sollte, umging die französische Armee und gewann also den Sieg.

Für gewöhnlich trat Nikolaus mit einer Majestät, einer Würde, einer unnahbaren Strenge auf, welche nur Furcht einflößte; aber er besaß eine Gabe, welche vorzugsweise an Höfen erworben und gepflegt wird. Er verstand die Kunst, mit Menschen umzugehn, sich in ihre Stimmung zu versetzen und sie für sich einzunehmen. Mit soldatischer Cordialität konnte er Fremden entgegenkommen: er sprach gut, sprach in treuherziger Weise, benahm sich wie ein anspruchsloser Biedermann und ohne verletzende Herablassung. Nicht zu reden von dem Marquis von Londonderry, einem fanatischen Royalisten, sind auch Andere, wie der englische Gesandte Lord Durham und Cüstine von seiner Persönlichkeit entzückt gewesen. Unter den Hofleuten in St. Petersburg aber war man wenig erbaut davon, daß der Kaiser die Gewohnheit hatte, zwischen allzu großer Familiarität und abstoßendem Stolze abzuwechseln und an demselben Tage für dieselbe Person mit ganz verschiedener Haltung, jetzt Freund, jetzt Kaiser zu sein.

Auch kontrastirte diese Leutseligkeit arg mit der rücksichtslosen Strenge und Grobheit, mit welcher diejenigen behandelt wurden, welche sich nur ein kleines Versehen, einen Verstoß gegen die Etikette oder eine Nachlässigkeit in militärischen Dingen hatten zu Schulden kommen lassen. Ohne Nachsicht wurden die bestraft, welche einen Schmutzfleck an den Schuhen oder einen nicht geschlossenen Knopf auf der Parade blicken ließen. Auf einem Balle — im Jahre 1839 — sprach der Kaiser grade mit dem österreichischen Gesandten Ficquelmont, als ihn ein neu ernannter Kammerherr der Großfürstin Marie unterbrach und zum Grafen Ficquelmont sagte: „Die Frau Herzogin von Leuchtenberg bittet Sie, Herr Gesandter, ihr die Ehre zu erweisen, die Polonaise mit ihr zu tanzen.“ Der Kaiser rief wüthend: „Durak! (Rindvieh) wisse, daß ich es nicht verstehe, wenn man von der Frau Herzogin von Leuchtenberg redet, aber wohl, wenn von Ihrer kaiserlichen Hoheit, der Frau Großfürstin, Maria Nikolajewna; und wenn die Frau Großfürstin Maria Jemanden auffordert mit ihr zu tanzen, — so ist das eine Artigkeit, welche sie erweist und nicht eine Ehre, um die sie bittet!“ Der Kammerherr wurde abgesetzt und weggeschickt, der Oberkammerherr Golowkin erhielt einen Verweis, daß er einen solchen Dummkopf zum Kammerherrn vorgeschlagen habe. — In den vierziger Jahren fuhr der Kaiser in offener Kalesche aus den Thoren von Königsberg; vor dem Thore der Stadt wollte das Unglück des Kutschers, daß Etwas am Geschirr der Pferde riß; da verzerrten sich die marmornen Züge des Autokraten, der gezwungen

war, eine Weile zu warten, in jähzorniger Wuth, und die „Duraks" hagelten auf den armen Teufel.

In dem Verhältniß zu seiner Gemahlin beobachtete Nikolaus I. mehr den Anstand, als seine Collegen auf den Thronen zu thun pflegen; er that das seinige, um die Nichteingeweihten an eine Zärtlichkeit glauben zu machen, welche nicht existirte oder an ein echt bürgerliches Glück, für das beide Gatten nicht geschaffen waren.

Die Kaiserin Alexandra Feodorowna ist von den Federn russischer und deutscher Schriftsteller stark idealisirt worden. Mancher guter Preuße hat das zu thun wol für eine Pflicht gehalten, weil jene die Tochter und Schwester ihrer Landesväter und sogar das Kind der gefeierten Königin Luise war. Andere sind auch wol zu einem theilnahmvollen Interesse bestimmt worden durch die Sage, daß die Gemahlin Nikolaus I. durch die Schrecken der Militärrevolution vom Dezember 1825 in ein unheilbares Siechthum gefallen sei. Die Kränklichkeit der Kaiserin, die in den vierziger Jahren einen hektischen Charakter anzunehmen schien, ist eine Thatsache, aber mag der nächste Anlaß dazu gewesen sein, welcher er will, — die Schrecken des Dezember oder die rasch auf einander folgenden Geburten — die Fortdauer des Siechthums wurde durch Gewohnheiten bedingt, welche einer Mutter von einem halben Dutzend Kindern schwerlich Sympathien zu erwerben im Stande sind. An der Krankheit der Kaiserin hatte ihre Betheiligung an den Hoffestlichkeiten die wesentlichste Schuld. Sie war überall zugegen, auf den Bällen, bei den Feuerwerken, bei den Revüen. Ob sie das Zuschauen bei den letzteren als ihre kaiserliche Pflicht

mit Freude erfüllt, ob sie es dem Gemahl hat zu Gefallen thun müssen, ist natürlich nicht zu ermitteln. Sie hielt Tage lang bei den Musterungen in freiem Felde aus, sie wurde, wie Gagern bemerkte, öfters durchnäßt, und sie erregte z. B. das innige Mitleiden Cüstine's. Aber an den Bällen, welche sich in eben solcher Hast aufeinander drängten, wie die Paraden, nahm sie mit leidenschaftlichem Vergnügen Antheil, und der Passion für's Tanzen, der unvorsichtigen Abkühlung und dem festen Schnüren war es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn sie immer blasser und magerer und kränklicher wurde. Daß sie ganze Nächte durch tanzte, wird von den besten Zeugen bestätigt, apokryphe Anekdoten sagen ihr auch nach, daß sie sich im Sommer, während des Aufenthalts auf dem Lande, Tanzbelustigungen arrangirt habe, wenn sie des Vergnügens eine Zeitlang hatte entbehren müssen. War sie früher schön gewesen, so waren ihre Züge nun furchtbar entstellt durch krampfhaftes Nervenzucken, und dies in Verbindung mit dem Ausdruck ihres Gesichts, der eben so hochmüthig und strenge war, wie der ihres Mannes, machte sie geradezu häßlich.

Wenn nun auch die Beweise von Zärtlichkeit, welche Nikolaus dieser alternden und kränklichen Frau gab, die sich in den Genüssen und in der jugendlichen Tracht eines achtzehnjährigen Mädchens gefiel, ehrlich gemeint gewesen wären, — wenn das, daß er sie öffentlich umarmte oder in Neapel eigenhändig die Treppe hinauf trug, oder daß er die in Petersburg ans Bett Gefesselte häufig besuchte, oder daß er sie in Gegenwart seiner Soldaten seine „Baba“ (Bauernfrau) nannte, nicht bloß für

das Publikum berechnete Demonstrationen waren, — so gehörte ihr sein Herz doch nicht mehr. „Die Reputation einer großen Enthaltsamkeit", sagt Friedrich von Gagern über Nikolaus I., „ist gänzlich usurpirt." Und er fügt hinzu, daß man von einem halben Dutzend schöner Frauen des russischen Hofes voraussetze, sie hätten dem Kaiser Nichts versagt. Die Kaiserin selbst suchte — vielleicht aus Klugheit — die schönsten Frauen an ihren Hof zu bringen; aber die meisten von Nikolaus ausgezeichneten Damen waren die Frauen von Flügeladjutanten, und eine schöne Frau gab die beste Anwartschaft auf diesen Posten. Fürst Dolgorucki galt als der kaiserliche Gelegenheitsmacher, als der „pêcheur" wie er einmal genannt wurde, wenn sich's um Damen des Hofes handelte; auch Kleinmichel wurde es nachgesagt, daß er sich ähnliche Verdienste erworben; aber mitunter wußte Nikolaus seine Gelegenheit selbst auszuspähen. „Eines Abends wurden die Cadetten alarmirt, marschirten mit Kanonen, vom Kaiser angeführt, aus ihrem Lager aus und stellten halbwegs Oranienbaum Vorposten auf. Die Aufstellung, welche der Kaiser selbst anordnete, war ganz in der Nähe des Landhauses, welches Frau von H.*) bewohnte, und der Kaiser brachte die Nacht auf — Vorposten zu." Ein Fremder hörte es an, wie der Ehemann einer solchen Favoritin, der seine Frau zu einer vom Hofe arrangirten Festpartie begleiten wollte, ziemlich unsanft zurückgewiesen wurde. Mit einer seiner abgedankten Schönen spielte Nikolaus einem braven Offizier einen bösen Streich. Er

*) Die damalige Favoritin. S. Gagern.

überredete denselben, Jene zu heirathen und gab 100,000 Rubel als Aussteuer. Nach der Hochzeitsnacht jedoch verließ der Neuvermählte seine Gattin und weigerte sich, sie wieder zu sich zu nehmen. Er ward in den Kaukasus geschickt.

Solche Dinge waren am Hofe bekannt, gleichwohl nahm Nikolaus die heuchlerische Miene eines höchst decenten Mannes an. Die zur Revüe bei Borodino nach Petersburg gekommenen Gäste waren eines Abends im französischen Theater, wo mehrere Stücke aufgeführt wurden; nach Beendigung des ersten wurde den jungen Damen des Hofes aus Gründen der Schicklichkeit bedeutet, sich zu entfernen. Und in seiner Umgebung duldete der Kaiser keinen Skandal, strafte unnachsichtlich die Ehebrecher, entfernte die Leichtsinnigen, deren Galanterie zum Gerede wurde, vom Hofe oder zwang sie, zu heirathen.

Es sind noch eine Menge Anekdoten im Umlauf, welche die gemüthliche Manier, mit welcher sich Nikolaus im Familienkreise benommen habe, illustriren sollen. Es ist wenig Werth darauf zu legen. In allen blickt eine so starke Ostentation durch, die Tendenz ist so sichtbar, daß man die Absicht merkt, verstimmt wird und an die Gemüthlichkeit und die häuslichen Tugenden des Autokraten um so weniger glaubt. Sollte wol innige Liebe einer lebenden Gemahlin an einem Orte, der dem Publikum zugänglich, einen Denkstein errichtet haben mit der Inschrift: „der Glückseligkeit meines Lebens“? Und könnte eine andre als eine servile Phantasie aus Scenen wie der, wo Nikolaus seinen Sohn mit auf die Wachtparade

brachte, ihn exerciren ließ und auf den Arm nahm, eine besondere Zärtlichkeit folgern?

Nikolaus hat ohne Zweifel im Winterpalaste dasselbe zugeknöpfte reglementmäßige Wesen beibehalten, das er in der Regel zur Schau trug. Es war ihm nicht gegeben, seine kaiserliche Würde einen Augenblick vergessen zu können, sich gehen zu lassen und sich Andern hinzugeben. Selbst seine Favoritinnen konnten sich keines Einflusses auf ihn rühmen; sie fesselten nicht sein Herz, sie entzündeten in seiner kalten Brust keine leidenschaftliche Liebe, und A. Herzen wird wol den treffendsten Ausdruck gefunden haben, wenn er sagt: „Nikolaus war für seine Maitressen Nichts als der „„sehr wohlwollende““ Souverän". Auch schrieb man es in Petersburg dieser Einsicht zu, daß die Frauen gegen den „sehr wohlwollenden Souverän" später zurückhaltender wurden.

Also läßt sich annehmen, daß der Zar wie von seinem Volke so auch von seiner Familie mehr mit Furcht als mit Ehrfurcht, mehr mit einer beklommenen Scheu als mit einer sorglosen Pietät angesehen wurde. Wo Nikolaus sich zeigte, da entblößten sich die Köpfe, da machten die Vorübergehenden Halt, da lief das Gemurmel von Mund zu Mund: „Gossudar! Gossudar!" (der Herr, der Herr!) Hinter dieser Devotion versteckte sich gerade nicht der Haß, welcher den über seine Ketten empörten Gefangenen durchglüht, aber diese Devotion war auch nicht die Folge einer vertrauensvollen und kindlichen Zuneigung, wie oft behauptet worden ist.

Unter seinen Kindern soll Nikolaus zu dem Großfürsten Konstantin besondre Zuneigung gehabt haben,

mehr als zu dem Thronerben Alexander. Auch die eine Tochter, die Großfürstin Marie, sei ihm besonders theuer gewesen, und das habe sich in der Einwilligung zur Heirath mit dem Herzoge von Leuchtenberg ausgedrückt, eine Einwilligung, welche dem Vater wider Willen entpreßt sei. Gewiß ist, daß gegen diese Heirath der Großfürstin mit dem Napoleoniden anfangs manche Bedenken erhoben wurden. In den Hofkreisen zu Petersburg erzählte man sich, auch der Vertraute Nikolaus I., Graf Orlof, habe Vorstellungen dagegen gemacht, der Kaiser ihm aber geantwortet, daß er die Tochter bei sich zu behalten gewünscht, daß in jedem Fall der Mann seiner Tochter aber der Schwiegersohn des Kaisers von Rußland sei.

War diese Heirath nicht geradezu von der Politik diktirt, so kam sie der Politik des Kaisers doch auch nicht in die Quere, zog vielmehr einen Knoten fester, der längst geschürzt war. Die Heirath verband den Stockholmer Hof — da die Schwester des Herzogs von Leuchtenberg mit dem Kronprinzen, späterem Könige von Schweden verheirathet war — noch näher mit dem Petersburger als bisher. Das schwedische Kabinet war auch das einzige, das zum üblichen Glückwünschen am Vermählungsfeste einen außerordentlichen Botschafter schickte. Die Kabinette von Berlin und Wien ärgerten sich über die Heirath. Die Fürstin Metternich sprach einem Russen gegenüber von der „abscheulichen" Heirath und meinte auf die Bemerkung hin, daß der Kaiser dem Wunsche der Tochter nachgegeben, — in Oesterreich peitsche man die Mädchen, welche nicht den Eltern gehorchten. Am nächsten Morgen kam aber Metternich selbst zu dem Russen,

entschuldigte das Benehmen der Fürstin und lud den Fremden zum Essen. Das preußische Kabinet fand die Heirath gleichfalls unangemessen und schickte deshalb nur einen simplen Major zum Complimentiren.

Diese an sich ganz unbedeutende und folgenlose Differenz zwischen den alliirten Höfen ist als Beitrag zur Charakteristik des Zaren und seines Verhältnisses zu den Monarchen von Oesterreich und Preußen doch nicht unwichtig. Die letzteren standen unter den Principien der heiligen Allianz und unter dem Legitimitätsprincip, sie beobachteten dasselbe skrupulös, Nikolaus stand dagegen über jenen Grundsätzen, benutzte sie nach seiner Laune und verletzte sie, wo es ihm convenirte.

Auch die übrigen Kinder des Kaisers vermählten sich in diesen Jahren: die Großfürstin Alexandra, wie gelegentlich schon bemerkt ist, mit dem präsumtiven Thronerben von Dänemark, die Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg, der Thronfolger Alexander mit einer darmstädtischen Prinzessin, der Großfürst Konstantin mit einer altenburgischen. Am Hof gab das Anlaß zu rauschenden Festen, Paraden, Feuerwerken u. s. w., es vermehrte aber auch für die Dauer den Lärm und Glanz des Hoflebens, da nun der Großfürst Michael, der Prinz Peter von Oldenburg, der Herzog von Leuchtenberg, der Großfürst Thronfolger, der Prinz von Hessen sich regelmäßig in Petersburg aufhielten und einen besonderen Hofstaat hatten.

Diese Heirathen sind insofern beachtenswerth, als sie das Netz vervollständigten, welches Nikolaus mit den protestantischen Fürstenhäusern Europa's verband. Seine

eigene Frau war die Tochter Friedrich Wilhelm III.; seine vier Schwestern waren mit vier regierenden Fürsten vermählt gewesen, mit dem Könige von Holland eine, mit dem von Würtemberg eine andre, mit den Großherzogen von Sachsen-Weimar und von Oldenburg eine dritte und vierte. Nikolaus war also der Schwager oder der Oheim der Regenten dieser Länder. Der Herzog von Nassau und der Großherzog von Meklenburg-Strelitz heiratheten Nichten des Kaisers, Töchter des Großfürsten Michael. Und nun endlich — von früheren Verbindungen abgesehn — die Vermählungen der eignen Kinder.

Die Rechte eines Agnaten, welche diese Familienverbindungen geben, versäumte Nikolaus nicht auszuüben: im Jahre 1842 z. B. legte er Protest ein, als sich der Sohn Ludwig Philipp's, der Herzog von Joinville, um die Hand einer niederländischen Prinzessin bewarb, und bei Gelegenheit des dänischen „Offenen Briefes" erklärte er, daß er darauf „verzichte", eine Meinung zu äußern. Die Beziehungen zu den verwandten Höfen hielt er aufrecht durch gelegentliche Besuche. Oft ganz unerwartet ankommend, meistens seine Wirthe auf die eine oder die andere Weise überraschend, verbat er sich alles Ceremoniel und machte selbst keine Umstände, wie das ein Vornehmerer dem Klienten gegenüber wol so zu machen pflegt. Im betreffenden Hotel der russischen Gesandtschaft meistens absteigend, blieb er so zu sagen auf kaiserlichem Territorium und war keinen Dank für gute Bewirthung schuldig. Aber Alles, was in seine Nähe kam, erfuhr die kaiserliche Freigebigkeit: Trinkgelder, Ringe, Dosen und Orden wurden fast ohne Wahl ausgestreut, jede Gelegenheit,

solche Gaben an den Mann zu bringen, eifrig ergriffen.*) „Und wie einfach in seiner Kleidung zeigte sich dieser Monarch, der so viel Geld besaß und so liberal damit war, wie kordial konnte er reden, und doch, welch eine Majestät in seiner Erscheinung" — so flüsterte es unter den Hofbeamten, welche sich auf eine Dekoration oder gar auf eine Pension Hoffnung machten, und unter nachgebornen Prinzen, welche auf einen Posten in der russischen Armee oder wenigstens auf einen Generalstitel spekulirten. Diese Reisen des Kaisers in's Ausland waren wichtige Factoren der Petersburger Politik, sie standen in genauer Beziehung zu der Thätigkeit des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, wo die Noten der Diplomatie nicht ausreichten, da legte sich die imponirende Persönlichkeit des Kaisers in's Mittel.

Uebrigens spielte das Reisen überhaupt eine bedeutende Rolle im Leben des Kaisers, und er durchkreuzte auch sein eignes Reich nach allen Richtungen.

Das kam einestheils von seinem Wunsche her, Alles selbst zu sehen, selbst zu ordnen, selbst zu verbessern, selbst zu bestrafen, — anderntheils daher, daß er keine Rast, keine Freude an stiller Beschäftigung und eine Privatliebhaberei für's Reisen hatte.

Als Nikolaus die Regierung antrat, war er keineswegs für die Beschäftigung erzogen, welche die Selbstherrschaft über das große Reich eigentlich verlangte. Er war für das Commando eines Regiments, vielleicht nur

*) Ein Augenarzt in Palermo erschnappte einen kostbaren Brillantring für ein altes Werk über Augenkrankheiten.

eines Bataillons, leidlich vorgebildet, und hatte Geschmack und Tüchtigkeit eigentlich nur für die äußerlichsten und kleinlichsten Kenntnisse, welche ein solcher Posten verlangt. Plötzlich avancirte er auf den Thron. Es war gerade so, wie wenn man einen Forstmann, der kaum seinen eigenen Namen kritzeln mochte, in eine Schreibstube steckt. Nikolaus hatte sich in seinen neuen Beruf freilich überraschend schnell gefunden, aber er modificirte seine neuen Arbeiten auch in seiner Weise und amalgamirte die Geschäfte eines Regenten völlig mit denen eines Bataillons-Commandanten. Statt sich ernsthaft mit der Administration zu beschäftigen oder die Wissenschaften zu studiren, welche den Staat und den Menschen als Bürger desselben zum Objekt haben — inspicirte und revidirte er Kasernen, Lazarethe und Arsenale in Petersburg, was Andre besser thun konnten als er, und machte des Revidirens halber Reisen in die Provinzen, was ebensowenig für ihn paßte.

Befand er sich in St. Petersburg, so brachte er einen großen Theil des Tages auf der Straße zu. Nachdem er den Morgen mit einem Spaziergang begonnen, empfing er um 9 Uhr den Kriegsminister, zeigte sich um 10 Uhr einmal im Familienkreise und hielt sich dann einige Stunden in seinem Kabinet auf. Um 1 oder 2 Uhr ging oder fuhr oder ritt er abermals aus, besichtigte irgend eine Anstalt, commandirte auf der Parade, mischte sich unter's Volk und übte da gelegentlich höchsteigene Polizei. Hatte er gegen 4 Uhr zu Mittag gegessen, so setzte er, wenn nicht die dringendsten Staatsgeschäfte gebieterisch eine Ausnahme forderten, die Inspektion der An-

stalten fort. Abends ergötzte er sich im Sommer meist damit, Soldaten oder richtiger gesagt: militärische Kostüme zu malen, im Winter spielte er das Kriegsspiel, — meist mit dem Generaladjutanten, Fürsten Liewen.

Aber von Zeit zu Zeit ließ es ihm in Petersburg keine Ruhe. Manchmal wurden große Rundreisen vorher angekündigt; zuweilen war er auch plötzlich verschwunden. Niemand wußte wohin, und wer es wußte, sagte es nicht, nur Vermuthungen über Zweck und Ziel der Reise flüsterten sich die Hofleute zu. Indessen jagte der Kaiser, nur von einem Generaladjutanten begleitet, in einfacher Kibitke mit vier Pferden bespannt, eilig wie eine Ordonnanz oder wie eine Estaffette durch die Provinzen des Reichs,*) — hier in ein Bureau blickend, dort einen Gouverneur zur Rechenschaft ziehend und noch

*) Im December 1846 wäre der Kaiser auf einer solchen Reise fast ertrunken. Er wollte seinem Bruder, dem Großfürsten Michael entgegenreisen und ihn dann nach Warschau begleiten. In der Nacht verließ er Kowno und fuhr an den Niemen, der nur mit einer schwachen Eiskruste bis zur Mitte bedeckt war. Um den Uebergang zu erleichtern, hatte man bis zur Fähre hin zwei Reihen Bretter auf's Eis gelegt. Am Ufer leuchteten eine Menge Fackeln. Der Kaiser saß mit Orlof im Wagen. Als man aber von dem steilen Ufer hinabfuhr, zerbrach das Eis unter den Vorderrädern, und der Wagen sank. Orlof sprang hinaus, aber, während, der Kaiser sich anschickte ihm zu folgen, sank der Wagen tiefer, und jener war genöthigt, sich auf den Kutschersitz zu flüchten, von wo er über die Schultern des Commandanten von Kowno, dem das Wasser bis an die Brust ging, an's Land kam.

wo anders einen Bau besichtigend. Meist waren die, denen der Besuch galt, längst vorher unterrichtet, sei es nun officiell, sei es durch gute Freunde, welche höhere Beamten der Provinz in der Hauptstadt und in der nächsten Umgebung des Kaisers zu haben pflegten; und wenn sie unterrichtet waren, so hatten sie auch ihre Vorbereitungen getroffen, um den Zaren zufriedenzustellen: sie hatten sein Portrait in neuen Rahmen fassen und in gutes Licht hängen, schadhafte Brücken und Wege ein wenig ausbessern, die Kanzleien ordnen lassen, sie sorgten dafür, daß die Zimmer der öffentlichen Institute die vorschriftsmäßigen 14° R. hatten und ließen alle Subalternbeamte, vielleicht auch eine Anzahl Bauern, sich in Festkleider stecken.

Indeß wenn auch hie und da ein Betrug entdeckt, ein Nachlässiger entsetzt, ein ungerechter Richter nach Sibirien verschickt wurde, so waren diese Reisen im Ganzen von keinem Nutzen, sie waren das jämmerlichste aller Surrogate für die Controle der Oeffentlichkeit, ja sogar für die büreaukratisch geordnete Ueberwachung; gerade die schlimmsten Missethäter kamen ungestraft davon, weil sie gewöhnlich auch am schlauesten waren, und den größten Schurken wurde am ersten durch die Finger gesehn, weil sie sich auch am servilsten bewiesen.

Nikolaus hatte nach dem Schema eines Bataillonschefs die ganze Regierung des Reichs eingerichtet.

Ob ihn mehr die Illusion beherrschte, daß er Alles thun und entscheiden könne, ob das Mißtrauen überwog, daß er seinen Untergebenen Nichts überlassen dürfe? —

Die unbedeutendsten Kleinigkeiten ließ er sich zur Unterschrift vorlegen: Dekrete, worin es sich um Schlagbäume an den Chausseen, um den Bau eines Hauses in einer viele hundert Meilen entlegnen Stadt, um das Reglement eines Clubbs in einem Orte von 10,000 E., um Angelegenheiten des Theaters in St. Petersburg handelte, oder worin Anordnungen über die Frisur des Bartes*) gegeben waren, wurden von ihm eigenhändig unterzeichnet. Und entschied er nicht selbst, so mindestens einer seiner Minister. Den Unterbeamten, den Kreisbehörden, den Gouverneuren war kaum irgend Etwas zu selbstständiger Entscheidung überlassen; und in den Dingen, welche ihnen überlassen waren, wagten sie meist auch nicht für sich zu handeln; sie schrieben nach Petersburg in allen Fällen, sie mußten meist in derselben Sache mehrmals schreiben, — die Unterthanen konnten warten.

Wo Nikolaus nicht selbst untersuchen und revidiren

*) Den Civilbeamten war verboten, einen Schnurrbart oder überhaupt einen Bart nach jüdischer oder französischer Mode zu tragen. Im Militär ward der Schnurrbart allgemein eingeführt. Der Kaiser selbst trug den Schnurrbart, seit er sich ihn auf einer Reise hatte wachsen lassen. Man wußte in Rußland, daß er hierauf eitel war und sein Portrait am liebsten mit Schnurrbart sah. Auf einem Bureau, wo man ihn erwartete, ließen die Beamten das Bild des Kaisers, das ihn als bartlosen Jüngling darstellte, einst mit einem Schnurrbart versehen. Sie wollten die Kosten eines neuen Portraits sparen. — Auch über den Kirchenbau gab er die genauesten Bestimmungen. Es existirte ein Band von allerhöchst bestätigten Kirchenfaçaden; und wer eine Kirche bauen wollte, mußte eine dieser Façaden wählen.

konnte, schickte er seine Generaladjutanten hin. In den Jahren 1831—48 wurde die Zahl dieser bis auf 120 vermehrt; eine Anzahl Flügeladjutanten fungirte neben ihnen. Diese Adjutanten mußten jeden Augenblick gewärtig sein, in die entlegensten Winkel des Reichs zu eilen. Unabhängig vom Ministerium, unbeengt durch irgendwelche gesetzliche Bestimmungen, hatten sie nur den Willen des Zaren zu vollstrecken. Unter diesen Generaladjutanten waren die Vertrauten des Kaisers; unter ihnen war Orloff, der uns schon öfter begegnet ist, der nach Benkendorf's Tode, 1840, Polizeiminister wurde, und von welchem Fr. v. Gagern sagt, „er hat einen unerträglichen Hochmuth, man kann sich kaum insolentere Airs denken;" unter ihnen war Wilhelm von Liewen, der mit Nikolaus Abends das Kriegsspiel spielte, und der den Großfürsten Thronfolger in den vierziger Jahren auf seinen Reisen in Deutschland begleitete; unter ihnen war auch der berüchtigtste aller Günstlinge des Kaisers, Kleinmichel, bei dem wir einen Augenblick verweilen müssen.

Kleinmichel war eine Kreatur des fürchterlichen Günstlings Alexander I., Araktscheïef, und eine seines Gönners würdige Kreatur. So lange dieser in Gunst und Ehren stand, diente ihm Kleinmichel in höchster Unterwürfigkeit, als er in Ungnade fiel, war Kleinmichel der erste, der ihm den Rücken wandte Er wurde Flügeladjutant Nikolaus I., dessen specielle Huld aber erwarb er durch den Wiederaufbau des Winterpalastes.

Im December 1837 brannte dieser ab. Die kaiserliche Familie war gerade im Theater, als die Nachricht ankam, das Palais stehe in Flammen. Wie gewöhnlich

begab sich Nikolaus selbst an Ort und Stelle, um die Löschversuche zu leiten oder zu überwachen. Aber das Feuer war nicht mehr zu hemmen und wenig zu retten; bald stürzten das Dach und die Decken ein, und das ganze kolossale Gebäude brannte aus bis auf die Mauern, nur die Eremitage wurde vor dem Feuer bewahrt.

Am nächsten Morgen, — so erzählen ziemlich übereinstimmend die Berichte, welche von devoter Gesinnung sämmtlich stark gefärbt sind — besah der Kaiser die Brandstätte. Im Innern des Trümmerhaufens wüthete noch das Feuer. Lange blickte Nikolaus, in Schmerz versunken, in das Grab einer der Zierden seiner Stadt. Endlich richtete er sich auf, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte ganz heiter: „Heute über's Jahr will ich hier wieder in meinen Zimmern schlafen, wer übernimmt den Bau?" Alle wichen scheu vor der Herausforderung zurück. Es waren viele Sachverständige in seiner Umgebung, aber keiner hatte den Muth, das unmöglich Scheinende zu übernehmen. Da trat nach kurzer Pause General Kleinmichel, des Kaisers Flügeladjutant, hervor und sagte: „Ich will's!" — „Und in einem Jahre soll der Bau fertig sein?" fragte der Kaiser. — „Ja, Sire!" — „Nun gut, so geh' an's Werk." — Eine Stunde später fing man an, den noch brennenden und glühenden Schutt hinwegzuräumen.

Nikolaus, der Petersburger Zeus, hatte befohlen, Kleinmichel, sein Merkur, hatte gehört.

Der Bau wurde angegriffen mit aller Kraft. Viele Tausend Menschen wurden dabei beschäftigt, so viele, als nur eben Platz fanden: nicht in der Nacht, nicht um

Mittagszeit fand die gewöhnliche Unterbrechung statt, die ermüdeten Arbeiter wurden immer durch andere ersetzt. Im December 1838 konnte Kleinmichel sagen: Herr, dein Wille ist geschehen.

Der Bau hatte Tausenden von Arbeitern das Leben gekostet. Anfangs war die Petersburger Zeitung selbst so naiv, das zu erzählen. „Zwar erkranken und sterben," schrieb sie, „die bei dem schnellen Wiederaufbau des Winterpalastes angestellten Arbeiter zu Hunderten in Folge ungesunder Ausdünstungen, welche der Schnellbau mit sich bringt, allein es geht derselbe dennoch rasch vorwärts, denn die Abgehenden werden immer sogleich wieder durch Andere ersetzt." Später suchte man dies Hinsterben der Arbeiter zu vertuschen. Jedoch im Jahre 1839 wies die Petersburger Todtenliste 18,459 Gestorbene, darunter 12,341 männlichen Geschlechts nach, mehr als irgend ein Jahr seit 1800, — das Cholerajahr 1831 ausgenommen. Aber Kleinmichel konnte sagen: des Zaren Wille ist erfüllt.

Beinahe hätte das Schicksal einen seiner ironischen Streiche ausgeübt — und der Kaiser und Kleinmichel, die Urheber, hätten den Neubau des Winterpalastes eben so gut mit dem Leben bezahlen müssen, wie die Werkzeuge, die Arbeiter. Nikolaus besuchte zum ersten Mal das fertige neue Gebäude, das bis in's kleinste Detail dem alten nachgebildet war; Kleinmichel, die Kaiserin, deren Kinder, eine Anzahl Herren und Damen des Hofes waren dabei; der Kaiser trat in den Thronsaal, besah ihn, wanderte weiter, und kaum hatte der Letzte seines Ge-

folges den Saal verlassen, als die Decke desselben brach und mit fürchterlichem Krachen herabstürzte.

Auch ein Tyrann kann sich einmal nachsichtig erweisen, — verzieh doch Philipp II. dem Herzoge von Medinah-Sidonia den Verlust seiner Flotte. Kleinmichel hatte von dem Einbruch der Decke, der die ganze kaiserliche Familie bedrohte, keinen Schaden; die Gunst seines Herrn blieb ihm ungeschmälert. Er wurde Generaladjutant, in den Grafenstand erhoben und erhielt die schmeichelhafte Erlaubniß, in seinem Wappen die Devise zu führen: „Alles überwunden!“

Damit war Kleinmichel's Glück gemacht; durch dem Kaiser geleistete Kupplerdienste wurde er diesem vollends unentbehrlich. Er erhielt den Posten eines Chefs der Wege und Communicationen; nebenbei war er ein heimtückischer Spion, ein habgieriger Angeber, ein speichelleckerischer Diener. Er war so verhaßt, daß man seinen Eigennamen als nomen appellativum gebrauchte, um den Superlativ von Servilismus und Niederträchtigkeit zu bezeichnen.

* * *

Die Generaladjutanten waren die Personen, deren sich Nikolaus zu außerordentlichen Geschäften bediente. Auch bei Besetzung der ordentlichen Civilbehörden gab er nicht nur Militärs den Vorzug, sondern organisirte Alles, wo es sich irgend thun ließ, militärisch.

Die Uniform mußten alle tragen, die in einigem Zusammenhange mit der Administration standen, und Manche, die in keinem Zusammenhange damit standen,

die Minister und die Studenten, die Privatlehrer und die drei bis zehnjährigen adligen Waisenkinder, welche auf Kosten des Staats erzogen wurden. Unter 600,000 E. von St. Petersburg schätzte ein bekannter Reisender die Zahl der Uniformirten auf 200,000. Offiziere wurden in immer größerer Menge in die Verwaltung geschoben, Invaliden und ausgediente Soldaten überhaupt hatten den ersten Anspruch auf die niederen Posten. Bis in die Erziehungsinstitute für adelige Fräulein drang der pedantische, militärische Geist.

Der ganze Zustand Rußlands glich einem permanenten Belagerungszustand, die ganze Regierungsmaschine einem Kriegsgericht und einer Compagnieverwaltung, deren Chef Nikolaus war.

Das spricht sich auch aus in dem Verhältniß des Kaisers zu den Ministern. Kankrin's Entlassungsgesuch, von dem erzählt worden ist, und das wenigstens einer loyalen Opposition ähnlich sieht, steht vereinzelt. Die Minister wechselten ziemlich häufig; das Ministerium des Innern und das der Justiz gingen aus einer Hand in die andere, aber die Chefs derselben gaben nicht, sondern bekamen ihre Entlassung. Perowski und Kisselef, welche im Laufe dieser Jahre eintraten, ging der Ruf des Liberalismus vorauf, aber davon zeigte sich keine Spur, als sie im Amte waren. Nesselrode*), sagte das Gerücht nach, er habe die feindselige Haltung gegen das Julikönigthum nicht gebilligt. Es ist jedenfalls ein leeres Gerücht gewesen. Nikolaus duldete im Ministerium nur

*) Nesselrode wurde 1844 Reichskanzler.

gehorsame Commis, die er überdies durch die dritte Abtheilung seiner eignen Kanzlei noch überwachen ließ. Das Beispiel Pozzo di Borgo's zeigt das am besten. Er fiel in Ungnade, weil er ein zu beredter Fürsprecher Ludwig Philipp's gewesen war*).

Es hat Regenten gegeben, die auch Despoten waren vom Scheitel bis zur Zehe, Regenten, die auch das Militär als die Centralsonne des Staatsorganismus betrachteten, aber vielleicht keinen, der mit der fürchterlichen Consequenz und der eisernen Starrköpfigkeit Nikolaus I. alle Lebensäußerungen seines Volks in die von ihm beliebte militärische Disciplin einzuzwängen wußte. Man kommt dem gegenüber nicht mit der einfachen Redensart

---

*) Pozzo di Borgo, heißt es, rieth nach der Julirevolution dringend zur Anerkennung Ludwig Philipp's. Der Kaiser Nikolaus soll ihm das nie verziehen haben, da er selbst die Absicht hatte, die Juliregierung zu stürzen. Indeß trat die polnische Revolution dazwischen, und Pozzo wurde nun sehr nöthig, um französische und englische Intervention zu hindern. Doch Nikolaus vergaß nicht. Er umgab seinen Gesandten mit Spionen. Entschieden gegen Pozzo zu verfahren war nicht thunlich, denn dieser war im Besitz von Dokumenten und Geheimnissen, die ihn zu einem gefährlichen Feinde machten. Er lebte in Paris und hatte sich dort angekauft; sein Erbe und Neffe wollte sich eben verheirathen, als Nikolaus ihn nach London schickte, natürlich mit aller Höflichkeit, — im Portfolio findet man den eigenhändigen Brief des Zaren. Der Tod riß Pozzo di Borgo aus der Verlegenheit, eine Entscheidung treffen zu müssen. Man sagte, er habe seiner Familie gewisse Dokumente hinterlassen, welche das russische Kabinet vergeblich reklamirt habe.

ab: Nikolaus war der vollendetste Despot; aber die Erklärung liegt darin, daß eine fast unbegrenzte Macht hier mit einem beschränkten Kopf, ein starker Wille mit einem inhumanen egoistischen Herzen zusammentrafen. Dieses Mannes Herz war lediglich ausgefüllt von dem eiteln, selbstgenügsamen Gedanken — Selbstherrscher aller Reußen zu sein; er hatte keine Leidenschaft außer der Lust am Regieren — er vergaß sich nicht in gemeinen Genüssen, er vergaß sich nicht in den Armen eines Weibes, er blieb der Zar, wenn er sich niederwarf vor Gott*). Dieses Mannes Geist war ausgefüllt von einem Minimum des Denkens: kleinliche List und pedantische Ordnung, boshafte Rache und gemeine Spionage — das war die Summe seiner Gedanken.

Innerhalb dieser Sphäre kann man Nikolaus groß nennen. Aber diese Größe ist eine Armseligkeit. In tragikomischer Weise tritt das hervor, wenn das persönliche Verhältniß des Kaisers zur Kunst und zur Wissenschaft in Betracht gezogen wird. Nikolaus hatte weder Kenntniß davon noch Sinn dafür, und wenn er sie einmal zu pflegen suchte, so that er es in eben der bornirten Weise — es läßt sich nicht anders ausdrücken — eines Bataillonschefs.

Er kaufte zuweilen Gemälde an und machte Bestellungen bei Malern. F. von Gagern besuchte das Atelier des Malers Ledurner in Petersburg. „Es war voller Soldatenpuppen und Uniformen. Höchst lächerlich sind die Bestellungen des Kaisers bei diesem, wie man

*) Vergl. Cüstine.

sagt, talentvollen Maler. Er malt jetzt die große Revüe bei Einweihung der Alexandersäule: 100,000 Mann in steifen, perspektivisch dargestellten Bataillonmassen. Alles au port d'armes, kein Mensch darf fehlen, aber keine Gruppen, keine Bewegung, keine Phantasie. Ledurner mokirt sich selbst darüber."

In dieser Weise machte es Nikolaus gewöhnlich. Er ließ Portraits von seinen Schildwachen anfertigen oder Paradescenen. Französische, deutsche und belgische Maler wurden mit solchen Aufträgen beehrt, und wahrlich nicht immer Künstler wie Horace Vernet, sondern gewöhnlich Stümper.

Unter den einheimischen Malern, welche vom Kaiser unterstützt wurden, werden Brulow und Bruni als Männer von einigem Talent genannt. Der Erstere hat das Bild gemalt „le dernier jour de Pompei," der Andere „l'assomption de la vierge," beide in der académie des sciences zu Petersburg befindlich. Bruni hatte sein Bild in Rom gemalt und schickte es nach Rußland. Als es in Petersburg ankam, besichtigte es Nikolaus mit Kennermiene und sagte zu dem neben ihm stehenden Brulow: „Das Bild ist gut, ich bin damit zufrieden. Aber Bruni hat sich durch die wollüstigen Blicke der Italienerinnen verwirren lassen, seinen Engeln fehlt die Heiligkeit: Du, Brulow, sollst das ändern und die Engel ummalen." Brulow verbeugte sich schweigend, aber er hütete sich, den Pinsel an das Gemälde seines Genossen zu legen, und der Kaiser vergaß glücklicherweise seinen Befehl.

Architektonische Arbeiten von hervorragender Schönheit sind zu Nikolaus' Zeit nicht ausgeführt. Gearbeitet ist allerdings genug, und an jedem Bau ließ der Kaiser sein N anbringen, selbst an den Brücken und Chausseesteinen, — viel Geld ist für Bauten verausgabt, für den Winterpalast, die Isaakskirche in Moskau und A., — aber wie beim Ausbau des Winterpalastes nur ein antiquarisches Interesse maßgebend war, so wurde bei den übrigen Unternehmungen alles Andre erreicht, nur keine architektonische Schönheit. Steife Kirchen und kolossale Kasernen, das sind die Denkmale des Kaisers in Stein.

Auch ein gewisses Interesse für theatralische Darstellungen war vorhanden; und neben der Eitelkeit: „in meiner Hauptstadt ist so gut ein Theater, ein Ballet, eine Oper wie in Paris, und man kann hier die Sonntag eben so gut hören und die Taglioni sehen wie in Berlin und in Wien," — neben dieser Eitelkeit hat Nikolaus wol auch einiges Ergötzen von den Schönen seiner Bühne gehabt.

Mit dem Theater beschäftigte er sich sogar viel. Das französische Theater in Petersburg stand so zu sagen unter seiner Direction. Mehr als einmal hat er selbst den Censor gespielt, Stücke verworfen, Stellen darin gestrichen oder anstößige Titel geändert. Das letztere geschah in einer Tendenz, welche genügend charakterisirt ist, wenn man weiß, daß „Wilhelm Tell" in „Karl der Dreiste" verwandelt wurde. Um die persönlichen Verhältnisse der Schauspieler kümmerte sich Nikolaus, bei den Proben war er zuweilen selbst gegenwärtig; nicht bloß

um einer mitagirenden Favoritin willen, sondern auch um selbst anzuordnen. Als der „Aufruhr im Serail“ — natürlich unter anderem Titel — gegeben werden sollte, ertheilte er dem Balletpersonal selbst wochenlang Unterricht im Exerciren und Marschiren.

Die geringste Sympathie bewies er für die Literatur. Sie gedeiht am wenigsten ohne den Sauerstoff der Freiheit, und Nikolaus hatte nicht die Absicht, ihr davon das mindeste zukommen zu lassen. Er fürchtete ihren Einfluß, darum ließ er selbst die preußische Staatszeitung nicht ohne Censurlücken über die Grenze kommen, und er hatte überhaupt kein Verständniß für literarische Produktionen. Die exakten Wissenschaften, die Arithmetik und die Naturgeschichte erkannte er an von dem nüchternen Gesichtspunkte der Nützlichkeit aus, die Geschichte hatte ihm einigen Werth als eine Apotheose des Hauses Romanow*), von der Poesie und Philosophie, von ihrer Schönheit und ihrem realen Inhalt begriff er Nichts.

Trotzdem hat er einige Schriftsteller protegirt.

Die Gunstbezeugungen, welche er Puschkin erwiesen hat, sind freilich im Grunde nur Mißhandlungen gewesen in eigenthümlicher Form.

Puschkin, verbannt zu Alexander's Zeit auf ein entfernt von der Hauptstadt liegendes Landgut, wurde von

*) Es existirte eine russische Grammatik von Tappe, der ein Abriß der russischen Geschichte angehängt war: darnach starben Peter III. und Paul I. eines natürlichen Todes, die russischen Armeen hatten lauter Siege erfochten.

Nikolaus zurückgerufen. Diese Zurückberufung des beliebten Dichters revolutionärer Gesänge war eine der öffentlichen Meinung gemachte Concession. Aber indem der Kaiser dem Dichter seine Gunst zuwandte, verstrickte er ihn in die bedenkliche Situation eines Klienten und eines besoldeten Dieners. Puschkin wurde zum Reichshistoriographen mit gutem Gehalt ernannt. So dachte man ihn wol abzuziehn vom Dichten einerseits; das vollständige Material zur Geschichte Rußlands, das in den Archiven lag, weigerte man ihm andrerseits. Später wurde Puschkin zum Kammerherrn gemacht. Er, der die Hoflakaien in beißenden Versen verspottet hatte, wollte anfangs das Kammerherrnkleid nicht anlegen und erschien nicht bei Hofe. Aber er fügte sich dann, als man ihm die Wahl stellte zwischen der Annahme seiner neuen Würde und dem Kaukasus. Ob das wahr ist, daß Benkendorf in des Kaisers Auftrage sich der Papiere des Poeten bemächtigen mußte, als dieser 1837 auf dem Sterbebette lag, ist nicht hinlänglich verbürgt, aber verbürgt ist die mißgünstige Aufmerksamkeit, die Nikolaus dem Dichter noch im Tode bewies. „Als Puschkin im Todeskampfe lag, drängte sich eine dichte Menge um seine Wohnung, um nach seinem Befinden zu fragen. Da das Haus nur wenige Schritte vom Winterpalaste entfernt war, konnte der Kaiser aus seinen Fenstern die Menge beobachten; er ward eifersüchtig darüber und entzog dem Volke das feierliche Begräbniß der Leiche des Dichters: in einer eisigen Nacht trug man den Körper Puschkin's, von Gensdarmen und Polizeiagenten umgeben, eilig in eine ganz andre als die zu seiner Pfarre

gehörige Kirche; eilig las hier ein Priester die Todtenmesse; und ein Schlitten führte dann den Leichnam des Dichters in ein Kloster des Gouvernements Pskow, wo seine Güter lagen. Als die so getäuschte Menge sich in die Kirche begab, wo man den Verstorbenen hingebracht hatte, war jede Spur des Leichenzugs bereits vom Schnee überdeckt*)."

Aber z. B. ein Schauspieldichter, Nestor Kukolnik, besaß des Kaisers volle Gunst. Zu Kukolnik's erstem Drama hatte Nikolaus selbst den Plan angegeben. Unter dem Titel „Des Allmächtigen Arm hat das Vaterland gerettet" sollte der Beweis geführt werden, daß das Haus Romanow nicht aus dem Volke gewählt, sondern von Gottes Gnaden Besitzer des russischen Thrones sei. Das gelang nach Nikolaus' Wunsch. Später war Kukolnik der eigentliche Hofpoet, der die Siege russischer Armeen, die Vortrefflichkeiten russischer Zaren auf die Bretter brachte oder in Hymnen und Dithyramben besang.

Und dann waren es einige Journalisten, welche den Ruhm Nikolaus I. ausposaunten und seine Politik verherrlichten, für die er ein Interesse bewies. Unter diesen Journalisten standen Gretsch und Bulgarin oben an. Aber auch die Redakteure oder Mitarbeiter der zahlreichen officiellen Journale, welche nach und nach gegründet wurden, erhielten hie und da einen Beweis kaiserlicher Huld.

---

*) Herzen, Rußlands sociale Zustände.

Aber diejenigen Schriftsteller, welche eine unabhängige Meinung vertraten, traf Nikolaus' unversöhnlicher Zorn. Herzen giebt eine lange Liste talentvoller Russen der jüngsten Zeit, welche theils von der Regierung zu Grunde gerichtet wurden, theils am russischen Leben zu Grunde gingen. Die Liste fängt mit Ryleïef an, der gehängt wurde, und endet mit Bestuschef, der im Kaukasus Zwangsarbeit thun mußte und ebenda starb.

---

8. Kapitel.

Nikolaus nach dem Polenaufstand von 1846 dem Ziel seiner Wünsche nah. Der Sonderbundskrieg. Russische Note vom 5. Febr. 1848. Der 24. Februar. Eindruck in Petersburg. Manifest an die Heiden, vom 26. März 1848. Entschuldigung und Erläuterung. Eine russische Denkschrift. Der dänische Krieg. Noch eine russische Denkschrift. Die Besetzung der Moldau. Verschwörung im Innern Rußlands. Vertrag von Balta-Liman.

Seit die Polenverschwörung vom Jahre 1846 in Nichts zerronnen war und in russisch Polen nicht einmal eine Emeute veranlaßt hatte, — seit Krakau's Einverleibung ungestraft vollzogen worden, schien Nikolaus I. politisches System im Innern seines Reiches wie den übrigen Großmächten gegenüber auf die Dauer gesichert.

Unglücklicher Versuch Mieroslawski's — er lieferte nur den Beweis, daß das Kongreßpolen schachmatt und todtmüde war, — er half nur die Bande der Allianz zwischen Rußland, Oesterreich und Preußen fester ziehn, — er gab Nikolaus Gelegenheit, seine Verachtung gegen die Garanten der Wiener Verträge zu zeigen.

Diese Triumphe boten Ersatz für manchen Verdruß, den der Kaiser von Rußland im Laufe der vierziger

Jahre erfahren hatte, Ersatz dafür, daß England die Pläne Nikolaus I. auf die Türkei zurückgewiesen, Ersatz dafür, daß von neugierigen Fremden und von böswilligen Unterthanen — von einem Custine, Golowin, Turgenief u. A. — die Blößen des Zarenreichs den schadenfrohen Blicken Westeuropa's aufgedeckt waren.

Von dieser Zeit an geht eine sichtliche Veränderung — nicht in der Politik, wol aber in der politischen Haltung Rußlands vor sich. Von England, das seine Freundschaft zurückgewiesen und in der Krakauer Angelegenheit einen wenn auch nachdruckslosen Protest erhoben hatte, sich wegwendend, nahm es die Idee eines russisch-französischen Bündnisses wieder auf.

Guizot und die Fürstin Liewen sind es ohne Zweifel gewesen, welche die intimeren Beziehungen zwischen den Tuilerien und dem Winterpalaste eingefädelt haben. Wie weit die Fäden hinsichtlich der orientalischen Frage verwebt sind, läßt sich nicht angeben, aber die ersichtlichen Symptome der neuen Freundschaft, welcher Ludwig Philipp bereitwillig die entente cordiale mit England opferte, waren der Rentenkauf, den Nikolaus in Paris bewerkstelligen ließ, und die Haltung Ludwig Philipp's im Sonderbundskriege.

Eine spätere Zeit wird es wol erst enthüllen, welche fremden Agenten an der katholischen Conspiration in der Schweiz mitgearbeitet haben, bekannt ist nur der Verlauf der Dinge nach dem Ausbruch des Bürgerkrieges. Drohend traten Rußland und Oesterreich und Preußen und Frankreich der Schweiz gegenüber, und zeigten ernstliche Neigung, den Sonderbund mit Waffengewalt zu unterstützen.

An Englands Zurückhaltung scheiterte das: die Schweizer hatten den Sonderbund gesprengt, ehe die vier Großmächte sich einigen konnten. Wie sich dann diese der geschlagenen Sonderbündler annahmen und für die Kantonalsouverainetät ihre Stimme erhoben, gehört im Allgemeinen nicht hierher, nur auf Rußlands Betheiligung kommt es an.

Der russische Gesandte in der Schweiz, Baron von Krüdener, erhielt Auftrag, der Tagsatzung zu erklären, daß durch den Bürgerkrieg offenbar die Kantonalsouverainetät verletzt sei. An das Princip dieser Kantonalsouverainetät aber sei die Neutralität geknüpft, welche die Mächte der Schweiz garantirt hätten. Rußland also erachte sich an diese Garantie nicht mehr gebunden, und werde sie suspendiren, bis die Bedingungen der schweizerischen Neutralität wiederhergestellt seien und so lange die Schweiz den Revolutionärs aller Länder Zuflucht biete.

Es war am 5. Februar, wo das Journal de St. Petersburg diese Note mittheilte. Aber nicht weit davon lag der 24. Februar, der Alles das verwehte — die Gewaltmaßregeln gegen die Schweiz und das russisch-französische Bündniß.

Die Nachricht von der Februarrevolution scheint in Petersburg völlig unerwartet gekommen zu sein. Es wird behauptet, daß die russischen Botschafter an den auswärtigen Höfen im Gegensatz zu denen, welche die Julirevolution voraussagten, Nichts von den Vorzeichen einer Revolution nach Petersburg berichtet hätten.

Am 2. März kam die Nachricht in der Hauptstadt

Rußlands an. Der Kaiser theilte sie den Offizieren seiner Garde mit, den Ruf hinzufügend: „Machen Sie sich bereit, meine Herren, zu Pferde zu steigen!“ Aber dem Publikum wurde vorläufig Nichts von den ungeheuren Ereignissen im Westen bekannt, die Petersburger Zeitung vom 3. März erklärte, sie werde erst am 7. wieder erscheinen.

Inzwischen ließ der Kaiser die Beurlaubten der Landtruppen wie der Marine einberufen, allen Grenzverkehr aufheben, Truppen nach Polen marschiren. Kein Reisender, selbst ein Kaufmann nicht, erhielt einen Paß in's Ausland. Von den Behörden wurden diese Verbote mit Strenge ausgeführt. Die österreichischen Postconducteure an den Grenzen durften nicht einmal das russische Wirthshaus betreten, ein Krakauer Getreidehändler, ein gebildeter Mann, erzählte die Augsb. A. Zeitung, wurde in Polen geknutet, weil er von den Neuigkeiten aus Wien und von dem dort herrschenden Jubel berichtete.

Am 20. März entschieden sich die revolutionären Bewegungen in Berlin. Unmittelbar nach Empfang der Nachricht davon muß Nikolaus das berühmte Manifest vom 14/26. März erlassen haben, das also lautete:

„Von Gottes Gnaden wir Nikolaus I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen rc. rc., erklären öffentlich:

Nach einem wohlthätigen langjährigen Frieden wird der Westen Europa's plötzlich durch Aufstände beunruhigt, welche den Sturz der gesetzlichen Gewalten und aller öffentlichen Ordnung drohen. In Frankreich zuerst entsprungen, theilte sich Aufruhr und Anarchie bald dem benachbarten Deutschland mit, und der verheerende Strom

ergriff, mit einer nach Maßgabe der Nachgiebigkeit der Regierungen wachsenden Zügellosigkeit sich allenthalben hin ergießend, endlich auch die uns benachbarten Reiche, das Kaiserthum Oesterreich und das Königreich Preußen. Jetzt kannte die Frechheit keine Grenzen mehr und bedrohte in ihrem Wahnsinn auch das uns von Gott anvertraute Rußland. Aber dem soll nicht also sein! Nach dem geheiligten Beispiel unserer rechtgläubigen Vorfahren sind wir unter Anrufung des allmächtigen Gottes bereit, unsern Feinden, wo sie sich auch zeigen mögen, entgegenzutreten und werden unermüdlich in ungestörtem Bunde mit unserem heiligen Rußland die Ehre des russischen Namens und die Unantastbarkeit unsrer Grenzen vertheidigen. Wir sind überzeugt, daß jeder Russe, jeder unserer treuen Unterthanen, mit Freuden dem Aufrufe seines Kaisers entsprechen wird, daß unser altes Losungswort: Für den Glauben, den Zar und das Vaterland! auch jetzt uns den Weg zum Siege zeigen wird, und dann werden wir im Gefühle frommer Dankbarkeit, wie jetzt im Gefühle heiligen Vertrauens auf ihn ausrufen: Mit uns ist Gott! vernehmt es, ihr Heiden und unterwerft euch, denn mit uns ist Gott. Eigenhändig vom Kaiser unterzeichnet:

Nikolaus."

Wie hochmüthig klingt nicht dies Manifest, als stände eine halbe Million Soldaten bereit, das Machtwort des Zaren zu executiren! Und doch waren noch nicht 60,000 M. an der Westgrenze versammelt, die man sorglich hüten mußte, daß sie nicht desertirten. Doch wüthete die Cholera vom baltischen Meer bis zum schwarzen. Doch hält sich unter den hochmüthigen Phrasen gerade die

Angst verborgen, und zwischen dem Uebermaß religiöser Floskeln schaut die Furcht hervor. Man muß nur wissen, daß mit der Frechheit, die „in ihrem Wahnsinn auch das uns von Gott anvertraute Rußland bedrohte", nicht das französische oder deutsche Volk zunächst gemeint ist, sondern daß dieser Satz auf die revolutionären Elemente zielt, welche sich in Petersburg und in Warschau kund gaben. Gleichzeitig mit jenem Manifeste kamen dunkle Gerüchte nach Deutschland, daß in Warschau eine Verschwörung unter den russischen Offizieren entdeckt, daß 55 Personen verhaftet seien, und daß man Kanonen in der Citadelle bereits vernagelt gefunden habe. Eine Proklamation des russischen Militärgouverneurs in Warschau verkündete bereits, wie es bei einem Aufstande gehalten werden solle.*) Später kam die Kunde von einer in Petersburg selbst entdeckten Conspiration.

Aber immerhin war es ein beispielloser Hochmuth, eine unerhörte Arroganz, wenn Nikolaus so zu den Völkern Europa's redete.

Ein Bewußtsein oder ein Gefühl davon muß er selbst gehabt haben, wenn er — veranlaßte oder zuließ, gleichviel — daß die offiziellen Zeitungen kurz darauf eine Erklärung und eine Entschuldigung brachten. Die Petersburger Zeitung entschuldigte sich: das Manifest sei in der Eile aus dem Kirchenslawonischen in's Deutsche übersetzt, und dabei sei das Wort jazysy mit „Heiden" wiedergegeben, während es „Völker" heißen müsse; die

*) „Jeder Rechtliche dürfe auch nicht einmal Zuschauer bei einem Aufstande sein."

betreffende Stelle laute eigentlich so: „Mit uns ist Gott, erkennt es, ihr Völker und beuget euch; denn mit uns ist Gott!" Das Journal de St. Petersbourg gab eine Erläuterung: der Kaiser habe Angesichts der Aufregung, welche von außen her gegen Rußland geleitet werde, an das Nationalgefühl appellirt, aber er denke so wenig daran sich in Deutschland wie in Frankreich einzumischen in die Veränderungen, welche dort in der Art und Weise der Regierung Statt gefunden hätten oder noch Statt finden könnten. Rußland denke an keinen Angriff, es wolle den Frieden. Es werde nicht dulden, daß die fremde Propaganda das Feuer des Aufruhrs bei ihm anfache, und die Grenzbestimmungen und den Zustand des Besitzes, die es verbürgt habe, werde es nicht aus den Augen verlieren. Bis dahin jedoch werde es eine strenge Neutralität beobachten.

Westeuropa hat sich mit diesen Erläuterungen begnügt. Der Ausdruck „Heiden" war der größte Stein des Anstoßes gewesen, und die Neigung zu einem Kriege gegen das gefürchtete Rußland war nirgends groß. Die Kriegslust verlief in parlamentarischen Zornausbrüchen und in journalistischen Herzensergüssen gegen den Zaren. Forderte doch damals sogar die Augsburger Allgemeine Zeitung die Bundesversammlung auf, alle Deutschen in dänischem und russischem Dienst zu sofortiger Rückkehr aufzufordern, und wenn sie dem Rufe nicht augenblicklich Folge leisteten, in die Acht zu erklären.

Auf's höchste erschreckt, überrascht war die russische Diplomatie in Petersburg gewesen, nicht sowol über die Februartage in Paris, als über die Märztage in Deutsch-

land. Da war sie einen Augenblick außer Besinnung gekommen, und hatte statt der Katzenpfote die Bärentatze des Manifestes vom 26. März hervorgestreckt. In Wirklichkeit — sie war tief erschüttert.

Ein Memoire, das unmittelbar nach den Märztagen von einem höheren Beamten des Ministeriums verfaßt und dem Kaiser vorgelegt wurde, giebt ein Bild davon. Es ist der Commentar zu dem Manifest.

In diesem Memoire ertönt eine Wehklage über Deutschland, die noch nach einem vollen Decennium einem deutschen Leser wohlthut.

„Ueber kein Land hat man sich so dauernde und so befremdliche-Illusionen gemacht, als über Deutschland. Weil es ruhig war, hielt man es für ein Land der Ordnung, und man wollte die furchtbare Anarchie nicht sehen, von der alle Geister besessen waren, und die sich aller seiner Gauen bemächtigt hatte." Und weiter das ergötzliche Zugeständniß: „Die sechzigjährige Herrschaft einer zerstörenden Philosophie hat dort die Elemente der christlichen Religion völlig aufgelöst, und in diesem Nichts des Glaubens entwickelte sich das revolutionäre Element, der Hochmuth des Geistes, mit solcher Wucherkraft, daß es heute vielleicht kein Land giebt, wo jene offene Wunde unsers Zeitalters tiefer und so eiternd klafft, als im Herzen Europas."

Uebrigens wurden alle Faktoren, die in der Revolution mitwirkten, bunt durcheinander geworfen. Das Memoire erkannte nur zwei Mächte an: die Revolution und Rußland. Was gegen Rußland war und irgend einmal gewesen war, erschien „revolutionär," und was

revolutionär, unchristlich, „antichristlich," — die Welt war getheilt in zwei große Lager: russische Christen und Heiden. Zur Revolution, zur antichristlichen Partei rechnete das Memoire nicht nur die deutsche Philosophie, das abtrünnige katholische Polen, sondern auch die katholische Kirche und ihre Diener überhaupt, das magyarische Volk, „bei dem sich — o wunderbarste aller Verkettungen! — die revolutionäre Sucht mit der Brutalität einer asiatischen Horde vereinigt."

Sorglich werden die Ansprüche und Hoffnungen aufgerechnet, welche Rußland auf die Sympathien der slawischen Völker Oesterreichs machen kann. Von Böhmen, von der Militärgrenze ist die Rede; von den Resten des Hussitenwesens und vom Bilde des russischen Kaisers, das in den Hütten an der Militärgrenze hänge. „Ist es möglich, daß sich der slawische, orthodoxe Osten, dessen Leben so innig mit dem unsrigen verbunden ist, sich im Fortgange des Kampfes anderswo als auf unsrer Seite befinden könnte?" Die Intervention Rußlands wird leise angedeutet. „Großer Gott, was würde das Loos aller jener Völker sein, die, christlich wie wir, nur ein Gegenstand der abscheulichsten Intriguen sind, wenn sie unter den gegenwärtigen Gefahren von der einzigen Autorität verlassen würden, die sie in ihren Gebeten um Schutz und Beistand anflehen!"

Es blitzt die Hoffnung durch, daß Deutschland nicht zur Einheit gelangen werde. „In einem Anfall von Tollheit konnte es eine Allianz brechen, die, ohne ihm die geringsten Opfer aufzulegen, seine nationale Selbstständigkeit beschützte und sicherte." Aber das revolutionäre Deutsch-

land werde in kürzester Zeit eine ausgezeichnete Lektion erhalten durch den Kampf der verschiedenen Nationalitäten.

Die ganze Schrift schließt mit einer Phrase, der Apokalypse würdig. „Der Occident ist im Untergehen. Alles stürzt zusammen und verschwindet im verzehrenden Feuer. Das Europa Karl's des Großen so gut wie das Europa der Traktate von 1815, das Papstthum in Rom und alle Königreiche des Ostens, der Katholicismus und der Protestantismus, der Glaube so lange verloren, die Vernunft zur Absurdität herabgewürdigt, die bürgerliche Ordnung fortan unmöglich, unmöglich auf immer die Freiheit — Alles geht unter, und über all' den Ruinen, im Namen der Freiheit aufgethürmt, steht die Civilisation und erwürgt sich mit ihren eignen Händen."

„Und wenn wir nun wie eine heilige Arche über diesem unermeßlichen Meer von Vernichtung ein anderes, noch viel unermeßlicheres Reich sehen, wer wird da noch an der göttlichen Sendung desselben zweifeln? Und ziemt es uns, seinen Kindern, jetzt zu zweifeln und zu zagen?" *)

Wie es im Innern Rußlands damals aussah, kann man nur muthmaßen. Berichte kamen nicht über die Grenzen; selbst die Augsburger Zeitung erhielt keine Briefe aus Petersburg. Nur von Rüstungen und Märschen und drohenden Demonstrationen scholl hie und da

*) Die Denkschrift erschien 1850 in Paris, in: „Politique et moyens d'action de la Russie, par P. d. B.; sie ist übersetzt in Paalzow's „Aktenstücken."

ein Laut nach Deutschland herüber. Es bestätigte sich das Verbot der Geldausfuhr und der Ausfuhr von Vieh und Getreide; kein Fuhrmann, hieß es im ersteren, solle mehr als 100 Rubel S., kein sonstiger Reisender mehr als 300 Rubel mit über die Grenze nehmen. Es schien, daß der Patriotismus mächtig entflammt wurde. Freiwillige Gaben zu dem bevorstehenden Kriege wurden aufgezählt. Moskau, hieß es, habe 15 Millionen Rubel zur Verfügung gestellt; der liefländische Adel verpflichtete sich „aus freier Bewegung und ohne Entschädigung" 1200 Pferde für den Dienst des Kaisers zu stellen; die kurländischen Edelleute erboten sich, die Familien der aus der Provinz ausrückenden Gemeinen zu ernähren. In dem eigentlichen Rußland zogen im April Popen umher, das Manifest gegen die Heiden in der Hand; sie predigten von Ketzern und Kirchenschändern, segneten die Waffen der Soldaten und gaben sich alle Mühe, den Fanatismus zu schüren. Hinsichtlich der Truppenmärsche gab es ein wahres Chaos von Gerüchten.

Aber seit der Mitte des Mai trat in Rußland einige Stille ein. Das Kabinet hatte seinen Entschluß gefaßt, eine zuwartende Stellung dem Westen gegenüber einzunehmen; vor einem Einbruch von Deutschland her war es ziemlich sicher, seit die Insurrektion des Großherzogthums Posen mißlungen war, und es begann schon wieder, an Vortheile zu denken, welche aus der allgemeinen Verwirrung zu ziehen wären.

Der Entschluß, auf einen Angriffskrieg gegen den Westen zu verzichten, wird dem Kaiser Nikolaus nicht so schwer geworden sein. Nur im ersten Jähzorn wollte er

zu Pferde steigen. Später, bei ruhiger Erwägung, mußte ihm die Unmöglichkeit einleuchten. Wie konnte er denn seine Armee der Pest revolutionärer Ideen und Zustände entgegenführen? Wie konnte er Polen von Truppen entblößen und schwach besetzt im Rücken der nach Westen marschirenden Armee lassen? Wie durfte er dem Reiche, in welchem von einem Ende bis zum andern die Cholera wüthete, eine so schwere Last auflegen, wie ein Krieg mit Europa sein mußte? Und endlich — gerade jetzt erforderte der Kampf am Kaukasus neue Anstrengungen.

Das Alles mochte zusammenwirken und im Kabinet des Kaisers zur Vorsicht mahnen. So ward nach diplomatischer Manier aus der Noth eine Tugend gemacht und Europa verkündet, Rußland werde nicht in den Angelegenheiten des Westens interveniren, sondern sich neutral verhalten. Das alte Märchen von der Großmuth Nikolaus I. und von seiner Friedensliebe und von der ungeheuren Kriegsmacht Rußlands ward noch einmal aufgetischt.

Merkwürdig war nur, daß dies Märchen im übrigen Europa nochmals Glauben fand. Es schien, als seien die Lehren, welche die orientalischen Verhältnisse und der polnische Krieg gegeben hatten, sämmtlich vergessen. Es bestätigte sich die alte Wahrheit, daß die Welt am meisten das fürchtet, was sie am wenigsten kennt. Das düstre Schweigen und das tiefe Geheimniß, in welches sich Rußland hüllte, machte den Liberalismus in Deutschland stutzig, und er verlor alsbald den Muth, diese Geheimnißthuerei ironisch zu belächeln oder gewaltsam zu sprengen. Dieser Liberalismus, der damals in Deutsch-

land am Regimente war, hatte überdies das Gift höfischer Kamarillen bereits in seinen Adern.

So kam es, daß man in Deutschland kein Ohr hatte für die Zeichen und Merkmale eines über Rußland stehenden Gewitters: man vergaß Polens Vergangenheit und schätzte es nicht der Rede werth, daß zahlreiche Deserteure, — nicht bloß Soldaten, sondern auch Edelleute, die nicht im Dienste standen — sich, von der jungen Freiheit der Nachbarländer gelockt, auf österreichisches und preußisches Gebiet flüchteten. Man las von Schamyl, daß er Kunde von den Ereignissen des Occidents erhalten und gleichzeitig sich auf die rechte und linke Flanke der russischen Armee geworfen habe; man erfuhr aus den Donaufürstenthümern, daß die Moldauer und Wlachen sich gegen die russische Zwingherrschaft empört und ihre Hospodare davongejagt hätten; man hörte, daß sich in Petersburg die Cholerascenen von 1831 erneuten, daß das Volk die Spitäler stürmen wollte und von Vergiftung schrie, daß die Garderegimenter nach der Hauptstadt berufen, drei Rädelsführer öffentlich ausgepeitscht wurden, und daß der Kaiser zur Beschwichtigung der Rebellen persönlich auftrat; endlich verlautete von omineusen Brandstiftungen, die wieder einmal in Groß- und Kleinrußland Edelhöfe und Städte in Asche legten (Orel brannte total ab); — das Alles vernahm das Ausland mit unachtsamem oder ungläubigem Ohr.

Um so gläubiger lauschte es den servilen Adressen des Adels der Ostseeprovinzen, oder den Correspondenzen amtlicher Blätter Rußlands und Polens, welche von dem nationalen Enthusiasmus erzählten und die Anhäufung

von Heeresmassen im Westen bis in's Ungeheure steigerten, oder den Erzählungen von der zahlreichen russischen Flotte, die in der Ostsee kreuzte.

Wie sollte die russische Diplomatie diesen Stand der Dinge und diese Stimmung der Geister nicht bemerkt und darnach ihre Operationen eingerichtet haben? — Sie wußte ihren Vortheil mit gewohnter Umsicht im Westen und im Osten zu wahren.

Das damals mit Deutschland im Kampfe begriffene Dänemark hatte sich an Nikolaus I. gewandt. Ein außerordentlicher Gesandter des dänischen Hofes, General Oxholm, befand sich seit Ausbruch des Krieges in Petersburg, ein solcher des russischen Hofes, Fürst Daschkof, in Kopenhagen; die Commandirenden der russischen Ostseeflotte, Großfürst Konstantin und Admiral Mentschikof, machten Besuche in Stockholm, — die schwedische Regierung stand ja auch auf dänischer Seite — wie in Kopenhagen; das Gerücht erzählte wiederholt, Nikolaus habe den Dänen seine Flotte zur Verfügung gestellt. Gleichwol lieh er in Wirklichkeit dem dänischen Staate keine materielle Hülfe, er lehnte eine Intervention ab und bewilligte auch die erbetene Anleihe nicht, aber seine moralische Unterstützung gewährte er. Dem Berliner Kabinet wurde von Petersburg aus insinuirt, daß der Kaiser von Rußland es als einen casus belli betrachten werde, wenn deutsche Truppen die Grenze Jütlands überschritten.

Die preußischen Truppen standen bereits auf jütischem Boden. Die einzig wirksame Repressalie gegen die Blokade deutscher Häfen durch dänische Schiffe war das

unaufhaltsame Vordringen in Feindesland; der Erfolg des Krieges hing davon ab.

Preußen aber zog seine Truppen zurück, es begann Unterhandlungen mit Dänemark, Friedrich Wilhelm IV. schickte einen außerordentlichen Gesandten an seinen kaiserlichen Schwager in Petersburg; dann kam der Waffenstillstand zu Malmöe.

Hiemit war Rußlands altes Uebergewicht in den deutschen Angelegenheiten gesichert: die Revolution war zurückgebebt vor der bloßen Drohung des Kaisers, und der letztere ging im Gefühl der Ohnmacht des Gegners Schritt vor Schritt weiter.

Noch ehe die Verhandlungen über den Waffenstillstand zu Malmöe zum Ende kamen, lief ein Schreiben des kaiserlichen Kabinets zu St. Petersburg, welches den Umschwung in der Haltung desselben sehr gut charakterisirt, bei den russischen Gesandtschaften in Deutschland ein. Das Schreiben ist vom 6. Juli datirt. Der Jähzorn, welcher das Manifest vom 26. März eingab, ist verraucht, die Drohworte von damals sind vermieden. Dagegen taucht die alte salbungsvolle Zärtlichkeit für Deutschland wieder auf und die alte väterlich-ernste Protektormiene. Die Regierung des Kaisers ist gleichsam betrübt darüber, daß ihr Schooßkind Germania so mißtrauisch, so feindselig und so undankbar gegen Rußland sei; und sie hat sich's doch zur Regel gemacht, „sich in keiner Weise in die innern Angelegenheiten der Länder einzumischen, welche ihre Organisation verändern wollten;" und sie ist doch „für Deutschland, wenn dasselbe dieß nur anerkennen will, von eben so wohlwollenden als uneigennützigen

Gesinnungen beseelt.“ „Wann in der That hat sich denn Deutschland über uns zu beklagen gehabt?“ Rußland hat ja einst „sein Blut vergossen, um Deutschland in der Erhaltung seiner Integrität und Unabhängigkeit zu unterstützen;“ es hat sich unablässig angelegen sein lassen, Eintracht und Einheit in Deutschland zu empfehlen und zu erhalten — freilich nicht jene materielle Einheit, von der eine nivellirungs- und vergrößerungssüchtige Demokratie träumt, sondern die moralische Einheit, die aufrichtige Uebereinstimmung der Ansichten und Absichten in allen politischen Fragen, welche der deutsche Bund nach außen zu verhandeln hatte.“ Und da die Gesinnungen des Petersburger Kabinets durchaus friedlich und versöhnlich sind, „so können wir nur beklagen, daß man dieselben in so entgegengesetzter Weise erwidert.“ Dann folgen gute Rathschläge an die Conservativen in Rücksicht auf das Verhalten gegen die ultrademokratische Partei. Zum Schluß wird versichert, die bisherigen Rüstungen hätten nur eine streng defensive Bestimmung gehabt, und der Kaiser werde Deutschland, „möge es sich für eine neue Form geben, welche es wolle, wofern es nur die Nachbarstaaten unangetastet lasse, auch in seiner innern Unabhängigkeit achten.“

Die deutsche Centralgewalt hat dieß Rundschreiben schweigend passiren lassen, und es hat Nichts darüber verlautet, daß die eine oder die andere deutsche Regierung in würdiger und entschiedener Weise entgegnet habe. Der deutsche Liberalismus hatte der absolutistischen und zu Uebergriffen geneigten Politik Rußlands gegenüber das Spiel damit bereits unwiederbringlich verloren.

Bald nach Erlaß dieses Rundschreibens gab Nikolaus noch einen zweiten Beweis davon, daß er mit einer scheinbaren Mäßigung der Neugestaltung Europas zusehe; er schickte einen Bevollmächtigten nach Paris und erkannte die französische Republik an.

Aber während Europa theils verwundert, theils bestürzt, theils freudig über diese unerwartete Haltung des Zaren nachdachte, benutzte dieser die Verwunderung wie die günstige Meinung, die man momentan von ihm hegte, um einen Meisterstreich im Osten auszuführen.

Im Juni 1848 las man bereits in einigen deutschen Blättern, die Zahl der russischen Truppen, welche an der polnischen Grenze stehe, sei keineswegs so groß, als das Gerücht sie angegeben habe; es scheine, daß die an der Grenze stationirten Regimenter deßhalb beständig hin- und hermarschirten, um in Deutschland glauben zu machen, dort sei eine ungeheure Truppenmasse angehäuft. Endlich wurde hinzugefügt, daß schon seit Wochen ein ununterbrochener Abfluß der Truppen nach dem Pruth hin stattfinde.

Man beachtete damals solche Mittheilungen wenig. In der Mitte des Juli aber lief die Nachricht ein, daß Rußland die Donaufürstenthümer militärisch besetzt habe.

Um diese Besetzung zu erklären, ist es nöthig, ein wenig rückwärts zu schauen.

Die Donaufürstenthümer waren, wie wir wissen, durch den Frieden zu Adrianopel eng an Rußland gekettet; russische Truppen blieben dort bis 1834 stehen; der von der russischen Regierung an die Spitze der Ver-

waltung berufene Graf Kisselef hatte alles Mögliche gethan, um einen dauernden Einfluß zu begründen, und die Hospodare der Moldau und Walachei standen unter sorgsamer Aufsicht und Controle russischer Agenten.

In der Moldau regierte im Jahre 1848 der Fürst Michael Stourdza, ein Mann, der die Eigenschaften eines Sklaven und eines Tyrannen in sich vereinte. Hospodar von Rußlands Gnaden war er, um seine Herrschaft zu sichern, zur kriechendsten Unterwürfigkeit genöthigt, und von einer maßlosen Habgier beseelt, plünderte er sein Land förmlich aus. Um in Petersburg einen festen Halt zu haben, wandte er alle Mittel der Schmeichelei und der Bestechung an, über welche ein gewissenloser und raffinirter Mensch verfügt; regelmäßige Geldsendungen gingen dorthin, und Stourdza verstand es, seine Geschenke in die rechten Hände zu bringen, Hände von Männern und Frauen; an höchster Stelle galt er als der treueste Diener, und eine Beschwerde gegen ihn war von vornherein der Zurückweisung gewiß. Um seine Kassen zu füllen, bediente er sich der abscheulichsten Mittel: er drückte die Pächter der Domänen, er verkaufte die Aemter, er trieb Handel mit dem Recht, er ließ die Constitution der Fürstenthümer, das reglement organique, confisciren, damit sich Niemand über Verletzung derselben beschweren könne, und an der Spitze seines Diwans stand ein Mann, der allgemein des Raubmords beschuldigt wurde. Rußland hatte in den Donaufürstenthümern zur Vertretung seiner Interessen Generalkonsuln, allmächtige Leute, deren Hauptaufgabe darin bestand, die Autorität der Pforte möglichst zu verkleinern und zu beseitigen. In Jassy residirte im

Jahre 1848 der Herr von Kotzebue, eine dem Hospodar ähnliche Natur und namentlich von gleicher Leidenschaft für's Geld beherrscht. Diese beiden Männer organisirten ein System der Corruption und der Erpressung, welches die Bewohner der Moldau zur Verzweiflung brachte. Und zwar alle Parteien. Im Jahre 1848 war Alles: Bojaren, Bauern und Bürger, von Haß gegen den Hospodar und gegen Rußland erfüllt, und die türkische Regierung wurde populär, wie sie nie gewesen.

Es ist wahr, die Bojaren waren von der Verderbniß des Regierungssystems inficirt, die meisten unter ihnen hatten Aemter gekauft, Erpressungen geübt, Unterschleif getrieben, — aber die Kunde von der Februarrevolution rief auch unter ihnen Beschämung und Hoffnung hervor. Sie versammelten sich am 8. April in Jassy, beriethen eine Petition über Abschaffung der bestehenden Mißbräuche und überreichten sie dem Fürsten. Der 9. April verlief mit Unterhandlungen; am 10. früh aber begab sich Stourdza, umgeben von einem Haufen Bewaffneter, zur großen Ueberraschung der friedlichen Petenten, in die Kaserne, um dort Schutz zu suchen gegen den „Aufruhr." Dann durchzogen die beiden übelberüchtigten Söhne des Fürsten an der Spitze der Garnison die Stadt, und ließen die Bojaren in ihren Wohnungen verhaften und gebunden abführen. Ein Widerstand kam nirgends vor, obwol die Garnison nur 5—600 Mann stark war. Fürst Stourdza aber erließ eine Proklamation und berief sich auf eine Mittheilung des Kanzlers von Nesselrode, wonach Kaiser Nikolaus in

den unter seinem Schutze stehenden Ländern keine Anarchie dulden werde.!

Das war die verunglückte Revolution der Bojaren in Jassy.

Rußland schickte nun seinen besondern Commissär, um zu untersuchen; die Pforte desgleichen. Talaat Effendi hörte die Beschwerdeführer mit Höflichkeit an, General Duhamel — vermuthlich vom Hospodar bestochen — behandelte sie als verächtliche Rebellen und drohte sie zur Thür hinauszuwerfen.

Bald darauf fanden in der Walachei Ereignisse statt, welche den russischen Einfluß viel stärker bedrohten.

Dort regierte der Hospodar Bibesco. Ein redlicherer Mann als Stourdza war er selbst über die Eingriffe des russischen Generalconsuls in Regierung und Verwaltung der Walachei erbittert. Zu schwach von Charakter und zu ungünstig situirt, um die russische Partei unter seinen Bojaren völlig niederhalten zu können, that er wenigstens nicht so viel Böses und ließ nicht so viel zu, als der Hospodar der Moldau. Und unter den Bojaren der Walachei herrschte keine solche Corruption als dort.

Schon im Mai 1848 reichten einige jüngere Bojaren Petitionen ein, welche die Abstellung verschiedener Mißbräuche begehrten. Bibesco zog die Antwort hin, aber die Aufregung im Lande wuchs, zumal als auch hier Duhamel und Talaat Effendi erschienen. Am 22. Juni wurden einige Führer der Bewegung in Bukarest verhaftet. Andere stellten sich nun an die Spitze einer unabsehlichen Menge, zogen vor den fürstlichen Palast und

wiederholten die früheren Forderungen. Es erfolgte wieder keine bestimmte Antwort. Aber Abends wurde auf den Fürsten, der im Wagen einen Ausflug aus der Stadt gemacht hatte und eben heimkehrte, geschossen, das Militär erklärte, es werde sich nicht gegen das Volk gebrauchen lassen, und Bibesco — beschwor die Landesfreiheiten und bewilligte 22 Forderungen. Darunter waren die Preßfreiheit, Abschaffung der Leibeigenschaft und der Feudallasten, Reduktion der Civilliste auf die Hälfte, Entlassung der bisherigen Minister, Verantwortlichkeit der neuen, Verkürzung der Regentschaft von 10 auf 5 Jahre, Einziehung der Klöster u. s. w.

Nach Ernennung eines neuen Ministeriums schien Bibesco's Herrschaft gesichert. Aber am 25. Juni reichte Herr von Kotzebue einen Protest gegen die Verfassungsänderung ein, verließ sammt seinem Genossen, General Duhamel, die Stadt Bukarest und flüchtete nach Galacz. Darauf dankte auch der Hospodar ab, und eine provisorische Regierung wurde ernannt.

Diese hatte freilich gleich eine Ahnung des von Rußland her drohenden Unheils, denn sie begann ihre Thätigkeit damit, daß sie den Schutz Frankreichs, Oesterreichs und Preußens anrief für den Fall, daß von irgend einer Seite der neuen Constitution Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten. Aber das gefürchtete Unheil kam rasch, und die angerufenen Mächte thaten Nichts, es abzuwenden. Keine Umwälzung eines Staates im Jahre 1848 ist besser begründet, einmüthiger und friedlicher vollzogen, aber auch gewaltthätiger annullirt worden, als die walachische.

Am 10. Juli rückten russische Truppen in Jassy ein, um die „Ordnung“ herzustellen, und in Bukarest verbreitete sich das Gerücht, auch dorthin sei ein Corps im Anmarsch. Die provisorische Regierung ergriff daraufhin die Flucht. Für dies Mal erwies sich das Gerücht noch als eine Lüge. Der russisch gesinnte Metropolit von Bukarest hatte eine Depesche gefälscht und mußte seinen Betrug vor versammeltem Volke eingestehn. Dann kam die provisorische Regierung wieder.

Ihr Regiment währte dennoch nicht mehr lange. Der Vertrag von Unkiar Skelessi trug jetzt seine Früchte.

Freilich der Versuch der Russen und Russenfreunde in Bukarest, eine Contrerevolution zu Wege zu bringen, machte kläglich fiasco. Aber die diplomatischen Machinationen waren dem russischen Kabinet desto besser gelungen, und über das Geschick der Donaufürstenthümer war bereits entschieden. Der russische Gesandte, Herr von Brunnow, wußte in London die uneigennützigen Absichten seines Kaisers so überzeugend darzustellen, daß England selbst — Palmerston war am Staatsruder — in die Pforte drang, die Intervention Rußlands in den Donauländern gutzuheißen. Das Ministerium der Pforte hatte sich gesträubt, protestirt, die Umwälzung in der Walachei mit Freuden gesehn, die neue Constitution anerkannt — von allen Mächten im Stich gelassen — konnte es Nichts machen. Die türkischen Truppen rückten bald nach Ankunft der russischen in die Moldau ein, um wenigstens Zeuge und Theilnehmer der Gewaltherrschaft zu sein. Der Besetzung der Walachei ging ein Manifest des russischen Kabinettes vorauf.

Diese Circularnote ist vom 31. Juli datirt. Man fühlte in Petersburg, daß in Rücksicht auf das Rundschreiben vom Juni, worin jede Absicht einer Einmischung in die Angelegenheiten anderer Staaten in Abrede gestellt war, Etwas gesagt werden müsse. Die Note zielte also darauf ab, Europa von der Friedensliebe des Kaisers von Rußland zu überzeugen. „Der Kaiser hat sich nicht ohne lebhaftes Bedauern zur Intervention entschlossen.“ „Es würde Sr. Majestät bei weitem lieber gewesen sein, wenn er nicht gezwungen worden wäre, aus seiner unbeweglichen Stellung herauszutreten.“ Aber die Verträge zwingen ihn, die Pforte wünschte die Intervention. „Die Pforte ihrerseits sah ein, daß es sich dabei um ihre eigne Existenz handle.“ Nach dieser unverschämten Lüge wird auseinandergesetzt, die Donaufürstenthümer seien keine unabhängigen Staaten, Rußland komme daher nicht mit seinen früheren Erklärungen in Widerspruch, wenn es daselbst intervenire. Ferner wurden die faktischen Verhältnisse in der Walachei geradezu verdreht: „eine kleine Anzahl von Wahnsinnigen, deren Regierungsideen nur ein Plagiat sind, kann in unsern Augen nicht für das wirkliche walachische Volk gelten.“ Endlich wird ein verächtlicher Blick auf die falschen Vermuthungen und auf die Verleumdungen geworfen, denen die russische Politik ausgesetzt sein werde, und dann versichert: „Wir haben allen diesen Conjekturen nur eine sehr einfache Thatsache entgegenzustellen, nämlich, daß wir in die Moldau in Folge einer Vereinbarung mit der osmanischen Pforte einrückten, und daß unsere Truppen dort, vorausgesetzt,

daß es überhaupt nöthig werde, nur in Gemeinschaft mit den ihrigen handeln werden.“

In die Walachei rückten die türkischen Truppen zuerst ein. Suleiman Pascha an der Spitze eines beträchtlichen Armeecorps forderte die Abdankung der provisorischen Regierung. Widerstand war nicht möglich. Die Abdankung erfolgte. Aber alle sechs Mitglieder der Regierung wurden wieder gewählt, und — Suleiman Pascha bestätigte sie, ließ einige davon, die zu ihm in's Lager nach Giurgewo kamen, mit Salutschüssen begrüßen und brachte einen Toast aus auf die walachische Constitution. Die Consuln der fremden Mächte erkannten die neue Ordnung der Dinge an; nur der Consul Rußlands nicht.

Rußland war ja hiemit nicht gedient, es wollte um jeden Preis den status quo vor der Revolution herstellen und seinen alten Einfluß, wo möglich noch größeren, gewinnen. Intriguen in den Fürstenthümern, Intriguen in Konstantinopel waren die Schrauben, die es ansetzte. General Duhamel ließ in Jassy Petitionen anfertigen und von Lakaien und Beamten unterschreiben, worin um russische Truppen gebeten ward im Namen der Moldauer und Walachen, während fast alle Bewohner der Moldau den russischen Schutz verfluchten, unter welchem jetzt der Hospodar Stourdza seine Gegner nach Rußland schickte, die öffentlichen Kassen leerte und von allen Besitzenden maßlose Brandschatzungen eintrieb, während die Walachen alle Welt um Hülfe gegen die Russen anriefen und sogar zwei Deputirte nach Frankfurt a/M. schickten, um sich unter den Schutz der — vermeintlich mächtigen — deut-

schen Nation zu stellen. Russische Agenten gaben sich Mühe, Excesse zu provociren, russische Berichte wurden verbreitet, worin den türkischen Truppen Schändlichkeiten und Erpressungen angelogen wurden, welche die Russen begingen. Der russische Gesandte in Konstantinopel, Herr von Titoff, drohte mit Krieg, wenn die Pforte sich nicht füge; er verlangte die Abberufung Suleiman Pascha's, die Absendung eines Civil-Commissär's und eines Generals, der in Rußlands Pläne eingehe.

Endlich widerstand die furchtsame und ihrer Schwäche sich nur zu sehr bewußte Regierung Abdul Medschid's nicht mehr. Wer stand ihr auch bei? Die deutsche Centralgewalt etwa? Aber auch Oesterreich nicht, England nicht, und Frankreich schwärmte gerade in jenem Moment für Nikolaus I., der eben den Gesandten der Republik, General Leflô, so ehrenvoll und festlich empfangen, so warm begrüßt, mit ihm so cordial geplaudert hatte.

Die Pforte schickte Fuad Effendi als Civilcommissär, Omer Pascha als Befehlshaber ihrer Truppen. Am 22. September rückten sie in Begleitung des russischen Commissärs Duhamel in Bukarest ein. Wenige Tage darnach kam General Lüders, an der Spitze eines russischen Corps. Die Verfassung von früher, das reglement organique, wurde wieder eingeführt; dem Namen nach übten Russen und Türken gleiche Gewalt; in Wirklichkeit jedoch hatten die letzteren das Zusehen bei den willkürlichen Eingriffen der ersteren in alle Verhältnisse, und Omer Pascha z. B. mußte sich's gefallen lassen, daß aus seiner eigenen Wohnung ein walachischer Offizier von Kosaken abgeholt wurde, um nach Rußland transportirt zu werden.

So blieb die Lage der Dinge, ein schlimmes Provisorium, länger als ein halbes Jahr, während die türkische und russische Diplomatie beständige Verhandlungen über ein Definitivum pflog. Im Frühling 1849 hatte Rußland in Konstantinopel sein Ziel erreicht, am 1. Mai 1849 wurde der Traktat zu Balta-Liman unterzeichnet.

In demselben war ausgemacht, daß die Regierungsdauer der Hospodare künftig sieben Jahre betragen, daß ein russischer und türkischer Commissär neben jenen stehen, daß eine Revision der Verfassung, des reglement organique, nur mit Rußlands Bewilligung stattfinden, und daß an Stelle der bisherigen Bojarenversammlungen Diwans, aus vertrauenswürdigen Bojaren und Geistlichen zusammengesetzt (das Wie? der Zusammensetzung war offen gelassen) werden sollten. Die wichtigste Bestimmung aber enthielt Artikel 4 des Traktats:

„Da die Unruhen, welche neuerdings in den Fürstenthümern entstanden sind, die Nothwendigkeit gezeigt haben, ihrer Regierung die Unterstützung einer Militärmacht zu gewähren, welche im Stande ist, jede aufständische Bewegung rasch zu unterdrücken und das Ansehen der bestehenden Behörden aufrecht zu erhalten, so sind die beiden kaiserlichen Höfe übereingekommen, die Anwesenheit eines gewissen Theiles der türkischen und russischen Truppen, welche jetzt das Land besetzt halten, zu verlängern; und besonders üm die Grenze der Walachei und der Moldau vor Verletzung von außen zu schützen, ist beschlossen worden, für jetzt 25—35,000 Mann Truppen jeder der beiden Mächte darin zu lassen. Nach der Wiederherstellung der Ruhe an den gedachten Grenzen sollen

10,000 Mann Truppen jeder Macht darin bleiben, bis zur Vollendung der Arbeiten organischer Verbesserung und der Befestigung der inneren Ruhe jener beiden Provinzen. Die Truppen der beiden Mächte werden später die Fürstenthümer vollständig räumen, aber in einer solchen Entfernung stehen bleiben, daß sie, im Fall ernstliche in den Fürstenthümern eintretende Ereignisse wieder ihre Anwesenheit nöthig machen, sofort einrücken können. Unabhängig davon soll Sorge getragen werden, ohne Verzug die Reorganisation der einheimischen Miliz so zu vollenden, daß sie durch ihre Disciplin und effektive Stärke eine genügende Bürgschaft für die Aufrechthaltung der gesetzlichen Ordnung leistet."

„Nach der Wiederherstellung der Ruhe an den gedachten Grenzen" — diese Grenzen sind freilich nicht genannt, aber es waren keine andern als die Ungarns und Siebenbürgens. Und diese Besetzung der Donaufürstenthümer durch die Russen, welche der Traktat von Balta-Liman legitimirte, war die Brücke zur Intervention in Ungarn, wovon im nächsten Bande dieses Werks zu erzählen sein wird.

Berichtigung zum 5. Kapitel.

Die Angabe, daß A. Herzen auf Fürsprache der Kaiserin einen Paß in's Ausland erhalten, ist irrig. Auf Fürsprache der Kaiserin wurde seine zweite Verbannung aufgehoben und ihm die Rückkehr nach Moskau gestattet. Wegen eines Passes für ihn — um auf sechs Monate in einen deutschen Badeort zu gehn — schrieb Graf Stroganof an Benkendorf, und dieser an den Kaiser; Nikolaus antwortete am Rande des Briefes: „noch zu früh." Herzen erhielt endlich einen Paß auf folgende complicirte Manier: Graf Orlof, der sich auf die Verwendung einer Dame hin für den Paßbedürftigen interessirte, fragte bei dem Generalgouverneur von Moskau über Herzen's Aufführung in einer solchen Weise an, daß jener ein gutes Zeugniß auszustellen sich gedrungen fühlte. Dieß Zeugniß wurde dem Kaiser vorgelegt, der dann in die Suspension der polizeilichen Aufsicht willigte. Damit hatte Herzen das Recht, einen Paß in's Ausland zu verlangen.

Anlage I.

Der Vertrag von Unkiar Skelessi.

Seine Kaiserliche Majestät der erhabene und hochmächtige Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, und Se. Majestät, der erhabene und hochmächtige Kaiser der Ottomanen, gleich beseelt von dem aufrichtigen Wunsch, das zwischen den beiden Kaisern glücklich hergestellte System des Friedens und der Harmonie aufrecht zu erhalten, haben beschlossen, die vollkommene und vertrauensvolle Freundschaft, die zwischen ihnen herrscht, durch Abschließung des Vertrags einer Defensivallianz auszudehnen und zu bekräftigen.

Demgemäß haben Ihre Majestäten zu höchstdero Bevollmächtigten erwählt und ernannt: Se. Majestät der Kaiser aller Reußen die ausgezeichneten und sehr ehrenwerthen Herren Alexis Grafen Orloff, ihren außerordentlichen Botschafter bei der erhabenen ottomanischen Pforte u. s. w.

Und Apollinar Butenieff, ihren außerordentlichen Gesandten bei der erhabenen ottomanischen Pforte u. s. w.

Und Se. Majestät, der Sultan der Ottomanen: den sehr erlauchten und sehr ausgezeichneten, den ältesten ihrer Vesire, Khosrew Mehemed Pascha, Seraskier, Oberbefehlshaber der regelmäßigen Truppen und Generalgouverneur von Constantinopel u. s. w., und Hadschi Mehemed Akif, Effendi, wirklichen Reichseffendi u. s. w. u. s. w.

Welche nach Austausch ihrer Vollmachten, die in guter und gebührender Form befunden worden, über folgende Artikel übereingekommen sind:

Art. 1. Es soll auf immer Friede, Freundschaft und Bündniß bestehen zwischen Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen und Sr. Majestät dem Kaiser der Ottomanen, ihren Reichen und ihren Unterthanen, sowol zu Land als zu Wasser. Da dieses Bündniß einzig und allein die gemeinsame Vertheidigung ihrer Staaten gegen jede Beeinträchtigung zum Zwecke hat, so versprechen Ihre Majestäten sich ohne Vorbehalt über alle Gegenstände, welche ihre beiderseitige Ruhe und Sicherheit betreffen, zu verständigen und sich zu diesem Behuf materielle Unterstützung und wirksamen Beistand zu gewähren.

Art. 2. Der am 2. September 1829 in Adrianopel abgeschlossene Friedenstraktat, sowie die andern darin begriffenen Traktate, deßgleichen auch der am 14. April 1830 in St. Petersburg unterzeichnete Vertrag und der am 9. (21.) Juli 1833 in Betreff Griechenlands zu Konstantinopel abgeschlossene Vergleich werden durch gegenwärtigen Defensivallianzvertrag ihrem ganzen Inhalt nach bestätigt, wie wenn die besagten Verhandlungen Wort für Wort in demselben eingerückt würden.

Art. 3. In Folge des Princips gegenseitiger Erhaltung und Vertheidigung, welches dem gegenwärtigen Allianzvertrag zur Grundlage dient und kraft des aufrichtigsten Wunsches, die Dauer, die Aufrechterhaltung und gänzliche Unabhängigkeit der erhabenen Pforte zu sichern, verspricht Se. Majestät, der Kaiser aller Reußen, für den Fall, daß Umstände eintreten sollten, welche die erhabene Pforte von Neuem bestimmen könnten, den moralischen und militärischen Beistand Rußlands anzusprechen, obgleich dieser Fall mit Gottes gnädigem Willen keineswegs vorherzusehn ist, zu Wasser und zu Land so viel Truppen und Streitmittel zu liefern, als beide kontrahirende Parteien nothwendig erachten würden. Demgemäß wird beschlossen, daß in diesem Fall die Land- und Seearmee, deren Unterstützung die erhabene Pforte ansprechen sollte, zu ihrer Verfügung gestellt würde.

Art. 4. Nach dem, was weiter oben gesagt ist, für den Fall, daß eine der beiden Mächte den Beistand der andern ansprechen sollte, werden bloß die Verproviantirungskosten für die Land- und Seearmee, welche zu liefern ist, derjenigen Macht, welche den Beistand verlangt hat, zur Last fallen.

Art. 5. Obgleich die hohen kontrahirenden Mächte die aufrichtige Absicht hegen, diese Verpflichtung bis in die fernsten Zeiten beizubehalten, so ist man doch, da in der Folgezeit die Umstände möglicher Weise einige Abänderungen dieses Vertrags erheischen könnten, dahin übereingekommen, seine Dauer auf acht Jahre, vom Tage des Austausches der kaiserlichen Ratificationen an gerechnet, festzusetzen. Die beiden Parteien werden vor Ablauf der

genannten Frist, je nach dem Stand, in welchem sich die Dinge bis dahin befinden werden, über die Erneuerung desselben Vertrags übereinkommen.

Art. 6. Der gegenwärtige Defensivallianzvertrag wird von den beiden contrahirenden Parteien ratificirt und die Ratificationen desselben sollen in einer Frist von zwei Monaten, oder wo möglich noch früher, ausgetauscht werden.

Gegenwärtigen Vertrag, der sechs Artikel enthält, welche durch den Austausch der beiderseitigen Ratificationen ihre Vervollständigung erhalten sollen, haben wir, kraft unserer Vollmachten, unterzeichnet, mit unsern Siegeln besiegelt und gegen Austausch eines andern gleichlautenden den Bevollmächtigten der erhabenen ottomanischen Pforte eingehändigt.

So geschehen zu Konstantinopel, am 26. Juni des Jahres 1833 (am 20. Lesermond des Jahres 1249 der Hedschra).

Unterzeichnet: Graf Alexis Orloff. (L. S.)
Unterzeichnet: A. Butenieff. (L. S.)

Geheimer Separatvertrag des obigen Allianzvertrags.

Kraft einer der Klauseln des Artikels 1 des offenen Vertrags einer definitiven Allianz zwischen der erhabenen Pforte und dem kaiserlichen Hofe von Rußland sind diese beiden kontrahirenden Theile gehalten, sich gegenseitig materielle Unterstützung und den wirksamsten Beistand zur Sicherheit ihrer respectiven Staaten zu gewähren. Da indeß Se. Majestät der Kaiser aller Reußen in der Ab-

ficht, der erhabenen Pforte die Kosten und Verlegenheiten zu ersparen, welche aus der Leistung einer materiellen Unterstützung für sie hervorgehen würden, diese Unterstützung nicht ansprechen wird, wenn die Umstände der erhabenen Pforte die Verpflichtung auflegen würden, sie zu leisten, so wird die erhabene ottomanische Pforte statt der Unterstützung, welche sie dem Grundsatz der Gegenseitigkeit des offenen Vertrags zufolge nöthigenfalls leisten müßte, ihre Wirksamkeit darauf beschränken, zu Gunsten des kaiserlichen Hofes von Rußland die Meerenge der Dardanellen zu verschließen, d. h. keinem fremden Kriegsschiff, unter irgend einem Vorwand, die Einfahrt in dieselben zu gestatten.

Gegenwärtiger geheimer Separatartikel wird dieselbe Kraft und Geltung haben, wie wenn er in den definitiven Allianzvertrag vom heutigen Tage eingerückt wäre.

So geschehen zu Konstantinopel am 26. Juni des Jahres 1833 (am 20. Lesermond des Jahres 1249 der Hedschra).

Unterzeichnet: Graf Alexis Orloff. (L. S.)
Unterzeichnet: A. Butenieff. (L. S.)

Anlage 2.

Memorandum des Grafen Nesselrode,

das der Regierung Ihrer britannischen Majestät überreicht und basirt ist auf Eröffnungen, welche ihr vom Kaiser von Rußland gemacht wurden, in Folge der Reise Sr. Kaiserlichen Majestät nach England.*

Rußland und England sind gegenseitig von der Ueberzeugung durchdrungen, wie es ihr gemeinschaftliches Interesse ist, daß die osmanische Pforte sich in dem Zustand der Unabhängigkeit und des Territorialbesitzes behaupte, in welchem dies Reich gegenwärtig besteht, indem diese politische Combination diejenige ist, die sich mit dem allgemeinen Interesse der Erhaltung des Friedens am besten verträgt.

Einverstanden über dieses Princip haben Rußland und England ein gleiches Interesse, ihre Anstrengungen zu vereinigen, um die Existenz des osmanischen Reichs zu erhalten und all die Gefahren zu beseitigen, die dessen Sicherheit bloßstellen können.



Zu diesem Behuf ist es wesentlich, die Pforte in Frieden leben zu lassen, ohne sie durch diplomatische Plackereien nutzlos aufzuregen, und ohne sich in ihre innern Angelegenheiten ohne absolute Nothwendigkeit einzumischen.

Um dieses System der Schonung im wohlverstandenen Interesse der Pforte in Ausübung zu bringen, darf man zwei Dinge nicht aus dem Auge verlieren. Es sind das folgende:

Zunächst hat die Pforte ein beständiges Streben, sich von den Verbindlichkeiten loszumachen, welche ihr die mit den andern Mächten geschlossenen Verträge auflegen. Sie hofft es ungestraft zu thun, weil sie auf die gegenseitige Eifersucht der Kabinette zählt. Sie glaubt, daß wenn sie ihren Verbindlichkeiten gegen eines derselben nicht nachkommt, die andern für ihre Zänkereien Partei nehmen und sie gegen jede Verantwortlichkeit decken werden.

Es ist wesentlich, die Pforte nicht in dieser Täuschung zu stärken. So oft sie ihren Verbindlichkeiten gegen eine der Großmächte nicht nachkommt, ist es im Interesse aller andern, sie ihren Irrthum fühlen zu lassen und sie ernstlich zu ermahnen, dem Kabinet, das eine gerechte Genugthuung verlangt, sein Recht angedeihen zu lassen.

Sobald die Pforte sich nicht durch die andern Kabinette unterstützt sieht, wird sie nachgeben und die daraus entstandenen Zwistigkeiten werden sich auf dem Weg der Versöhnung ausgleichen, ohne daß ein Zusammenstoß entspringt.

Es giebt eine zweite, der Lage der Pforte anklebende Ursache zu Verwickelungen — das ist die Schwierigkeit, den dem oberherrlichen Ansehen des Sultans gebührenden Respekt, der auf das muselmännische Gesetz begründet ist, in Einklang zu setzen mit den schonenden Rücksichten, welche die Interessen der christlichen Völkerschaften dieses Reiches erheischen.

Diese Schwierigkeit ist eine wirkliche. Bei der gegenwärtigen Stimmung der Geister in Europa könnten die Kabinette nicht mit Gleichgültigkeit zusehen, daß die christlichen Völkerschaften in der Türkei flagranten Akten der Vexation und religiöser Intoleranz ausgesetzt würden.

Diese Wahrheit muß man die osmanischen Minister unablässig fühlen lassen und sie überzeugen, daß sie auf die Freundschaft und den Beistand der Großmächte **nur** unter der Bedingung zählen können, daß sie die christlichen Unterthanen der Pforte mit Duldsamkeit und Milde behandeln.

Indem sie auf dieser Wahrheit bestehen, werden die fremden Vertreter andrerseits ihren ganzen Einfluß aufbieten müssen, um die christlichen Unterthanen der Pforte in der Unterwürfigkeit gegen die oberherrliche Autorität zu erhalten.

Geleitet durch diese Principien müssen die fremden Vertreter in einem Geiste vollkommener Eintracht unter einander handeln. Wenn sie bei der Pforte Vorstellungen erheben, so muß denselben das Gepräge eines wahrhaften Charakters von Einmüthigkeit aufgedrückt sein, ohne das einer exclusiven Uebermacht an sich zu tragen.

Wenn die Vertreter der großen Kabinette Europa's

auf diesem System mit milder Ruhe und Mäßigung beharren, so werden sie die beste Aussicht haben, mit ihrem Vorgehen zum Ziel zu kommen, ohne für die Ruhe des osmanischen Reichs bedenkliche Verwicklungen hervorzurufen. Nehmen alle Großmächte aufrichtig diese Linie des Verhaltens an, so haben sie eine gegründete Hoffnung, diese Existenz der Türkei zu erhalten.

Indeß darf man sich nicht verhehlen, wie viele Elemente der Auflösung dieses Reich enthält. Unvorhergesehene Umstände können seinen Sturz beschleunigen, ohne daß es in der Macht der Kabinette stände, ihn zu verhindern.

Da es der menschlichen Voraussicht nicht gegeben ist, für den oder jenen unerwarteten Fall einen Plan des Handelns festzustellen, so wäre es unzeitig, Eventualitäten in Berathung zu nehmen, die sich auch nicht verwirklichen können.

Bei der Ungewißheit, die über der Zukunft schwebt, scheint ein einziger Grundgedanke von wahrhaft praktischer Anwendung — daß die Gefahr, die aus einer Katastrophe in der Türkei entspringen kann, sehr vermindert werden wird, wenn Rußland und England für den eintretenden Fall sich über den gemeinschaftlich einzuhaltenden Gang verständigen.

Dieses Einverständniß wird um so heilsamer sein, wenn es die völlige Zustimmung Oesterreichs hat. Zwischen diesem und Rußland ist bereits in Bezug auf die Angelegenheiten der Türkei in einem gemeinschaftlichen Interesse des Friedens und der Erhaltung eine vollkommene Gleichmäßigkeit der Prinzipien vorhanden.

Um ihre Einigkeit wirksamer zu machen, wäre nur zu wünschen, daß man England zu demselben Zweck sich associiren sähe.

Der Grund, welcher die Herstellung dieses Einvernehmens räth, ist sehr einfach.

Zu Land übt Rußland gegen die Türkei eine überwiegende Bewegungskraft aus.

Zur See hat England dieselbe Stellung.

Vereinzelt kann die Wirksamkeit beider Mächte viel Uebles thun. Vereinigt kann sie etwas wirklich Gutes hervorbringen; daher die Nützlichkeit, sich vor dem Handeln im Voraus zu verständigen.

Diese Idee wurde während des letzten Aufenthalts des Kaisers in London festgestellt. Es ist daraus die eventuelle Verbindlichkeit entsprungen, daß wenn etwas Unvorhergesehenes in der Türkei sich ereignen sollte, Rußland und England im Voraus untereinander Abrede darüber zu nehmen hätten, was sie in Gemeinschaft thun wollten.

Der Zweck, über welchen Rußland und England sich zu verständigen haben, läßt sich folgendermaaßen formuliren:

1) die Existenz des osmanischen Reichs in seinem jetzigen Zustand, so lange diese politische Combination möglich sein wird, zu erhalten zu suchen;
2) wenn wir voraussehen, daß es zusammenstürzen muß, sich im Voraus zu verabreden über alles, was die Errichtung einer neuen Ordnung der Dinge betrifft, die bestimmt ist, die heute bestehende zu ersetzen und gemeinschaftlich zu wachen, daß die in

der innern Lage dieses Reichs eingetretene Veränderung weder der Sicherheit ihrer eigenen Staaten, noch den Rechten, welche die Verträge ihnen beziehungsweise sichern, noch der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts Eintrag thun.

In diesem so formulirten Zweck findet sich, wie wir bereits gesagt haben, die Politik Rußlands und Oesterreichs durch das Prinzip einer vollkommenen Solidarität (perfect identity) eng verbunden. Wenn England als Hauptseemacht im Einvernehmen mit ihnen handelt, so ist zu denken, daß Frankreich sich in die Nothwendigkeit finden wird, sich dem zwischen St. Petersburg, London und Wien verabredeten Gang anzubequemen.

Da dem Zusammenstoß der Großmächte sonach vorgebeugt ist, so ist zu hoffen, daß der Frieden Europa's selbst unter so ernsten Umständen wird erhalten werden können.

Um diesen Gegenstand zu sichern, liegt es im gemeinsamen Interesse, daß eine Verständigung im Voraus feierlich in's Werk gesetzt wird, welche Rußland und England für den eintretenden Fall unter sich zu treffen haben, so wie der Kaiser mit den Ministern ihrer britannischen Majestät während seines Aufenthalts in England übereingekommen ist.

Anlage 3.

Russische Denkschrift vom Jahre 1848.

Die Frage, warum es sich in der großen europäischen Krisis eigentlich handelt, bleibt ewig unverständlich, wenn man sich nicht vorher selbst eingesteht, daß es in Europa seit langer Zeit schon nur zwei wahrhafte Mächte giebt, die Revolution und Rußland.

Diese beiden Mächte stehen jetzt einander offen gegenüber, und morgen vielleicht schon sind sie in offenem Kampfe, Verträge und gemeinsame Handlungen sind zwischen ihnen nicht mehr möglich, denn das Leben der einen ist der Tod der andern. Von dem Ausgange des großen Kampfes, den sie unter sich begonnen, des größten aller Kämpfe, deren die Welt noch Zeuge gewesen, hängt die ganze politische und religiöse Zukunft der Menschheit auf viele Jahrhunderte ab.

Rußland ist vor allem ein christliches Reich und zwar nicht bloß durch seine Rechtgläubigkeit, sondern durch etwas viel Innigeres noch als den Glauben, durch die Tugend der Entsagung und Selbstaufopferung des russischen Volkes, die gleichsam das Fundament seiner moralischen Natur bildet. Die Revolution aber ist vor allem

antichristlich. Dieser antichristliche Geist ist die Seele der Revolution, ist ihr eigentlicher, wesentlicher Charakter, während die verschiedenen Formen, unter denen sie aufgetreten, das Feldgeschrei, unter dem sie kämpft und alles Andere, bis auf ihre Gewaltthaten und Verbrechen, bei ihr Nichts als Nebensachen und Zufälligkeiten sind. Aber was keine Nebensache und keine Zufälligkeit ist, das ist der antichristliche Geist, der sie mit Leben beseelt, und dem sie, die Wahrheit zu gestehen, ihre ganze furchtbare Macht verdankt. Wer das nicht begreift, der ist ein blinder Zeuge aller der großen Ereignisse, welche die Welt seit 60 Jahren in Bewegung setzen.

Die Welt ist seit 1789 in allen ihren Metamorphosen stets consequent geblieben, und in keinem Augenblick ihres Daseins ist sie sich wol ihrer selbst so sehr bewußt geworden und so durch und durch antichristlich gewesen, als zu dieser Stunde, wo sie das christliche Dogma der Fraternität zu ihrem Feldgeschrei macht. Aus diesem Umstande möchte man fast glauben, daß sie den Scheitelpunkt ihrer Höhe erreicht habe. Denn in der That, alle diese naiv-gotteslästerlichen Declamationen, die so zu sagen die offizielle Sprache der Gegenwart geworden sind, klingen sie nicht als wenn die neue französische Republik nur auf die Welt gekommen wäre, um das Evangelium zu erfüllen?

Die aus der großen Umwälzung hervorgegangenen Gewalten legen sich wirklich diese Mission feierlich bei, obgleich allerdings nicht ohne eine kleine Verbesserung, die es der Revolution gefallen hat, darin einzuführen. Dem Geist nemlich der Humanität und Selbstverleugnung,

diesem Fundamente des Christenthums, substituirt sie den Geist des Hochmuths und der Anmaßung; der freien selbst handelnden Barmherzigkeit die gezwungene Liberalität; und statt des Brüderthums, das im Namen Gottes gepredigt und begrüßt wird, führt sie eine Fraternität ein, welche die Welt sich nur aus Furcht vor dem souverainen Volk aufdringen läßt. Wenn wir diesen Unterschied ausnehmen, so verspricht ihr Reich allerdings das Reich Christi zu sein.

Lasse man sich doch nicht von diesem Anschein verächtlicher Gewogenheit verführen, mit welchem die neuen Gewalten die katholische Kirche und deren Diener behandeln! Die letztern rühmen sich sogar der Gnade der Revolution, statt sie auf's höchste mit Geduld zu ertragen; lobpreisen ihre Gewaltthaten, um sie sich gnädig zu erhalten; und treten mit dem revolutionären Lügensystem in einen offenen Bund, ohne ihm doch den geringsten Glauben zu schenken. Läge aber einem solchen Betragen auch nur bloße Berechnung zum Grunde, so würde der Umstand allein schon ein Beweis von Abtrünnigkeit sein. Es geht indeß aus Ueberzeugung hervor und so ist ihr Abfall von Gott offenbar. Deßungeachtet kann man dereinstige Religionsverfolgungen vorhersehen, denn an dem Tage, wo die katholische Kirche gezwungen sein wird, Widerstand zu leisten, wird man sehn, daß dies allein durch Märtyrthum möglich ist. So bleibt die Revolution sich selbst getreu und konsequent bis an's äußerste Ende.

Der Ausbruch im Februar 1848 hat der Welt den Dienst geleistet, daß er das ganze Gebäude der Illusionen über den wahren Stand der Dinge mit einem Schlage

zu Boden warf. Auch die weniger Begabten müssen jetzt einsehen, daß die Geschichte Europa's während der letzten 30 Jahre nichts als eine lange Mystifikation gewesen ist. Welch ein Licht aber ist plötzlich auf die jüngste und doch schon so weit hinter uns liegende Vergangenheit gefallen! Wer begreift heute nicht die ganze lächerliche Anmaßung der Weisheit unseres Jahrhunderts, die sich in all ihrer Einfalt schmeicheln konnte, die Revolution durch den constitutionellen Zauber gebändigt, ihre furchtbare Energie durch eine legale Form gelähmt zu haben! Wer zweifelt nach all diesen Vorgängen noch, daß nicht von dem Augenblick an, wo das revolutionäre Element in das Blut der Gesellschaft eingedrungen, *alle* jene legalen Formen und Spiegelfechtereien zu narkotischen Arzneien werden, die den Kranken auf einige Augenblicke einschläfern, das Uebel aber nicht verhindern können, seinen Gang zu gehen!

Aus dem Grund wollte die Revolution, nachdem sie die ihr als letztes Ueberbleibsel der Autorität in Frankreich persönlich verhaßte Restauration verschlungen hatte, jene andere Macht nicht besser unterstützen, die im Jahre 1830 in ihrem eigenem Schooße geboren ward, und die sie nothgedrungen anerkennen mußte, um sich mit Europa zu versöhnen. In dem Augenblick wo, der langen Knechtschaft müde, diese Macht sich als Herrin zeigen wollte, ward sie von der Revolution in den Staub getreten.

Es sei mir erlaubt, hier eine Bemerkung zu machen. Wie kommt es, daß unter allen Monarchen Europa's, unter allen Staatsmännern, welche in der letzten Zeit die Politik unseres Welttheils leiteten, es nur einen einzigen

gab, der die große Illusion vom Jahre 1830 von vorn herein erkannt und vor der Welt als solche erklärte, und der allein in der Mitte seiner glänzenden Umgebungen ihren Verlockungen einen beharrlichen Widerstand entgegensetzte? Ja, ein wahres Glück ist es, daß auf dem Throne Rußlands ein Monarch sitzt, in dem der russische Geist incarnirt ist! — daß, sowie die Welt jetzt geht, der russische Geist sich weit genug außerhalb der revolutionären Sphäre befindet, um die Ereignisse innerhalb derselben mit gesundem Urtheil zu würdigen!

Was der Kaiser 1830 vorhersah, hat die Revolution Punkt für Punkt verwirklicht. Aller Concessionen, aller Opfer von Prinzipien, die das monarchische Europa im Intresse eines schiefen status quo brachte, hat die Revolution sich bemächtigt, um sie zum Vortheil de beabsichtigten Umwälzung auszubeuten.

Ueber kein Land hat man sich dauernde und so befremdliche Illusionen gemacht, als über Deutschland. Weil es ruhig war, hielt man es für ein Land der Ordnung und man wollte die furchtbare Anarchie nicht sehen, von der alle Geister besessen waren, und die sich aller seiner Gauen bemächtigt hatte.

Die sechzigjährige Herrschaft einer zerstörenden Philosophie hat dort die Elemente der christlichen Religion vollständig aufgelöst, und in diesem Nichts des Glaubens entwickelte sich das revolutionäre Element, der Hochmuth des Geistes mit solcher Wucherkraft, daß es heute vielleicht kein Land giebt, wo jene offene Wunde unseres Zeitalters tiefer und so eiternd klafft, als im Herzen Europa's. In dem Maße, worin Deutschland sich revolutionirte, ver-

mehrte sich in Folge einer nothwendigen Consequenz sein Haß gegen Rußland. Unter der Last der Wohlthaten, die es von den Zaren empfangen, konnte Deutschland natürlich nur Haß gegen Rußland hegen, und der scheint jetzt seinen Culminationspunkt erreicht zu haben, weil er über alle Vernunft, ja über das Gefühl der eigenen Selbsterhaltung triumphirt.

Könnte ein so trauriger Haß ein anderes Gefühl als Mitleid einflößen, wahrlich! Rußland würde hinreichend durch den Anblick gerächt sein, den Deutschland in Folge der Februarrevolution der ganzen Welt gewährt. Die Geschichte kennt kein Beispiel, daß in der Nachahmung zügelloser Gewaltthaten ein Volk ein anderes so buchstäblich zum Vorbild genommen hätte. Die Bewegungen, welche die politische Ordnung in Deutschland über den Haufen werfen, und sogar die Existenz einer socialen Ordnung in Gefahr setzen, sind offenbar künstliche Erzeugnisse und lassen sich gewiß nicht dadurch rechtfertigen, daß man sie einem aufrichtig und allgemein gefühlten Bedürfniß zuschreibt. Allen, welche der Gabe, die Beweiskraft von Thatsachen zu beurtheilen, nicht verlustig gegangen sind, wird es daher von Stunde an klar werden, daß der Weg, den Deutschland zur Lösung seines politischen Systems eingeschlagen hat, nicht zur Einheit, sondern zur Selbstzerfleischung, zu einer entsetzlichen, unrettbaren Katastrophe führt.

Wahrlich! man wird bald erkennen, daß die einzigste Einheit, die für das wirklich historische Deutschland stattfinden kann, daß die einzigste Möglichkeit einer ernstlichen, für das Land passenden Einheit unauflösbar mit

dem politischen System verbunden ist, welchem es jetzt den Rücken zuwendet.

Während der letzten 30 Jahre, wol der glücklichsten seiner ganzen Geschichte, hat Deutschland einen hierarchisch constituirten, nach festen Prinzipien handelnden politischen Körper gebildet, und welchem Umstande — fragen wir — kann man allein ein so glückliches Resultat zuschreiben? Wem verdankt es seine Sicherheit? Offenbar nur dem aufrichtigen Einverständniß zwischen den beiden großen Mächten, welche die beiden Prinzipien vertreten, die sich seit drei Jahrhunderten die Herrschaft über Deutschland streitig machen. Ist es aber denkbar, daß ein so schwer zu erreichendes, ein so schwer zu bewahrendes Einverständniß so lange hätte dauern können, wenn sich Oesterreich und Preußen nach den großen Kriegen mit Frankreich nicht innig mit Rußland verbunden und stark auf dasselbe gestützt hätten? Das ist gerade die politische Combination, der Deutschland zu gleicher Zeit die einzigste für dasselbe mögliche Einheit und den 33jährigen Frieden verdankt, den es soeben gebrochen hat. Weder Haß noch Lüge sind im Stande, gegen diese Thatsache aufzukommen. Deutschland konnte in einem Anfall von Tollheit eine Allianz brechen, die, ohne ihm die geringsten Opfer aufzulegen, seine nationale Selbstständigkeit beschützte und sicherte, allein einer soliden und dauerhaften Basis hat es sich dadurch für immer beraubt. Dafür wird aber das revolutionäre Deutschland in kürzester Zeit eine ausgezeichnete Lektion erhalten, die um so fühlbarer sein wird, als man sie ihm aus unmittelbarer Nähe beibringen wird. Die da alle alten Autoritäten schwächten

und vernichteten und die politische Ordnung des Landes bis in ihre untersten Tiefen umwühlten, die dachten nicht daran, daß sie eben dadurch die gefährlichste aller Verwickelungen und einen Kampf auf Leben und Tod für Deutschlands Zukunft gewaltsamer Weise hervorriefen. Ich meine den Kampf der verschiedenen Nationalitäten. Daß es im Schooße dieses Deutschlands, von dessen Einheit man träumt, im Bergkessel Böhmens und in den slavischen Nachbarländern sechs bis sieben Millionen Menschen giebt, für die von Geschlecht zu Geschlecht seit Jahrhunderten Deutschland auch keinen Augenblick aufgehört hat, etwas noch viel Schlimmeres als ein feindliches Land zu sein und denen der Deutsche stets ein persönlicher Feind war — das hatte man vergessen. Es handelt sich hier wahrlich nicht um den literarischen Patriotismus einiger Gelehrten in Prag, so ehrenwerth er auch sonst sein möge, denn diese Männer haben der Sache ihres Vaterlandes große Dienste geleistet und werden deren noch ferner leisten. Allein das Leben Böhmens beschränkt sich nicht darauf, denn keines Volkes Leben bewegt sich in Büchern, es sei denn etwa das Leben des deutschen Volkes. Nein das Leben eines Volkes liegt in seinen Naturgefühlen und in seinem Glauben, und Bücher, die Wahrheit zu gestehen, sind viel mehr geeignet, es zu entnerven und zu entwürdigen, als es mit Leben zu beseelen. Was daher in Böhmen noch von dem alten Volksleben übrig ist, liegt in seinen hussitischen Glaubenslehren, in der stets wachen Protestation seiner unterdrückten slawischen Nationalität gegen die Usurpationen der römischen Kirche und der deutschen Oberherrschaft. Das ist das Band, wodurch es

mit seiner Vergangenheit voll Kampf und Ruhm noch immer zusammenhängt, und das ist das fehlende Glied, welches eines Tages die Lücke in der Kette, die den Czechen in Böhmen mit seinen Brüdern im Osten verbindet, vollständig ergänzen wird.

Auf diesen Punkt kann man nicht genug zurückkommen, denn es sind gerade jene alten sympathetischen Erinnerungen an die morgenländische Kirche, jene Rückblicke auf den alten Glauben, von denen das Hussitenthum zu seiner Zeit nur ein unvollkommener und entstellter Abdruck war, in denen sich der weite Unterschied zwischen Polen und Böhmen offenbart — Böhmen, welches das Joch der abendländischen Kirche nur gezwungen erträgt, und dem abtrünnig katholischen Polen, der fanatischen Schiitin des Occidents, die da immer bereit war, ihre eigenen Kinder zu verrathen.

Was wird Böhmen machen? was seine Nachbarvölker, Morawen und Slowaken, d. h. sieben bis acht Millionen Menschen derselben Sprache und derselben Abstammung? Strebt es nach eigener Unabhängigkeit und Selbstständigkeit, oder wird es sich dazu hergeben, in den lächerlichen Bund der künftigen germanischen Einheit einzutreten, die doch am Ende nie etwas Anderes sein wird, als die Einheit des Chaos? Böhmen wird trotz der Idee, von denen es heute, und trotz der politischen Institutionen, von denen es morgen beherrscht wird, dem allgemeinen Strom nicht widerstehen können. Es ist deßhalb kaum nöthig, hier die Worte des volksthümlichsten der böhmischen Patrioten zu wiederholen: „Böhmen — sagte Hanka im Jahre 1841 — wird nicht eher im

Besitze seiner selbst sein, bis Rußland wieder in den Besitz Galiciens getreten ist."

Die stete Gunst, die Rußland, der russische Name, sein Ruhm, seine Zukunft bis auf diesen Augenblick bei den Patrioten Prags genossen, ist um so bemerkenswerther, als sie selbst dann noch lebendig blieb, als unser getreuer Verbündeter Deutschland mit mehr Uneigennützigkeit als Gerechtigkeit sich zum Deckmantel der polnischen Emigration hergab, um die öffentliche Meinung, ja ganz Europa gegen uns aufzuhetzen. Alle Russen, die Prag während der letzten Jahre besucht haben, können bezeugen, daß die einzige Klage, die sie dort gegen unsre Nation zu hören hatten, sich auf die Zurückhaltung und Lauheit bezog, mit der man die Volkssympathien Böhmens bei uns aufzunehmen gewohnt war.

Die Feinde Rußlands waren immer wie versessen darauf, ihm für die Entwicklung seiner Größe in die Hände zu arbeiten. In Folge dieses Beschlusses der Vorsehung ist gegen Rußland ein neuer Feind aufgestanden, der in der Verwirklichung der russischen Zukunft eine große Rolle spielen und nicht wenig dazu beitragen wird, die Erreichung derselben zu beschleunigen. Dieser Feind ist Ungarn, wohlverstanden das magyarische Ungarn. Unter allen unseren Feinden haßt Ungarn Rußland mit dem wüthendsten Haß. Das magyarische Volk, bei dem sich — o wunderbarste aller Verkettungen! — die revolutionäre Sucht mit der Brutalität einer asiatischen Horde vereinigt, und von dem man mit ebensoviel Recht, wie von den Türken, behaupten kann, daß es in Europa nur campirt, lebt umgeben von slawischen Völkern, die ihm

alle gleich verhaßt sind. Ein persönlicher Feind dieser Völker, findet es sich nach Jahrhunderten von Aufregung und Verwirrung noch immer von ihnen wie in einem Gefängniß eingeschlossen. Alle diese Nachbarvölker, Serben, Kroaten, Slowaken, Siebenbürger, ja bis auf die Kleinrussen in den Karpathen sind Ringe einer Kette, die es für immer zerbrochen glaubte. Jetzt aber fühlt es eine Hand über seinem Haupte, die, wenn es ihr gefällt, diese Ringe wieder vereinigen und die Kette nach Belieben zusammenschnüren kann. Daher der instinktmäßige Haß der Magyaren gegen die Russen.

Auf der andern Seite haben sich die gegenwärtigen Parteiführer in ihrem Glauben an fremden Journalismus ernsthaft eingebildet, daß das magyarische Volk eine große Mission dem orthodoxen Westen gegenüber erhalten habe, und daß es vom Schicksal auserkoren sei, dem Endziel Rußlands einen Damm vorzusetzen.

Auf der ganzen Militärgrenze, deren Bevölkerung zu drei Viertheilen aus orthodoxen Slawen besteht, giebt es auch nicht eine Kolonistenhütte, wo nicht selbst nach den Aussagen österreichischer Reisenden neben dem Portrait des Kaisers von Oesterreich noch das eines andern Kaisers zu finden wäre, den seine treugesinnten Völker hartnäckig als den einzig legitimen betrachten. Warum soll man sich dies länger verschweigen? Ist es wahrscheinlich, daß das Erdbeben, welches den Occident erschüttert, an den Thoren des Orients stille stehen werde? Ist es auch nur denkbar, daß in diesem Kampfe auf Leben und Tod, in diesem Kreuzzug der Gottlosigkeit, den die Revolution, nachdem sie sich zur Herrin von drei Vier-

theilen des westlichen Europa gemacht, nun gegen Rußland führt — ist es möglich, daß unter solchen Verhältnissen der slawische, orthodoxe Osten, dessen Leben so innig mit dem unsrigen verbunden ist, sich im Fortgange des Kampfes anderswo als auf unsrer Seite befinden könnte?

Im Gegentheile, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Kampf gerade auf dieser Seite beginnen wird. Denn man kann vorhersehn, daß die Propaganden, welche den Osten bearbeitet haben, die katholische Propaganda, die revolutionäre Propaganda, so schroff sie sich auch dem Wesen nach gegenüberstehn, aber innig verbunden vom gemeinschaftlichen Hasse gegen Rußland, sich alle jetzt mit verdoppeltem Eifer ans Werk begeben werden. Halte man sich dessen nur überzeugt, sie werden vor Nichts zurückschrecken, um ihr Ziel zu erreichen. Aber großer Gott! was würde das Loos aller jener Völker sein, die christlich wie wir, nur ein Gegenstand der abscheulichsten Intriguen sind, wenn sie unter den gegenwärtigen Gefahren von der einzigen Autorität verlassen würden, die sie in ihren Gebeten um Schutz und Beistand anflehen! Kurz, welch eine fürchterliche Verwirrung würde entstehen, wenn im Kampfe des Ostens mit der Revolution der legitime Monarch, der orthodoxe Kaiser des Orients noch einen Augenblick zögerte, jenen Völkern zu Hülfe zu eilen!

Nein, es ist unmöglich, die Vorahnungen von tausend Jahren täuschen sich nicht! Rußland, das Land des Glaubens, wird seine Treue und seinen Glauben im Augenblick der Gefahr beweisen. Rußland schrickt nicht zurück

vor der Hoheit seiner Bestimmungen, wird nicht zurückbeben vor der Erfüllung seiner Mission.

Wann aber ist seine Mission klarer und einleuchtender gewesen, als gerade jetzt? Gott hat sie mit feurigen Buchstaben an den gewitterschwarzen Himmel geschrieben.

Der Occident ist im Untergehen. Alles stürzt zusammen und verschwindet im verzehrenden Feuer. Das Europa Karl des Großen so gut wie das Europa der Traktate von 1815, das Papstthum in Rom und alle Königreiche des Ostens, der Katholicismus und der Protestantismus, der Glaube so lange verloren, die Vernunft zur Absurdität herabgewürdigt, die bürgerliche Ordnung fortan unmöglich, unmöglich auf immer die Freiheit — Alles geht unter, und über all den Ruinen, im Namen der Freiheit aufgethürmt, steht die Civilisation und erwürgt sich mit ihren eigenen Händen.

Und wenn wir nun wie eine heilige Arche über diesem unermeßlichen Meer von Vernichtung ein anderes, noch viel unermeßlicheres Reich sehen, wer wird da noch an der göttlichen Sendung desselben zweifeln! Und ziemt es uns, seinen Kindern, jetzt zu zweifeln und zu zagen? —

Druck von Pontt & von Döhren in Hamburg.

Der

Russische Hof

von

Peter I. bis auf Nikolaus I.

Mit einer Einleitung:

Rußland vor Peter dem Ersten.

Von

Magnus Jakob von Crusenstolpe.

Fortgesetzt von

C. Volckhausen.

Neunter Band.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1860.

Nikolaus I.

Von der

Intervention in Ungarn

bis

zum Tode des Zaren.

Von

C. Volckhausen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1860.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Rückblick. — Einfall der Russen in Siebenbürgen. — Dieselben flüchten vor Bem. — Die Intervention wird zwischen Rußland und Oesterreich verabredet. — Paskewitsch dringt in Ungarn ein. — Görgey und die ungarische Landesregierung. — Gefecht bei Waitzen. — Rückzug Görgey's. — Verhandlungen desselben mit den Russen; manierliche Kriegführung der letzteren. — Schlacht bei Debreczin. — Josef Bem, dessen Operationen in Siebenbürgen. — Schlacht bei Temesvar. — Görgey und Kossuth. — Die Diktatur Görgey's. — Vilagos. — Manifest Nikolaus I.

Am 6. Juli 1848 hatte die russische Regierung in einem Rundschreiben an ihre Agenten erklärt, es sei ihr Princip, sich in keiner Weise in die inneren Angelegenheiten der Länder zu mischen, welche ihre Organisation verändern wollten, — im Frühlinge des folgenden Jahres intervenirte sie bereits mit Waffengewalt in Ungarn.

Woher kam dieser Wechsel in dem Verhalten des Kaisers aller Reußen?

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben schwerlich auf irgend einen Monarchen tiefern Eindruck gemacht als auf den Kaiser Nikolaus. Die erste Kunde von den Februar- und Märztagen versetzte ihn in einen maßlosen Zorn, er drohte mit der geballten Faust, er bereitete sich

vor zu einem Kreuzzuge gegen die Rebellen des Westens. Dann besann er sich und gab die Kriegspläne auf; der berechnende Verstand gewann die Herrschaft über das unmittelbare Gefühl; er nahm nun die Miene eines wohlmeinenden Nachbarn an, der sich tief gekränkt fühlte, daß man Mißtrauen gegen ihn hegte. Es war eine harte Aufgabe für Nikolaus, sich so zu verstellen, für ihn, der seit der Julirevolution gewohnt war, seine Machtsprüche von den Monarchen und Völkern respektirt zu sehn. Er wurde nervös und aufgeregt, und man fand, daß er rasch altre. Es kostete ihn große Mühe, ein unthätiger Zuschauer bei all den Thatsachen der Revolution und Contrerevolution zu bleiben, die sich in jenem Jahre auf einander drängten; mehr als einmal durchbrach seine Ungeduld die angenommene, ruhig wartende Haltung. So bot er dem Kaiser von Oesterreich Geld und Truppen zur Bekämpfung der Italiener, so brach er alle Beziehungen zu dem Hofe von Turin ab, als Karl Albert sich mit den Rebellen Italiens verband, so wollte er seinem „geliebten Schwager" in Berlin unverlangte militärische Unterstützung senden, nachdem der preußische Staat vom Ministerium Brandenburg-Manteuffel durch Sprengung der Nationalversammlung „gerettet" war, so belobte er den Fürsten Windischgrätz, den Banus Jellachich und den Feldmarschall Radetzki in eigenhändigen Schreiben und beschenkte sie mit russischen Orden. Im ungarischen Kriege fand die lang verhaltene Kampflust Nikolaus I. endlich eine Gelegenheit, sich auszutoben.

Es war am 4. Februar 1849, als die Russen zum Erstaunen Europas in Siebenbürgen einrückten und mit

6000 Mann Kronstadt, mit 4000 Mann Hermannstadt besetzten. Sie waren von den Oesterreichern **gerufen**. Die tapfern Schaaren Bem's bedrohten jene beiden Städte, das in der Nähe befindliche österreichische Truppencorps war zu schwach, Aussicht auf Hülfe der kaiserlichen Hauptarmee nicht da, — da hatten sich die Municipalräthe an den in der Wallachei commandirenden russischen General Lüders gewandt. „Lediglich im Interesse der Menschlichkeit", sagten die städtischen Behörden in einem Briefe an die Allgemeine Zeitung, indem sie Bem's Truppen als Räuber und Mordbrenner darstellten, — „lediglich im Interesse der Menschlichkeit" wiederholten die Journale von St. Petersburg, und ein russisches Circular an die diplomatischen Agenten im Auslande fügte hinzu, daß die Ueberschreitung der Grenze nur als eine lokale Maßregel, nicht als eine bewaffnete Intervention zu betrachten sei, daß die Truppen zurückgezogen werden sollten, sobald die Gefahr vorüber.

Das österreichische Ministerium gab sich den Anschein, als sei die Berufung der Russen ganz ohne sein Wissen und wider seinen Willen geschehen. Es schob anfangs alle Schuld auf die städtischen Behörden. Dann stellte sich jedoch heraus*), daß Kaiser Nikolaus in Voraussicht eines Hülfegesuchs den General Lüders angewiesen hatte, die Grenze nur dann zu überschreiten, wenn die obere Militärbehörde darum bitte, und daß wirklich ein schriftliches Gesuch der österreichischen Generale ausgefertigt war. General Puchner wurde nun der Sünden-

*) Vgl. das russische Circular vom 21. Febr. 1849.

bod des österreichischen Ministeriums. Er habe eigenmächtig diesen Schritt gethan, hieß es, das Einrücken der Russen in Siebenbürgen sei ein bedauerlicher Vorfall, sagte ein Minister am 3. März auf dem Reichstage zu Kremsier, und ein Offizier sei abgesandt, der die Russen zu sofortigem Rückzuge auffordern solle.

Dieser Offizier ist niemals im russischen Hauptquartier angekommen, auch von den andern energischen Maßregeln, welche die Minister versprachen, ist keine zur Ausführung gebracht; der Abmarsch der Russen jedoch erfolgte — aus einem anderen Grunde.

Am 11. März 1849 erschien Bem unvermuthet vor dem befestigten Hermannstadt, warf die vor dem Thore sich in Schlachtordnung stellenden Russen über den Haufen, drängte sie zurück in die Vorstädte, dann in die innere Stadt und nahm diese mit Sturm. Auch der Rothenthurmpaß, in welchem der flüchtige Feind sich festgesetzt hatte, fiel in Bem's Hände: in der Nacht vom 15.—16. März überraschte der rastlose Pole von neuem die Russen, trieb sie auf walachisches Gebiet, drängte ein paar österreichische Regimenter gleichfalls über die Grenze und zog am 19. März, ohne Widerstand zu finden, in Kronstadt ein; auch die dort befindlichen Russen verließen Siebenbürgen.

Diese schimpfliche Retirade seiner Truppen hat den Kaiser von Rußland ohne Zweifel gereizt, zumal deßhalb gereizt, weil der Sieger Josef Bem hieß, aber der Entschluß, in Ungarn zu interveniren, darf nicht davon abgeleitet werden.

Dieser Entschluß stand längst fest, und der Ein-

marsch in Siebenbürgen war nur ein verunglückter Versuch ihn auszuführen, obwol Baron Brunnow, der russische Gesandte in London, die Versicherung gab, es liege nicht in den Absichten seines Kaisers, seine Truppen in Folge ihres Rückzuges von Hermannstadt in Siebenbürgen einrücken zu lassen.

Im November 1848 hatte der englische Gesandte in Wien, Lord Ponsonby, bereits an sein Kabinet geschrieben, daß Rußland in Ungarn interveniren werde. Seitdem waren die Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg im tiefsten Geheimniß weitergeführt. Unter der Diplomatie und Generalität Rußlands war wenig Neigung für die Intervention; ein Kabinetskonseil, in welchem die Angelegenheit erörtert wurde, entschied sich in seiner Majorität, zu der auch Paskewitsch gehörte, dagegen, weil die daraus erwachsenden Gefahren nicht abzusehen seien. Aber der Kaiser hatte dekretirt, die Intervention solle stattfinden; seine Gründe theilte er nicht mit. Von Oesterreich forderte er als Bedingung der Hülfe die Aufhebung der Verfassung.

Inzwischen errang die ungarische Revolution in den Monaten März und April des Jahres 1849 ihre glänzendsten Erfolge. Am 4. März hob Franz Josef die Verfassung Ungarns auf, der Reichstag in Debreczyn beantwortete den Gewaltakt mit der Unabhängigkeitserklärung, und seitdem folgte eine Niederlage der Oesterreicher der andern. Nicht nur, daß Bem Siebenbürgen eroberte, auch in den andern Theilen Ungarns wurden die dort operirenden kaiserlichen Corps nach der Reihe geschlagen, die Magyaren warfen den Feind im Süden

zurück, sie zogen in Pesth ein, sie entsetzten Komorn, sie erstürmten Ofen, sie bedrohten Wien, — der habsburgische Thron wankte, der österreichische Kaiserstaat war der Auflösung nahe. An den Zaren erging die dringende Bitte, mit seiner versprochenen Hülfe zu eilen. Die officielle Wiener Zeitung vom 1. Mai theilte nun mit, daß Oesterreich russische Hülfe zugesagt sei. Fürst Schwarzenberg reiste unmittelbar darauf nach Warschau, wo auch Nikolaus eingetroffen war. Am 8. Mai erließ dieser ein Manifest, worin er seinen Entschluß, die erbetene Hülfe zu leisten, aussprach.

Im Eingange dieses merkwürdigen Schriftstückes wird der allgemeinen Lage Europa's gedacht und auf die Proklamation vom 14.—26. März 1848 hingewiesen, worin den „Heiden" mit der Rache Rußlands gedroht war. Dann wird erzählt, wie die Revolution sich auch nach dem Osten ausgedehnt habe. Der Einmarsch der russischen Truppen in die Donaufürstenthümer, heißt es prahlend weiter, habe genügt, die Ruhe daselbst wieder herzustellen. „Aber in Ungarn und Siebenbürgen", fährt das Manifest dann wörtlich fort, „haben die Anstrengungen der österreichischen Regierung, deren Kräfte durch einen Krieg mit auswärtigen und inneren Feinden auf einem andern Punkte ihres Gebietes getheilt waren, den Aufstand noch bis heute nicht bewältigen können. Die Empörung, durch den Einfluß unserer polnischen Verräther des Jahres 1831 und durch Verstärkung von Flüchtlingen und Vagabonden anderer Länder unterstützt, ist zu einer immer drohenderen Ausdehnung gelangt. Inmitten dieser verhängnißvollen Ereignisse hat uns Se. Majestät der Kaiser

von Oesterreich eingeladen, ihm gegen den gemeinsamen Feind beizustehen, und wir werden uns diesem Rufe nicht entziehen. Nachdem wir den Gott der Schlachten und den Herrn der Siege angerufen haben, die gerechte Sache zu beschützen, hat unser Heer Befehl erhalten, sich in Marsch zu setzen, um den Aufstand zu unterdrücken und die frechen Wühler zu vernichten, welche auch die Ruhe unsrer Staaten bedrohen. Wenn Gott mit uns ist, so wird uns Niemand widerstehen können, davon sind wir überzeugt. So denken alle unsere Unterthanen. Jeder Russe theilt unsere Hoffnung, und Rußland wird seinen heiligen Beruf erfüllen."

Es ist hart, fremde Hülfe anzugehn, das Härteste aber ist, die herrischen und hochmüthigen Manieren des Helfers geduldig ertragen zu müssen. Oesterreich hat das 1849 erfahren. Nikolaus ersparte ihm keine Demüthigung, und dies Manifest war nicht die kleinste. Kein Wort der Anerkennung ist darin gegen den hülfesuchenden Kaiser, — nicht einmal Bundesgenosse wird derselbe genannt; das Wort ist offenbar absichtlich vermieden, damit nicht an einen Pakt zwischen zwei Gleichstehenden gedacht werde; alle Welt soll es wissen: ein Starker leistet Hülfe einem Schwachen; der österreichische Staat und dessen Armee ist soweit heruntergekommen, daß sie die von Rußland zu Paaren getriebenen polnischen Verräther von 1831, die Flüchtlinge und Vagabonden anderer Länder nicht mehr bewältigen kann, — der Zar wird sie besiegen mit Gottes Hülfe! Das Manifest wirft allerdings ein Wörtchen davon hin, daß die magyarische Revolution auch die Ruhe Rußlands bedrohe,

aber das geschieht nur so ganz beiläufig, von der Schlappe, welche russische Regimenter in Siebenbürgen erlitten hatten, ist gar keine Rede.

Am 21. Mai kam Franz Josef nach Warschau, um mit dem Kaiser von Rußland weitere Verabredungen zu treffen hinsichtlich der Intervention. Nikolaus versprach 240,000 Mann, von diesen sollten 150,000 M. in Ungarn selbst operiren, 50,000 M. in Galizien, 40,000 in der Walachei als Reserve stehen bleiben.

Die zur Intervention bestimmten Truppen standen im südwestlichen Theile des russischen Reiches bereit. Diejenigen Corps, welche in Ungarn selbst einbrechen sollten, überschritten nun auch sofort die galizische Grenze und sammelten sich bei Dukla, einem Städtchen, das am Nordabhange der Karpathen liegt. Hier schlug Paskewitsch, der zum Führer dieser Armee ernannt war, sein Hauptquartier auf, und Nikolaus selbst kam dahin, die Truppen zu mustern und ihren Enthusiasmus zu entflammen.

Aber den Oesterreichern dauerte die Ankunft der Retter immer noch zu lange: der Ministerpräsident Fürst Schwarzenberg und der Feldzeugmeister Welden ersuchten Paskewitsch, sofort 25,000 M. zur Verstärkung der oberen Donauarmee zu schicken. Paskewitsch sandte 15,000 M. unter Paniutin, sie langten schon am 3. Juni in Preßburg an, fochten bei Zsigard am 16. Juni, bei Pered am 20. und 21. Juni, bei Raab am 28. Juni, bei Komorn am 2. Juli mit und entschieden nach den übereinstimmenden Berichten der Ungarn und Russen den Sieg für die Oesterreicher.

Inzwischen hatte auch die russische Hauptarmee die Grenze Ungarn's überschritten, — die stärkste Abtheilung unter Paskewitsch passirte am 16. Juni die Karpathen von Dukla aus in der Richtung auf Bartfeld zu, die andere Abtheilung führte Rüdiger weiter westlich über Neumark nach Ungarn, ein kleineres Corps unter Grabbe marschirte auf dem äußersten rechten Flügel im Thale der Arva aufwärts. Die ungarischen Streitkräfte im Norden waren zu schwach, um Widerstand zu leisten. General Wysocki zog sich unter unbedeutenden Scharmützeln nach Eperies, dann nach Kaschau und Miskolcz zurück, Alles mit sich fortführend, was an Proviant und Munition in der Gegend war. In Miskolcz machte Paskewitsch Halt, theils um Spitäler zu errichten, — denn am 24. Juni brach die Cholera im russischen Heere aus und raffte täglich 60—100 Menschen in jedem Armeecorps hinweg, — theils um die Zufuhren an Lebensmitteln abzuwarten, die aus Galizien eintreffen sollten. Die Entsendung kleinerer Detachements nach Tokay und Debreczin abgerechnet blieb die Armee bis zum 10. Juli in und um Miskolcz stehen, dann rückte sie weiter auf der Straße nach Pesth, am 12. war das Hauptquartier in Gyöngyös, am 14. in Hatvan; hier fand der erste Zusammenstoß mit der Armee Görgey's Statt.

Die ungarische Regierung hatte lange nicht an eine Intervention Rußlands glauben wollen, sie hielt es für unmöglich, daß Deutschland, Frankreich und England eine solche zugeben würden, sie rechnete noch auf das Mißtrauen und auf den Haß gegen den Zaren, der sich im Jahre 1848 so laut und so allgemein ausgesprochen hatte.

Diese Rechnung war indeß ohne den Wirth gemacht. Es war darin vergessen, daß die europäische Bewegung bereits rückläufig war, daß in Paris wie in Berlin die Reaktion wieder am Ruder saß, und daß in England derselbe Mann die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Händen hatte, der die Vernichtung Polens geduldet. Um Westeuropa keinen Anstoß zu geben, versäumten die Ungarn es, den Vorschlag Dembinski's zu befolgen und die Revolution nach Polen zu tragen, — aus demselben Grunde nahmen sie Anstand, auf Wien zu marschiren; und weil sie Westeuropa keinen solchen Anstoß gegeben hatten, so glaubten sie, auf dessen Schutz gegen eine russische Intervention zählen zu dürfen und verschoben es bis auf die letzte Stunde, sich selbst bis an die Zähne zu waffnen. Als die Konvention zwischen den beiden Kaisern abgeschlossen war, rief Kossuth freilich das Volk gegen die Russen, die Feinde der Freiheit, der Unabhängigkeit und der Religion zu den Waffen, er forderte auch komischerweise die Priester auf, dem Landsturme voranzugehn, ermunterte zum Fasten und Beten und befahl allen Bewohnern der Grenzen, sich mit Hab' und Gut ins Innere des Landes zurückzuziehen. Aber es war zu spät, den Russen an der Grenze einen heißen Empfang zu bereiten. Außerdem stellte sich ein anderer Uebelstand heraus, der völlige Mangel einer einheitlichen militärischen Leitung, und eine unheilbare Disharmonie unter den Generälen. Das Kriegsministerium gab Befehle, Kossuth gab Befehle, die Heerführer gaben Befehle, und Keiner nahm Rücksicht auf die Befehle des Andern. Nach dem 14. April, nach der Unabhängigkeitserklärung, wo Kossuth

zum Gouverneur von Ungarn ernannt war, hatte eine neue Vertheilung der Ministerien stattgefunden, und das Portefeuille des Krieges war den Händen Görgey's anvertraut. Zwei Beweggründe mochten Kossuth bei dieser Wahl geleitet haben: einestheils die Anerkennung, daß Görgey das Talent und die Energie besitze, die militärischen Kräfte zu organisiren, anderntheils der Wunsch, den gefährlichen Mann vom Heere zu entfernen. Aber Kossuth erreichte, indem er es gestattete, daß Jener sich als Kriegsminister vertreten ließ und den Armeebefehl behielt, weder das Eine noch das Andere. Klapka übernahm in Stellvertretung Görgey's zu Anfang Mai das Kriegsministerium. Nun wurde ein Versuch gemacht zu reformiren. Kossuth erließ ein Dekret, worin er die bisherige Willkür der Feldherrn tadelte und eine strenge Unterordnung derselben unter das Kriegsministerium verlangte. Am meisten jedoch kam auf die Armee der oberen Donau und ihren Führer Görgey an, und zwischen diesem und dem stellvertretenden Kriegsminister herrschte eine verhängnißvolle Differenz über die Kriegsoperationen.

Die Magyaren hatten im Frühling 1849 — abgesehen von einigen kleineren Corps — vier Armeen im Felde: eine in Siebenbürgen unter Bem, eine zweite im Süden unter Vetter, eine dritte im Norden unter Wysocky, eine vierte an der oberen Donau unter Görgey. Diese letztere war die an Zahl bedeutendste und an moralischem Muthe tüchtigste, sie belief sich auf 50,000 M. mit 209 Stücken Geschütz und 7200 Pferden, während die Totalsumme der Streitkräfte des Landes auf 135,000 M. mit 400 Kanonen berechnet wurde. Für diese Armeen

ward im Ministerrathe am 12. Mai folgender Operationsplan festgesetzt: die größere Hälfte der Donauarmee, 30,000 M., solle sich in die Festung Komorn werfen und von da aus die österreichische Hauptarmee möglichst in Schach halten, die andere kleinere Hälfte, 20,000 M., solle als Observationscorps auf dem linken Donauufer agiren und je nach den Umständen sich mit der gegen die Russen aufgestellten Nordarmee oder mit der Besatzung Komorn's vereinen. Im Fall die Russen vorrückten, würde sich dies Observationscorps wie die Nordarmee an die Theiß zurückziehn, wo sich inzwischen die Reserven gesammelt hätten. Die Südarmee habe die Belagerungen der Festungen Arad und Temesvar fortzusetzen, Bem aber das Kommando in Siebenbürgen an den Oberst Ccetz abzugeben und auf dem rechten Donauufer aufwärts zu marschiren, um sich mit Komorn womöglich in Verbindung zu setzen.

Daß dieser Plan nicht zur Ausführung kam, lag zunächst an Görgey. In den letzten Tagen des Mai übernahm er selbst das Kriegsministerium, ernannte Klapka zum Befehlshaber in Komorn, enthob Dembinski des Kommandos der Nordarmee, Perczel des Kommandos der Südarmee, setzte Wysocky und Vetter an deren Stelle und richtete eine sogenannte Centralkriegskanzlei in Ofen ein. Der Operationsplan Klapka's wurde ignorirt und ein ganz entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen, es wurden Vorbereitungen getroffen, an der oberen Donau gegen die österreichische Armee die Offensive zu ergreifen.

Keine strategischen Gründe waren es, welche Görgey zu diesem Entschluß veranlaßten, sondern politische Gründe.

In seinen Memoiren giebt er darüber ausführliche Auskunft; kurzgefaßt verhielt sich die Sache folgendermaßen:

Görgey war damals bereits entschlossen, der ungarischen Revolution das Genick zu brechen. Sucht man nach dem ersten Keime dieses Entschlusses, so findet man ihn ohne Mühe in dem Verdruß eines wohlgeschulten Soldaten über die sogenannte Anarchie der Massen und über das parlamentarische Treiben, worin sich kein übergroßer Respekt vor den Epauletten und Uniformen zeigte. In dieser verdrießlichen Stimmung sah der superkluge Mann überall Mißgriffe und Fehler, für sich selbst persönliche Kränkungen. Mit seinem Waffenglück stiegen seine Ansprüche. Im Bewußtsein seiner Popularität bei der Armee betrachtete er bald den Liebling des Volks, Kossuth, nur als seinen glücklicheren Nebenbuhler, der ein Stein auf seinem Wege war. Er riß Wachtstubenwitze über die Fehler des letzteren und verstand die glänzenden Eigenschaften desselben nicht zu würdigen; überhaupt nicht fähig, sich einer Idee hinzugeben, hatte er vor Kossuth nicht einmal die Achtung, die er dem Erwählten der Nation unter allen Umständen schuldig gewesen wäre; er haßte denselben mit aller Bitterkeit, deren seine durchaus selbstsüchtige Natur fähig war. Und als die Spuren dieses Hasses offen zu Tage traten und in Folge davon das allgemeine Mißtrauen gegen Görgey rege wurde, so betrachtete dieser das Mißtrauen als ein neues Unrecht gegen sich und als eine neue Kränkung. Er suchte nur noch nach einer passenden Gelegenheit, nach einem plausiblen Vorwand, um offener gegen Kossuth aufzutreten. Auch dieser Vorwand fand sich nur zu

bald. Die Unabhängigkeitserklärung, so motivirt sie durch die Vernichtung der ungarischen Constitution von 1848 war, hatte in der Armee ihre Gegner, — theils solche, die einer republikanischen Staatsform überhaupt abgeneigt waren, theils solche, die den Eid, welchen sie dem constitutionellen Könige Ferdinand V. geschworen, durch jene Erklärung verletzt glaubten; auch unter den Mitgliedern des Reichstages gab es einige, welche freilich nicht gewagt hatten, gegen die Losreißung von Oesterreich zu stimmen, aber nachher keinen Anstand nahmen, heimlich dagegen zu conspiriren. Auf diese Malcontenten baute Görgey seinen Plan, den Reichstag mit Waffengewalt zur Aufhebung des Gesetzes vom 14. April zu zwingen. Der Plan war reif Ende Mai, aber die Ausführung erwies sich unthunlich. Bei einer Zusammenkunft des Generals mit den Conspirateurs des Reichstags fand der Plan des ersteren durchaus keinen Anklang, man rief ihm vielmehr einstimmig entgegen: „keine Militärrevolution!" „keine Säbelherrschaft!" In der Armee aber brachte gerade damals die Hinrichtung dreier kriegsgefangener ungarischer Offiziere — Haynau ließ dieselben hängen — eine solche Erbitterung gegen Oesterreich hervor, daß es eine Tollkühnheit gewesen wäre, gegen die Losreißung von Oesterreich aufzutreten. Görgey vertagte also seinen Plan und begnügte sich vorläufig damit, seine Anhänger an einflußreiche Stellen zu bringen. Er forderte ihm ergebene Offiziere auf, sich um Repräsentantenstellen zu bewerben, er enthob Perczel, Dembinski und Guyon ihrer Kommandos, weil sie zur Partei Kossuths gehörten, und er hatte nach eigenem

Eingeständniß Bem dasselbe Schicksal aus demselben Grunde zugedacht. Alsdann entschloß er sich zur Offensive gegen die österreichische Armee. Görgey kalkulirte so: Wenn ich die feindlichen Armeen von neuem geschlagen haben werde, so wird einestheils dadurch meine, des Siegers, Popularität wachsen und ein von mir unternommener Staatsstreich überhaupt weniger Widerstand finden, anderntheils ist es aber auch vortheilhaft, gerade die Oesterreicher anzugreifen und nicht etwa die Russen, denn die Zurücknahme der Unabhängigkeitserklärung kann im Falle eines Siegs über jene nicht als Furcht, sondern nur als Selbstverleugnung ausgelegt werden; ich werde Oesterreich dann einen ehrenvollen Vergleich anbieten, und wird dieser abgelehnt, auf Tod und Leben kämpfen.

Dieser Kalkül, der augenscheinlich nichts Anderes bezweckte als die Verdrängung Kossuths und die Vordrängung Görgey's, scheiterte an der Voraussetzung, daß sich die Oesterreicher dem ehrgeizigen General zu Gefallen schlagen ließen. Er griff wiederholt an, — bei Zsigard und bei Pered — aber einen Sieg erfocht er nicht.

Das Mißlingen dieser Angriffe bringt Görgey auf andere Gedanken: die Russen dringen von Norden heran, die Oesterreicher halten Stand — er sieht ein, daß seine Armee und sein Volk ihn im Stich lassen würde, wenn er die Unabhängigkeitsakte unter diesen Umständen antasten wollte, er giebt den Plan eines Staatsstreiches auf. Aber er giebt den Plan nur auf, um einen nicht minder verderblichen in Ausführung zu bringen. Er kann seinen Zweck nicht erreichen, so sollen wenigstens auch Kossuth und dessen Partei den ihrigen nicht erreichen. Er

giebt die Rettung Ungarns auf, er will keinen Versuch mehr dazu machen, er überläßt das Land den andringenden Russen und räth, mit ihnen zu parlamentiren; sich selbst und der Donauarmee stellt er nur eine Aufgabe: die Waffenehre aufrecht zu erhalten und zu diesem Zweck noch einen verzweifelten Schlag gegen Oesterreich zu führen. Er weiß seinen Vorschlag, in der Gegend von Komorn, auf dem rechten Donauufer auch ferner offensiv zu agiren, dem Ministerrath und Kossuth in so glänzendem Lichte darzustellen, daß diese für einen Augenblick sich blenden lassen und darin willigen. Allein gleich darauf ergreift die österreichische Armee selbst die Offensive, drängt Görgey bei Raab (28. Juni) zurück, und Kossuth verlangt entschieden, daß der Rückzug sofort angetreten werde. Görgey verspricht das, hält aber sein Wort nicht und wird von der Regierung des Oberkommandos entsetzt. Inzwischen hat er bei Komorn am 2. Juli einen Angriff der Oesterreicher tapfer — wenn auch nicht besonders glücklich — ausgehalten und ist selbst verwundet. Die Armee ist unzufrieden, daß man ihr den tapferen Führer nehmen und den wenig geachteten General Meszaros dazu machen will: eine Deputation geht ab, die Regierung um Rücknahme des Dekrets zu ersuchen und ihr zu drohen, daß ein Theil der Oberoffiziere im entgegengesetzten Falle seine Entlassung geben werde. Einem solchen Wunsche Gewährung zu versagen, ist jedenfalls gefährlich, und Kossuth wagt es nicht, die Verantwortung auf sich zu laden. Er ernennt Meszaros allerdings zum Oberkommandanten und General Aulich zum Kriegsminister, aber läßt Görgey das Kommando der Donau-

armee. Der letztere ist nach diesen Vorgängen natürlich nicht geneigter, sich dem Operationsplane der Regierung zu unterwerfen, aber er trägt seine Opposition nicht mehr so offen zur Schau; er beharrt darauf, die Offensive gegen die Oesterreicher zu ergreifen, aber um sich zu decken, läßt er vom Kriegsrathe den Beschluß dazu fassen. Die Offiziere erklären sich für noch einen Versuch, wenn auch dieser mißlingt, dann soll sich die Armee zurückziehn an die Theiß. Am 11. Juli führt Klapka — denn Görgey leidet noch an der Kopfwunde — das ungarische Heer noch einmal gegen die österreichischen Linien vor Komorn, aber trotz aller Tapferkeit gelingt es ihm nicht, dieselben zu durchbrechen, nach einem mörderischen Kampfe weicht er in die Verschanzungen zurück. Jetzt ist Görgey zum Nachgeben genöthigt, und am 12. Juli tritt er den Rückzug an. Es ist die höchste Zeit; nur dem säumigen Anmarsch der Russen ist es zu danken, daß ein Rückzug überhaupt noch möglich. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wenige Märsche für Paskewitsch genügt hätten, um von Hatvan aus den Oesterreichern vor Komorn die Hand zu bieten. Die ungarische Hauptarmee war dann in der Festung eingeschlossen mit der traurigen Aussicht, in wenigen Wochen ausgehungert zu sein.

Görgey führte seine Armee*) also donauabwärts, er hoffte den Weg noch frei zu finden, sich bis Waitzen in der Nähe des Flusses halten und dann direkt nach

*) Görgey giebt die Stärke dieser Armee auf c. 27,000 M. an. S. dessen Memoiren, erschienen bei Brockhaus, Leipzig 1852. Nach Anderen zählte die Armee 30,000 M. und 148 Kanonen.

der Theiß-Ebene marschiren zu können. Von den Oesterreichern ward der Rückzug nicht gestört, sie hatten Nichts davon bemerkt, und wähnten Görgey noch in Komorn. Aber am 15. Juli früh stieß sein Vortrab auf die Posten der Russen, die Waitzen, das am linken Donauufer liegt, bereits mit einem Kavallerieregiment besetzt hatten. Nach kurzem Vorpostengefecht indeß räumten sie die Stadt, die Ungarn folgten und stellten sich südöstlich von Waitzen auf. Auf dem bergichten Terrain daselbst begann um Mittag ein hitziges Gefecht, der russische Generaladjutant Rüdiger, begleitet vom Großfürsten Konstantin, zweiten Sohne Nikolaus I., führte von Hatvan aus 24,000 M. zur Unterstützung der vorgeschobenen Reiterei und Artillerie ins Feuer, es wurde gekämpft bis tief in die Nacht, aber ohne Entscheidung. Die Magyaren behaupteten, obwol nur etwa die Hälfte ihrer Armee am Kampfe Theil nahm, ihre sämmtlichen Positionen. Während der Nacht bot der russische Feldherr Paskewitsch Alles auf, seine übrigen Truppen zu concentriren, er blieb die ganze Nacht zu Pferde, um am 16. mit Uebermacht einen entscheidenden Schlag zu führen. Aber der Morgen des 16. brach an, und die Dispositionen waren noch nicht befolgt, der Mittag kam, es wurde Abend, bis Alles zum Angriffe bereit war. So setzte Paskewitsch die Schlacht auf den 17. an.

Früh, beim ersten Grauen des Tages, sprengten einige russische Kavallerieregimenter gegen die Stellung der Ungarn vor; zu ihrem Erstaunen fanden sie keinen Widerstand und erreichten ungehindert die Höhen südöstlich von Waitzen, ohne auf Truppen zu stoßen. Görgey

hatte seinen Plan, direkt nach der Theiß zu ziehen, aufgegeben und dagegen den kühnen Entschluß gefaßt, sich nordwestlich zu wenden, die russische Hauptarmee zu umgehen, und dann über Miskolcz und Tokay die Vereinigung mit den Corps des Südens zu suchen; bereits am 16. um 7 Uhr Abends zog er seine Truppen zurück, nur die Arrieregarde dem Feinde gegenüber stehen lassend.

Die Russen eilten von den Höhen herab gegen Waitzen vor, trafen auf die ungarische Nachhut, warfen sie in die Stadt zurück, drangen zugleich mit ihr in dieselbe ein und nahmen im ersten Anlauf vier Stück Geschütze. Nun aber ermannen sich die Gegner, Verstärkung von einem der abziehenden Corps eilt herbei, die Bürger Waitzen's betheiligen sich am Kampf, — die Russen verlieren drei der eroberten Kanonen, sie werden aus der Stadt hinausgeworfen. Paskewitsch ist genöthigt, eine imposantere Macht aufzubieten, vor dieser räumen die Ungarn fechtend und wohlgeordnet die Stadt und die umliegenden Höhen.

In den nächsten Tagen, am 18., 19. und 20. Juli, machte der russische Heerführer sehr mühevolle aber auch sehr nutzlose Versuche, die ungarische Armee zu erreichen. Die letztere zog über Retsag, Badkert, Balassa-Gyarmat, Lossoncz nach Rimaszombat; die Russen griffen hie und da die Nachhut an, holten sich aber nur blutige Köpfe.

Paskewitsch versuchte jetzt ein anderes Mittel, um den Ungarn beizukommen, und dies Mittel schlug besser an.

Am 20. Juli Abends meldeten sich zwei russische Offiziere bei den ungarischen Vorposten und verlangten, vor den Oberbefehlshaber geführt zu werden. Diesem,

dem General Görgey, überbrachten sie von Paskewitsch die Aufforderung im Namen des Zaren, er solle seine Truppen die Waffen ablegen und sie in die Heimath gehen lassen, widrigenfalls die Russen angreifen würden; zur Eröffnung der Unterhandlungen begehrten sie achtundvierzigstündigen Waffenstillstand. Ein anderer Mann als Görgey hätte diese Aufforderung ohne Zweifel als einen Scherz behandelt und die Parlamentärs mit Humor aus dem Hauptquartier hinauskomplimentirt, denn diese Drohung mit einem Angriff war nach den Kämpfen bei Waitzen, nach den resultatlosen Gefechten der folgenden Tage und nach dem gelungenen Seitenmarsche der ungarischen Armee in der That nur lächerlich, — aber Görgey behandelte die Sache ernsthaft. Er lehnte den Waffenstillstand freilich ab, schrieb aber an Paskewitsch, daß er die Aufforderung, die Waffen zu strecken, nicht sogleich beantworten könne, sondern erst die Armee befragen müsse.

Diese Befragung der Armee fand am 21. Juli wirklich statt. War sie nach einer Seite hin eine bloße Komödie, — denn Görgey war der ablehnenden Antwort von vorn herein gewiß, — so war sie nach einer andern Seite hin eine wohlüberlegte Verrätherei und von den schlimmsten Folgen. Niemand wird dem Führer einer Armee das Recht bestreiten, unter gewissen Umständen seine Truppen zu befragen, ob sie in eine Kapitulation willigen; aber das kann jedenfalls nur in äußerst kritischen Fällen geschehen. Die ungarische Armee hatte keine Niederlage erlitten, der Rückzug stand ihr frei, der nachdrängende Feind vermochte sie nicht zu erreichen. Wenn eine solche Befragung dennoch statt fand, so mußte die-

selbe eine unnöthige Besorgniß hervorrufen, das Gefühl der kritischen Lage übertreiben, die Armee entmuthigen und desorganisiren. Man ist berechtigt, in so fern von einem groben Fehler des Heerführers zu reden; die Art und Weise aber, wie Görgey die Anfrage an die Armee benutzte, muß man geradezu als ein Verbrechen bezeichnen. Er wußte die Oberoffiziere zweier Armeecorps zu bewegen, daß sie ihren Truppen eine Erklärung unterbreiteten, worin die Anerkennung und Garantie der ungarischen Konstitution von 1848 als Basis und Bedingung fernerer Unterhandlungen mit den Russen hingestellt wurde. Görgey berief sich in seinem Schreiben an Paskewitsch, worin er es ablehnte, die Waffen zu strecken, dann ebenfalls auf diese Verfassung von 1848. Erinnern wir uns nun, daß diese von Ferdinand V. sanktionirte Konstitution durch die Unabhängigkeitserklärung beseitigt, und daß Görgey als Kommandant eines einzelnen Heerestheils gar nicht befugt war, dem Feinde Vorschläge zu machen, die eine Verfassungsänderung involvirten, so werden wir nicht umhin können, von diesem Akte die offene Auflehnung des Generals gegen die gesetzliche Regierung und den Verrath desselben zu datiren*).

*) Görgey's Armee bestand aus drei Corps; zwei derselben wurden befehligt von Generalen, die ihm unbedingt ergeben waren und seine Antipathie gegen die revolutionäre Regierung theilten, in diesen beiden Corps fand die Berufung auf die Konstitution Anklang. An der Spitze des dritten Corps stand Nagy-Sandor, der zur nationalen Partei gehörte. Wie Görgey in seinen Memoiren das Mögliche thut, um das Andenken dieses — in Arad gehängten —

Der Gedanke an einen Vergleich mit den Russen war nun einmal officiell in die ungarische Armee geworfen, und er trug dort seine Früchte; die Russen hatten einen Blick hinter die Kulissen des Revolutionstheaters gethan, und sie waren einsichtsvoll genug, das Erkundete für sich auszubeuten.

Paskewitsch gab auf Görgey's Brief keine Antwort, wenigstens ist von einer solchen Nichts bekannt geworden; aber in der Nacht vom 23.—24. Juli langte eine aus dem russischen Lager kommende Dame im ungarischen Hauptquartier an; es war eine Tante Görgey's, die einen Brief von Rüdiger überbrachte. Der Brief enthielt eine Menge Komplimente für den ungarischen General, es war darin ferner gesagt, Rüdiger habe überall auf seinem Marsche gehört, Görgey sei nicht abgeneigt, sich zu ergeben, und schließlich wurde der letztere aufgefordert, die Bedingungen zu sagen, unter welchen er eine Beendigung des ungleichen Kampfes für möglich erachte. Ertheilte nun Görgey auch eine ausweichende Antwort auf diesen Brief, indem er seinerseits um Mittheilung der „Bedingnisse bat, unter welchen Ungarn mit Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland Frieden schließen könne", so verfehlte schon die Thatsache des fortgesetzten Verkehrs an und für sich nicht, die ungarische Armee mit dem Ge-

---

Generals zu besudeln, so giebt er sich auch, als er von der Befragung der Armee erzählt, die Miene, als habe er gerade von Nagy-Sandor's Corps erwartet, es werde in die Waffenstreckung willigen. In der That war es gerade dieses Corps, welches zuerst die Niederlegung der Waffen entrüstet abwies und keine Berufung auf die Konstitution einlegte.

danken an einen Vergleich mit Rußland vertraut zu machen. Mehr noch wirkten darauf hin die Formen, welche von den Russen bei diesem Verkehre, wie überhaupt bei der Kriegführung in Ungarn beobachtet wurden. Diese Formen widersprachen sowol dem Rufe, der den Russen vorausging, als der Art, wie die Oesterreicher auftraten. Die letzteren führten den Krieg in Ungarn mit einer beispiellosen Brutalität, sie behandelten die Kriegsgefangenen wie gemeine Verbrecher, sie ließen selbst an den Verwundeten ihre Wuth aus, sie ermordeten mehr als einen Parlamentär wie einen Spion, sie traten in allen Schriftstücken, die von ihren Commandanten ausgingen, mit verletzendem Hochmuth gegen die Ungarn auf. Die Russen machten das ganz anders. Sie hielten strengere Disciplin, als jemals bei russischen Armeen der Fall war, sie verfuhren gegen die ungarischen Truppen wie gegen die Soldaten einer ihnen ebenbürtigen Armee, behandelten Gefangene und Verwundete mit der Humanität, die selbst im Kriege von civilisirten Nationen geübt zu werden pflegt, sie achteten beim Empfange von Parlamentärs die Gesetze des Völkerrechts, ja sie traten den ungarischen Offizieren mit einer Courtoisie gegenüber, die unter den obwaltenden Umständen geradezu auffallen mußte. Jene beiden ersten russischen Offiziere, die das Hauptquartier Görgey's betraten, tauschten mit zwei ungarischen Offizieren die Dienstzeichen aus, später schickten General Saß und Oberst Chrulew ihre Pistolen an Görgey, und dieser je ein Paar der seinigen an die beiden Russen. Es mag übertrieben sein, wenn behauptet worden ist, daß die Offiziere und Gemeinen beider Armeen

vielfach mit einander fraternisirt hätten, aber es ist constatirt, daß im ungarischen Heere seit jener Anfrage an dasselbe eine merkwürdig russenfreundliche Stimmung einriß: man begrüßte die russischen Parlamentärs mit lautem „Eljen", man baute im Bivouac am Sajo und am Hernad bereits glänzende Luftschlösser: die ungarische Krone, hieß es, werde der Großfürst Konstantin oder der Herzog von Leuchtenberg, der Schwiegersohn des Kaisers, bekommen, und die russischen Truppen würden sich nächstens mit den ungarischen gegen die Oesterreicher vereinen.

Indeß — wenn in der Armee Görgey's auch die Neigung vorhanden war, mit Paskewitsch zu unterhandeln, so doch nicht die Neigung, sich den Russen auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Auch diese Neigung zu wecken, darauf wirkte Görgey — dürfen wir der allgemein verbreiteten Meinung trauen planmäßig — hin.

Wir wissen, der Abmarsch der Donauarmee von Komorn hatte den ausdrücklichen Zweck, die Theiß zu gewinnen und sich mit den übrigen Armeen Ungarns zu vereinen. Nach dem Gefechte mit den Russen bei Waitzen wurde der direkte Weg verlassen und die Richtung nach Norden eingeschlagen, um ein Zusammentreffen mit der russischen Hauptarmee zu vermeiden. Schon in Rimaszombat erfuhr man, daß Miskolcz von den Russen nicht besetzt sei, daß dagegen an den Theißübergängen bei Tokay und bei Tissafüred befreundete Truppen ständen: der Rückzug war also frei, und es bedurfte weniger Tagemärsche, um den Freunden die Hand zu reichen. Görgey führte seine Armee auch wirklich vorwärts, bis über

Miskolcz hinaus, dann aber unterbrach er plötzlich seinen Marsch und machte am Flusse Hernad Halt. Er giebt sich in seinen Memoiren große Mühe, für dies abermalige Zaudern strategische Motive aufzufinden, und wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob ihm dies gelungen ist, aber jedenfalls war dies Zaudern politisch nicht motivirt, es war ein neuer Akt des Ungehorsams gegen die Landesregierung, es schob die Vereinigung der ungarischen Armeen hinaus, ja stellte das Gelingen derselben in Frage.

Niemand zog Vortheil von dieser Zögerung als Paskewitsch. Er gewann Zeit, seine Hauptarmee gegen die Theiß vorzuschieben, und am 26. Juli forcirten 20,000 M. Russen den Flußübergang bei Tissafüred.

Diese Nachricht bewog Görgey am 28. freilich zum Abmarsch, aber unter sehr ungünstigen Verhältnissen. Er war nun genöthigt, einen Flankenmarsch anzutreten, um auf Umwegen die Verbindung mit dem Süden zu finden, die er einige Tage vorher auf geradem Wege und ungestört vom Feinde hätte bewerkstelligen können. Es galt jetzt, nachdem auch seine Armee bei Tokay die Theiß überschritten hatte, die weite Strecke über Debreczin, Großwardein bis Arad im Fluge zurückzulegen, einen ungeheuren Bogen, den die Russen von Tissafüred aus an jedem beliebigen Punkte vor den Ungarn erreichen konnten. Görgey theilte seine Armee und ließ sie den gefährlichen Marsch in zwei Kolonnen antreten, die eine Kolonne, ein Drittel der Gesammtarmee, unter Nagy-Sandor's Kommando rechts, den Russen zunächst, die andere Kolonne, der Rest des Heeres, links weiter nach Osten hin. Am 29., 30.—31. Juli und 1. August

blieb der Marsch ungestört. Am 1. August traf Nagy-Sandor in Debreczin ein und erfuhr, daß sich im Westen der Stadt der Vortrab der Russen gezeigt habe. Am Morgen des 2. stellte er sich vor den Thoren Debreczin's in Schlachtordnung auf und wurde dort von den Russen angegriffen.

Die russischen Streitkräfte betrugen gegen 60,000 M. mit 250 Stücken Geschütz, denen Nagy-Sandor etwa 10,000 M. mit einigen 40 Kanonen entgegen zu stellen hatte. Unter diesen Umständen den Kampf aufzunehmen und hartnäckig fortzusetzen war eine Tollkühnheit der Ungarn, die auch mit einer vollständigen Niederlage gebüßt wurde. Die Russen warfen das feindliche Corps nach tapferem Widerstande über den Haufen, nahmen ihm eine Anzahl Kanonen ab und brachten ihm einen Verlust von mehr als 2000 M. Todter und Verwundeter bei. Paskewitsch zog Abends, den Großfürsten Konstantin an seiner Seite, triumphirend in Debreczin ein. Nagy-Sandor vermochte von seinen 10,000 M. nicht mehr als 4000 wieder zu sammeln.

Dieser Sieg bei Debreczin ist die glänzendste Waffenthat der Russen während des ganzen ungarischen Feldzugs gewesen, und sie haben Lärm genug davon gemacht. Paskewitsch ließ gleich darauf in der Kirche zu Debreczin ein Tedeum singen, ruhmredige Bulletins verkündeten die Tapferkeit der russischen Truppen, in Rußland feierte man Siegesfeste, und Nikolaus vertheilte Orden an die Generale, die in der Schlacht kommandirt hatten, sicherte jedem Soldaten, der am Kampfe Theil genommen, eine Medaille zu.

Unter den Ungarn stritt man darüber, wer Schuld an der Niederlage sei. Görgey wälzte alle Verantwortlichkeit auf Nagy-Sandor, der seine Instruktionen überschritten und den Kampf gegen die sechsfache Ueberzahl muthwillig aufgenommen habe, statt sich auf die Hauptkolonne zurückzuziehn. Feinde Görgey's dagegen behaupteten, Nagy-Sandor mit seinem Corps sei absichtlich den Russen preisgegeben und während des Kampfes ohne Unterstützung gelassen. Bemerkenswerth ist die widerspruchsvolle Thatsache, daß dem geschlagenen magyarischen Corpsführer von seinem Feldherrn ein grober Fehler Schuld gegeben, aber das Commando gelassen wurde.

Paskewitsch verfolgte inzwischen seinen Sieg nicht. Er blieb mit dem Gros seiner Truppen vorläufig in Debreczin, es Rüdiger überlassend, der Görgey'schen Armee, die am 4. August Großwardein erreichte und dort Nagy-Sandor's Corps aufnahm, zu folgen. Rüdiger beunruhigte den Marsch der Ungarn nicht, und am 9. August zogen dieselben in Arad ein.

Ehe wir jedoch die Operationen Görgey's und Rüdiger's weiter verfolgen, ist es nothwendig, die Ereignisse nachzutragen, welche unterdeß auf den anderen Punkten des Kriegstheaters und im Schoße der Regierung Ungarn's stattgefunden hatten.

Die österreichische Armee unter Haynau, einschließlich des russischen Hülfscorps unter Paniutin gegen 80,000 M. stark, war gleichfalls in die Nähe von Arad gelangt. Wenige Tage nach Görgey's Abzug von Komorn brach Haynau nach Pesth auf, brandschatzte daselbst die Einwohner, zog am 24. Juli weiter donauabwärts nach dem

Süden, überall in den Städten und Weilern auf seinem Wege unbarmherziges Gericht haltend über die Rebellen. Die Spitze seiner Armee war bis Theresianopol gekommen, als er eine Schwenkung machte und sich in drei Colonnen gegen die Theiß wandte. Die Ungarn gaben Szegedin, den bisherigen Sitz der Regierung, Preis, versuchten aber, dem Feinde den Uebergang auf das linke Theißufer zu wehren.

Dembinski hatte hier eine ansehnliche Armee unter seinem Befehl: das Corps des Generals Guyon, das frisch von einem Siege über den Ban Jellachich (14. Juli bei Hegyes) aus dem Süden kam, das Corps Wysocki's, die Division Kmety's und andere Truppen, im Ganzen über 40,000 M. mit 80 Kanonen. Haynau hatte auch keine so erhebliche Ueberzahl in den Kampf zu führen, wie Paskewitsch bei Debreczin gegen Nagy-Sandor, denn der rechte Flügel seiner Armee wie der linke setzten an andern, entfernten Punkten über die Theiß. Aber es war kein rechtes Vertrauen mehr in der ungarischen Armee, kein Vertrauen auf die oberste Führung und kein Vertrauen auf den Sieg, kein Glaube an das Glück: sie wich nach hartnädigem Widerstande aus Uj = Szeged am linken Theißufer, und an den folgenden Tagen, am 4. und 5. August, ließ sie sich von den Oesterreichern aus ihrer festen Position bei Szöreb werfen. Der Rückzug der geschlagenen Armee ging aus unerklärten Gründen auf Temesvar, statt auf Arad, wie Dembinski für solchen Fall von der Regierung vorgeschrieben war. Diese Richtung wurde verhängnißvoll für das Geschick des Landes. Statt am 8. August unter den Mauern und Ka-

nonen Arad's Sicherheit zu finden und sich mit Görgey's Armee zu vereinen, sahen sich Dembinski's erschöpfte, von dem nachdrängenden Feinde gehetzte Truppen am Abend dieses Tages im Angesichte der feindlichen Veste Temesvar. Freilich fanden sie hier eine Verstärkung an dem Corps des Generals Vecsey, das die Festung seit längerer Zeit belagert hatte, aber der Weg nach Arad war nun auch nicht mehr ohne Kampf zu passiren. Man erwog, was zu thun sei, ob dem nachsetzenden Feinde die Spitze zu bieten, ob der Rückzug auf Arad zu erkämpfen sei, als ein Zwischenfall eintrat, wie er nur in der revolutionären Verwirrung Ungarns möglich war. Bem erschien ganz unerwartet auf dem Schauplatze und nahm Dembinski den Oberbefehl ab.

Wir haben Bem — vergleiche Seite 5 — verlassen, als er die im März 1849 eingedrungenen Russen aus Siebenbürgen warf. Er hatte seitdem den Wankelmuth der Glücksgöttin in vollem Maße erfahren. Als ihm in Siebenbürgen kein Feind mehr im offenen Felde gegenüberstand und eben die letzte vom Feinde besetzte Stadt Karlsburg cernirt war, rief ihn Kossuth in's südliche Ungarn, um dasselbe gleichfalls vom Feinde zu säubern. Bem's zwanzigtägiger Feldzug im Banat war eine ununterbrochene Reihe von Siegen gewesen, und er entwarf bereits kühne Pläne, den Krieg über die Grenzen Ungarn's an die Ufer des Mittelmeeres zu versetzen, als ihn der Volksaufstand der Walachen in seinem Rücken zwang, nach Siebenbürgen zurückzukehren.

Der dortige Gebirgskrieg, durch Mißgriffe der ungarischen Regierung von neuem entfacht und mit allem

Fanatismus des Racenhasses geführt, nahm bereits die ganze Umsicht und Energie Bem's in Anspruch, als sich auch den Grenzen Siebenbürgen's feindliche Streitkräfte näherten. Es zeigte sich jetzt, was dem Zaren die Besetzung der Donaufürstenthümer werth war. Die Russen hatten die nach Siebenbürgen bestimmten Invasionstruppen theils in der Bukowina, theils in der Moldau und Walachei concentrirt, in der Mitte des Juni rückten sie vor. Am 17. Juni drang eine russische Armee von 15,000 M. unter General Grotenjhelm in Verbindung mit einem österreichischen Streifkorps durch den Borgo-Paß und nahm die Stadt Bistritz mit Sturm; gleichzeitig begannen die Operationen an dem südöstlichen Rande Siebenbürgens: der russische General Lüders führte c. 15,000 M. durch den Paß von Tömös, General Engelhardt 10,000 M. durch den Törczburger Paß, 12,000 M. Oesterreicher unter Clam Gallas folgten. Mit diesen 50,000 M. regulärer Truppen einerseits und den wüthenden Haufen der Walachen andererseits hatte sich Bem herumzuschlagen. Alle Elasticität seines Charakters, alle Genialität seiner Manövers, alle Schnelligkeit seiner Bewegungen reichte gegen diese Uebermacht nicht aus, — er täuschte unzähligemale den Feind, schlug ihn empfindlich, richtete sich nach einer Niederlage rasch wieder auf, machte sogar einen verwegenen Einbruch in die Moldau, — aber immer mehr engte ihn der Feind ein, und am 6. August sehen wir ihn, nachdem er bei Schäßburg eine Schlacht verloren, mit wenigen Begleitern von Hermannstadt westlich nach Mühlenbach sprengen. Hier übergab er dem General Stein das Commando

der ungarischen Truppen in Siebenbürgen und eilte selbst weiter, einer Aufforderung Kossüth's folgend, der ihm den Oberbefehl über die vereinigten Armeen Ungarns hinter der Theiß übertragen hatte. Am 9. August Abends erreichte er die auf dem Rückzuge nach Arad befindliche Armee Dembinski's.

Josef Bem war ohne Frage der tüchtigste aller Generale, die im ungarischen Kriege den Russen oder Oesterreichern an der Spitze einer Armee gegenübergestanden haben. Er besaß die Achtung der Offiziere und die Liebe der Soldaten; er hatte seinen alten bei Ostrolenka und Warschau erworbenen Kriegsruhm auf den Schlachtfeldern Ungarns und Siebenbürgens bewährt, von seiner persönlichen Tapferkeit zeugte sein mit vernarbten und unvernarbten Wunden bedeckter Leib, an seinem Hasse gegen die Unterdrücker Ungarns nagte kein Zweifel*). Aber

*) Ueber Bem äußert sich Klapka, „Der Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen", also: „Schon dieser Erfolg zeugt von militärischen Gaben, wie wir sie in der Epoche der jüngsten Erhebung der Völker bei keinem andern Heerführer wahrnehmen; unser Staunen verwandelt sich aber in Bewunderung, wenn wir die geringen Mittel gewahren, womit ein so glänzendes Resultat erzielt, wenn wir die richtige Combination verfolgen, die jeder Unternehmung voraufging, und wenn wir dann die Kühnheit, die Energie und die Selbstaufopferung erwägen, die bei der Ausführung obwalteten; wir werden uns endlich in achtungsvoller Verehrung vor dem großen Manne beugen, der mitten in seinem Siegeslaufe selbstständige Ruhe behielt, nur durch Güte und Verzeihung bethörte Gemüther der Freiheit wieder zu gewinnen, bei dem der Edelmuth über die Rache geht, — der endlich rastlos schafft und wirkt, wenn der Schlachtenlärm verklungen, und bei allen

es war eine unglückliche Stunde, in welcher Marcellus-Bem dem Fabius-Dembinski das Commando aus der Hand nahm, und wer Schlachten gewinnen will, dem muß der Stern des Glückes lächeln. Bem entschied sich im Kriegsrath, der während der Nacht in Bekas, unweit Temesvar, gehalten wurde, für eine Schlacht, und seine Meinung gewann unter den anwesenden Offizieren die Oberhand. Am 9. August Morgens stellte der Feldherr die Armee in der Ebene bei Temesvar in Schlachtordnung auf und erwartete den Angriff der österreichischen Kolonnen. Des greisen Polen Tapferkeit und Genie leuchtete allerdings wieder glänzend hervor auf der Wahlstatt von Temesvar, die Truppen, die bisher fast ununterbrochen retirirt hatten vor den Oesterreichern, hielten der Uebermacht Stand im dichtesten Kugelregen, rückten vor und drängten den Feind. Aber es waltete ein Unstern über dem Tage. Bem zersprengte den linken Flügel der Feinde, er scheuchte das Centrum Haynau's, die russische Division Paniutin vermittelst seiner Artillerie zurück, schon durchlief der Jubelruf: Sieg! die ungarischen Reihen, und ein Kourier eilte mit der Freudenbotschaft zu Kossuth nach Arad, — da wandte sich das Glück. Der Artillerie Bem's mangelte es an Munition,

---

Verdiensten doch einfach, anspruchslos und bescheiden bleibt, der sich selbst vergessend immer nur auf das eine Ziel — auf den Sieg der Freiheit losstürmt und weder durch Kränkung noch durch Mißtrauen sich von demselben ablenken läßt. Bem's Feldzug in Siebenbürgen ist ein klassischer Theil der neuern Kriegskunst — Bem's Name wird im Pantheon der Feldherrn ewig und unverwelkt glänzen.

er rief nach dem Reservevorrath, aber der war fern, durch ein Mißverständniß bereits auf dem Wege nach Arad. Nun ermannen sich die Oesterreicher zum entscheidenden Gegenstoß. Die ermattete Reiterei Bem's hält diesen nicht mehr aus, die Infanterie geräth in Verwirrung, der Sieg entgleitet seinen Händen; in seine wankenden Schaaren bricht überdieß die Besatzung von Temesvar von der Flanke her ein, er selbst stürzt mit dem Pferde und erhält eine Quetschung am Arm, seine Armee wird zersprengt und in wilder regelloser Flucht nach Osten nach den Grenzen Siebenbürgens gejagt.

Diese Niederlage bei Temesvar entschied über das Schicksal Ungarns. Das ist nicht so zu verstehn, als ob von jetzt an jeder Widerstand unmöglich und vergeblich gewesen wäre, aber vom Ausgange dieser Schlacht hing es ab, welchen Händen die Zukunft des Landes anvertraut wurde. Erfocht Bem bei Temesvar einen Sieg, so war er der unbestrittene Oberkommandant der ungarischen Armeen: die dort errungenen Lorbeeren hätten seiner neuen Würde, die ihm von Kossuth eigenmächtig ertheilt war, den Stempel der Legitimität aufgedrückt, vor seinem frischen Ruhm hätte die Eifersucht anderer Generale verstummen gemußt. Aber mit dem Verlust der Schlacht und mit dem Verlust seiner Armee verlor Bem auch die Anwartschaft auf das Oberkommando. Dasselbe fiel nun Görgey zu, der so eben mit seiner Armee Arad erreicht, und dem der Reichstag längst den Heerbefehl zu übertragen gewünscht hatte.

Bedeutete das Oberkommando Bem's aber eine Fortsetzung des Kampfes unter jeder Bedingung, so

bedeutete das Oberkommando Görgey's die **Beendigung** desselben unter jeder Bedingung, wie sich bald herausstellen sollte.

Als Görgey in Arad anlangte, wurde er von Kossuth eingeladen, an einer Sitzung des Ministeriums Theil zu nehmen. Es war dies am 10. August, wo widersprechende Gerüchte über den Ausgang der Schlacht bei Temesvar schon in der Festung umliefen. Die Unterhandlung mit Rußland war Gegenstand der Debatte. Eine Woche vorher hatte die Regierung bereits einen Parlamentär mit Vergleichsvorschlägen ins russische Hauptquartier geschickt, aber keine Antwort erhalten; nur bei Görgey lief ein Schreiben Rüdiger's ein, worin kurz bemerkt war, daß Paskewitsch nur über die Unterwerfung der ungarischen Armee unter ihren „legitimen Souverän" verhandeln werde. Jetzt war die Regierung zu einem neuen Versuch entschlossen. Görgey vertrat die Ansicht, daß man dem Zaren mit dürren Worten die Krone Ungarns anbieten müsse, und Kossuth und die Minister willigten ein.

Ehe jedoch das betreffende Sendschreiben an Paskewitsch abging, langte die verbürgte Nachricht von der Niederlage Bem's an. Görgey, an der Spitze seiner Armee von immer noch gegen 30,000 M.*), war jetzt die einzige Stütze der magyarischen Hoffnungen. Jedermann begriff das, Kossuth begriff es, am besten begriff es der General selbst. Ein Dekret der provisorischen

*) Am 29. Juli war ein mit der Bewachung des Theißübergangs bei Tissafüred beauftragtes Corps zur Armee Görgey's gestoßen.

Regierung vom 11. August übergab dem letzteren den Oberbefehl über sämmtliche Truppen und die unbedingte Vollmacht, — mit den Russen — Frieden zu schließen. Aber das genügte ihm nicht: er forderte, daß Kossuth abdanke und ihm selbst die höchste Gewalt übertrage.

Das mögen schwere und schwüle Stunden für den ungarischen Agitator gewesen sein, die Stunden, in welchen dies Verlangen Görgey's schriftlich vor ihm lag und auf Antwort harrte. Sollte er nachgeben, sollte er sich weigern? Ließ er auch sein persönliches Interesse gar nicht mitreden — und es sieht Kossuth gar nicht ähnlich, daß er das gethan hätte — was war zu thun im Interesse seines Landes? Durfte er den Wunsch der Offiziere und der Reichstagsmitglieder, der Armee und des Volkes — die nur von Görgey noch Rettung hofften, — ignoriren und einem andern Generale das Kommando übergeben? Konnte er anderntheils die Diktatur ohne gerechte Besorgniß in die Hand eines Mannes legen, der seit langer Zeit gegen die Regierung intriguirte, ihre Anordnungen gar nicht oder höchst saumselig befolgte und noch so eben durch die Berufung auf die Konstitution von 1848 seine schlimmen Gedanken geoffenbart hatte? Mußte er nicht sich selbst Vorwürfe machen, daß er es dem Eigensinn und dem Ehrgeiz dieses Soldaten gegenüber wol nicht an Bitten und Beschwörungen, aber an Energie hatte fehlen lassen? Was waren die Pläne Görgey's, des verschlossenen Menschen, hinsichtlich der Unterhandlungen mit Rußland? Was war an der Sage, die unter Einigen in der Armee umging, daß der General

die Waffen strecken wolle? War es überhaupt noch möglich, Ungarns Freiheit zu retten?

Kossuth war nicht der Mann, um etwa durch eine rasche That den gordischen Knoten zu zerhauen, er kam zu einem Entschluß, in welchem alle seine Zweifel und Bedenken unverhüllt und unvermittelt zu Tage lagen.

In einer Proklamation voll beredter Worte übertrug er Görgey die Diktatur. Im Eingange derselben erklärte er jede Hoffnung, daß der Selbstvertheidigungskampf gegen Rußland und Oesterreich fortgesetzt werden könne, für nichtig, im weitern Verlaufe wies er die Nation an den Führer der Armee, von dem noch die Sicherung ihrer Zukunft zu erwarten sei. Er machte den neuen Diktator vor Gott, vor der Nation und vor der Geschichte dafür verantwortlich, daß derselbe seine Gewalt zur Rettung des nationalen Staatslebens anwenden werde, aber er selbst begab sich auf die Flucht. Er bekleidete Görgey mit dem Titel der unumschränkten Macht, aber die Zeichen dieser Macht, die Reichsinsignien, nahm er mit sich.

So war denn Görgey Meister der Situation, und er zögerte nicht zu handeln. In den ersten Nachmittagsstunden des 11. August gelangte die Abdankungsakte Kossuths in seine Hände, sofort entwarf er ein Schreiben an den russischen General Rüdiger, legte es im Concept einem rasch einberufenen Kriegsrath vor, und gegen acht Uhr Abends waren schon drei Parlamentäre mit der Reinschrift des Briefes auf dem Wege zu Rüdiger.

Dieser Brief enthielt außer der Anzeige von dem

stattgefundenen Regierungswechsel im Wesentlichen Folgendes:

Der neue Diktator erklärte, daß die ungarische Armee die Waffen strecken wolle auf Gnade und Ungnade,

er stellte die Bedingung, daß dies nur vor russischen Truppen geschehe,

er appellirte an die Großmuth des Zaren zu Gunsten der ungarischen Nation, insonderheit zu Gunsten der vormals österreichischen Offiziere der Armee, indem er hinzufügte: „es dürfte ja vielleicht genügen, wenn ich als Opfer falle",

er gab die Marschroute seines Heeres für die nächsten Tage an, — zu dem Zweck, daß Rüdiger sich zwischen die Oesterreicher und die Ungarn werfen könne.

In der Nacht vom 11. auf den 12. August führte Görgey seine Truppen, die noch Nichts von dem ahnten, was im Kriegsrathe vorgegangen war, von Arad nach Vilagos und ließ sie daselbst am Morgen des 12. sich in Schlachtordnung aufstellen. Kurz vor Mittag zeigte sich der russische Vortrab in der Ferne, und die ungarischen Regimenter machten sich fertig zum Kampfe. Aber sie erhielten Befehl, alle Feindseligkeiten einzustellen, denn das russische Reitergeschwader war nur die Eskorte eines Parlamentärs, der Rüdiger's Anmarsch für den nächsten Tag meldete. Nun verbreitete sich das Gerücht von der Waffenstreckung im Lager; eine Meuterei drohte auszubrechen; der Ruf: „wir sind verrathen!" wurde laut. Das energische Auftreten Görgey's dämpfte die Revolte im Entstehen: er habe, sagte er, die Unmöglichkeit des Widerstandes erkannt und darum die Waffen-

streckung beschlossen; er verlange Gehorsam, er werde sein Leben dran setzen, ihn zu erzwingen, und mit seinem Wissen und Willen sei die Armee schon von den Russen umzingelt.

Die Truppen ließen sich beschwichtigen. Dazu trug viel bei, daß sie sich Illusionen machten über die Verhandlungen mit den Russen: die einen erwarteten geradezu, daß der Zar die Selbstständigkeit und Freiheit Ungarns schützen werde, die andern hofften wenigstens auf seine Großmuth, die ihnen eine Gewähr gegen die Rache Oesterreichs sei, noch andere schmeichelten sich mit der Aussicht, in russische Dienste übertreten zu können.

Am 13. August fand die traurige Scene der Ergebung Statt: 30,889 M. mit 144 Kanonen streckten das Gewehr.

Die Art, wie Görgey diese Katastrophe herbeigeführt hatte, ist merkwürdig, und die Motive dazu sind keineswegs völlig erklärt. Der fanatische Haß hat ihm nachgesagt, daß russisches Gold der Motor gewesen, aber ein sicherer Anhaltpunkt ist dafür von Niemanden gegeben. Er selbst sucht sich damit zu rechtfertigen, daß er zweckloses Blutvergießen habe vermeiden wollen; aber auch darauf ist kein Werth zu legen, denn er war nicht der Mann, der mit dem Blute sparte, hatte er doch bloß um der angeblichen Waffenehre willen gegen den Willen der Landesregierung und in einer Zeit, wo er schon allen Kampf für zwecklos hielt, seine Truppen gegen die vereinten Oesterreicher und Russen geführt. Was er früher selbst gewollt hatte, das schien völlig aus seiner Erinnerung geschwunden, sobald er die Diktatur bekleidete.

Er hatte vorher um der Waffenehre willen den Oesterreichern noch einmal eine Schlappe beibringen wollen, am 11. August waren alle Anordnungen bei Arad getroffen, um den vorgeschobenen linken Flügel derselben anzugreifen, aber Görgey nahm die Befehle zurück und eilte nach Vilagos. Er hatte früher sich auf die Constitution von 1848 berufen und dieselbe als Basis der Unterhandlungen hingestellt, jetzt stellte er keine Bedingung mehr. Er kannte die Rachsucht der Oesterreicher, ihre Brutalität gegen Gefangene und gegen Parlamentärs, er selbst hatte ihnen früher angedroht, für jeden von ihnen ermordeten Gefangenen drei Oesterreichische erschießen zu lassen, — jetzt zwang er sein Heer, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben — freilich an die Russen, doch sicherte er sich nicht vor der Auslieferung an Oesterreich.

Aber nicht minder merkwürdig als das Benehmen Görgey's ist das der Russen und in letzter Instanz das ihres Kaisers gewesen, der während der ganzen Dauer des Feldzugs in Ungarn in Warschau residirte und von dort vermittelst des Telegraphendrahts seine Armeecorps und seine Generäle gleich den Marionetten eines Puppentheaters leitete.

Am Nachmittage des 13. August stand die ungarische Armee in zwei Treffen, die Artillerie dazwischen, auf dem Terrain, das Rüdiger zur Waffenstreckung bezeichnet hatte. Im Osten und Norden sah man die Vorberge und Hügel der Siebenbürgischen Karpathen, auf einem derselben die Burgruine Vilagos, im Südwesten erblickte man die Thürme von Arad; im Rücken, nach Osten hin, war eine russische Kolonne aufmarschirt, in

der Front hatte sich Rüdiger's Gros aufgestellt. Görgey sprengte mit seinem Stabe noch einmal die Reihen entlang, dann ritt er ohne Begleitung über den freien Raum auf die russische Seite hinüber, von dort kam ihm, auch ohne Begleitung, Rüdiger entgegen. Erwartungsvoll schweigend standen beide Armeen. Gleichzeitig salutirten die beiden Generale vor einander, Görgey reichte seinen Degen hin, erhielt ihn aber sofort zurück, und Rüdiger gab dem Gegner kameradschaftlich die Hand. Nun winkte der Russe, der Ungar deßgleichen, die Offiziere des Generalstabs ritten von beiden Seiten heran, und Rüdiger führte Görgey und die gemischte Suite vor die Front der russischen Armee, die diesen mit Hurrah und militärischen Ehrenbezeugungen wie einen befreundeten Gast empfing. Dann gings hinüber zum ungarischen Heere, das die traurige Situation für einen Augenblick über dem seltsamen Schauspiel vergaß: ein lautes Eljen begrüßte die russische Generalität, und vielfache, verworrene Eljens, Nikolaus, Konstantin, Leuchtenberg gebracht, olgten nach.

Rüdiger hatte überhaupt Alles gethan, um die Gefühle der Ungarn zu schonen. Den ausgesprochenen Wunsch derselben, nur vor den Russen die Waffen zu strecken, legte er so subtil aus, daß er österreichische Offiziere, die zufällig in seinem Lager waren, von der Scene gänzlich fern hielt; den gefangenen Generalen und Offizieren gestattete er, die Waffen zu behalten; den Mitgliedern der Regierung und des Reichstags, die sich dem Ergebungsakte anschlossen, garantirte er den unangefochtenen Besitz des Eigenthums, das sie bei sich führten.

Man dürfte geneigt sein, diese Humanität, die mit den Gewohnheiten Nikolaus I. so ganz im Widerspruche stand, auf Rüdigers Privatrechnung zu schreiben, wenn sie als ein vereinzeltes Factum in diesem Feldzuge dastände. Aber die Behandlung der Görgey'schen Armee entsprach nur dem bisherigen Auftreten der Russen in Ungarn, und die Humanität gegen die Besiegten blieb sich auch in der Folge gleich — das läßt sich nur durch höheren Befehl erklären. An diesem höheren Befehl mag die Freude über den mühelosen und vollständigen Triumph ihren Antheil gehabt haben, aber der Befehl ist auch von der Absicht eingegeben, die verschiedene Situation, in der sich Rußland und Oesterreich befanden, recht auffällig ans Licht zu stellen. Die Welt sollte es wissen, daß S. Majestät, der Zar von Rußland, seinen Truppen selbst im Lande des Kaisers von Oesterreich ihr Verhalten vorschrieb; jener unterstützte den bedrängten Monarchen, aber er befolgte seine eigene Politik, er richtete sich nur nach den Eingebungen seines eignen Verstandes; wenn die Oesterreicher den Krieg führten auf ihre Weise, so führte er ihn auf eine andere.

Daß die russische Generalität diese Willensmeinung ihres Gebieters begriffen hatte, beweis't am schlagendsten jener bekannte Brief, den Paskewitsch auf die erste Nachricht davon, daß Görgey die Waffen strecken wolle, an Nikolaus richtete. „Ungarn," schrieb er, „liegt zu den Füßen Eurer Kaiserlichen Majestät." „Ich habe das Glück Eurer Kaiserlichen Majestät zu melden, daß die einzige gestellte Bedingung die Erlaubniß ist, daß er (Görgey) die Waffen vor Ihrer Armee niederlegen dürfe.

Ich habe die angemessenen Anordnungen getroffen, daß seine Truppen auf allen Seiten von dem Corps des General Rüdiger umgeben werden, dem ich auch ihre Entwaffnung auftragen werde." Es fällt Paskewitsch kaum ein, daß die ganze Sache Oesterreich und den österreichischen Feldherrn zunächst angeht, nur am Schlusse wirft er hin: „hinsichtlich der Auslieferung der Gefangenen und hinsichtlich der gegen die andern Insurgentencorps zu ergreifenden Maßregeln werde ich mich mit dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee in Vernehmen setzen," aber er fügt hinzu: „Görgey selbst habe ich nach meinem Hauptquartier bringen lassen, wo er bis auf weitere Befehle Ew. Majestät bleiben wird."

Die Oesterreicher fühlten die Kränkung tief, sie ließen sich's merken, daß sie sie fühlten, und sie machten das Uebel nur noch schlimmer dadurch, daß sie sich zu rächen suchten.

Am 15. August schloß der russische General Buturlin mit dem ungarischen Commandanten von Arad, General Damjanich, eine Uebereinkunft, wonach die Besatzung das Gewehr streckte, ebenso wie Görgey unter der Bedingung: „nur vor den Russen". Die Festung war aber auf der einen Seite von einem österreichischen Corps unter dem Grafen Schlick eingeschlossen, und der letztere hatte die Besatzung schon vor jener Uebereinkunft mit den Russen zur Uebergabe auffordern lassen. Kaum erfuhr Haynau von der Kapitulation, als er Schlick beorderte, bei der Waffenstreckung anwesend zu sein. General Buturlin jedoch schlug dies ab, und es bedurfte der dringendsten Vorstellungen eines russischen Offiziers, den Rüdiger an

den österreichischen Oberkommandanten sandte, um diesen zur Rücknahme seiner Ordre zu bewegen.

Eine noch stärkere Blöße gab sich Haynau in seinem Bulletin, datirt aus Temesvar vom 18. August. Es war eine indirekte Antwort auf den Brief des russischen Feldmarschalls an den Zaren. Haynau erzählte darin von seinen Siegen und von der Unterwerfung Ungarns, ohne der russischen Armee Erwähnung zu thun. „Die österreichische Armee jubelt, daß sie es ist, welche den Feind in sechs Schlachten besiegt und nun auch die Unterwerfung des Görgey'schen Corps bewirkt hat."

Das waren ohnmächtige Versuche, die Geschehenes nicht ungeschehen machten, die den allgemeinen Spott herausforderten und eine gereizte Stimmung zwischen den alliirten Heeren hervorriefen. Es kam zu Reibungen und Duellen zwischen österreichischen und russischen Offizieren, und in beiden Lagern verbreitete sich die Meinung, man werde in kurzem gegen einander zu Felde ziehn. Wer unter dieser Animosität zu leiden hatte, das waren die ungarischen Gefangenen, welche von den Russen an die Oesterreicher ausgeliefert wurden.*) An ihnen ließ Haynau all den Zorn aus, den er und den man in Wien gegen Rußland hegte. Waren doch die Galgen in Arad, an denen er die tapfersten und ausgezeichnetsten Offiziere der Ungarn sterben ließ, und die brutale Behandlung oder Mißhandlung der Andern ein laut redendes Zeugniß, daß sich

*) Uebrigens entfloh, Dank der lässigen Bewachung der Russen, mehr als die Hälfte dieser Gefangenen auf dem Marsche.

Oesterreich weder um das humane Benehmen seiner Bundesgenossen gegen die Kriegsgefangenen noch um die Verwendung des Zaren für dieselben kümmerte!

In der That — derselbe Nikolaus, der gegen die Verschwornen des 24. December nach Verlauf von fünfundzwanzig Jahren noch kein Erbarmen kannte, der die polnischen Rebellen seit 1831 unerbittlich verfolgte, derselbe Nikolaus legte Fürsprache ein für die magyarischen Insurgenten. In Bezug auf Görgey griff er geradezu in das Recht seines Bundesgenossen, des Kaisers von Oesterreich, ein. Er begnadigte auf Paskewitsch' Verwendung den General und ließ ihm gleichzeitig sagen, daß er seinen ältesten Sohn, den Großfürst Thronfolger, mit der Mission beauftragt habe, auch die Vergebung des Kaisers von Oesterreich zu erwirken, und wenn diese verweigert bliebe, solle Görgey nach Rußland gebracht werden.

Die Ereignisse, welche nach der Waffenstreckung der ungarischen Hauptarmee kamen, sind in Rücksicht auf die russische Armee von untergeordneter Bedeutung. Die Führer der einzelnen Armeecorps folgten Görgey's Beispiel, zum Theil seiner ausdrücklichen schriftlichen Aufforderung, die er vom russischen Hauptquartier aus an sie richtete, und legten die Waffen nieder. Graf Vecsey streckte am 21. August mit 8—9000 Mann die Waffen vor Rüdiger in Großwardein, ein Corps von 7000 M. unter dem Commando des Obersten Beke ergab sich dem russischen General Lüders am 19., ein anderes von 12,000 M. unter Kazinczy dem General Grotenjhelm am 25. August, am 19. öffnete auch das feste Munkacz seine Thore, und die Besatzung überantwortete sich gleichfalls

der Großmuth des Zaren. Nur Klapka in Komorn widerstand dem Ansinnen russischer Parlamentäre, die Waffen zu strecken. Das Corps des Generals Grabbe nahm noch einige Zeit an der Cernirung der Festung Antheil, aber Klapka kapitulirte erst mit den Oesterreichern, als die russische Armee Ungarn bereits verlassen.

Der Zar rief seine Armee zurück und verkündete diese Rückberufung durch folgendes, Warschau, 29. August datirte, Manifest.

„Von Gottes Gnaden Wir Nikolaus I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen ꝛc. thun kund allem Volk:

Rußland erfüllt seinen heiligen Beruf: so sprachen wir zu unsern geliebten und getreuen Unterthanen, als wir ihnen verkündeten, daß wir unsern Armeen Befehl gegeben, dem Wunsche unsers Verbündeten, des österreichischen Kaisers, gemäß zur Dämpfung des Aufruhrs in Ungarn und zur Herstellung der gesetzlichen Gewalt seines Kaisers daselbst auszuziehn. — Durch die göttliche Gnade hat es sich auch so vollendet.

Keine zwei Monate sind vergangen und unsere tapferen Heere sind nach vielen glänzenden Siegen in Transsylvanien und unterhalb Debreczin von Galicien nach Pesth, von Pesth nach Arad, aus der Bukowina und Moldau nach dem Banat überall triumphirend vorgedrungen. — Endlich haben die feindlichen Haufen der Rebellen, von allen Seiten eingeengt, von Nord und Ost durch uns, von West und Süd durch die österreichische Armee, vor dem russischen Heere die Waffen gestreckt, indem sie zu unsrer Vermittlung ihre Zuflucht nahmen, um das großmüthige Erbarmen ihres legitimen Herrschers an-

zusehen. Nachdem wir unser Versprechen gewissenhaft erfüllt, haben wir jetzt unsern siegreichen Heeren befohlen, hinter unsre Grenzen zurückzukehren.

Mit dankbarem Herzen gegen den Geber alles Guten rufen wir aus der Tiefe der Seele aus: Nobiscum Deus! audite populi et vincemini, quia nobiscum Deus!“

Wenn nun, bei Lichte besehen, die Siege der russischen Armeen nicht so glänzend waren, wie in diesem Bülletin dargestellt ist, wenn sie auf Rechnung der unverhältnißmäßigen Uebermacht kamen, wenn die einzelnen Armeecorps mehr als eine tüchtige Schlappe im Felde und enorme Verluste durch die Cholera erlitten hatten, wenn der Kampf nicht eigentlich ausgefochten und der schließliche Triumph nur dem Verrath zu danken war, — so läßt sich doch nicht bestreiten, daß die Intervention auf Europa wirklich den Eindruck machte, den das Bülletin mit kluger Berechnung hervorzurufen bezweckte. Die ungarische Revolution war durch das russische Heer gedämpft, die Hülfe Rußlands hatte das Kaiserthum Oesterreich gerettet, die Fürsprache Nikolaus I. für die Besiegten im Gegensatz zu der blutdürstigen Wuth der Hyäne von Brescia verbreitete sogar einen Nimbus von Humanität um das Haupt des ersteren; und das Gerede von der Uneigennützigkeit des Zaren fand wieder Glauben, indem es ganz übersehen wurde, daß ein Vertrag über mehrjährige Salzlieferungen aus Wieliczka zu nominellen Preisen Oesterreich keine ganz unerhebliche Kontribution auferlegte.

Zweites Kapitel.

Tod des Großfürsten Michael. — Die Flüchtlinge in der Türkei. — Deren Auslieferung wird verlangt. — Nikolaus droht, bricht die diplomatischen Beziehungen ab, giebt dann aber nach. — Warum der Kaiser nachgiebt. — Nikolaus als Protektor von Deutschland. — Sein Schiedsspruch zu Warschau im Mai 1850. — Neues Verdikt im Oktober 1850. — Nikolaus schickt Herrn von Manteuffel nach Olmütz. — Nikolaus in Olmütz. — Eröffnung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn. — Die inneren Zustände Rußlands in der nachmärzlichen Zeit. — Erlebnisse einer russischen Dame.

Nikolaus hatte bereits Anstalten treffen lassen, um die Heimkehr seiner Armee besonders festlich zu begehen. Da trat ein Todesfall in der kaiserlichen Familie ein, der die Freude in Trauer verwandelte.

Großfürst Michael, der einzige noch lebende Bruder des Kaisers, starb am 9. September 1849. Nikolaus verlor in ihm Viel; er verlor den Genossen seiner Jugend, den Vertrauten seiner geheimen Pläne, den begeistertsten Verehrer und den ergebensten Diener. Nikolaus und Michael, die beiden jüngsten, im Alter um kaum zwei Jahre verschiedenen, Söhne des Kaisers Paul, waren mit einander erzogen und theilten die gleiche ein=

seitige Vorliebe für Soldatenspiel und Militair. Die Thronbesteigung des älteren der Beiden änderte in dem brüderlichen Verhältniß wenig; Michael war gewöhnt an streng soldatische Subordination, und er leistete solche nun auch dem Bruder mit wahrhaft religiöser Gewissenhaftigkeit; er verehrte in demselben die kaiserliche Majestät, den ältesten Repräsentanten des Hauses Romanow und den Inbegriff aller Staatsweisheit, er war das treue Echo der Gedanken und der nicht reflektirende Vollstrecker der Befehle jenes. Im polnischen Feldzuge von 1831 war es Michael, der immer auf die buchstäbliche Erfüllung des kaiserlichen Willens drang, am Petersburger Hofe war es derselbe, der eine unbedingte und persönliche Ergebenheit gegen den Kaiser am meisten zur Schau trug. So ist hinlänglich erklärt, daß Nikolaus durch diesen Verlust schmerzlich ergriffen wurde, wenn auch nicht in dem Tode des jüngeren Bruders für ihn selbst eine Erinnerung an das Ende gelegen hätte. Die düstere und bittere Stimmung, die seit dem März des Jahres 1848 sich meist im Gesichte des Zaren ausprägte, wurde noch geschärft.

Die militärischen Festlichkeiten, die den ungarischen Triumph verherrlichen sollten, unterblieben nun; der Kaiser konnte seine Siegesfreude nur durch Dekorationen und Beförderungen an den Tag legen. Paskewitsch, der bereits alle Orden und Titel besaß, über welche ein Zar verfügt, wurde damit belohnt, daß ihm in Zukunft alle Ehrenbezeugungen, die sonst nur der kaiserlichen Majestät zukommen, selbst in Gegenwart dieser, erwiesen werden sollten.

Noch in einer andern Beziehung wurde dem Kaiser sein Triumph vergällt.

Eine Menge von Flüchtlingen, die in der ungarischen Revolution kompromittirt waren, hatte sich unmittelbar nach der Katastrophe von Vilagos auf türkisches Gebiet gerettet. Gegen 5000 Personen, unter ihnen Kossuth, Bem, Dembinski, Perczel, Kasimir Batthyani, Kmety, Stein u. A. fanden in Orsowa und dann in Widdin vorläufigen Schutz. Nicht sobald war das zur Kunde des österreichischen und russischen Kabinets gelangt, als diese die Auslieferung der Flüchtlinge begehrten. Schon am 28. August richtete der österreichische Internuntius in Konstantinopel, Graf Stürmer, eine die flüchtigen Ungarn betreffende Note an die Pforte; am 4. September traf Fürst Radziwil mit einem von Warschau datirten eigenhändigen Schreiben des Zaren an Abdul Medschid in der Hauptstadt des letzteren ein. Nikolaus erwähnte in diesem Schreiben die Motive, die ihn zur Intervention in Ungarn veranlaßt hätten, — die Integrität Oesterreichs, die Legitimität und die Erhaltung des europäischen Gleichgewichts; er lobte alsdann die Haltung der Türkei während des Kriegs; stellte ferner als sein dringendes Verlangen hin, daß ihm die an der Revolution betheiligten russischen Unterthanen, d. h. die Polen, ausgeliefert würden, und fügte den drohenden Wunsch hinzu, daß sich keine Wolken wegen dieser Angelegenheit über beiden Reichen zusammenziehn möchten. Der außerordentliche Gesandte forderte überdieß, daß ihm in zwei mal vierundzwanzig Stunden ein entschiedenes Ja oder Nein zur Antwort werde.

Die Pforte gab dem österreichischen und dem russischen Gesandten von einander abweichende Antworten, die sowol für ihr Verhältniß zu Rußland als für ihre Schätzung der Gefahr, die von der einen oder andern der beiden Großmächte drohen konnte, bezeichnend sind. Dem Grafen Stürmer wurde am nächsten Tage in einer Audienz mitgetheilt, die Flüchtlinge sollten überwacht und internirt werden. Fürst Radziwil erhielt die Antwort, der Sultan habe einen außerordentlichen Gesandten nach Petersburg geschickt, der die Erwiderung überbringe. So war das entscheidende Ja oder Nein nicht ohne Geschick für den Augenblick vermieden.

In Konstantinopel war nicht die mindeste Neigung vorhanden, auf die Forderungen der beiden Mächte einzugehn. Mit gerechtem Unmuthe erinnerte man sich dort der russischen Uebergriffe aus der jüngsten Zeit, der fortdauernden Besetzung der Donaufürstenthümer und der Verletzung des neutralen türkischen Gebiets, indem die Russen von der Moldau und Walachei aus in Ungarn einbrachen, und des vergeblichen Protestes, den das Pfortenministerium dagegen eingelegt hatte. Abdul Medschid hatte Kossuth aus freien Stücken die Versicherung ertheilen lassen, daß er und seine Begleiter willkommne Gäste seien, daß sie des vollen Schutzes der Pforte gewiß sein könnten, und daß der Sultan lieber 50,000 seiner eignen Unterthanen opfern als den Flüchtlingen ein Haar krümmen lassen werde. Die orientalische Sitte und die muselmännische Tradition, welche die Gastlichkeit gebieterisch heischen, die Sympathie mit den tapfern Magyaren und Polen, vielleicht der Hintergedanke, die kriegserfahrenen fremden Of-

fiziere zum Nutzen der Türkei zu verwenden, waren die Gesichtspunkte, die im Diwan wie im türkischen Volke am meisten im Vordergrunde standen.

Es war kaum die Frage, ob die russischen Forderungen erfüllt werden sollten, sondern nur die Frage, wie die Erfüllung zu umgehen sei.

Inzwischen drängten der Graf Stürmer und die Gesandten Rußlands — Fürst Radziwil wurde von dem ordentlichen Botschafter, Baron Titof, accompagnirt — um Antwort. Am 14. September reichte der Erstere eine Note ein, worin er die Erklärung gab, er werde ein ferneres Hinausschieben der Auslieferung als eine abschlägige Antwort betrachten und mache die Pforte für die Folgen verantwortlich. Am 16. September versammelte sich der Diwan und beschloß, die Flüchtlinge nicht auszuliefern. Der Beschluß wurde den Gesandten eröffnet, aber die Bitte, daß dies nicht als eine abschlägige Antwort betrachtet werden möge, und die Meinung hinzugefügt, daß die Mächte deßhalb nicht genöthigt wären, die diplomatischen Verbindungen mit der Pforte abzubrechen.

Die Gesandten, Stürmer und Titof, indeß brachen den diplomatischen Verkehr sofort ab, und Fürst Radziwil verließ Konstantinopel ohne Abschiedsaudienz.

Die osmanische Regierung war in einer gefährlichen Lage. Vom Kaiser Nikolaus ließ sich's erwarten, daß er sofort den Krieg erklären werde. Auf Hülfe vom Auslande war mit Sicherheit nicht zu rechnen. Der Gesandte Englands rieth zwar von der Auslieferung ab, aber eine militärische Hülfe des englischen Kabinettes lag in weiter

Ferne. Die Pforte that, was an ihr lag, den Frieden zu erhalten, sie bereitete sich jedoch auch vor auf den Krieg. Die Armee wurde verstärkt und concentrirt, und Abdul Medschid hielt in der Nähe Konstantinopel's eine Heerschau über 70,000 Mann. Zugleich aber erhielten Fuad Effendi, der als außerordentlicher Gesandter nach Petersburg, und Mussurus, der in gleicher Eigenschaft nach Wien ging, Auftrag, das Widerrechtliche der russisch-österreichischen Forderung auseinanderzusetzen. Auch den Flüchtlingen gegenüber that die Pforte einen Schritt, der ihre Weigerung mit den bestehenden Verträgen in Einklang setzen und Rußland beweisen sollte, daß sie alles Mögliche thue, um den Frieden zu erhalten.

Rußland hatte die Auslieferung der Flüchtlinge mit Bezug auf die bestehenden Verträge gefordert. Namentlich kam in Betracht der Friedenstraktat von Kainardsche (1774), in dessen zweitem Artikel es heißt: „Wenn die Unterthanen eines der beiden Reiche sich eines Majestätsverbrechens schuldig machen und in dem andern eine Zuflucht suchen sollten, so dürfen sie hier nicht nur keinen Schutz finden, sondern müssen sogleich ausgeliefert oder aus dem Lande verwiesen werden, in das sie sich geflüchtet haben; ausgenommen hiervon sind nur jene, die in Rußland zum Christenthume oder in der Türkei zur mohamedanischen Religion übertreten sollten."

An die Flüchtlinge erging nun unter dem Hinweis auf diesen Vertragsartikel die Aufforderung, zum Islam überzutreten. Der Paschah von Widdin stellte ihnen vor, daß dieser Religionswechsel an sich ja nur eine Formalität sei, aber die Flüchtlinge wie die türkische Regierung

aus einer schlimmen Verlegenheit reiße. Die Vorstellungen wirkten in der That: Bem, Kmety und Stein und mit ihnen etwa 250 Ungarn und 200 Polen und Italiener gingen zum Muhamedanismus über, die übrigen jedoch, Kossuth an der Spitze, weigerten sich hartnäckig und waren entschlossen, eher das Aeußerste über sich ergehen zu lassen, als Renegaten zu werden.

Aber das Aeußerste kam nicht: die Pforte blieb standhaft, und Rußland und Oesterreich ließen von ihrer Forderung ab.

Der Grund dieses Zurückweichens ist einestheils in dem energischen Auftreten Englands und Frankreichs, anderntheils in den innern Verhältnissen Oesterreichs und Rußlands zu suchen.

Der englische Gesandte, Sir Stratford Canning, hatte schon lange seinem Kabinet die Nothwendigkeit demonstrirt, der bedrohten Pforte Beistand zu leisten. Es scheint, daß Palmerston zauderte, um sich erst über die Haltung Frankreich's zu vergewissern. Aber im Oktober gingen ernste Mahnungen aus Paris und London nach Petersburg ab, und gleichzeitig wurde den im Mittelmeer stationirten englischen und französischen Flotten der Befehl ertheilt, sich den Dardanellen zu nähern. Wenn nun auch später von Lord Palmerston im brittischen Parlamente erzählt wurde, Rußland habe schon Tags *) vor dem Eintreffen jener Mahnungen **) dem Türken Fuad Effendi gegenüber von der Auslieferung der Flüchtlinge

*) Am 16. Oktober.
**) Am 17. Oktober.

Abstand genommen, — und wenn der Staatskanzler Nesselrode jene Mahnungen mit der Erklärung beantwortete, daß Rußland niemals das Princip einer fremden Dazwischenkunft in den Beziehungen Rußlands zur Türkei zulassen könne, — so ist beides wol nur als ein lahmer Versuch anzusehn, der russischen Regierung den Schein eines freien Entschlusses und eines freiwilligen Rückzugs zu retten.

Mit dem Verzicht Rußlands auf eine Auslieferung der Flüchtlinge war der Konflikt jedoch noch nicht zu Ende. Die Forderung des Zaren hieß jetzt: Ausweisung der Polen.

Aber die Flotten Englands und Frankreichs ankerten bereits in den Dardanellen. Die Pforte weigerte sich, auch dies Begehren zu erfüllen, sie setzte ihre Rüstungen fort, und ihr Muth war so hoch gestiegen, daß sie die Entfernung der russischen Truppen, die in den Donaufürstenthümern angehäuft waren, verlangte. Aus der russischen Staatskanzlei ertönten laute Klagen, daß England die Verträge verletze, daß es eine Brandfackel in die europäische Ruhe schleudre, aber Nikolaus fand es angemessen, seine Forderungen noch weiter herabzustimmen.

Fuad Effendi hatte Ende Oktober eine Audienz und ward sehr gnädig empfangen. Nikolaus erklärte die Differenz für ein Mißverständniß; der zweite Artikel des Vertrages von Kainardsche sei falsch aufgefaßt, er wünsche, daß die ganze Sache friedlich erledigt werde, und sei zufrieden damit, wenn die Flüchtlinge streng bewacht würden.

Die Pforte bewies ihre Versöhnlichkeit nun insofern, als sie die Ungarn und Polen nach Schumla bringen ließ und sie dort internirte. Die Hauptfrage trat damit in den Hintergrund. Es galt dem russischen Kabinette jetzt, den englisch-französischen Einfluß in Konstantinopel wieder zu beseitigen. Nikolaus ließ den Sultan wissen, daß er die diplomatische Verbindung nicht wieder anknüpfen werde, wenn nicht die Gesandten Englands und Frankreichs von jeder Einmischung fern gehalten würden. Als die Pforte auch hierin Widerstand leistete, schien es — im December 1849 — noch einmal für einen Moment, als könne nur das Schwert diese Wirren lösen. Rußland nahm die Miene des Tiefbeleidigten an, es klagte über Undank und Verkennung seiner wohlmeinenden Absichten, es that, als wolle es seine Vaterhand ganz von der Türkei abziehen, und die Rubrik „Osmanisches Reich" verschwand sogar aus den Spalten der Petersburger Hofzeitung.

Wenn es dennoch nicht zum Kriege kam, wenn Nikolaus nochmals zurückwich, so war die innere Lage Rußlands und Oesterreichs wol die letzte Ursache davon. Daß Oesterreich damals nicht lüstern danach sein konnte, einen Krieg zu beginnen, in welchem es außer der Türkei nebst der ungarischen Emigration auch England und Frankreich gegen sich sah, bedarf keines Commentars. Aber auch Rußland war kaum in der Verfassung, nur die Opfer zu bringen, die ein Feldzug gegen die Türken erfordert hätte, geschweige denn es auf einen Krieg mit den beiden Großmächten ankommen zu lassen. Zum Kriege gehören zwei Dinge: Mannschaften und Geld.

Mag man die Consumtion an Menschen, die sowol im ungarischen Feldzuge als im Innern Rußlands in Folge der während der Jahre 1848 und 1849 wüthenden Cholera außerordentlich stark gewesen war, mag man die Consumtion an Menschen nicht in Ziffern ausdrücken können, die Consumtion an Geld läßt sich berechnen. Es ist nachzuweisen, daß in den beiden Jahren 1848 und 1849 der in der Peter-Paulsfestung angehäufte Schatz sich um sechzehn Millionen Silberrubel vermindert hatte, daß aber im selben Zeitraume die auswärtige Schuld um vierzig Millionen, die innere Schuld um ein und zwanzig Millionen Silberrubel angewachsen war. Im Jahre 1848 war der Grundzins fast um die Hälfte erhöht; trotzdem stellte sich schon vor dem Beginne des Feldzugs in Ungarn ein fühlbarer Geldmangel ein. Ersparungen wurden angeordnet in allen Verwaltungszweigen im Gesammtbelauf von 16—18 Millionen und diese dem Kriegsetat zugeschlagen. Als das nicht ausreichte, griff die Regierung die Kassen der Kreditanstalten für Ackerbau und Industrie an; als der Baarfonds dieser Kassen erschöpft war, ließ sie die Hypothekschulden der Grundbesitzer kündigen. Aber der ungeheure Bedarf wurde damit immer noch nicht gedeckt. Reichsschatzscheine im Betrag von 21 Millionen R. S. mußten ausgegeben, Anleihen im Auslande gemacht werden.

So begreift sich's leicht, daß Rußland in Konstantinopel nachgiebig war. Am 17. December gab Baron Titof der Pforte die Erklärung, daß er bereit sei, die Stipulationen, welche sie selbst vorgeschlagen habe, anzunehmen. Dies waren drei Punkte: die türkische Regie-

rung macht sich anheischig, diejenigen Polen, welche als russische Unterthanen am ungarischen Kriege Theil genommen, aus ihren Grenzen zu entfernen und ihnen die Rükkehr für immer zu verbieten, die zum Islam Uebergetretenen schickt sie nach Aleppo oder Konieh, solche Polen endlich, welche mit fremden Pässen nach der Türkei kommen und dort gegen Rußland intriguiren, wird sie ausweisen. Auch in das Verlangen der Pforte, daß sie das betreffende Protokoll nur mit Zustimmung der Gesandten Englands und Frankreichs unterzeichnen wolle, willigte Rußland nach einigem Sträuben. Am 25. December wurde das Protokoll beiderseits unterzeichnet. Etwas später fand auch die Ausgleichung zwischen der Pforte und Oesterreich statt.

Es ist wahr, es lag für das russische Kabinet eine starke Demüthigung in dem Verlauf und Ausgang dieses Konfliktes mit der Türkei. Aber diese Demüthigung hatte für die Machtstellung des nordischen Reiches keine eingreifende Folgen. Kein Monarch hat es besser verstanden als Nikolaus I., mißlungene Versuche und politische Fehler mit dem Schleier moralischer Beweggründe, der Großmuth, der Friedensliebe ꝛc. zu verhüllen; und es gab damals, im Jahre 1849, keinen Staat in Europa, der jene Demüthigung zu benutzen versucht und zu benutzen verstanden hätte. Die Flüchtlingsfrage blieb eine politische Episode, welche hinter dem bewunderten Resultate des ungarischen Krieges rasch in Nebel verschwamm, und das civilisirte Mitteleuropa hatte den vollen Becher moskowitischer Anmaßung zu leeren, die im Südosten von der

„halbbarbarischen“ osmanischen Pforte eine derbe Zurechtweisung erfahren hatte.

Der Leser wird sich des Rundschreibens an die russischen Diplomaten in Deutschland erinnern, das im Anfange der dreißiger Jahre aus dem Kabinet Nikolaus I. hervorging, und das im 8. Bande dieses Werks S. 18 ff. analysirt wurde, eben so des dem 8. Bande angehängten Memoire's aus dem Jahre 1848. Diese beiden Dokumente sind der leitende Faden in dem Labyrinthe der diplomatischen Beziehungen Nikolaus I. zu den deutschen Höfen auch für die folgenden Jahre. Wollten wir es mit ein paar Stichwörtern ausdrücken, so müßten wir sagen, das Protektorat über Deutschland und die Erhaltung des status quo war das Ziel der russischen Bestrebungen. Der erste augenfällige Erfolg war der Waffenstillstand von Malmöe gewesen, der zweite die Aufhebung der Märzverfassung in Oesterreich, der dritte die Katastrophe von Vilagos. Es waren empfindliche Schläge, die dem nationalen Emporraffen Deutschlands versetzt wurden: durch den ersten namentlich war es gehindert, sich rasch und definitiv einer außerdeutschen Dynastie zu entledigen, durch den letzten wurde eine beinahe zerbrochene und zersprengte deutsche Großmacht, welche weder deutsch noch romanisch noch slawisch noch magyarisch, sondern von alledem ein Stück ist, zusammengekittet. Aber Deutschland sollte von Petersburg noch schlimmere Stöße bekommen.

Ob etwas Wahres an der Sage ist, daß Nikolaus schon bei dem Besuche, den ihm der Kaiser von Oesterreich im Mai 1849 in Warschau machte, einen Kongreß

der europäischen Großmächte vorgeschlagen habe, um auf einem solchen die deutschen Wirren zu regeln, läßt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten. Die Sage kann immerhin als ein Ausdruck der öffentlichen Meinung gelten, welche dem Zaren diese Anmaßung zutraute; aber was uns Zweifel gegen ihre Echtheit einflößt, ist der Zusatz, daß Franz Josef und seine Minister sogar diese Zumuthung zu stark gefunden hätten. Die österreichische Politik spielte damals va banque und bebte, wie das Folgende lehren wird, vor keiner Schmach zurück, und wir sind geneigt, jene Sage für eine der zahllosen österreichischen Erfindungen zu halten, welche darauf berechnet waren, dem deutschen Nationalismus Sand in die Augen zu streuen. Es ist nicht unmöglich, daß das österreichische Kabinet es gewesen, das den Vorschlag zu einem Kongresse machte, und daß es den abgewiesenen Vorschlag hinterher benutzte, um dem gläubigen Deutschland seine loyalen und nationalen Tendenzen zu beweisen.

Ausgemacht ist es, daß der Kaiser Nikolaus in jener Zeit eine auffallende Vorliebe für den Wiener Hof bewies, die mit einer eben so auffallenden Kälte gegen den preußischen Hof verbunden war. In den Jahren 1849 und 1850 war in Berlin noch ein schwacher Bodensatz der nationalen und liberalen Politik, in welche der Sturm und Drang des Jahres 1848 hineingetrieben hatte. Nikolaus ließ den königlichen Schwager sehr deutlich seine Antipathie fühlen. Während seines Aufenthalts in Warschau im Sommer 1849 nahm er von der hohenzollernschen Nachbarschaft keine Notiz; er kam nicht gewohntermaßen nach Berlin, er lud den preußischen Hof

nicht zu sich ein, dagegen sandte er seinen zweiten Sohn Konstantin nach Olmütz, kurz darauf den Thronfolger Alexander nach Wien. Damals machte Preußen den tragikomischen Versuch, einen Bruchtheil der deutschen Länder durch Vereinbarung mit den Fürsten unter Vermeidung aller revolutionsähnlichen Maßnahmen enger an sich zu ketten, und fand zuerst in Wien, dann auch in Stuttgart, München, Dresden und Hannover heftigen Widerstand: der preußischen Union und dem Erfurter Parlamente stellte sich der Vierkönigsbund gegenüber, dem Berliner Fürstenkongreß die Plenarversammlung des deutschen Bundes. In allen preußenfeindlichen Schritten war die Hand des Kaisers Nikolaus deutlich zu erkennen. Baiern*) machte unter Andern eine Verfassungsproposition für Deutschland, welche zuvor die russische Approbation empfangen hatte, in Sachsen und Würtemberg waren der Lossagung von dem am 26. Mai 1849 geschlossenen Bündnisse mit Preußen die intimsten Verhandlungen mit Rußland voraufgegangen, in Stuttgart namentlich machte die nahe Verwandtschaft mit dem russischen Hofe ihren Einfluß geltend. Eine französische Zeitung, das Journal

*) Wie die bairische Regierung gesinnt war, darüber hat der Minister von der Pfordten klare und authentische Auskunft gegeben. In einer Unterredung mit einem Obersten der ehemaligen schleswig-holsteinischen Armee sagte er: „Die Herzogthümer sind dänische Provinzen, und wenn ich holsteinischer Minister wäre, würde ich das Land danisiren, selbst wenn eine Völkerwanderung daraus entstehen sollte. Es ist die Politik der Nothwendigkeit, die hier befolgt werden muß. Rußland will es, und so muß es geschehen."

des Débats durfte damals mit vollem Rechte ausrufen: „In Stuttgardt wie in Frankfurt, in Erfurt wie in Stuttgardt sind die Geschicke der deutschen Parlamente mehr und mehr unter die Hand der moskowitischen Kanzlei gerathen. Das war dereinst der Anfang des Endes für die polnischen Reichstage. Mögen wir nie einen Prolog so nahe an unsern Grenzen haben."

Schon mehrmals waren von Petersburg aus — wenn wir den Berichten der Journale jener Zeit trauen dürfen — Proteste gegen die Unirungsversuche in Berlin eingelaufen; Nikolaus hatte erklärt, diese Versuche ständen im Widerspruch mit den Verträgen von 1815, und er werde für Oesterreich Partei ergreifen, wenn ein Konflikt zwischen den beiden deutschen Großmächten entstehe. Da rief Preußen das Parlament zu Erfurt zusammen und schien also mit der Union Ernst zu machen; Oesterreich forderte dann sämmtliche deutsche Regierungen auf, die Bundesplenarversammlung in Frankfurt zu beschicken, und der König von Preußen lud, wie um dieser Aufforderung mit Eklat entgegenzutreten, die ihm verbündeten Fürsten zu einer Konferenz nach Berlin ein.

In diesem kritischen Augenblick trat Rußland mit seinen Absichten offen hervor. Eine Depesche des österreichischen Gesandten in Petersburg vom 16. Mai 1850 gab eine Aeußerung des Grafen Nesselrode wieder, welche dahin lautete: „der Zar sei entschlossen, Oesterreich in seinem Widerstande gegen Preußens Neuerungen zu unterstützen." Diese Depesche wurde von Oesterreich bekannt gemacht, und zu gleicher Zeit verbreitete sich die

Nachricht, Nikolaus habe die Vermittlung zwischen den beiden Rivalen übernommen.

Wer diese Vermittlung zunächst angerufen hat, ob Oesterreich, ob Preußen, ist bis jetzt nicht constatirt, möglich auch, daß Nikolaus sie angeboten hat. Genug, daß weder in Berlin noch in Wien die Spuren eines nationalen Ehrgefühls und eines wirklichen Großmachtbewußtseins vorhanden waren, welche die Annahme dieser schmählichen Vermittlung hinderten. Der Unterschied in dem Verhältniß der beiden Kabinette zu Rußland war nur der, daß Oesterreich die Vermittlung annahm in der Voraussetzung, ja Gewißheit, in Nikolaus eine Hülfe gegen Preußen zu finden, daß Preußen sie annahm in der Erwartung, den Zaren nachträglich auf seine Seite hinüberzuziehn.

Am 24. Mai 1850 traf Nikolaus in Warschau ein, begleitet von seinen Generaladjutanten, den Grafen Orlof und Adlerberg. Von preußischer Seite erschien der Prinz von Preußen, von österreichischer der Fürst Schwarzenberg.

Die Specialitäten der in Warschau stattgefundenen Verhandlungen sind freilich nicht laut geworden. In Berlin wie in Wien gab man sich anfangs sogar Mühe, das Resultat zu bemänteln. Beide Höfe ließen sich rühmen, daß sie den Sieg davon getragen hatten. Die Berliner Presse erzählte, daß der Prinz von Preußen bei seiner Abreise geäußert habe, er gehe nach Warschau, um den Kaiser von Rußland, der bis jetzt eine der preußischen ganz entgegengesetzte Politik verfolgt habe, umzustimmen. Es war die Rede von einer heftigen Scene zwischen dem

Prinzen von Preußen und dem Fürsten Schwarzenberg. Indeß die nachfolgenden Ereignisse verbreiteten bald so viel Licht über die Konferenz, als für die Geschichte von Wichtigkeit war, und der englische Minister Clarendon that in einer vor dem brittischen Parlamente gehaltenen Rede das Uebrige. *) Nikolaus hatte sich benommen wie ein Lehnsherr gegenüber seinen Vasallen. Er hatte Nichts hören wollen von den Auseinandersetzungen über das Recht oder Unrecht in der deutschen, holsteinischen oder hessischen Frage, die in einander verwickelt waren; er war dem, der ihm davon demonstriren wollte, in die Rede gefallen, hatte an die Verträge von 1815 erinnert, an denen nicht gerüttelt werden dürfe, und sein Verdikt hatte gelautet, er werde gegen die Macht, welche zuerst die Waffen ergreife, feindlich auftreten, und er verlange den Abschluß des Friedens mit Dänemark. Allen Vorstellungen, daß Preußen auf gesetzlichem Boden stehe, daß es nur die Eindrängung der österreichischen Gesammtmonarchie in den Bund verhindern wolle, hatte Nikolaus sein ceterum censeo entgegengesetzt, daß man in Berlin revolutionär sei. Freilich auch dem Fürsten Schwarzenberg war es nicht gelungen, den Kaiser zur vollen Unterstützung der österreichischen Ansprüche zu bewegen und militärische Hülfe zu erwirken.

Gleichsam um seiner Drohung, die zunächst Preußen galt, Nachdruck zu geben, hielt Nikolaus bei Warschau in Gegenwart des Prinzen von Preußen und des gleichfalls dort anwesenden preußischen Prinzen Carl eine Re-

*) Am 14. Febr. 1854.

vue *) über seine Truppen, und als sei das noch nicht genug, nahm er jenen mit sich nach Petersburg, um ihm auch seine Garden zu zeigen.

In jener Zeit tauchte auch ein russisches Geschwader an der holsteinischen Küste auf, zur Uebung, hieß es, aber in Berlin faßte man es als eine Drohung auf. Zugleich fand die russische Politik einen andern Drücker und Hebel für die Beziehungen Preußens zu Schleswig Holstein in einem Protokoll, das zu London unterzeichnet wurde und den dänischen Gesammtstaat gewissermaßen unter die Obhut Frankreichs und Rußlands stellte. **)

Am 2. Juli 1850 schloß Preußen den berüchtigten Frieden mit Dänemark, in welchem Holstein sich *selbst* überlassen und den Dänen anheimgestellt wurde, dasselbe

*) In diese Zeit fiel auch das fünfundzwanzigjährige Feldmarschallsjubiläum des Fürsten-Statthalters von Polen, Paskewitsch. Der Kaiser legte seine Huld gegen denselben in bemerkenswerther Weise an den Tag. Am Morgen des Festtages war die Armee vor Warschau auf dem Platze Ujasdow, gegenüber der Sommerwohnung des Feldmarschalls, in Parade aufgestellt. Gefolgt von einem glänzenden Stabe, worunter drei seiner Söhne, ritt der Kaiser vor das Haus, die beiden jüngsten Großfürsten holten Paskewitsch heraus und führten ihn zu Nikolaus. Dieser umarmte den Jubilar, der Thronfolger brachte einen auf einem Kissen liegenden, mit Diamanten besetzten Marschallstab, und die Abgesandten Oesterreichs und Preußens überreichten die Festgeschenke ihrer Monarchen.

**) Wir kommen darauf zurück, da die Politik Nikolaus I. gegen Dänemark eine besondere Darstellung verlangt.

sich zu unterwerfen, in welchem ferner die Mitwirkung zur Einführung eines für alle dänischen Landestheile gültigen Thronfolgegesetzes verheißen ward. Wer mag wohl sagen, daß dieser Friede nicht von Rußland diktirt war? Und hätte Preußen, statt zu sagen im Namen des Bundes habe es den Frieden geschlossen, nicht richtiger gesagt, im Namen Rußlands habe es pacicirt?

Die Todten reiten schnell! Bald fügte sich das Berliner Kabinet einem zweiten Petersburger Machtgebot.

Die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich war nicht gehoben. Die Anhänger der Union und des Bundestags schleuderten protestirende Noten gegeneinander, Oesterreich, Baiern und Würtemberg schlossen am 12. Oktober den Vertrag zu Bregenz zur Ausführung der Bundesbeschlüsse; bairische Truppen machten in Folge deß Anstalt, in Kurhessen das zu thun, was man damals „Wiederherstellung der Ordnung“ nannte. Ein Zusammenstoß zwischen diesen und den Preußen, die im südlichen Theile der Rheinprovinz standen, schien unvermeidlich. Von neuem trat der russische Kaiser als Vermittler auf; diesmal galt es für ausgemacht, daß der König von Preußen an ihn appellirt habe; wieder eilte Nikolaus nach Warschau. Eine drohende an Preußen gerichtete Note des russischen Kabinets ging vorauf, in welchem jeder Angriff der preußischen Armee auf die Baiern in Kurhessen für einen Kriegsfall erklärt und für solche Eventualität die Besetzung der Ostseeprovinzen in Aussicht gestellt wurde.

Es war Ende Oktober 1850, wo dieser Fürstentag abgehalten wurde. Der Kaiser von Oesterreich mit sei-

nem Ministerpräsidenten, dem Fürsten Schwarzenberg, der Prinz Carl von Preußen mit dem Ministerpräsidenten Grafen Brandenburg erschienen dort vor dem Zaren, um dessen Schiedsspruch über das Geschick des deutschen Volkes zu vernehmen; eine Anzahl von Prinzen, Friedrich von Hessen, Karl von Würtemberg rc. erröthete nicht, diese Scene, denen von Canossa und von Erfurt vergleichbar, durch ihre Gegenwart zu verherrlichen; außerdem hatten sich der Graf Nesselrode, der russische Gesandte in Berlin, Baron Meyendorf, und der preußische Gesandte in Petersburg, General von Rochow, eingefunden. Dem Kaiser von Oesterreich wurde nachgesagt, er habe sich bis zum letzten Augenblick so sehr über die Situation getäuscht, daß er an der polnischen Grenze einige Stunden gewartet habe, in der Hoffnung, der Zar werde ihm entgegenkommen, — freilich eine vergebliche Hoffnung.

Graf Brandenburg leistete im Namen des Berliner Kabinets in Nachgiebigkeit das Menschen-Mögliche: er verzichtete auf eine Volksvertretung beim Bunde, er willigte in den Eintritt Gesammtösterreichs, in die Wiederherstellung des Bundestags, er verlangte nur die Gleichstellung Oesterreichs und Preußens im Bundespräsidium und das freie Unirungsrecht innerhalb des Bundes auf Grund des 11. Artikels der Bundesakte. Fürst Schwarzenberg war jedoch hiemit nicht zufrieden, er forderte vor allen Dingen, daß Preußen die Verfassung, die es mit den ihm unirten Staaten vereinbart hatte, aufgebe, und daß es die in Frankfurt tagende, von Oesterreich, Baiern, Würtemberg rc. beschickte sogenannte Bundesplenarversammlung anerkenne.

Diese Forderungen bedeuteten allerdings für Preußen eine unerhörte Demüthigung, ein Aufgeben aller seiner Pläne, eine Rücknahme aller feierlichen Verheißungen, die es dem Volke wie den unirten Fürsten gemacht hatte, ein schimpfliches Zurückweichen, wie es dem Besiegten nach einem halben Dutzend verlorner Hauptschlachten von dem Gegner vielleicht auferlegt wird. Die Forderungen waren selbst für einen Grafen Brandenburg zu stark. Nikolaus stellte sich ganz auf die Seite Oesterreichs. Er soll damals geäußert haben: „Die Welt soll dereinst nicht sagen, daß ich ein besserer Schwager als Kaiser von Rußland gewesen bin." Er wiederholte jene Drohungen, die bereits in der erwähnten Note ausgesprochen waren, er forderte, daß Preußen das bewaffnete Einschreiten in Kurhessen und Holstein gut heiße, damit der Revolution ein Ende gemacht werde, ja er nahm sich heraus, den preußischen Minister Radowitz als das Hinderniß einer loyalen preußischen Politik zu bezeichnen und dessen Entfernung zu begehren. Graf Brandenburg reis'te entrüstet aus Warschau ab.

Als er kaum in Berlin wieder eingetroffen war, fand eine Ministerberathung, am 2. November, Statt, welche als die Katastrophe in der nachmärzlichen Geschichte Preußens zu betrachten ist. Einige unter den Ministern waren zwar jetzt endlich der Meinung, daß es schimpflich sei, weiter nachzugeben und daß man mit den Waffen in der Hand die maßlosen Zumuthungen abweisen müsse, aber die Majorität stimmte mit Herrn von Manteuffel dafür, sich zu fügen, und der König — vermuthlich auch die Königin, eine Schwester der Erzherzogin Sophie von

Oesterreich*) — trat dieser Majorität bei. Herr von Radowitz schied aus dem Ministerium, Graf von Brandenburg legte sich aufs Krankenbett, um nicht wieder aufzustehen.

Man sagt, der Schmerz habe ihm das Herz gebrochen. Der Zar hatte ihn in Warschau in einer so hochmüthigen und beleidigenden Weise behandelt, daß es für das Point d'honneur eines Edelmanns und für den Stolz eines guten Preußen zu viel war; der kleinmüthige Beschluß des Ministerrathes mochte das Uebrige thun. Das ärztliche Bülletin sagte, er habe nach genommenem Vomitiv viel Galle erbrochen. In seinen Fieberphantasien soll er gerufen haben: „Mein Helm, mein Schwert! Führt mir mein Pferd vor! Es ist zu spät, sie sind schon in Breslau! o mein schönes Armeecorps!" Er starb in der Nacht vom 5. auf den 6. November.

Manteuffel war jetzt Herr der Situation. Man behauptete, Rußland und Oesterreich hätten sein Verbleiben an der Spitze des Ministeriums dringend gewünscht und

*) Daß die Königin einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Entschließung Friedrich Wilhelm IV. in dem Konflikt ausgeübt und also russischer Einfluß nicht ganz allein gewirkt habe, darf wol angenommen werden. In Berlin circulirte damals folgendes Gerücht: Am 19. November, am Geburtstage der Königin, habe ihr Gemahl sie gefragt, was für ein Geschenk sie sich wünsche, und sie darauf erwiedert: Friede mit Oesterreich und Baiern. Der König, anfangs über das Begehren verstimmt, habe wiederholten Bitten nachgegeben und schon am selben Tage einen Flügeladjutanten mit einem Handschreiben nach Wien gesandt.

sogar die Erklärung abgegeben, daß sie seinen Rücktritt als eine indirekte Kriegserklärung ansehen würden. Jedenfalls ist es außer Zweifel, daß kein Mensch auf dem weiten Erdenrund geeigneter sein konnte, die Intentionen Rußlands aufzufassen und nach ihnen zu handeln.

Preußen ist unter den drei Nachfolgern Friedrichs des Großen immer von Rußland übervortheilt, es hat von diesem unzählige Fußtritte erhalten, aber nichts Vorangegangenes kommt der demüthigenden Abhängigkeit gleich, in welcher die norddeutsche Großmacht unter der Aegide Manteuffels stand. Man legte in Berlin das Ohr an die Erde, um die Orakelsprüche des Petersburger Zaren zu erlauschen, und man mühte sich ab, dieselben zu entziffern. Die für Nikolaus im russischen Gesandtschafts-Hotel unter den Linden bereitstehenden Zimmer blieben freilich noch immer leer, aber der Repräsentant jenes, der Baron von Meyendorf verstand es trefflich, seinen Gebieter zu vertreten; er war dem Könige eine persona grata, er wußte sich mit den augenverdrehenden Pietisten eben so wohl zu stellen wie mit den demokratenfresserischen Junkern an der Spree.

Preußen wich zurück Schritt für Schritt, gab nach Punkt für Punkt. Wir dürfen hier nur darauf hindeuten. Gleich am 3. November verzichtete Manteuffel auf die Gleichstellung Preußens und Oesterreichs im Bundespräsidium und auf das freie Unirungsrecht, er willigte auch in die Ausführung der Bundesbeschlüsse gegen Holstein und Kurhessen. Was sollten wir bei der Mobilmachung, die nur ein Blendwerk, und bei der Affaire von Bron-

cell, die nur ein Mißverständniß war, verweilen? Manteuffel sagte zu, Preußen wolle im Fürstencollegium dahin wirken, daß die Union durch förmlichen Beschluß aufgehoben werde, und räumte es ein, daß die ferneren Verhandlungen zwischen Oesterreich und Preußen dem Bundestage zur Confirmation vorgelegt würden. Aber mit seiner Nachgiebigkeit wuchs der Trotz des Wiener Kabinets. Auch der Wunsch Preußens, seine Truppen in Kurhessen lassen zu dürfen, fand in Wien keine Gnade. Es kam endlich so weit, daß Preußen aufgefordert wurde, binnen 48 Stunden Hessen zu räumen. In Berlin hätte man so gern wenigstens den Schein militärischer Ehre retten mögen und war rathlos, man ließ sich also wieder vom Kaiser Nikolaus rathen. Auf dessen Vorschlag ging Manteuffel nach Olmütz, um sich mit dem Fürsten Schwarzenberg direkt zu verständigen. Dort erhielt er unter dem Beistande des russischen Gesandten, Herrn von Meyendorf, das lächerliche Zugeständniß, daß ein preußisches Bataillon in Kassel bleiben durfte, gleichsam damit es Zeuge sei der bundestäglichen Exekution.

Auf Manteuffels Reise nach Olmütz folgten die Dresdener Konferenzen, dann die Pacification Holsteins, endlich die vollständige Resurrektion des Bundestags: Nikolaus konnte zufrieden sein.

Er übersandte seinem königlichen Schwager die Kette des Andreasordens und unterzog sich nun noch der Mühe, auch die Verstimmung zu beseitigen, die zwischen den Höfen von Berlin und Wien zurückgeblieben war. Im Mai 1851 kam er wieder nach Warschau und lud den König von Preußen zu sich ein. Friedrich Wilhelm IV.

kam und brachte den Herrn von Rochow mit, der bisher Gesandter am russischen Hofe gewesen und nun — von Friedrich Wilhelm IV. oder von Nikolaus? — zum Bundestagsgesandten ernannt war. Dann reisten beide Monarchen bis Ratibor, von wo der König sich nach Berlin zurück, der Kaiser sich nach Olmütz begab. Der König von Preußen sollte es eben empfinden, daß er von seinen gekrönten Nachbarn noch nicht gänzlich wieder zu Gnaden aufgenommen war. Franz Josef kam Nikolaus entgegen bis einige Meilen vor Ratibor und vermied es so, den König zu begrüßen; Nikolaus fand sich nicht gemüßigt, bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen, die in jenen Tagen in Berlin unter militärischen Feierlichkeiten vor sich ging, persönlich zu erscheinen oder auch nur einen seiner Söhne zu schicken.

In Warschau und in Olmütz ist vermuthlich auch ein Plan besprochen worden, der die Gedanken des Zaren schon seit dem Jahre 1848 beschäftigt hatte, der aber neuerdings erst zur Reife gekommen war, — der Plan nämlich, gegen das republikanische Frankreich und beiläufig auch gegen die Schweiz zu Felde zu ziehen. Es stehen uns keine aktenmäßige und unwiderlegliche Beweise zu Gebote, die wir für das Vorhandensein dieses Planes anführen könnten, aber wir werden in diesem Fall der inspirirten Presse Deutschlands und Rußlands wol Glauben beimessen dürfen. Nikolaus mochte es für leicht halten, in das zerrüttete französische Staatswesen, das damals ein trostloses Bild von der Ohnmacht des Liberalismus bot, schiedsrichterlich einzugreifen, wie er in Deutschland gethan. Zu der Antipathie gegen die Revolution ge-

sellte sich eine Erbitterung andrer Art. Die französische Republik, welche die Occupation der Donaufürstenthümer im Jahre 1848 und die Intervention in Ungarn im Jahre 1849 schweigend angesehen hatte, die in der dänischen Frage auf Rußlands Seite stand, war endlich aufmerksam geworden auf die verhängnißvolle Lage der Türkei und trat Nikolaus in Constantinopel hemmend in den Weg. Schon in den Verhandlungen betreffs der ungarischen Flüchtlinge sahen wir es im Vereine mit England gegen die russischen Forderungen auftreten, im Jahre 1850 und 1851 bot es dem Kaiser Nikolaus Schach in der Frage der heiligen Stätten, und im Frühlinge des letzteren Jahres waren bittere Depeschen zwischen Petersburg und Paris gewechselt.

Zu bestimmten Verabredungen ist es aber in Warschau und in Olmütz rücksichtlich des gemeinsamen Auftretens gegen Frankreich wol nicht gekommen; der Blick der Monarchen von Oesterreich und Preußen war der Vergangenheit und Gegenwart mehr zugewandt als der Zukunft; die Sorge um die eignen Staaten machte sie einem so gefährlichen Kriege, dessen Kosten sie zunächst zu tragen hatten, wenig geneigt.

Die kurze Zeit, die Nikolaus in Olmütz zubrachte, wurde fast ganz ausgefüllt mit militärischen und kirchlichen Festlichkeiten, die den Anschein trugen, als ob sie eine Demonstration der verbündeten Kaiser gegen die Revolutionärs in Europa sein sollten. Nachdem die Heerschau über 30,000 Mann gehalten war, zogen die beiden Monarchen von der Kirchenparade Hand in Hand in die Kirche, und die berüchtigten Helden der österreichischen

Reaktion, Radetzki, Windischgrätz und Jellachich wurden von Nikolaus mit auffallender Auszeichnung behandelt.

Wo sich der Kaiser von Rußland überhaupt in jenen Jahren öffentlich zeigte, da fehlte die Suite deutscher Prinzen nicht, die durch verwandtschaftliche Bande oder durch persönliche Ergebenheit dem Zaren attachirt waren. Am 31. August wurde die Eisenbahn zwischen Petersburg und Moskau, die erste im russischen Reiche, eröffnet, — ein halbes Dutzend deutscher Fürstensöhne war dabei anwesend: den Kronprinzen von Würtemberg, den Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, die Prinzen von Mecklenburg-Strelitz, von Oldenburg, von Hessen, auch den Prinzen Carl von Preußen sah man dort, — ein klarer Beweis, daß der preußische Hof es Nikolaus verziehen hatte, wenn dieser wenige Monate vorher von der Enthüllung der Friedrichsstatue keine Notiz nahm.

Die Feierlichkeiten bei Eröffnung der Petersburg-Moskauer Eisenbahn waren ganz in dem soldatischen Style des Zaren. Damit der Zug mit militärischer Präcision abgehen könne, mußten die kaiserliche Familie, die fremden Prinzen und die übrigen Festgenossen mit Sack und Pack die Nacht in den Waggons zubringen; drei Garderegimenter waren schon Tags zuvor nach Moskau vorausgeschickt, an der Spitze dieser zog dann der Zar in die alte Hauptstadt ein, ließ von dem Metropoliten Philaret in der Kirche eine Anrede an sich halten, küßte das Kreuz, ließ sich mit Weihwasser besprengen und bezeigte den Heiligenbildern und Reliquien seine Verehrung.

Welch ein seltsamer Kontrast! Diese Garderegimenter,

Weihwasser und Reliquien und die vom Dampf getriebene moderne Lokomotive! Welche Ironie des Schicksals! Der Selbstherrscher aller Reußen, welcher die Weltgeschichte aufzuhalten sich vermißt in ihrem gewaltigen Vorwärtsdrängen, — der Selbstherrscher aller Reußen begrüßt den Einzug des Königs Dampf, der die Fesseln sprengen wird, die jener geschmiedet! Welche Verblendung! Der Zar frohlockt über die Eisenstraße, die seine Stahlkolonnen rascher als bisher von einem Punkte zum andern befördern soll, er dekretirt von Moskau aus den Bau einer andern Bahn von da bis Warschau, — aber er hat keine Idee davon, daß auf diesen eisernen Schienen auch noch Anderes transportirt werden wird als Kanonen und Munitionskarren und wohleinexercirte Grenadiere!

Niemals hatte Europa so wenig von dem erfahren, was im Innern Rußlands vor sich ging, als 1849, 50 und 51. Die Rubrik „Rußland" verschwand beinahe aus den Journalen. Das Wenige aber, was abgesehen von jener Eisenbahneröffnung verlautete, wies sämmtlich auf das eifrige Bemühen des Kaisers hin, sein Reich von aller Verbindung mit der Außenwelt abzuschließen, oder die Elemente einer Opposition, die im Lande selbst sich entwickeln könnte, auszutilgen.

Hieher gehört die mit eiserner Strenge gehandhabte Grenzsperre, die geschärfte Censur zumal gegen deutsche Schriften,*) das Verbot der Reisen in's Ausland und die Einverleibung Polens ins russische Zollgebiet.

*) 1850 wurden Gutzkow's „Ritter vom Geist" verboten.

Diese letztere wurde im Januar 1850 vollzogen. Gleichzeitig wurde die russische Sprache zur alleinigen Geschäftssprache bei allen Behörden des ehemaligen Königreichs Polen erhoben. Beides war ein Bruch der Verträge*) von 1815, in welchen den Polen die Einrichtungen, welche die Erhaltung ihrer Nationalität sicherten, garantirt waren — Artikel 3 des Vertrags vom 3. Mai 1815, — und wonach Allem, was der Boden und die Betriebsamkeit der polnischen Provinzen hervorbringt, in allen Provinzen, preußischen, russischen und österreichischen des ehemaligen Königreichs, der unbeschränkteste Umlauf gestattet sein soll gegen Erlegung einer Steuer, die 10% vom Hundert nicht übersteigt. Diese Verletzung der Verträge zeigt abermals, in welchem schmählichen Abhängigkeitsverhältniß Preußen und Oesterreich standen: zur selben Zeit, wo der Zar ihnen gegenüber jene Traktate als unantastbar geltend macht, verletzt er sie selbst, schädigt dadurch die materiellen Interessen beider Staaten, aber Niemand wagt, sich zu widersetzen.

Beide Maßnahmen zielten auf dasselbe Resultat hin. Denn wenn die Einverleibung Polens in's russische Zollgebiet nebenher auch eine Verschärfung der Grenzsperre bezweckte, so war die hauptsächliche Tendenz derselben ebenso wie der Einführung der russischen Sprache, die Reste der polnischen Nationalität zu tilgen. Die häufigen Besuche Nikolaus I. in Warschau hatten ganz die entgegengesetzten Folgen, welche sonst wol Reisen eines Monarchen in die Provinzen seines Reichs nach sich zu

*) Vergl. Bd. VIII., S. 38.

ziehen pflegen: die Denkmale seiner Anwesenheit waren nicht Gnadenakte, sondern Anordnungen, welche die Russificirung des Landes vollenden sollten. Außer jener Tarifordnung und außer dem Sprachgesetz ist dahin ein Ukas zu rechnen, welcher bestimmte, daß die Söhne adeliger Eltern aus den polnischen Gouvernements vom 1. Juli 1851 an militärpflichtig seien, nur die einzigen Söhne und diejenigen, welche in den Civilstaatsdienst treten wollten, wurden ausgenommen.

Aber man darf nur nicht glauben, daß das eigentliche Rußland viel glücklicher daran war als die polnischen Provinzen. Eine tragikomische Furcht vor der Revolution bezeichnete alle Schritte des Kaisers, er witterte überall Verschwörung, und er kannte kein anderes Mittel, als maßlose Härte, um ihr zu begegnen. Er zitterte vor seinem eignen Schatten, er gab seine früheren Pläne, die Verwaltung zu reformiren, die Leibeigenschaft zu erleichtern, auf, weil er in seiner wahnsinnigen Angst nicht mehr wagte, an irgend etwas Bestehendem zu rühren. Die Bildungsanstalten des Reichs wurden vollends von allen liberalen Elementen gesäubert, die deutschen Lehrer und Erzieher wurden entfernt, falls sie nicht russische Unterthanen waren, an ihre Stelle ausgediente Offiziere berufen und die Erziehungsanstalten in Kasernen umgewandelt. Die Lehrkurse der Universitäten wurden von neuem beschränkt und die wissenschaftliche Bildung, oder was man in Rußland so nannte, überhaupt auf die bevorzugten Klassen beschränkt. In den Ukasen vom 11. Mai und 26. September 1849 war bestimmt: daß auf jeder russischen Universität die Zahl aller Studirenden, die

sich aus eigenen Mitteln unterhalten, auf 300 Personen reducirt bleiben, — daß bei der Aufnahme von Aspiranten die religiöse und sittliche Bildung besonders in Betracht gezogen, — daß Jeder ausgeschlossen sein soll, der nicht durch Geburtsadel oder Beamtenadel Anspruch auf die Aufnahme hat. Ja es tauchte der Plan auf, die Universitäten überhaupt zu schließen.

Alexander Herzen theilt im vierten Bande seiner Memoiren einen Brief Granoffski's, Professors der Geschichte in Moskau, geschrieben im Jahre 1850, mit. Dort heißt es:

„Unsere Lage wird von Tage zu Tage unerträglicher. Jede Bewegung im Westen macht sich bei uns durch Bedrückungsmaßregeln fühlbar. Die Angebereien kommen zu Tausenden. Ueber mich sind im Laufe von drei Monaten zwei Mal Nachfragen gehalten. Aber was ist die persönliche Gefahr im Vergleich mit dem allgemeinen Leiden und Druck? Man hat die Absicht, die Universitäten zu schließen, vorerst hat man sich aber auf die folgenden, schon in Ausführung gebrachten Maßregeln beschränkt; man hat das Eintrittsgeld für die Studenten erhöht und ihre Zahl durch ein Gesetz vermindert, kraft dessen an der Universität nicht mehr als 300 Studenten auf ein Mal sein dürfen. In Moskau waren 1400 Studenten, man mußte also 1200 entlassen, um 100 neue aufnehmen zu können. Das adelige Institut ist geschlossen worden, mehren andern Anstalten droht dasselbe Schicksal, z. B. dem Lyceum. Der Despotismus spricht es unverhohlen aus, daß er sich nicht vertragen kann mit der Aufklärung. Für das Kadettenkorps sind neue Pro-

gramme gemacht. Die Jesuiten würden den militärischen Pädagogen beneiden, der sie entworfen hat. Den Priestern ist anbefohlen, die Kadetten zu lehren, daß die Größe Christi vorzüglich in seiner Ergebenheit gegen die herrschende Macht bestand. Christus wird dargestellt als ein Vorbild des Gehorsams und der Disciplin. Die Lehrer der Geschichte müssen die alten Republiken des Flittergoldes der Tugend entkleiden und die, den Historikern unbegreifliche, Größe des römischen Kaiserthums beweisen, welches nur den einen Fehler hatte: es kannte die Erbfolge nicht!"

Im Jahre 1849 war in Petersburg eine Verschwörung entdeckt. Eine Verschwörung nannte man wenigstens eine Gesellschaft junger Leute, die sich versammelten, um über sociale Fragen zu debattiren. Die sämmtlichen Theilnehmer wurden verhaftet und peinlich angeklagt. Die Untersuchung förderte Nichts zu Tage als Meinungen, das hinderte jedoch nicht, daß sämmtliche Angeklagte zum Tode verurtheilt wurden. Nikolaus begnadigte die Verurtheilten zur Bergwerksarbeit, zum Exil oder zum Kriegsdienst.

Im Jahre 1848 hatte kein Russe ins Ausland reisen dürfen; im folgenden Jahre wurde ausnahmsweise einigen vornehmen Damen die Erlaubniß ertheilt, ausländische Bäder zu besuchen. Unter diesen Damen war die Baronin Bruiningk, geborne Lieven. In deren Erlebnissen spiegeln sich die russischen Zustände jener Jahre so treu, daß wir hier mittheilen wollen, was uns aus zuverlässigem Munde davon bekannt geworden ist.

Die Baronin Bruiningk erhielt im Herbst 1849 Er-

laubniß zur Reise ins Ausland. Es hatte ihr viele Mühe gekostet. Graf Orlof, dessen Fürsprache sie in Anspruch nahm, schlug ihr Anfangs die Bitte ab und rieth ihr, nach der Krim zu gehen. Erst als man ihm neue ärztliche Zeugnisse vorlegte, in denen der Aufenthalt im südlichen Deutschland oder in der Schweiz für dringend nöthig für die Dame erklärt wurde, verwandte er sich beim Kaiser und erlangte dessen Einwilligung.

Die Baronin kam zunächst nach Berlin. Eine begeisterte Verehrerin Gottfried Kinkels, der damals im Gefängniß saß, fuhr sie eines Tages nach Spandau, um den gefangenen Dichter zu besuchen und ihm einen von ihr selbst gestickten Teppich zu überreichen. Sie wurde an der Thüre des Kerkers abgewiesen, und man machte ihr bemerklich, daß dem Gefangenen die Annahme eines Luxusartikels, wie des Teppichs, durchaus nicht gestattet sei, und daß Kinkel auf seinem Zimmer kein anderes Ameublement als einen Tisch und eine Pritsche, nicht einmal einen Stuhl habe.

Die Dame eilt entrüstet zurück nach Berlin und ließ sich sofort bei Manteuffel, dem Minister des Innern, melden. Dieser saß gerade bei Tisch, und der Bediente war nicht geneigt, seinen Herrn zu stören. Ein paar Goldstücke machten ihn indeß gefügiger, und er meldete eine Dame an, die den Minister augenblicklich zu sprechen begehre.

„Excellenz," rief die Baronin Herrn von Manteuffel entgegen, nachdem sie ihren Namen genannt hatte, „ich komme so eben von Spandau und höre, daß Gottfried Kinkel ganz abscheulich behandelt wird und auf seinem

Zimmer nicht einmal einen Stuhl hat. Ohne Zweifel geschieht das ohne Ihr Wissen, — ich glaube Ihnen einen Dienst zu erweisen, indem ich Sie davon benachrichtige, und hoffe, daß Sie die Brutalität abstellen werden!"

„Es geschieht auf meinen ausdrücklichen Befehl!" entgegnete der Minister.

„Auf Ihren Befehl — Wie? — und Sie schämen sich nicht, mir das zu sagen, — Sie sinken nicht in die Erde? Pfui! Sie haben die Stirn, eine Zierde Ihrer Nation, einen gefeierten Dichter — — —

Manteuffel war blaß vor Wuth. „Madame," rief er ingrimmig, „wie können Sie sich erfrechen — —

Aber dem Redefluß der erbitterten Dame war nicht so leicht Einhalt zu thun. Sie schüttete die gefüllte Schale ihres Zorns über den erstaunten und verdutzten Minister aus; sie appellirte an das Urtheil, das die Weltgeschichte über ein so infames Verfahren fällen werde. „Excellenz," — schloß sie endlich mit einer raschen Handbewegung — „sind entlassen!" Sprach's und ließ Herrn von Manteuffel stehn.

Dieser jedoch hatte sich zu sehr geärgert, als daß er die Beleidigungen, selbst aus dem Munde einer Frau, hätte verschmerzen sollen. Er wandte sich an den russischen Gesandten und verlangte Bestrafung der Baronin. Der Baron Bruiningk übersah mit einem Blick die Gefahr, die ihm und seiner kühnen Frau drohte, ging zu Manteuffel, gab Erklärungen, ließ merken, daß er mit der politischen Richtung seiner Frau selbst nicht ganz übereinstimme, und die Baronin selbst schrieb einen Brief an den

preußischen Minister, in welchem sie hervorhob, daß das in einer Privataudienz Gesagte unmöglich doch als etwas Strafbares betrachtet werden könne. Damit war die Sache vorläufig erledigt.

Die Baronin hatte sich in Berlin übrigens auf eine zu auffallende Weise introducirt, als daß ihr die russische Polizei nicht selbst im Auslande eine ganz besondere Aufmerksamkeit hätte widmen sollen. Sie bemerkte das bald und ging mit ihrem Gemahl nach Venedig und brachte dort den Winter zu. Als sie im Frühlinge 1850 abreiste, gab ihr ein humaner österreichischer Beamter eine charakteristische Warnung. „Sie sind," sagte er, „aufs genaueste überwacht; Sie empfangen keinen Brief, der nicht auf dem russischen Konsulate zuvor gelesen wäre, man kennt dort alle Ihre Verbindungen, Sie erhalten keinen Besuch, von dem man nicht weiß, Sie gehen nie aus dem Hause, ohne daß man nicht erführe, wohin."

Wie wohl diese Warnung motivirt war, sollte die Gewarnte nur zu bald erfahren. Von Venedig reiste sie zu Lande nach Hamburg. Sie war kaum dort angelangt, als sich hamburgische Polizeidiener bei ihr einfanden, ihre Effekten durchsuchten und sämmtliche Papiere mit sich nahmen. Zugleich wurde ihr ein Polizist beigegeben, ohne dessen Begleitung sie das Haus nicht verlassen durfte. Das Schlimmste, Auslieferung an Rußland, stand jetzt zu erwarten, und die Baronin verabredete mit ihrem Manne einen Plan zur Flucht. Während der letztere im Hotel blieb, machte sie mit einem Freunde einen Spaziergang. Am Elbufer, in der Nähe des vor Anker liegenden englischen Dampfers, ergriff der Freund ihre

Hand, sie rasch über die Landungsbrücke führend und dem am Radkasten lehnenden Kapitän zurufend: „Schützen Sie uns, wir sind politische Flüchtlinge!" „Well Sir, sagte der Britte phlegmatisch, wenn nöthig, mit Kanonen!" Der Polizist, welcher den Flüchtigen in einiger Entfernung gefolgt war und nun nacheilte, mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Unter den saisirten Papieren der Baronin befanden sich unter Anderem Briefe zweier russischen Universitätslehrer, des Professors Osenbrüggen und des Lektors Victor Hehn. Die Beschlagnahme dieser Briefe, welche von der diensteifrigen hamburgischen Polizei an die russische Regierung ausgeliefert wurden, hatte für die beiden Männer schlimme Folgen. Sie wohnten beide in Dorpat. In einer Nacht drangen Gensdarmen in ihre Zimmer, rissen sie aus den Betten, packten sie je in einen Schlitten, verbanden ihnen die Augen und fuhren mit ihnen davon. Als Osenbrüggen nach langer Fahrt endlich aussteigen durfte, erfuhr er, daß er in Petersburg sei. Bald darauf jedoch wurde er wieder eingepackt und weiter geführt. Als man ihm die Binde abnahm, befand er sich an Bord eines Schiffes; ein Rescript wurde ihm vorgelesen, wonach er aus Rußland verbannt war. Uebrigens hatte man seine Bücher und sein sonstiges Eigenthum mit eingeschifft.

Ueber Hehn's Schicksal erhielten seine Freunde erst nach langer Zeit Kunde. Er war nach Kasan exilirt.

Inzwischen war die Baronin Bruiningk längst in England glücklich angelangt, und mit ihrem ihr folgenden Gemahle wieder vereinigt. In London theilte der rus-

sische Gesandte dem Baron mit, es sei specieller Befehl des Kaisers, daß er nach Rußland zurückkehre. Bruiningk brachte ärztliche Atteste bei, daß die Gesundheit seiner Frau eine derartige Reise nicht erlaube. Es kam ein erneuter Befehl, dem die Drohung beigefügt war, daß im Weigerungsfalle die sämmtlichen Güter des Barons konfiscirt werden sollten. Auch diese Drohung wirkte nicht. Von Petersburg aus erging nun Ordre an die Regierung in Dorpat, die Güterkonfiskation zu vollziehen.

Der Baron hatte schon vor seiner Abreise all sein Besitzthum in Geld verwandelt und in Papieren angelegt. Diese Papiere waren aber noch in Rußland. Sie waren einem Manne anvertraut, einem gebornen Savoyarden, welcher der Familie Bruiningk viel zu danken hatte, und auf dessen Treue und Redlichkeit der Baron Häuser baute. Dennoch hatte er sich in dem Manne getäuscht. Die Regierung in Dorpat beeilte sich nicht übermäßig, sich nach dem Vermögen Bruiningk's umzusehen. Da trat der Savoyarde, dem die Sache zu lange dauerte, als Denunciant auf; er schrieb der Regierung, daß er gehört habe, das Vermögen des Baron Bruiningk solle confiscirt werden, daß er selbst im Besitz der betreffenden Papiere und daß er bereit sei, dieselben auszuliefern.

Glücklicherweise gelang der Schurkenstreich indeß doch nicht. Die Papiere fielen nicht in die Hände der Regierung.

Von Rußland aus wurde jetzt noch ein Versuch gemacht, die Baronin Bruiningk in Güte zur Rückkehr zu bewegen. Im Herbst 1850 kam ein Verwandter der Familie, ein russischer General nach London. Er suchte den

Baron auf und gab sich Mühe, ihn zur Abreise zu veranlassen. Er erzählte, Nikolaus sei wüthend; in Warschau habe ihm Herr von Manteuffel die Berliner Affaire mitgetheilt und sich über die Baronin beklagt; der Zar habe gedroht, er werde dieselbe „auspeitschen" lassen, sobald sie nach Rußland komme. Aber der General meinte dennoch, der Kaiser werde sich umstimmen lassen und erbot sich, die Vermittler-Rolle zu übernehmen; er wollte den Baron dem Kaiser mit den Worten vorstellen: „Ew. Majestät bringe ich hier ein reuiges Schaf Ihrer Heerde," die Frau sollte als wahnsinnig geschildert werden.

Es braucht wol kaum hinzugefügt zu werden, daß die verfolgte Dame es vorzog, in London zu bleiben.

Drittes Kapitel.

Die Stellung Rußlands zum dänisch-holsteinischen Streit. — Verhandlungen über die Thronfolge in Dänemark. — Der Traktat vom 8. Juli 1852. — Warum England diesem beitrat. — Griechische Verwickelungen. — Die Pacifico-Affaire.

Im vorigen Kapitel ist eines Protokolls erwähnt, das von England, Frankreich und Rußland betreffs der dänischen Thronfolgeordnung unterzeichnet und als Schreckmittel gegen Preußen benutzt wurde. Es ist nöthig, darauf näher einzugehn, da dasselbe und was sich weiter daran knüpfte, nicht zu den unbedeutendsten politischen Erfolgen des Kaisers Nikolaus gehört.

Als Dänemark, gleich nach der Februarrevolution, in den Noten vom 28. März und 22. April 1848, sich an die Kabinette Europa's wandte, stützte es seine Jeremiade unter Anderm auf folgende Motive: den Plänen Deutschlands liege der geheime Zweck zu Grunde, größere Küstenstrecken, sichere Häfen und erweiterte Absatzmärkte zu erlangen. „Die Weisheit der großen Seemächte wird in solchem Beginnen ohne Zweifel den Keim zahlreicher und ernster Verwickelungen erblicken.“ Auch wurde ausgemalt, wie Deutschland durch den Besitz Schleswigs

Beherrscher der Ostseehäfen und die deutsche Flotte bald in Reih und Glied mit der der Großmächte treten werde.

Es ist nicht zu leugnen, daß Rußland nächst Dänemark das größte Interesse daran hatte, daß diese Eventualitäten nicht in Erfüllung gingen, aber zu bewundern ist die Vorurtheilslosigkeit, mit welcher der Zar, der sich sonst als der Vorkämpfer der reaktionären Principien geberdete, das revolutionäre Dänemark unterstützte.

Der Malmöer Waffenstillstand, der durch Rußlands Drohungen vermittelt war, wurde auf den 26. März 1849 von den Dänen gekündigt, die darauf bauen mochten, daß die deutschen Staaten aus Furcht vor Rußlands Intervention die Herzogthümer sich selbst überlassen würden. Aber die deutschen Bundestruppen rückten in der Stärke von 80,000 M. herbei, die Dänen wurden bei Eckernförde, bei Kolding und bei Gudsoe geschlagen, die Preußen rückten in Jütland ein, und weder die 40,000 M. Russen, die Schleswig, noch die 100,000 M. Russen, die Ostpreußen besetzen sollten, ließen sich sehn.

Indeß die Proteste des russischen Gesandten in Berlin hemmten die militärischen Operationen, neue Verhandlungen begannen, und der auf dieselben von russischer Seite geübte Druck trat immer schärfer hervor, zumal seit das preußische Ministerium an Stelle der Reichsgewalt unterhandelte. Ein russischer Vorschlag war es, der als Basis des zu Berlin geschlossenen Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 diente: Schleswig sollte von Holstein getrennt und mit Dänemark unirt werden, durch eine „union indissoluble," wie Rußland proponirte, durch eine „union politique," wie England modificirte.

Während Schleswig nun von der berüchtigten Landesverwaltung, einem Dänen, einem Preußen und einem Engländer, provisorisch regiert wurde, verhandelte man in Berlin über den Frieden. Abermals mischte sich Nikolaus in anmaßendster Weise ein: die russische Regierung erklärte in einer Depesche vom 1. Februar 1850, sie werde ihre diplomatischen Beziehungen zum deutschen Bunde nur dann wieder aufnehmen, wenn die Forderungen Dänemarks vom Bunde bewilligt würden. Preußen schloß darauf den merkwürdigen Frieden vom 2. Juli 1850 im Namen des deutschen Bundes. Dieser Friede, „paix pure et simple," hob den Krieg zwischen Dänemark und dem deutschen Bunde auf, im Uebrigen schlichtete er Nichts: die beiderseitigen Rechte vor dem Kriege blieben vorbehalten, dem Könige von Dänemark ward gestattet, zur Wiederherstellung seiner „legitimen Gewalt in Holstein" seine bewaffnete Macht zu gebrauchen oder die Intervention des deutschen Bundes dem Bundesrechte gemäß anzurufen.

Nach kurzem Kampfe zwischen der holsteinischen und dänischen Armee rief Dänemark die Hülfe des Bundes an: dem Sträuben Preußens machte Nikolaus, wie im vorigen Kapitel gezeigt ist, zu Warschau und Olmütz ein Ende. Die Bundesexekutionstruppen rückten zu Anfang des Jahres 1851 in Holstein ein, und sahen zu, wie die Dänen das deutsche Land pacificirten.

Der Zar durfte dies Resultat des dänisch-deutschen Konflikts, die Beendigung des Kriegs, den vollständigen Sieg Dänemarks in der That fast sich allein zuschreiben. Er hatte Dänemark im eigentlichen Sinne des Wortes

gerettet, dem Anscheine nach gerettet in der uneigennützigsten, großmüthigsten Absicht von der Welt, als ritterlicher Beschützer des von Rebellen bedrohten König-Herzogs.

Aber in diesem Falle erblich der Schimmer von Edelmuth in kürzester Frist, und das egoistische Interesse des Retters trat zu Tage. Nicht nur daß Nikolaus den dänisch-holsteinischen Konflikt benutzte, um dem sich verjüngenden deutschen Adler die Flügel zu beschneiden, — er beutete die Verlegenheiten der dänischen Regierung auch aus, um die Anerkennung von Successionsrechten des russischen Kaiserhauses auf den dänischen Thron zu erschwindeln.

Die Erbfolge im Königreich Dänemark ist eine Angelegenheit, die zu den verwickeltsten Fragen der europäischen Politik gehört, sofern man sie vom Standpunkte der Diplomatie und der „angestammten Rechte" betrachtet. Der Mannsstamm des jetzt regierenden Hauses Oldenburg ruht auf vier Augen, auf dem Könige Friedrich VII. und dessen Oheim Friedrich Ferdinand. Beide sind kinderlos, ersterer nicht ebenbürtig verheirathet und fünfzig, letzterer schon sechs und sechzig Jahre alt. Wenn sich diese vier Augen einmal geschlossen haben werden, so wird die Frage sein: wer soll succediren? Nach dem verbrieften Recht lautet die Antwort in Dänemark anders als in Schleswig-Holstein. In Dänemark bestimmt das sogenannte Königsgesetz die Erbfolge: darnach würde mit dem Erlöschen des Mannsstammes der oldenburgischen Linie der dänische Thron an die dem letzten Könige nächstverwandte Prinzessin dieses Stammes fallen; oder wenn eine solche nicht da wäre, würde die cognatische nächstberechtigte

Linie eintreten. In Schleswig-Holstein dagegen gilt die cognatische Succession gar nicht, nur die agnatische mit Ausschluß der Frauen: bei einer Erledigung des Thrones würde also die dem Hause Oldenburg zunächst stehende männliche Seitenlinie berechtigt sein. Nach dem Königs-Gesetz würde in Dänemark der Cognat, Prinz Friedrich von Hessen, Sohn einer Schwester Christian VIII., nach schleswig-holsteinischem Recht in den Herzogthümern der Agnat, Herzog von Augustenburg, nächstberechtigt sein, die dänische Monarchie also zerfallen. Im Interesse Dänemarks hatte bekanntlich schon Christian VIII. — der Vater des jetzt regierenden Friedrich VII. — den Versuch gemacht, die Thronfolgeordnung zu ändern; nach dem Tode Christian's und seit der Revolution von 1848, wo die Gefahr einer Auflösung des Staates immer drohender heranrückte, vereinte Nikolaus I. seine Anstrengungen mit denen des dänischen Hofes, um die übrigen Mächte Europa's zur Anerkennung eines veränderten Successionsgesetzes geneigt zu machen.

Das erste Zeugniß dieser Anstrengungen ist ein in London geschmiedetes Aktenstück, bekannt als das Londoner Protokoll vom 2. August 1850. In demselben war die Integrität der dänischen Monarchie als nothwendig für die Ruhe Europa's, die Feststellung einer für alle Theile der Monarchie gültigen Thronfolgeordnung als wünschenswerth bezeichnet. Unterschrieben hatten das Protokoll die Gesandten Rußlands, Frankreichs, Dänemarks, Schwedens und Oesterreichs und der britische Minister, Lord Palmerston; Oesterreich hatte mit dem Vorbehalt

der Rechte des deutschen Bundes, England nach einigem Zögern in die Unterzeichnung gewilligt.

Mit diesem Protokoll hatte Rußland aber freilich noch nicht viel gewonnen: das Schwierigste, die faktische Feststellung einer Thronfolgeordnung, blieb noch zu thun. Die Verhandlungen darüber haben fast zwei Jahre gedauert: es handelte sich sowol darum, einen Prinzen zu finden, der zur Succession im Gesammtstaate genehm scheine, als den Verzicht der Agnaten und Cognaten zu erhalten, als endlich den Widerstand Preußens gegen die Tendenzen des Protokolls zu beseitigen.

Der zur Erbfolge in Dänemark oder Holstein Berechtigten ist eine große Zahl, — wer von ihnen sollte Erbe der dänischen Gesammtmonarchie sein? Zuerst richtete Nikolaus seinen Blick auf den Erbgroßherzog von Oldenburg und trug diesem die Krone an. Aber derselbe machte seine Einwilligung davon abhängig, daß die Rechte Schleswig-Holsteins respektirt würden und daß die näher Berechtigten verzichteten. Sein Vater, der regierende Großherzog war damit einverstanden. Nikolaus jedoch fand diese Bedingungen unannehmbar, und die Verhandlungen zerschlugen sich. Dann machte die dänische Regierung den Vorschlag, dem Prinzen Christian von Glücksburg die Thronfolge zuzuwenden. Für ihn sprach, daß er während des holsteinischen Kriegs zu Dänemark gestanden hatte, und der Zar zeigte sich bereit, den Vorschlag in nähere Erwägung zu ziehn. Bei seiner Anwesenheit in Warschau, Mai 1851, hatte er auch die Ordnung der dänischen Thronfolge im Auge. Der Prinz Christian von

Glücksburg war herbeschieden, wurde als geeigneter Thronprätendent befunden, und die Verhandlungen begannen. Herr von Manteuffel und ein österreichischer Diplomat nahmen daran Theil, das Resultat war ein neues Protokoll, — Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1852 — unterzeichnet von dem dänischen Gesandten Reedtz und den beiden russischen Diplomaten Meyendorf und Nesselrode. Der wesentliche Inhalt dieses Protokolls bezog sich auf die Erbansprüche des russischen Kaiserhauses auf Holstein; das Schriftstück erkennt zunächst die Ansprüche Rußlands ohne Weiteres als legitim an, dann enthält es eine Verzichtleistung des Kaisers auf diese Ansprüche zu Gunsten des Prinzen Christian, endlich den Vorbehalt aller Rechte der russischen Kaiserfamilie für den Fall, daß die vom Prinzen Christian begründete Mannslinie aussterben sollte.

Es möchte in den Annalen der Diplomatie kaum ein Schriftstück geben, das die unverschämte Pfiffigkeit und die weitausschauende Klugheit der russischen Politik einerseits und die feige Kurzsichtigkeit der andern europäischen Mächte besser bezeugte als dies Warschauer Protokoll.

Die Basis des Protokolls ist eine notorische Schwindelei. Legitime Erbansprüche des russischen — holstein-gottorpischen — Hauses auf Holstein existiren in der That gar nicht mehr. Sie sind seit dem bedingungslosen Verzicht Katharina II. im Jahre 1767 und ihres Sohnes Paul I. im Jahre 1772 erloschen. Trotzdem werden diese Ansprüche dreist behauptet. Aber ist es nicht ganz ungefährlich, die in der Luft schwebenden Ansprüche des Zaren anzuerkennen, da derselbe in einem Athem seinen Verzicht

ankündigt? Warum soll man diese kaiserliche Caprice, sich in großmüthige Resignation zu hüllen, nicht mit schweigendem Humor hinnehmen, da sie ganz unschädlich ist? —

Ist das Erbrecht Rußlands ein großartiger Schwindel, so ist natürlich der Vorbehalt dieses Rechts für den Fall des Erlöschens der glücksburger Linie ein ebenso großer Schwindel, ja noch ein größerer, weil Nikolaus, wie wir gleich sehen werden, von andern wirklich berechtigten Cognaten und Agnaten einen Verzicht ohne Vorbehalt forderte und lediglich sich selbst seine angeblichen Rechte für die Zukunft wahrte. Aber Nikolaus ist ein mächtiger Monarch und ein jähzorniger Herr, — man muß ihn nicht aufbringen, indem man ihm in den Weg tritt, man darf ihn nicht reizen durch Widerspruch, — und warum sollte denn nun gerade der Mannsstamm des Prinzen Christian aussterben? und wenn's geschähe, haben sich dann nicht die Menschen und die Zeiten geändert?

So mochte man über das Protokoll raisonniren in Wien, in Berlin und selbst in Kopenhagen, — von keiner Seite erhob sich wenigstens ein energischer und wirksamer Protest. Dänemark hob sogar bald nach den Verhandlungen zu Warschau in einer an die Kabinette von Wien, Paris, London, Berlin und Stockholm gerichteten Circularnote hervor, daß mit dem Verzicht des Kaisers von Rußland das hauptsächlichste Hinderniß einer neuen Successionsordnung aus dem Wege geräumt sei.

Von den erbberechtigten Prinzen und Prinzessinnen leisteten nur diejenigen Verzicht, welche unter dem unmittelbaren Einfluß des Zaren standen: der Prinz Friedrich von Hessen — durch seine erste Ehe Schwiegersohn

Nikolaus I. — nebst seiner Mutter und seinen Schwestern; mehr als zwanzig Personen, die auf Dänemark, und die Augustenburger, Oldenburger u. a., die auf Holstein Erbansprüche hatten, resignirten nicht.

Trotzdem hielten die fünf Großmächte nebst Schweden und Dänemark die Sache für spruchreif, und am 8. Juli 1852 kam zwischen ihnen ein Traktat zu London zu Stande, der die Erbfolge regulirte. Wir lassen ihn mit Beseitigung der gleichgültigen Formalien wortgetreu folgen:

Art. 1. „Da S. Majestät der König von Dänemark, nach ernstlicher Erwägung der Interessen Ihrer Monarchie, mit Zustimmung Seiner königlichen Hoheit des Erbprinzen und Ihrer nächsten durch das dänische Königsgesetz zur Erbfolge berufenen Cognaten, so wie auch im Einverständniß mit Sr. Majestät, dem Kaiser aller Reußen, Chef der älteren Linie des holstein-gottorpschen Hauses, erklärt haben, die Erbfolgeordnung in Ihren Staaten dergestalt festsetzen zu wollen, daß Ihre Krone — in Ermangelung männlicher vom Könige Friedrich III. zu Dänemark in gerader Linie abstammender Nachkommenschaft — an Seine Hoheit den Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg und an die aus der Ehe dieses Prinzen mit der Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg geb. Prinzessin von Hessen Hoheit entsprossenen Descendenten nach dem Rechte der Erstgeburt von Mann zu Mann übertragen werde, — so verpflichten die hohen kontrahirenden Theile, in voller Würdigung der Weisheit der Ansichten, welche für die dereinstige Annahme jener Kombination entscheidend gewesen, sich gemeinschaftlich im Falle einer Verwirklichung der vorhergesehenen Möglichkeit, das Successionsrecht des Prinzen Christian zu Schleswig rc. und der männlichen aus dessen Ehe mit genannter Prinzessin in gerader Linie entsprossenen Descenden

ten auf die Gesammtheit der gegenwärtig unter dem Scepter Sr. Majestät des Königs von Dänemark vereinigten Lande anzuerkennen.

Art. 2. Die hohen kontrahirenden Theile, welche das Princip der Integrität der dänischen Monarchie als unwandelbar anerkennen, verpflichten sich, die ferneren Eröffnungen in Erwägung zu ziehen, welche S. Majestät der König von Dänemark sich veranlaßt finden möchten Ihnen zugehn zu lassen, falls, was Gott verhüte, eine nahe bevorstehende Erlöschung der aus der Ehe Sr. Hoheit des Prinzen Christian zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg mit Ihrer Hoheit der Prinzessin Louise u Schleswig ꝛc geb. Prinzessin von Hessen in gerader Linie abstammenden männlichen Descendenz zu befürchten stände.

Art. 3. Es ist ausdrücklich verstanden, daß die gegenseitigen aus der Bundesakte von 1815 und dem bestehenden Bundesrecht hervorgehenden Rechte und Verpflichtungen Sr. Majestät des Königs von Dänemark und des deutschen Bundes in Betreff der Herzogthümer Holstein und Lauenburg durch den gegenwärtigen Vertrag nicht verändert werden sollen.

Art. 4 Die hohen kontrahirenden Mächte behalten sich vor, diesen Vertrag zur Kenntniß der andern Mächte zu bringen und sie dabei einzuladen, demselben beizutreten."

Dieser Vertrag war von den Repräsentanten der obengenannten Mächte unterzeichnet. In einem zwischen Rußland und Dänemark am selben Tage abgeschlossenen geheimen Separatvertrage wurden die eventuellen Erbansprüche Rußlands aufs neue vorbehalten und anerkannt.

Was hat Nikolaus durch diesen Traktat erreicht? Zunächst die Anerkennung der Succession eines Prinzen, der seine Regierung in dem Bewußtsein antreten muß, eine Kreatur des Zaren zu sein und dessen Protektion

sein anfechtbares Recht und seinen anfechtbaren Besitz zu danken.

Zweitens den Fortbestand der Vereinigung der deutschen Herzogthümer mit Dänemark und damit die dauernde Unmöglichkeit für Deutschland, sich eine Marine zu verschaffen.

Drittens ist der vorgebliche Erbanspruch des russischen Kaiserhauses auf Holstein verwandelt worden in einen von Dänemark anerkannten Anspruch; und dieser von Dänemark anerkannte Anspruch, der formell nur Holstein betraf, ist durch die von den Großmächten anerkannte Nothwendigkeit der Integrität der dänischen Monarchie verwandelt worden in einen Anspruch auf den Gesammtstaat.

Kurz — Rußland hat seine eine Hand bereits auf das dänische Königreich gelegt, und die Diplomatie Europa's und der Reichstag Dänemarks haben das gutgeheißen. Die Kabinetspolitik wird es schwerlich zu hindern vermögen, daß es den morschen Staat auch mit der andern Hand fasse. Die um ihr Erbrecht betrogenen Prinzen mögen Protest einlegen, wenn der „Protokollkönig" Christian den Thron besteigt, die Standesherrn der deutschen Herzogthümer mögen Zeter schreien, daß man die Erbfolgegesetze geändert habe, ohne sie zu befragen, — es wird das wenig helfen. Und die dänische Frage wird wie die orientalische Frage so lange auf der Tagesordnung stehen, wie ein „kranker Mann" in Konstantinopel und in Kopenhagen das Scepter führt, bis der Bosporus und der Sund die Thore*) des Zarenreichs bilden.

*) Die Herrschaft über das schwarze und über das baltische Meer ist schon nach Peter I. Testament Bedingung der Herrschaft über die Welt und Ziel der russischen Politik.

In dem geschilderten Verlaufe der Dinge, in den Verhandlungen über die dänische Thronfolgeordnung ist Alles begreiflich bis auf Eins, bis auf die Haltung Englands. Preußen und Oesterreich waren gewohnt, den Schiedssprüchen Nikolaus I. sich zu fügen, die französische Politik suchte Etwas darin, das „kleine" Dänemark gegenüber dem „großen" Deutschland zu protegiren, und hat anderntheils in der Verwirrung der innern Angelegenheiten sich wol nicht die Zeit genommen, die Tragweite des Vertrags vom 8. Juli 1852 zu ermessen. Aber wie konnte die auf ihre Hegemonie auf dem Meere so eifersüchtige Regierung Großbritanniens so blind sein, die Zukunft des Sundes und damit die Herrschaft über die ganze Ostsee und deren Küsten in Rußlands Hände zu geben? Wie konnte sie sich zu der Ungerechtigkeit bewegen lassen, um der schlecht berechtigten Ansprüche Rußlands willen die wohlmotivirte Erbberechtigung einer ganzen Reihe von Prinzen zu ignoriren?

Um dies Räthsel zu lösen, müssen wir uns nach einem ganz andern Punkte Europa's, nach dem Königreiche Griechenland, wenden.

Daß Griechenland in dem ersten Decennium nach seiner Unabhängigkeitserklärung der Spielball der drei Schutzmächte, zumal aber Englands und Rußlands war, ist bereits früher, im VI. Bande S. 219 ff. und im VIII. Bande S. 43 ff., gezeigt. Dies war auch späterhin so geblieben, und die mißlichen Finanzverhältnisse Griechenlands gaben den Schutzmächten immer neuen Anlaß, in die Regierung und Verwaltung einzugreifen. Im Jahre 1843 freilich war gerade durch das Drängen der drei

Mächte eine von ihnen schwerlich beabsichtigte, für den jungen Staat günstige Wendung eingetreten. Indem sie die Bezahlung der rückständigen Zinsen und Amortisations-kapitalien der Rothschildschen Anleihe von 1833 ungestüm forderten, war König Otto gezwungen, seine Armee auf ein Minimum zu reduciren, die Zahl der Beamten zu vermindern, die Besoldungen herabzusetzen und den Rest der deutschen Truppen, den er bisher noch um sich gehabt hatte, nach der Heimath zu senden. Die entlassenen oder in ihrer Gage verkürzten griechischen Militärs und Beamten verstärkten die Reihen derjenigen, welche längst mit der Regierung unzufrieden waren, und am 15. September 1843 brach eine Revolution aus, deren Feldgeschrei eine constitutionelle Verfassung war, die König Otto bei seiner Thronbesteigung verheißen, aber zu deren Verwirklichung er innerhalb seiner zwölfjährigen Regierung keinen Schritt gethan hatte. Die Revolution überrumpelte den Hof vollständig, und sie kostete, da ihr kein Widerstand entgegengesetzt werden konnte, nicht mehr als das Leben eines Gensdarmen. Eine Nationalversammlung ward einberufen, eine ziemlich freisinnige Verfassung von ihr entworfen und vom Könige adoptirt. Von den Schutzmächten erkannten England und Frankreich den veränderten Stand der Dinge als eine Thatsache an, Rußland hingegen that tiefbeleidigt; es rief seinen Gesandten Katakazi mit dem sämmtlichen Gesandtschaftspersonale von Athen ab, ließ nur einen Geschäftsträger, Herrn Persiani, dort und nahm die Miene an, als wolle es sich um die Angelegenheiten der undankbaren griechischen Nation nicht ferner kümmern, sondern dieselbe ihrem Schicksal überlassen.

Eine solche Drohung war vielleicht im ersten Momente des Aergers ehrlich gemeint, aber Kaiser Nikolaus kam von solcher Auffassung sehr bald zurück. Wenn Rußland auch anfangs in den Verhandlungen der drei Schutzmächte zu London eine Sonderstellung einnehmen zu wollen schien, so trat es doch schon im Januar 1844 den Beschlüssen Englands und Frankreichs bei, wodurch die Septemberrevolution und die Verfassung anerkannt wurde.

Nun ging dasselbe Spiel der Parteien im constitutionellen Griechenland wieder an, das den despotischen Staat bereits zerklüftet hatte. Im Ministerium, in der Nationalversammlung, im Volke zeigten sich wieder die russischen, englischen und französischen Tendenzen, die im ersten Momente der Revolution durch den nationalen Enthusiasmus versöhnt oder verdeckt waren, in der alten Schärfe. Die englische Partei nahm unter Maurokordatos' Führung zuerst die Ministersessel ein, hielt sich aber nicht einmal ein Jahr lang, dann kam die französische Partei an die Reihe, deren Haupt, Kolettis, sich mit anerkennenswerthem Geschick bis an seinen Tod, der im September 1847 erfolgte, am Ruder zu erhalten wußte. Da endlich schlug die Stunde der russischen Partei, einer ihrer Führer, General Tsavellas, übernahm die Leitung der Geschäfte, und allmälig wurden immer mehre ihrer Mitglieder in die wichtigeren Aemter eingeschoben.

Während der Amtsführung Kolettis' hatte England schon wiederholt durch Geldforderungen und Ansprüche anderer Art die griechische Regierung belästigt, aber sich beschwichtigen lassen. Ungestümer ward sie jetzt, wo die Partei Rußlands in Athen dominirte. Sie benutzte ihre

Ansprüche und die finanziellen Verlegenheiten des hellenischen Staats augenscheinlich, um den moskowitischen Einfluß zu brechen, und sie verfuhr dabei auf die frivolste und ungeschickteste Weise.

Am 11. Januar 1850 erschien die englische Mittelmeerflotte unter dem Viceadmiral Parker auf der Rhede von Salamis, um die Forderungen des Gesandten Wyse, der seit dem März 1849 der Nachfolger Lyons' geworden war, zu unterstützen. Diese Forderungen waren folgende: 1. der ehemalige Konsul Pacifico hat vor einigen Jahren bei einem Volksauflaufe in Athen Verluste gehabt, und die griechische Regierung soll ihm eine Entschädigung von 800,000 Drachmen c. 240,000 Gulden zahlen; 2. für einen Schottländer Finlay, dem ein Stück Feldes genommen und zu Staatszwecken verwandt ist, wird eine Entschädigung von 44,000 Drachmen verlangt; 3. für ein von Seeräubern geplündertes Schiff sind c. 12,000 Drachmen zu vergüten; 4. einem Menschen aus Zante, der in der Provinz Elis durch mißachtende Worte beleidigt worden, sind 2000 Pfd. Sterling zu zahlen; 5. die Kronadvokaten Englands und Lord Palmerston haben entschieden, daß das griechische Volk 500 Pfd. Sterling Strafe zu zahlen habe, weil auf die Forderungen 1 — 4 nicht zu rechter Zeit geantwortet ist; 6. England verlangt von der griechischen Regierung die Abtretung der beiden Inseln Elafonisi und Sapienza.

Das Ministerium König Otto's weigerte sich, diese Forderungen in der ihm gestellten vierundzwanzigstündigen Frist zu erfüllen, und der englische Admiral legte nun Beschlag auf alle griechischen Kriegsschiffe wie Kauffartei-

fahrzeuge, die er aufbringen konnte, und eröffnete bald darauf eine strenge Blokade der Küsten.

Griechenland kam dadurch in große Noth. Bei der mangelnden Zufuhr stieg der Preis der nothwendigen Lebensbedürfnisse rasch auf das Vierfache, und bei der vollständigen Störung des Verkehrs lag aller Erwerb darnieder. Gleichwol machte die Regierung keine Miene nachzugeben; sie war entrüstet über die Forderungen und die Executions-Maßregeln Englands, und die Bevölkerung des ganzen Landes theilte die Entrüstung. Der König hatte sich seit seiner Thronbesteigung noch niemals einer solchen Popularität erfreut, die Griechen waren noch nie so einmüthig gewesen als eben damals. Uebrigens brach Jedermann den Stab über das von England eingeschlagene Verfahren: die in Griechenland ansässigen Britten, die englischen Journale, die öffentliche Meinung ganz Europa's. Die diplomatischen Agenten Rußlands und Frankreichs protestirten und erklärten namentlich die Blokade für widerrechtlich, da die Revenuen des griechischen Staats, welche die Zinsen des von den drei Großmächten garantirten Anlehens decken sollten, dadurch geschmälert würden.

Inzwischen schlug die griechische Regierung ein schiedsrichterliches Verfahren vor: das englische Kabinet lehnte es ab. Frankreich bot seine Vermittlung an, England wies diese gleichfalls zurück, und acceptirte nur die „guten Dienste," wie der diplomatische Jargon sagt, des von Frankreich eigens herübergesandten Barons Gros. Die Blokade wurde suspendirt, am 2. März, und die Verhandlungen begannen. Sie wurden in Athen geführt, zu gleicher Zeit jedoch auch in London. Erschwert wur-

den sie durch den männlichen Widerstand der Regierung des Königs Otto, die sich anfangs auf Nichts einlassen wollte, bis die englische Flotte Salamis verlassen und die gekaperten griechischen Schiffe herausgegeben habe; gleichzeitig aber machten die drohenden Noten Rußlands und die sichtliche Parteinahme Frankreichs für das gute Recht Griechenlands das englische Kabinet zum Nachgeben geneigt. Am 19. April fand in London zwischen dem französischen Gesandten und Lord Palmerston eine Einigung Statt. In Athen wußte man indeß davon noch Nichts und unterhandelte auf andern Grundlagen; am 22. April reichte Wyse der griechischen Regierung ein Ultimatum ein, und da dies abgelehnt wurde, begann am 25. die Blokade von neuem. Jetzt endlich gab Griechenland nach, es bewilligte die ermäßigten Forderungen Englands, am 26. April wurde eine Konvention geschlossen, am 27. die Blokade aufgehoben.

Damit war dieser berüchtigte Konflikt, der unter dem Namen Pacificoaffaire bekannt ist, übrigens noch nicht ganz erledigt, es folgte ihm noch ein Nachspiel. Palmerston fand die in Athen am 27. abgeschlossene Konvention vortheilhafter als die in London am 19. abgeschlossene, und er machte Miene, die erstere gelten zu lassen. Dem setzte jedoch Frankreich einen entschiedenen Widerstand entgegen, es rief seinen Gesandten von London ab, und Lord Palmerston fügte sich am Ende.

Daß die Ansprüche Englands frivol waren, wollen wir nicht bloß aus der Erklärung des Baron Gros deduciren, daß es ihm mit der Ehre Frankreichs unvereinbar scheine, der griechischen Regierung jene Forderungen als

Bedingungen vorzuschlagen, auch nicht aus den Protesten Rußlands und Frankreichs oder aus dem Widerstande der griechischen Regierung und Nation, einem Widerstande, wie er allerdings kaum aus etwas Anderem als aus dem Bewußtsein des guten Rechtes zu erklären ist. Für die Frivolität jener Ansprüche spricht die einfache Vergleichung der ursprünglichen und der nachherigen Forderungen. Für Pacifico wurden 80,000 Drachmen verlangt; nach der Konvention vom 19. April erkannte ihm ein in Lissabon einberufenes Schiedsgericht nur 150 L. Sterling zu; die übrigen Entschädigungsansprüche insgesammt wurden herabgesetzt auf 180,068 Drachmen; die Inseln Sapienza und Elafonisi blieben im Besitz der Griechen. Endlich ließ England eine Klausel fallen, auf deren Anerkennung es hartnädig bestanden hatte und die sehr wesentlich war, es hatte verlangt, daß die griechische Regierung sich verbindlich mache, keine Reklamationen wegen des durch die Blokade verursachten Schadens zu erheben und keine Reklamationen Anderer zu unterstützen. Indem das englische Kabinet diese Klausel fallen ließ und Frankreich ersuchte, seine freundschaftlichen Beziehungen zu Griechenland geltend zu machen, damit dieses keine Reklamationen erhebe, räumte es sein begangenes Unrecht stillschweigend ein.

Der politische Zweck, der hinter der Pacificoaffaire steckte und den Palmerston, von der unabhängigen Presse Englands hart angegriffen, leise andeuten ließ, war vollkommen verfehlt, der energische Widerstand Griechenlands hatte ihn vereitelt, die Britten waren verhaßt geworden, die Griechen neigten sich mehr als je zu Rußland. Der leichtfertige brittische Minister, der den Zaren in Ungarn

intervenirен ließ und der darüber im Parlamente manch bittres Wort hatte hören müssen, mochte gedacht haben, in Griechenland lasse sich mit einem Handstreich ein reeller oder imaginärer Vortheil über Rußland und damit eine wohlfeile Popularität gewinnen, — jetzt war er selbst in Verlegenheit. Rußland hatte an den Verhandlungen keinen Antheil genommen, es hatte nur protestirt in immer drohenderem Tone, es protestirte auch noch in einer Note vom 14. Mai 1850 gegen das Schlußverfahren, und Herr von Brunnow forderte seine Pässe. Wie ernsthaft konnte der Konflikt werden, wenn Rußland Schadenersatz verlangte für den griechischen Staat — die Times berechnete den Schaden schon im März auf 30 Millionen Drachmen, — und was für einen Mann wie Palmerston schlimmer war als ein europäischer Krieg, wie konnte vor dem Parlamente und vor dem englischen Volke das ganze Unheil gerechtfertigt werden? Wie ließ sich die brutale Behandlung eines ohnmächtigen, verbündeten Staates, wie des Königreichs Griechenland, nur beschönigen?

Aus dieser Verlegenheit half dem brittischen Minister die russische Diplomatie selbst; Herr von Brunnow gab zu verstehen, daß es ein Mittel gebe, den Eifer Rußlands für das verletzte Griechenland zu beschwichtigen, und daß dies Mittel in der Unterstützung der dänischen Politik bestehe. Palmerston ergriff begierig dieses Auskunftsmittel, und so ward das berüchtigte Protokoll vom 2. August 1850 unterzeichnet.*)

---

*) C. F. Wurm, in der vortrefflichen „Geschichte der orientalischen Frage" erwähnt noch eines andern Motiv's, das

Die Pacifico-Affaire gab ihrem Urheber, dem berüchtigten „Lord Firebrand," wie in der Meinung Europa's so auch im brittischen Parlamente einen heftigen Stoß, aber sie warf ihn nicht aus dem Sattel. Derselbe leitete deshalb auch die ferneren Verhandlungen über die dänische Thronfolge im Geiste des Protokolls vom 2. August 1850. Als er am 22. December 1851 seine Entlassung erhielt — er hatte voreilig und ohne Auftrag der Königin und gegen den Beschluß des Ministeriums den Staatsstreich Napoleons gebilligt — war die dänische Angelegenheit fast zum Abschluß reif. Die Ehre, die Palmerstonsche Erbschaft angetreten und den Traktat vom 8. Juli 1852 für England unterzeichnet zu haben, gebührt Lord Malmesbury, dem Sekretär der auswärtigen Angelegenheiten im Kabinet Derby.

Dies letztere, ein Junkerministerium von kurzer Lebensdauer, widmete der dänischen Succession so wenig gründliche Beachtung wie andern politischen Fragen. Vom Grafen Derby, sagt Urquhart, werde erzählt, daß er allerdings die Frage aufgeworfen: „Wer soll nun aber nach der Glücksburger Linie auf den dänischen Thron gelangen?" aber derselbe habe sich dann auch mit der lakonischen Antwort des Baron Brunnow begnügt: „Die Zeit wird es lehren."

Lord Palmerston hatte diesmal das Schicksal, das

Palmerston in Bezug auf die dänische Frage geleitet habe: da er über dieselbe als eine dem brittischen Volke ganz gleichgültige Angelegenheit völlig nach Belieben entscheiden konnte, so entschied er nach der Seite, welche den persönlichen Sympathien des Prinzen Albert entgegengesetzt war.

sonst nur großen Männern zu widerfahren pflegt, er wurde verkannt. Der große Dienst, den er Rußland geleistet, wurde von diesem schlecht vergolten, indem die Presse Petersburgs und Wiens und Berlins einen wahren Siegesjubel über seine Entlassung erhob und ihn als den Störenfried Europa's und den Protektor der Demagogie signalisirte; auch die Liberalen Altenglands und des europäischen Festlandes würdigten jenen Dienst nicht nach Gebühr, indem sie mit wunderbarer Hartnäckigkeit an dem Glauben festhielten, Palmerston sei ein Opfer des russischen und österreichischen Einflusses am brittischen Hofe geworden.

Viertes Kapitel.

Nikolaus und Napoleon III. — Nikolaus Absichten auf die Türkei. — Russische Denkschrift vom Jahre 1850. — Die Verhandlungen zwischen Nikolaus und Hamilton Seymour. — Mentschikoff in Konstantinopel. — Bruch zwischen England und der Pforte.

In den Jahren 1849—1852 stand der Stern Nikolaus I. im Zenith.

Die europäische Reaktion dieser Jahre betete in ihm ihren Führer an und ihren Retter; die Allianz, welche die Häuser Habsburg und Hohenzollern bis 1848 mit ihm verknüpfte, hatte sich in ein Lehnsverhältniß verwandelt; sein Einfluß auf den Orient hatte sich durch den Vertrag von Balta Liman und durch die Mißhandlung, welche Griechenland von den Britten erfahren, gesteigert; das Protektorat über Dänemark schien für die Gegenwart nicht nur sondern auch für die Zukunft gesichert; und die alten Rivale Rußlands, Großbrittannien und Frankreich, waren von so mißtrauischer Rivalität gegen einander beseelt, daß das „divide et impera“ dem Zaren wie durch die Umstände aufgenöthigt erschien.

Seit den Tagen Napoleon I. hatte kein Monarch eine so wenig bestrittene Hegemonie über Europa geübt.

Ein Napoleonide war's, der an die Spitze der dynastischen Opposition trat, die sich gegen diese moskowitische Hegemonie erhob.

Ob von russischer Seite Etwas geschehen ist, um den pariser Staatsstreich vom 2. December 1851 zu erleichtern, läßt sich heute noch nicht ermitteln. Wir dürfen also der russischen Ermunterungen und des russischen Goldes, die dem Prinzpräsidenten von Frankreich zugeflossen sein sollen, eben nur als eines Gerüchtes erwähnen. Sicher ist, das Nikolaus das fait accompli des Staatsstreichs mit unverhehlter Freude begrüßte. Gleich nach demselben ließ er dem Prinzpräsidenten in einer Note Nesselrode's glückwünschen zu den ergriffenen Maßregeln, wodurch die ganze europäische Civilisation vor den Gefahren, die ihr durch die revolutionären Elemente drohten, bewahrt sei. Er betrachtete Napoleon gewissermaßen als seinen Delegaten, der im Interesse der „Ordnung" die Republik vernichtete, und ihn der Mühe überhob, es selbst zu thun. Von dem Zuge gegen Frankreich, den Nikolaus im Verein mit den deutschen Mächten zu unternehmen gedacht hatte, war von nun an keine Rede mehr. Jede Gewaltmaßregel des Napoleoniden gegen die Socialisten und Republikaner fand in Petersburg ein freudiges Echo; die Deportationen nach Cayenne und Algier wurden um so mehr gebilligt, als die Transporte nach Sibirien dadurch ein Seitenstück und gleichsam eine Rechtfertigung zu erhalten schienen.

Aber der Prinzpräsident verwandelte sich in einen Kaiser. Den Großmächten kam das überhaupt wenig gelegen, insofern sie eine Erneuerung napoleonischer Kriege

fürchteten; Nikolaus nahm überdies besonderen Anstoß daran, daß es ein Kaiserthum von Gottes Gnaden und durch des Volkes Willen ward, daß Napoleon sich die Krone durch die Stimme der Wähler übertragen ließ; auch die dynastische Ziffer Napoleon III. war dem Zaren nicht recht. Indeß die Großmächte machten gute Miene zum bösen Spiel und einten sich schon vor der Proklamation des Kaiserthums über die Anerkennung desselben, jedem einzelnen Hofe die Specialitäten der Ausführung überlassend. England war rasch bei der Hand: es erkannte das französische Kaiserthum unbedingt und unter den gewöhnlichen Formen an. Oesterreich und Preußen warteten auf Rußlands Vorgang. Am 4. Januar 1853 überreichte Graf Kisselef seine Beglaubigungsschreiben als Gesandter des russischen Hofes. Nikolaus hatte darin die üblichen Ausdrücke „Sire“ und „Majesté“ gebraucht, aber die unter Monarchen bräuchliche Anrede „frère“ unterlassen, statt dessen hatte er „bon ami“ gesagt.

Napoleon III. soll anfangs entschlossen gewesen sein, die Creditive des Grafen Kisselef nicht anzunehmen, und das Gerücht behauptete, nur die dringenden Vorstellungen seiner börsenspielenden Minister, welche die plötzliche Entwerthung der Staatspapiere fürchteten, wenn ein Bruch zwischen dem neuen Kaiserthume und Rußland statt fände, hätten ihn davon zurückgehalten. Wie dem auch sein mag, in der nächsten Zeit stellte sich ein freundschaftliches Vernehmen zwischen beiden Höfen her. Kisselef ward in Paris aufs zuvorkommendste behandelt. Die alte Fürstin Lieven, eine in diplomatischen Intriguen grau gewordene Dame, ließ sich mit Zustimmung des Kaisers von Ruß-

land in den Tuilerien vorstellen. Der Gesandte Napoleons in Petersburg, Graf Castelbajak, wurde von Nikolaus mit Auszeichnung empfangen und mit Beweisen des Wohlwollens überhäuft.

Es war übrigens nicht blos die Freude über die Wiederherstellung der „Ordnung" in Paris, was Nikolaus bewog, dem napoleonischen Staatsstreich und Kaiserthum sein Wohlwollen zu bezeigen, — es leitete ihn dabei noch eine andere Rücksicht, nämlich die auf die orientalischen Angelegenheiten.

Wir haben öfters erwähnt, wie seit dem berühmten Testamente Peter I. das Ziel der russischen Eroberungspolitik Konstantinopel gewesen ist, und wie auch Nikolaus sein Auge beständig darauf gerichtet hielt. Nach den großen Erfolgen der Jahre 1849—51 scheint sich das Begehren in ihm gesteigert zu haben. Er wollte die Sache noch abmachen vor seinem Ende, an das er seit dem Tode seines Bruders Michael häufiger dachte. Er wünschte seinem Sohne und Nachfolger ein Reich zu übergeben, dessen innere Politik fest geregelt, dessen auswärtige Beziehungen vollkommen geordnet wären. Den Sohn, welchen er bis ins Mannesalter hinein wie einen unmündigen Knaben zu bevormunden gewohnt war, hielt er ungeeignet, eine selbstständige und schöpferische Politik zu befolgen; sein Augenmerk war also darauf gerichtet, die Maschine des Reichs in einen solchen Zustand zu bringen, daß sie gleichsam von selbst fortarbeite, wenn er aus dem Leben schiede.

Das Memorandum von 1844 (S. Bd. VIII. S. 108) ließ uns einen Blick auf die geheimen Absichten werfen,

die Nikolaus mit der Türkei hatte. Daß er diese Absichten nie aufgegeben hat, bezeugt auch eine russische Denkschrift, die vom 10. Febr. 1850 datirt ist.*)

In derselben wird der Zustand der Türkei als ein hoffnungsloser geschildert: 11½ Millionen christlicher Rajahs, aller Bürger- ja aller Menschenrechte entblößt, — als ob Nikolaus I. jemals Bürger- oder Menschenrechte geachtet hätte! — harrten nur eines Winkes von St. Petersburg, um sich gegen 3 Millionen Muselmänner zu erheben; die Kriegsschiffe des Sultan's, wird gespottet, seien einander gefährlicher als dem Feinde; für einen Feldzug seien höchstens 70—80,000 Mann mobil zu machen, die von einem österreichischen oder russischen Corps von 40,000 M. in ein paar Stunden total vernichtet werden würden. Die Sachlage sei der Art, daß Rußland, verbunden mit Oesterreich, oder wenn Oesterreich nur neutral bliebe, unbedingt in einem Feldzuge bis zu den Dardanellen vordringe. Nachdem die Krankheit des osmanischen Reichs als „wol unheilbar" bezeichnet ist, geht die Denkschrift zur Erörterung der Gebrechen des türkischen Staatshaushaltes über: diese Gebrechen sind theils allgemeine, das ganze Reich entnervende, wie z. B. die Reformen, die rein äußerlich und scheinbar sind, in Wirklichkeit aber sich mit den Satzungen des Koran gar nicht vertragen, theils specielle, in einzelnen Theilen des Reichs wirksame, wie das Mißverhältniß der Zahl der Christen und Türken im europäischen Stücke des Reichs, wie der Kontakt einer hohen Civilisa-

*) Vergl. Augsb. Allg. Zeitung vom 23. Febr. 1853.

tion mit der Halbbarbarei ebendaselbst, wie die Machinationen der italischen, ungarischen und moldowalachischen Revolutionäre, und die Nachwirkungen der serbischen und griechischen Unabhängigkeitskämpfe. Um den Zersetzungsproceß zu hindern, fährt die Denkschrift fort, um den Status-quo aufrecht zu erhalten, ist ein aufrichtiges Zusammenwirken der Großmächte, namentlich Rußlands und Oesterreichs, nothwendig. Wenn man aber die eventuelle Auflösung des Reichs in Betracht zieht, so sind es Rußland und Oesterreich, die „eine reiche Erbschaft antreten müssen, um dem Chaos und der Anarchie an ihren Grenzen ein Ziel zu setzen." „Die natürliche und geschichtliche Attraktionskraft weist die Illyrier an die österreichischen Stammverwandten, die bulgarischen Slavenstämme hingegen an die russischen Altvordern. Schon die Traktate von Karlowitz und Passarowitz gaben einst an Oesterreich das für die Industrie und für die Viehzucht Siebenbürgens unentbehrliche Banat von Krajowa mit der Aluta als Grenze. Eine ähnliche Wasserscheide und eine Linie von Widdin bis an den Meerbusen von Karala; dann eine Linie von Salonich bis an einen Punkt zwischen Durazzo und Cap Linguetta, mithin eine die illyrischen und katholischen Christenstämme vorzugsweise umfassende Abgrenzung, würden das naturgemäße Gebiet bezeichnen, dessen politische und kommerzielle Neugestaltung durch Oesterreich und also mittelbar durch den außergermanischen Staatenkomplex im Fall der Zersetzung der europäischen Türkei bedingt sein dürfte, während deren östlich von jenen Werken gelegenen Theile bis an die Dardanellen dem unvermeidlichen Anschluß an Rußland sich nicht entziehen könnten."

Ein vollständiger Theilungsplan war hier also bereits in Vorschlag gebracht. Rußland bekam darnach natürlich den Löwentheil: die Moldau, die Walachei, Bulgarien, Rumelien nebst Konstantinopel, dem Bosporus und den Dardanellen.

Indeß von diesem Plane, der sich mit andern ähnlichen längst durch die Presse bekannten*) kreuzen mochte, erfuhr die Welt damals Nichts. Vielmehr redete man sich ein, Kaiser Nikolaus habe seine Absichten auf die Türkei gänzlich aufgegeben, und ein unerwartetes Manöver der russischen Politik diente dazu, diese Meinung zu befestigen.

Im Januar 1851 forderte die türkische Regierung, vielleicht durch ihren Erfolg in der Flüchtlingsfrage ermuthigt, das russische Kabinet auf, die Donaufürstenthümer zu räumen.

Acht Tage darauf erwiderte der russische Gesandte, die Forderung werde keine Schwierigkeit finden, da er selbst schon von Petersburg aus die Weisung erhalten habe, denselben Antrag zu stellen. Und Rußland zog in der That bald darauf seine Truppen zurück.

Was der eigentliche Grund dieser Nachgiebigkeit gewesen, ist schwer zu errathen. Ob Nikolaus damit ausdrücklich die europäischen Mächte und die Pforte in Sicherheit einwiegen, ob er seine dortigen Truppen damals, wo er an einen Feldzug im Westen dachte, disponibel machen wollte, — wer kann das sagen? Genug, die

*) Z. B. der Plan, das byzantinische Kaiserthum mit einem russischen Großfürsten an der Spitze wieder herzustellen.

Räumung wurde von den officiellen und officiösen Federn eifrig benutzt, die uneigennützige Großmuth des Zaren zu preisen.

Man darf diese Räumung jedoch nicht überschätzen und sie nicht etwa als ein Zeichen betrachten, daß damals alle Verwicklungen zwischen den beiden Nachbarstaaten beseitigt gewesen seien. Die Beziehungen zwischen Rußland und der Türkei sind — Dank den Verträgen — so complicirter Art, daß die Diplomatie in Konstantinopel niemals müßig sein darf. Sie war es auch 1851 nicht. Sie beschäftigte sich schon seit dem Frühling 1850 mit einer Frage ganz eigenthümlicher Art, mit der über die „heiligen Stätten." Rußland reservirte sich durch diese Verhandlungen einen Vorwand und eine Gelegenheit, jeden Augenblick feindlich gegen die Pforte aufzutreten.

Unter den heiligen Stätten ist eine Anzahl von Kirchen, Bethäusern, Grotten und Altären in Palästina zu verstehn, welche die christliche Legende in Beziehung zu Jesus, zur Maria und zu irgend einem Heiligen gebracht hat. Oben an darunter steht die Kirche des heiligen Grabes in Jerusalem. Ob diese Kirchen rc. wirklich an den Plätzen stehn, welche die Tradition sie einnehmen läßt, ist eben so zweifelhaft als die Echtheit des heiligen Rockes zu Trier; daß die Kirche des heiligen Grabes z. B., die ursprünglich im vierten Jahrhundert erbaut worden, auf dem Hinrichtungsplatze Jesu stehe, ist durch nichts Anderes bezeugt und bewiesen, als durch die Aussage eines alten Juden und durch die Träume eines christlichen Bischofs. Genug, die Kirche erkennt die

Stätten seit undenklichen Zeiten als heilige an, und der einfältige Glaube schreibt dem dort verrichteten Gebet eine ganz besondere Wirkung zu.

In früherer Zeit, zumal während der Kreuzzüge, waren diese Plätze bekanntlich ein Zankapfel zwischen den dahin pilgernden Christen und den muselmännischen Besitzern des gelobten Landes: die ersteren fanden es unleidlich, daß die Orte, wo der Fuß des Menschensohnes gewandelt und wo der Leib des Gottessohnes gekreuzigt und begraben sei, sich in den Händen der Ungläubigen befänden, die letzteren drückten und mißhandelten gelegentlich die christlichen Mönche und Pilger. Heute ist das ganz anders. Palästina ist auch in unsern Tagen noch der Schauplatz des eifernden und streitenden Glaubens. Aber der Streit wird nicht mehr zwischen Islam und Christenthum geführt, die christlichen Religionsparteien, die römisch-katholische und die griechische und die armenische Kirche streiten untereinander mit der echten Kleinigkeitskrämerei und der wüthenden Erbittrung von Fanatikern um den Besitz oder die Benutzung der heiligen Stätten. Wer das Dach der niedergebrannten Kirche des heiligen Grabes bauen, wer am Grabe der Jungfrau Maria zuerst die Messe lesen soll, ob die Lateiner oder die Griechen, ob in der Grotte der Hirten zu Bethlehem der Stern von den Lateinern wiederhergestellt werden dürfe, — das sind solche wichtige Fragen, um die das Pfaffengezänk sich dreht. Die beiden Parteien schelten und prügeln sich an Ort und Stelle, es vergeht kein großer Festtag, an dem sie sich nicht in die Haare gerathen und mit ihrem Handwerkszeug, geweihten Kerzen,

Leuchtern, Rauchfässern und Processionsstangen auf einander losschlagen.

Die Türken spielen diesem tragikomischen christlichen Skandal gegenüber die Rolle von Schiedsrichtern und Friedensstiftern. Aber nirgends mag eine solche Rolle schwieriger sein als in diesem Fall. Wenn es sich um weiter Nichts handelte, als den Schlägereien ein Ende zu machen, wie es vom türkischen Militär in Jerusalem meistens geschieht, so wäre die Sache einfach genug. Aber jede Partei hat ihren mächtigen Rückhalt im Auslande, und wenn sie sich von der Pforte in ihren Privilegien beeinträchtigt, die Gegner begünstigt glaubt, so schlägt sie Lärm in Petersburg, in Rom, in Wien, in Paris — je nachdem.

Der Einfluß, den Rußland im türkischen Reiche überhaupt gewonnen, spiegelt sich auch in dieser Angelegenheit ab. Die Griechen hatten die Lateiner vom Besitz und von der Benutzung der heiligen Stätten schrittweise zurückgedrängt, hatten der Pforte eine Begünstigung nach der andern abgepreßt und steigerten ihre Ansprüche immer höher.

Die Reklamationen der Katholiken fanden seit 1850 Gehör in Paris: die französische Republik beauftragte ihren Gesandten in Konstantinopel, sich für die Forderungen der Lateiner zu verwenden; er stieß dabei sofort auf den Widerstand Rußlands, und damit begannen die diplomatischen Schachbrettzüge in Konstantinopel, welche als erster Anstoß zu dem orientalischen Kriege zu betrachten sind.

Es kann uns nicht einfallen, in das Detail dieser

diplomatisch-antiquarischen Verhandlungen einzugehen, wir begnügen uns vielmehr, einige allgemeine politische Gesichtspunkte hervorzuheben.

Zunächst ist die Stellung der türkischen Regierung bemerkenswerth. Sie hatte an der ganzen Angelegenheit kein unmittelbares Interesse, es war ihr vollkommen gleichgültig, wie die Christen sich über die heiligen Stätten einigten, sie dachte nicht daran, aus religiösen Motiven die eine oder die andre Partei zu begünstigen oder zu beschränken; aber je nachdem sie stärker von Frankreich oder von Rußland gedrängt wurde, machte sie den Griechen oder den Lateinern Concessionen. Sie sollte den Schiedsspruch zwischen den Streitenden fällen, und doch wollten die russische und die französische Regierung ihren Schiedsspruch nur anerkennen, wenn er günstig für sie lautete.

So sank bald die Wagschale Rußlands, bald die Frankreichs. Im Sommer 1851 erwirkte der französische Gesandte, Marquis von Lavalette, einige Verfügungen zu Gunsten der Katholiken, im Februar 1852 wußte der russische Gesandte, von Titof, einen Firman des Sultans zu erlangen, wonach alle Privilegien der griechischen Christen bestätigt und somit jene Verfügungen annullirt wurden; im Laufe des Sommers 1852 setzte Lavalette die französischen Ansprüche abermals durch. Im Herbste desselben Jahres war die Pforte von beiden Mächten auf's äußerste bedrängt: Herr von Titof drohte, seine Pässe zu fordern, wenn am Status quo Betreffs der heiligen Stätten das Geringste geändert werde, Herr von Lavalette

drohte, die Dardanellen blokiren zu lassen, falls die Pforte am Status quo festhalte.

Dann ist es zu beachten, daß sich England von diesen Verhandlungen gänzlich fern hielt; es sah dieselben als eine religiöse, seine Interessen gar nicht berührende Frage an; es begnügte sich nur, zum Frieden zu mahnen, und in Petersburg wie in Paris daran zu erinnern, wie traurig es sei, wenn christliche Heere um des Grabes Christi willen zusammenstießen. In der letzten Zeit rief jedoch die Pforte die Vermittlung des englischen Kabinettes an; und der brittische Gesandte gab in Konstantinopel die Erklärung ab, daß es die Drohungen der beiden Mächte für ungerechtfertigt und die Beschuldigungen derselben gegen die türkische Regierung für unbegründet halte.

Endlich ist hervorzuheben, daß Rußland es war, das zuerst in diese Frage andre Dinge einmischte. Dieß geschah durch die Sendung des Fürsten Mentschikof, der am 28. Januar 1853 in Konstantinopel anlangte.

Nikolaus hielt die Stunde für gekommen, wo der türkischen Herrschaft in Europa ein Ende zu machen sei. Alle Zweifel, die man dagegen erheben könnte, werden beseitigt durch die Versuche, welche der Zar in London machte, um sich die Zustimmung dieses Hofes zu sichern.

Am 9. Januar 1853 war Sir George Hamilton Seymour,*) der brittische Gesandte in Petersburg, in einer von der Großfürstin Helene — Wittwe Michaels — gegebenen Gesellschaft, als der Kaiser ihn bei Seite zog, seine Freude darüber aussprach, daß das neue englische Ministerium — Aberdeen — definitiv konstituirt

*) Vergleiche Aktenstücke zur orientalischen Frage. Von Dr. J. von Jasmund.

sei, und den Wunsch daran knüpfte, daß „die beiden Regierungen, d. h. die englische Regierung und ich, und ich und die englische Regierung" im besten Einvernehmen bleiben möchten. Es sei diese Einigkeit namentlich nothwendig in Bezug auf die Türkei, fügte er hinzu. Das Land befinde sich in einem kritischen Zustande, es drohe den Einsturz; „glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen schwer kranken Mann." „Es wäre, ich sage es Ihnen frei heraus, ein großes Unglück, wenn er uns eines Tages hinfallen sollte, zumal ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären." „Es ist wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverständnisse kommen, und daß keine der beiden Mächte, ohne Vorwissen der andern, einen entscheidenden Schritt thut."

Diese Unterhaltung gab den Anstoß zu einer Reihe fernerer Unterredungen, die sich durch den Januar, Februar und März bis in den April hineinzogen, und einen lebhaften Schriftenwechsel zwischen Petersburg und London veranlaßten.

Am 14. Januar wurde der englische Gesandte zum Kaiser eingeladen, und dieser begann sofort von den orientalischen Angelegenheiten zu reden. Indem er sich dagegen verwahrt, daß er den Träumen Katharinens von Eroberung noch nachhänge, und daß er irgendwelche Erweiterung seines umfangreichen Landes wünsche, weist er von neuem auf die Hinfälligkeit der Türkei hin und stellt die Frage, ob es nicht zweckmäßig sei, sich für den Fall, daß das türkische Reich zusammenbrechen sollte, vorzusehn und Verabredungen zu treffen.

Damit ist das Thema formulirt für die weiteren mündlichen und schriftlichen Verhandlungen.

Der Glaube an das nahe Ende der Türkei steht in Nikolaus fest. Sie wäre schon zusammengebrochen, meint er, wenn er nicht 1829 dem siegreichen Diebitsch ein Halt zugerufen, wenn er nicht dem Sultan gegen den Pascha von Egypten zu Hülfe geeilt sei. In Bulgarien herrsche die größte Unzufriedenheit, und ohne die russischen Anstrengungen würden die Bulgaren schon im Aufstande sein. Wenn Omer Pascha den Versuch machen sollte, die aufständischen Montenegriner auszurotten und wenn in Folge dessen eine allgemeine Erhebung der Christen stattfände, „so verliert der Sultan nach aller Wahrscheinlichkeit seinen Thron; aber in diesem Falle fällt er, um nicht wieder aufzustehn. Ich wünsche seine Autorität zu stützen, aber verliert er sie, so ist sie für immer dahin." Der moralische, financielle und administrative Zustand des türkischen Reiches ist ein Zustand der Auflösung. Es könne sein, daß der Sultan die Absicht habe, die Lage der christlichen Bevölkerung zu verbessern, aber seine Dekrete hätten keine Beachtung gefunden. Die Pforte wird von Frankreich bedroht und bedrängt; sie zieht daraus den Schluß, daß sie von Frankreich Alles zu hoffen und zu fürchten habe, und daß sie Forderungen Oesterreichs und Rußlands ungestraft umgehen könne. Eine französische Expedition würde eine unmittelbare Krisis hervorbringen, und hätte diese Krise den Sturz des „Großtürken" zur Folge, so würde Nikolaus das bedauern, aber sich bewußt sein, daß er nicht anders hätte handeln können. Zugleich wird sehr bestimmt darauf hingedeutet, daß Rußland selbst

gezwungen sein könne, die Krise herbeizuführen. Es hat das Recht und die Pflicht, die Interessen der Christen in der Türkei zu überwachen. Nikolaus meint, daß er von diesem seinem Recht einen mäßigen und schonenden Gebrauch mache, aber er könne sich der Erfüllung der Pflicht nicht entziehen. Der Sultan aber sei abgeneigt, seine Pflichten zu erfüllen, die Verträge zu halten. „Dieser Herr — ce monsieur — bricht sein mir gegebenes Wort." Zu dieser Abneigung komme hinzu der Einfluß anderer Mächte, z. B. Frankreichs, das die Pforte durch Drohungen von Erfüllung ihrer Pflichten zurückhalte. So sei auch Rußland genöthigt zu drohen.

Vergeblich machen der englische Gesandte und das Londoner Kabinet Einwürfe gegen diese Ueberzeugung des Zaren. Allerdings sind diese Einwürfe ziemlich matt und vag, die Differenz beschränkt sich im Grunde nur auf ein früher oder später des Sturzes der osmanischen Pforte.

Was soll aber werden in solchem Fall? Nicht sowol darüber will sich der Kaiser mit England vereinbaren, was werden soll, als vielmehr über das, was nicht werden soll. Er will auch keinen eigentlichen Theilungsvertrag, nur einen freien Ideenaustausch mit England.

Zuerst will Nikolaus nicht, daß Konstantinopel bleibend von den Russen besetzt werde. Er fügt hinzu: „Konstantinopel darf auch niemals im Besitz der Engländer oder der Franzosen sein oder sonst einer großen Nation." Er hat aber schon früher gesagt, daß die Umstände ihn zwingen könnten, Konstantinopel zeitweilig zu besetzen. „Hinwieder werde ich nimmermehr erlauben einen Versuch zum Wiederaufbau des byzantinischen Reichs oder

einer solchen Ausdehnung Griechenlands, die es zu einem mächtigen Staat machen würde; noch weniger werde ich erlauben die Zerstückelung der Türkei in kleine Republiken, Asyle für die Kossuth und Mazzini und andere Revolutionäre Europa's. Lieber als daß ich mich einem dieser Arrangements bequemte, würde ich Krieg anfangen und ihn so lange fortführen als mir noch ein Mann und eine Muskete bliebe." Jedoch auch einige Andeutungen positiver Art wirft der Kaiser hin; er hält eine Territorialanordnung nicht für so schwierig. „Die Fürstenthümer sind in der That ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten. Auch Bulgarien, und es scheint kein Grund vorhanden, weshalb nicht diese letzte Provinz einen unabhängigen Staat bilden sollte. Was Egypten betrifft, so begreife ich die Wichtigkeit dieses Gebiets für England vollkommen. Ich kann daher nur sagen, daß, wenn Sie bei einer Theilung des osmanischen Reichs, die mit dem Fall desselben einträte, von Egypten Besitz nehmen, ich Nichts dagegen haben werde. Ich sage dasselbe von Candia; diese Insel paßt Ihnen, und ich sehe nicht ein, weshalb sie nicht eine englische Besitzung werden sollte."

Der Plan des Kaisers zielte also doch darauf hin, die Türkei zu theilen: er dachte davon unter dem Titel des Protektors zu nehmen, was ihm bequem war, den Rest so zu arrangiren und zu zerstückeln, daß er in Zukunft nothwendig in Rußlands Hände fiel, und England, als dem treuen Gehülfen, einen kleinen Antheil zu gewähren. Die andern Großmächte sollten das Zusehen

haben. Von Preußen war mit keiner Sylbe die Rede. Oesterreich wird nichts von dem Erbe des kranken Mannes bekommen, aber es wird zufrieden sein. „Sie müssen wissen," sagt Nikolaus zu Sir Hamilton, „wenn ich von Rußland spreche, spreche ich ebensogut von Oesterreich, was dem einen konvenirt, konvenirt auch dem andern; unsre Interessen hinsichtlich der Türkei sind vollkommen identisch." Frankreich wird wol kaum mit einer solchen Theilung einverstanden sein, aber was will es, sofern es allein steht, machen? Wenn wir nur einig sind — „ich und England, England und ich!" Und sehr geschickt weiß der Kaiser dem englischen Gesandten die Absichten Frankreichs gelegentlich zu verdächtigen. „Gott bewahre mich," sagt der gekrönte Tartüffe, „daß ich irgend Jemand ungerecht anklagen sollte, aber in Konstantinopel sowol als in Montenegro gehen Dinge vor, die äußerst verdächtig sind. Es sieht gar sehr so aus, als trachtete die französische Regierung dahin, uns alle im Orient zu verwickeln, in der Hoffnung auf diesem Wege um so besser an ihre eignen Ziele zu gelangen, deren eines ohne Zweifel der Besitz von Tunis ist."

Die brittische Regierung ging auf die Vorschläge Nikolaus I. nicht ein; d. h. sie protestirte nicht etwa überhaupt gegen seine Pläne, sie dankte ihm vielmehr für sein Vertrauen und für den Beweis seiner freundlichen Gesinnung; sie schloß die Verhandlungen nur mit einer diplomatischen Wendung: sie that, als habe sie von all den Umsturzideen des Kaisers Nichts gehört, sie hielt sich nur an beiläufige wohlverklausulirte Versicherungen jenes, daß er die Unabhängigkeit und Integrität des türkischen Reichs

aufrecht erhalten werde, und nahm von diesen Versicherungen Akt, den Wunsch hinzufügend, daß beide Mächte auch ferner zusammenwirken und der Pforte freundlichen Rath ertheilen möchten.

Daß sich das englische Ministerium wirklich über die Absichten des Kaisers getäuscht habe, ist unmöglich zu glauben, vielmehr ist man zu der Annahme berechtigt, daß die russischen Eröffnungen in London geneigte Ohren fanden, daß das brittische Ministerium jedoch sich nicht verpflichten zu dürfen glaubte, sondern auf alle Fälle freie Hand behalten wollte. Für diese Annahme spricht sowol die lange Geheimhaltung dieser Eröffnungen — sie wurden erst ein volles Jahr später, mitten in dem Lärm des orientalischen Krieges, dem Parlamente vorgelegt, — als auch die zuversichtliche Sorglosigkeit, womit das Ministerium Aberdeen den ersten Angriffen Rußlands auf die Türkei zusah. Somit läßt sich sagen, daß England den Kaiser Nikolaus betrog, wenn es ihm später an der Seite Frankreichs entgegentrat. Freilich auch Nikolaus betrog England, denn noch während seiner Verhandlungen mit dem brittischen Gesandten, während er diesem die Versicherung seiner Friedensliebe gab, ging Mentschikoff nach Konstantinopel, um die Krise zum Ausbruch zu bringen.

Der Moment — man muß das unbedingt einräumen — war vortrefflich gewählt, der Schein bis dahin ausgezeichnet gewahrt. Jahre lang war über ein und denselben Gegenstand, über die heiligen Stätten in Konstantinopel verhandelt worden: das russische Kabinet hatte sich anscheinend friedliebend, langmüthig genug bewiesen; jetzt endlich riß ihm, dem Uebergeduldigen, die Geduld. Es

stand kaum zu erwarten, daß ihm von Seiten der übrigen Großmächte ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt werden würden. Oesterreich war Rußland zu Dank verpflichtet, Preußens König seit lange gewohnt, in dem Zaren seinen Schutzherrn, seinen Rathgeber, sein Orakel zu verehren, — beide Regierungen konnten überdieß der innern Zustände wie ihrer Stellung zu einander halber unmöglich geneigt sein, es auf einen Bruch mit Rußland ankommen zu lassen. Napoleon III. strebte offenbar darnach, sich in der Gunst der legitimen Monarchen festzusetzen, — es war also möglich, ihn zu gewinnen; wenn aber nicht, so dürfte man ihn für einen ungefährlichen Feind halten, da er schwerlich Bundesgenossen fand. Namentlich war es nicht anzunehmen, daß zwischen ihm und England eine Allianz gegen Rußland geschlossen werden könne, — war doch gerade im brittischen Volke die Furcht vor einer bonapartistischen Invasion erwacht, und stand doch ein „guter Freund“ *) des russischen Monarchen, Graf Aberdeen, an der Spitze des englischen Ministeriums, und hatte doch Nikolaus diesem letzteren seine Pläne anvertraut.

Mit Oesterreich mögen auch, wie Nikolaus dem englischen Gesandten andeutete, specielle Verabredungen getroffen, in Wien mögen ähnliche Eröffnungen gemacht sein wie in London. Die Angelegenheit von Montenegro beweist das. Die griechisch-katholischen Bewohner dieses Landes der „schwarzen Berge,“ — das dem Namen nach zur Türkei gehört, — von Rußland abhängig ist, weil der geistlich-weltliche Häuptling, der Vladika, in Peters-

*) S. die Depesche Hamilton Seymour's vom 14. Jan. 53.

burg seine geistliche Weihe vom Zaren empfing*) — für Oesterreich eine große Wichtigkeit hat, weil es das dalmatinische Küstenland beherrscht, — die Bewohner Montenegro's hatten sich im November 1852 auf die türkische Festung Dschabliak geworfen und sie genommen. Die Pforte sandte Omer Pascha mit einer Armee ab, um die Aufständischen zu unterwerfen. Da legte sich Oesterreich ins Mittel. Ein außerordentlicher Gesandter, Graf von Leiningen, ging nach der türkischen Hauptstadt und legte dem Divan am 11. Februar ein Ultimatum vor, in welchem Einstellung der Feindseligkeiten begehrt wurde. Das russische Kabinet billigte diese Forderungen und ist ohne Zweifel zuvor davon unterrichtet gewesen. „Weder wir noch Oesterreich hätten eine in die Länge gezogene Verheerung oder eine gewaltsame Unterwerfung Montenegro's zugeben können" — heißt es im russischen Memorandum vom 21. Febr. 1853. Die Pforte nahm jenes Ultimatum an. Wahrscheinlich war das wider Nikolaus I. Erwarten, er hatte an eine Weigerung der Pforte gedacht und den Anlaß zum Kriege darin zu fin-

*) Im Februar 1852 starb der Vladika zu Montenegro, nachdem er seinen Neffen, Daniel Petrowitsch, zum Nachfolger designirt hatte. Der letztere schlug der Volksversammlung des Ländchens eine Trennung der weltlichen von der geistlichen Gewalt vor, erlangte die Billigung seines Antrags, ward zum erblichen Fürsten gewählt und reis'te darauf an der Spitze einer Deputation nach Petersburg, um vom Zaren diese Beschlüsse bestätigen zu lassen. Der Vladika erschien sonach im eigentlichen Sinne des Worts als ein Fürst von Nikolaus Gnaden.

den gehofft. Kaum aber war die Kunde von dem Erfolge der Mission Leiningen's nach Petersburg gelangt, so beeilte sich der Zar, auch seine Forderungen zu stellen.

Also — am 28. Februar 1853 langte Mentschikoff in Konstantinopel an. Unterwegs hatte er die Flotte im Hafen von Sebastopol und die Truppen, die bereits am Pruth zusammengezogen waren, gemustert. Zu Topschane, wo er landete, empfing ihn das sämmtliche Personal der russischen Gesandtschaft, und Tausende von Griechen begleiteten ihn wie im Triumphe zum Absteigequartier. In Konstantinopel trat er in einer maßlos unhöflichen Weise auf, die ganz dem verächtlichen „ce monsieur" seines Gebieters entsprach. Dem Großvezier stattete er den ersten Besuch in Reisekleidern, in dem berühmt gewordenen Paletot und im runden Filzhut ab, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fuad Effendi, weigerte er sich zu besuchen, da dieser Rußland beleidigt habe,*) und zwang dadurch den Sultan, diesen Minister zu entlassen; dagegen machte er dem alten Khosrew Pascha einen Besuch, den die allgemeine Meinung als Russenfreund und Verräther und Urheber des Traktats von Unkiar-Skelessi bezeichnete. Eine ängstliche, gewitterschwüle Stimmung lagerte sich über die türkische Hauptstadt. Man ahnte eine Katastrophe, wenn man sich auch keine bestimmte Vorstellung von der drohenden Gefahr machen

*) Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, daß er an dem Status quo hinsichtlich der heil. Stätten gerüttelt, also die Verpflichtungen der Pforte gegen Rußland verletzt habe. Uebrigens war Fuad Effendi es auch, der die Räumung der Donaufürstenthümer 1851 verlangt hatte.

konnte. Gerade das tiefe Geheimniß, worin Mentschikof seine Aufträge hüllte, steigerte die Besorgniß. Er hatte von vornherein von den Ministern des Sultans verlangt, daß sie weder dem englischen noch dem französischen Gesandten irgend eine Mittheilung über seine Forderungen machten.

Indeß nach einigen Wochen lüftete sich das Geheimniß. Der Dolmetscher des englischen Gesandten, Herr Pisani, wurde von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Rifaat Pascha, mit dem Hauptinhalt der russischen Forderungen bekannt gemacht; ihm wurde mitgetheilt, daß Mentschikof einen Vertrag zwischen Rußland und der Pforte vorschlage, — einen Vertrag, der weitergehe als der Vertrag von Unkiar Skelessi. Dann hatte der englische Gesandte selbst, Oberst Rose, vertrauliche Unterhaltungen mit dem Großvezier und zwei andern türkischen Ministern; die Mittheilungen Pisani's bestätigten sich, und Rose hielt den Stand der Dinge für so bedenklich, daß er die englische Flotte von Malta herbeirief. Aber der Admiral Dundas weigerte sich, dem Rufe zu folgen, und das englische Ministerium billigte sein Verhalten. In London floß man über vom Vertrauen auf den Zaren und auf seine Friedensliebe; das Vertrauen wurde noch bestärkt, als der englische Gesandte in Petersburg vom Grafen Nesselrode die ausdrückliche Versicherung erhielt, daß es sich bei der Sendung Mentschikof's nur um die Frage der heiligen Stätten und um nichts Anderes handle. Und als das Kabinet Napoleon III. beunruhigt ward, die Flotte von Toulon nach Salamis schickte und seinem Botschafter in Konstantinopel energi-

sche Weisungen auf alle Fälle gab, suchte der englische Minister des Auswärtigen die Befürchtungen Frankreichs zu zerstreuen und die Absendung der Flotte als eine übereilte Maßregel darzustellen.*)

Mentschikof's Forderungen, zu Anfang mündlich und unbestimmt hingestellt, hatten mittlerweile im April eine festere Form angenommen.

In einer Note vom 19. April stellte der russische Gesandte die Forderungen schriftlich. Die beiden ersten bezogen sich auf die heiligen Stätten. Wir wollen sie wörtlich folgen lassen, da sie den schlagenden Beweis geben, um was für Bagatellen die Diplomatie ein paar Jahre lang in Aufregung gewesen war. Rußland verlangt: 1. einen Firman, über dessen Form man sich zu verständigen hätte, Betreffs der Schlüssel der Bethlehemskirche, Betreffs des silbernen Sterns auf dem Altare der heiligen Geburt in dem unterirdischen Theile desselben Sanktuariums; ferner den Besitz der Grotte von Gethsemane für die Griechen, mit Zulassung der Lateiner zur Ausübung ihres Kultus daselbst, so jedoch, daß den Orthodoxen (Griechen) die Präcedenz und die Priorität der Feier des Gottesdienstes in diesem Sanktuarium bleibt; endlich eine Regelung des gemeinsamen Besitzes der Gärten von Beth-

*) Es ist wol kaum zufällig gewesen, daß Mentschikof in Konstantinopel zu einer Zeit eintraf, da die bei der Pforte bevollmächtigten Gesandten Frankreichs und Englands nicht auf ihrem Platze waren: Lord Stratford de Redcliffe befand sich auf einer Urlaubsreise, der französische Gesandte, Lavalette, war eben abberufen, und sein Nachfolger, De la Cour, noch nicht eingetroffen.

lehem für Griechen und Lateiner, alles auf den Grundlagen, welche zwischen Sr. Excellenz Rifaat Pascha und dem Botschafter (Mentschikof) discutirt sind; 2. einen großherrlichen Befehl für die Ausbesserung der Kuppel des heil. Grabestempels durch die ottomanische Regierung mit Betheiligung des griechischen Patriarchen und ohne Einmischung des Delegaten irgend eines andern Kultus, so wie über die Aufrichtung einer Mauer vor den Harems, die auf das Sanktuarium hinaussehen, und für die Demolirung der an die Kuppel stoßenden Harems, wenn die Möglichkeit nachgewiesen ist."

Diese Forderungen Mentschikof's wurden erfüllt. Zwei Firmane, wie er sie begehrt, wurden ihm am 5. Mai 1853 eingehändigt.

Aber auf das dritte Verlangen ging die Pforte nicht ein. Es lautete in der erwähnten Note so: Rußland verlangt „einen Sened oder eine Konvention zur Sicherung des Status quo der Privilegien des griechisch-russisch-katholischen Kultus, der orientalischen Kirche und der Heiligthümer." Zuerst antwortete der türkische Minister auf dies Verlangen gar nicht. Als Mentschikof am 5. Mai auf Antwort drang und den Entwurf einer solchen Konvention vorlegte, lehnte Rifaat Pascha die Forderung ab, indem er sich darauf berief, daß ein solcher Vertrag die Unabhängigkeit der Pforte beeinträchtigen und ihre Autorität untergraben müsse.

Der russische Botschafter droht nun mit seiner Abreise (18. Mai), erklärt seine Sendung für beendigt, und kündigt an, daß er Konstantinopel mit dem sämmtlichen Gesandtschaftspersonal verlassen werde. Der Großvezier

fordert die Gesandten Oesterreichs, Englands und Frankreichs in dieser Bedrängniß auf, ihr Gutachten über den Entwurf des Sened, den Mentschikof vorgelegt hatte, zu geben. Jene lehnen das — am 21. Mai — ab: „in einer Frage, welche die freien Entschlüsse und die Souveränetät Sr. Majestät des Sultans so nahe berührt, werde Se. Excellenz Reschid Pascha am besten beurtheilen, welche Schritte er zu thun habe.“ Mentschikof verläßt am selben Tage — 21. Mai — Konstantinopel.

Der entscheidende Schritt ist geschehen. Nikolaus hat die Kugel auf den Rand der geneigten Fläche gesetzt. Noch rollt sie langsam dahin. Wird er sie anhalten? Wird er sie rollen lassen?

Warum soll er nicht das Letztere thun? Es hat sich Nichts ereignet, was ihn irre machen könnte. Als er seinen Botschafter absandte nach Konstantinopel, mußte er sich das Entweder — Oder des Resultats voraussagen. Entweder überrumpelt der Fürst durch sein brüsques und herrisches Auftreten die Pforte; der Sultan läßt sich herbei, einen Vertrag zu schließen; dann ist ohne Mühe, ohne Geld und ohne Blut ein Ungeheures gewonnen; dann sind die Privilegien der griechischen Christen unter die Aufsicht und Obhut des Zaren gestellt; dann ist der Großherr dem Zaren verantwortlich für die Aufrechthaltung und strenge Beachtung dieser Privilegien; dann ist jede wirkliche oder scheinbare Beeinträchtigung eines Rajah ein Bruch des Vertrages, eine Verletzung der dem Zaren gegebnen Zusagen; dann ist Nikolaus mit einem Worte der Protektor, die höchste Instanz für die 10—11 Millionen Christen in der Türkei; Abdul Med-

schid ist der Vasall des Kaisers in Petersburg. — Oder — die Pforte sträubt sich, weigert sich. Dann ist der Moment gekommen, um Gewalt zu brauchen, um die Krisis herbeizuführen, um den Halbmond — wie eine Broschüre jener Zeit sagte — verschwinden zu machen vor dem Kreuz, die Türken fortzutreiben aus Europa.

Und warum sollte Nikolaus nicht Gewalt brauchen? Er weiß sich ja mit England einig. Und sein Kanzler Nesselrode läßt mitten in dem Lärm, der sich über des Fürsten Mentschikoff Forderungen in der diplomatischen Welt erhoben hat, dem englischen Minister des Auswärtigen sagen: „Die Haltung Englands wird genügen, um die Maßregeln zu neutralisiren, welche Seitens Frankreichs oder Seitens der Türkei — wenn diese durch die Anwesenheit der französischen Flotte sich ermuthigt fühlen sollte — zu lange die günstige Lösung des Streits erschweren oder verzögern könnte."

Es ist im Rathe des Kaisers beschlossen: das Schwert soll den Großtürken demüthigen. Am 31. Mai schreibt Nesselrode dem Großvezier den Fehdebrief: „In einigen Wochen werden die Truppen des Zaren Befehl erhalten, die Grenzen des Reichs zu überschreiten." Aber auch jetzt wirft Nikolaus die Maske nicht völlig ab, die Verstellung ist ihm und seinem Kabinet zur andern Natur geworden. Die Truppen sollen die Grenzen überschreiten, aber nicht, „um gegen den Sultan Krieg zu führen — einen Krieg, den [es Sr. Majestät widersteht, gegen einen Souverän zu unternehmen, den er immer gern als einen wahrhaften Alliirten und gutmeinenden Nachbar hat betrachten wollen, — sondern um materielle Garantien zu haben."

Gleich darauf erging eine Circularnote der russischen Regierung an die übrigen Kabinette, worin sie sich hauptsächlich bemühte, das an den Sultan gerichtete Verlangen eines Vertrages zu rechtfertigen. Diese Note fand es seltsam, daß man an einem solchen Vertrage Anstoß nehmen könne, — sei doch die Beschützung der Christen in der Türkei durch Rußland längst ein Factum, seine Verträge darüber schon zu Kutschuk Kainardsche und später zu Adrianopel abgeschlossen, enthalte doch das gegenwärtige Verlangen durchaus nichts Neues. In diesen Behauptungen lag, es läßt sich nicht leugnen, viel Wahres. Auf die Westmächte jedoch machten sie keineswegs einen beruhigenden Eindruck, vielmehr erinnerten sie nur an die Verblendung der vergangenen Jahre und an die Vortheile, die man Rußland im Frieden von Adrianopel hatte erringen lassen.

Alle Vorbereitungen zum Einmarsch des russischen Heeres in die Donaufürstenthümer waren längst getroffen, die Truppen standen marschfertig, die Pontons zum Brückenschlagen lagen bereit, — die paar Wochen Frist wurden lediglich deßhalb gegeben, um einen neuen Beleg von der Friedensliebe und Langmuth des Kaisers von Rußland zu liefern: konnte sich der Sultan doch in diesen Wochen noch eines Bessern besinnen!

Aber der Sultan besann sich nicht. Am 26. Juni erging ein Manifest des Selbstherrschers aller Reußen an seine geliebten und treuen Unterthanen, worin denselben angezeigt wurde, daß die Truppen in die Donaufürstenthümer einrücken würden. Auch in diesem Manifest verwahrt sich Nikolaus dagegen, daß er Krieg führe; er wolle

sich nur eines Pfandes versichern, welches unter allen Umständen für die Wiederherstellung seiner Rechte einstehen solle, und er wolle der Pforte damit zeigen, wohin ihre Halsstarrigkeit sie führen könne. Eins aber ist besonders bemerkenswerth: das Manifest zielt im Gegensatz zu jenen vertraulichen Unterhaltungen, welche Nikolaus mit dem englischen Gesandten pflog, auf den Schutz des orthodoxen Glaubens, dem durch die Willkür der Pforte Gefahr drohe. Sir H. Seymour gegenüber hatte Nikolaus der religiösen Interessen nur so beiläufig erwähnt: in diesem Manifest von 37 Zeilen kommt — wie Wurm nachgerechnet hat — der orthodoxe Glaube nicht weniger als sechsmal vor. Auch der stolze Zar läßt sich herab, an die Sympathien seines Volkes zu appelliren, wenn diese ihm nützlich sein können.

Am 2. Juli 1853 überschritten die moskowitischen Truppen bei Leowa und Skuleny den Pruth. Es waren c. 80,000 Mann unter dem Kommando Gortschakof's. Am 15. Juli rückten sie, ohne daß ihnen irgendwo Widerstand geleistet wäre, in Bukarest ein, etablirten dort ihr Hauptquartier und nahmen die Donaufürstenthümer unter ihre Administration.

Fünftes Kapitel.

Die Flotten der Westmächte in der Besikabai — Die Wiener Note. — Die Flotten passiren die Dardanellen. — Kriegserklärung der Pforte. — Der „Unglücksfall" von Sinope. — Die Flotten der Westmächte fahren ins Schwarze Meer. — Brief Napoleon III. an Nikolaus. — Antwort des *letzteren*. Manifest an's russische Volk.

Was ist Krieg und was nicht?

Niemals ist diese Frage so subtil und so haarspaltend erörtert worden als in dem halben Jahre, das auf die Ueberschreitung des Pruth durch die Russen unmittelbar folgte. Der russische Staatskanzler ließ mit einer Zähigkeit, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, immer wiederholen und nach allen Weltgegenden hinausschreiben, daß die militärische Besetzung türkischen Landes kein Krieg sei; die englische und französische Diplomatie bemühte sich das Gegentheil zu beweisen, und die Pforte erklärte die Invasion rundweg für einen feindseligen und offensiven Akt.

Rußlands Sophistik hatte wenigstens Eins für sich: sie war von Erfolg, sie verwirrte die Begriffe des Publikums, sie schob die aktive Einmischung der Westmächte

hinaus. Die Proteste und die Erklärungen der Pforte hatten für sich den gesunden Menschenverstand. Die Haltung der Westmächte hatte Nichts für sich.

Die Abreise des Fürsten Mentschikof von Konstantinopel und die Drohungen Rußlands schreckten die Kabinette von London und Paris allerdings einigermaßen auf. Zumal in London begann nun auch Besorgniß wach zu werden, wozu die Depeschen des Gesandten in Konstantinopel, des Lord Stratfort de Redcliffe, am meisten beitrugen. Der Pforte gab England freilich noch den Rath, die Besetzung der Moldau und Walachei nicht als einen Kriegsfall zu betrachten, aber es einte sich doch mit Frankreich über eine Demonstration der Flotten. Zu Anfang des Juni gingen die betreffenden Befehle an die Kommandanten der Mittelmeerflotten ab, und vierzehn Tage später warfen beide Geschwader in der Besikabai, am südlichen Ausgange der Dardanellen, ihre Anker aus. Das geschah also noch vor dem Vollzug des Einmarsches der Russen in die Moldau.

Dem Kaiser Nikolaus ist diese Demonstration unerwartet gekommen; sie war ganz gegen seine Berechnung. Er hatte nicht gedacht, daß die rivalisirenden beiden Mächte sich einigen könnten, er hatte England fest an sich gekettet, völlig beschwichtigt geglaubt. Er war überrascht, aber nicht aus der Fassung gebracht, nicht geneigt, einen Schritt rückwärts zu thun. Vielmehr suchte er die Demonstration der Flotten zu seinen Gunsten auszubeuten.

Eine Circularnote Nesselrode's, vom 2. Juli, an die bei den Großmächten beglaubigten russischen Gesandten gerichtet, enthält diesen Versuch. Die Note klagt England

und Frankreich an, daß sie ihre Flotten an die Dardanellen geschickt; die beiden Mächte hätten „damit die Initiative ergriffen und Rußland unter das Gewicht einer drohenden Demonstration gestellt"; die Stellung der Flotten in der Nähe der Dardanellen, im Angesicht von Konstantinopel sei unter den gegenwärtigen Umständen als eine Besetzung der Türkei zur See anzusehn; dem gegenüber müsse Rußland nunmehr seine Truppen wirklich in die Moldau einrücken lassen, und den Westmächten schiebe es die Verantwortlichkeit zu, wenn neue Verwicklungen in die Krisis kämen.

Diese Insinuation indeß war zu sophistisch und dabei doch zu plump, als daß sie in London und in Paris einen für Rußland günstigen Eindruck hätte machen können. Das englische Kabinet war im Gegentheil dadurch gereizt, daß ihm der Bruch des Friedens zugeschrieben wurde. Diese Gereiztheit spricht deutlich aus der Antwort, die der englische Minister Clarendon auf die russische Depesche ertheilte; er weist mit Daten nach, daß die russischen Folgerungen durchaus windig und haltlos sind: am 1. Juli ertheilte das englische Kabinet seinem Gesandten in Konstantinopel Vollmacht, unter Umständen die Flotte herbeizurufen, am 2. Juni sandte es dem Kommandeur der Flotte Befehl, sich nach der Besikabai zu begeben, am 1. Juni aber kündigte auch Rußland an, daß es die Donaufürstenthümer besetzen werde, konnte also von der Flottendemonstration gar nicht unterrichtet sein, konnte damit seine Invasion nicht motiviren. Ueberdies führte der englische Minister aus, daß die Position der Flotten und die Invasion der russischen Truppen zwei himmelweit

verschiedene Dinge seien, — jene besetzten kein türkisches Gebiet, verletzten keinen Vertrag, während diese geradezu die bestehenden Verträge verletze.

Inzwischen bürgerten sich die Russen in der Moldau und Walachei ein und behandelten das Land wie eine gute Beute; sie stellten die Miliz des Landes unter anderm in ihre Regimenter ein, drohten jedem mit dem Strange ohne Proceß, der übel von Rußland spräche, griffen die Gemeindekassen und Depositengelder an und hielten den Tribut, welchen die Fürstenthümer an den Sultan zu zahlen hatten, zurück. Die Flotten der Westmächte blieben in der Besikabucht. Die Pforte rüstete sich mit aller Macht, erklärte aber vorläufig nicht den Krieg, sondern begnügte sich mit einem Protest. Noch immer hoffte die Diplomatie, die Sache friedlich beilegen zu können.

Vor allen Dingen gab Oesterreich sich Mühe, einen Vergleich zu Wege zu bringen. Sein Interesse daran liegt auf platter Hand. War es überhaupt nicht in der Lage, einen an seinen Grenzen ausbrechenden Krieg ohne Beunruhigung ansehen zu dürfen, so mußte ein Krieg, dessen Zwecke sich nicht absehen, dessen Umfang sich gar nicht abschätzen ließ, ihm die höchste Besorgniß für seine staatliche Existenz einflößen. Konnten nicht die revolutionären Leidenschaften in Ungarn und Italien wiedererwachen? Und dann — wie konnte ihm eine Aenderung des Territorialbestandes der Türkei wünschenswerth sein! Durfte es mit Gleichgültigkeit zusehn, wenn die Donauländer in russische Hände übergingen? Konnte es in einem Kriege seinen Alliirten und Protektor — den Kaiser von Rußland — im Stich lassen? Konnte es Rußland nieder-

werfen lassen durch den Napoleoniden? Solche widersprechende Gedanken mochten in Wien maßgebend sein, wenn mit ängstlicher Geschäftigkeit und Hast Alles aufgeboten wurde, um für das Ideal der modernen habsburgischen Politik, die Aufrechterhaltung des status quo, zu wirken.

Schon zu der Zeit, als sich Mentschikof in Konstantinopel befand, hatte die Wiener Diplomatie ein Wort davon fallen lassen, daß ein Kongreß der Großmächte das geeignetste Mittel sein möchte, die Krisis zu beschwören. Man mag in diesem Gedanken bestärkt sein, als ein Versuch Oesterreichs, in Petersburg zum Frieden zu mahnen, eine ziemlich höhnische Aufnahme fand. Franz Josef sandte kurz vor der Invasion der Donaufürstenthümer einen Adjutanten mit eigenhändigem Schreiben an den Kaiser Nikolaus. Aber am selben Tage, an welchem Nikolaus diesen Brief empfing, gab er Gortschakof die Ordre, den Pruth zu überschreiten. Der Zar war damals noch entschlossen, keine Vermittlung anzunehmen; er betrachtete nach alter russischer Anschauungsweise sein Verhältniß zur Pforte als ein privates, als eine Familiensache, möchte man sagen, in die sich Niemand zu mischen habe.

Oesterreich ließ sich durch diese Zurückweisung nicht abhalten, seine Bemühungen um den Frieden fortzusetzen: einestheils that sein Gesandter in Konstantinopel, Herr von Bruck, alles Mögliche, um ein Schriftstück zu Stande zu bringen, das Rußland sowol wie der Pforte genüge, anderntheils traten auf seinen Vorschlag die Gesandten Frankreichs, Englands, Preußens und Oesterreichs in Wien zusammen zu demselben Zweck. Rußland ist ohne Zweifel

hiermit einverstanden gewesen: dies einheitliche Auftreten Frankreichs und Englands hatte den Zaren wenigstens bedenklich gemacht, es paßte in seine Absichten, wenn die Westmächte auf diplomatische Weise hingehalten wurden, während er der Pforte gegenüber handelte.

Die Diplomaten-Konferenz zu Wien brachte in der That ein Schriftstück zu Stande, das unter dem Namen der Wiener Note vom 31. Juli eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. An sich ist das Dokument werthlos, es ist ein auf Schrauben gestellter Ausgleichungsvorschlag, der weder Klarheit in die thatsächlichen Beziehungen Rußlands zur Türkei brachte, noch künftige Verwicklungen abzuschneiden im Stande war. Aber die Wiener Note ist in so fern von Wichtigkeit, als sie Anlaß gab, daß das Petersburger Kabinet seine Absichten unumwundener aussprach.

Nikolaus nahm die Wiener Note sofort und unbedingt an, nur den Vorbehalt machte er, daß auch die Pforte dasselbe thue, sonst werde er sich nicht für gebunden halten. Aber wider Erwarten erhob die Letztere Schwierigkeiten; Reschid Pascha verlangte Abänderungen, der Divan mit ihm. Vergeblich drangen die Botschafter der vier Großmächte in Reschid, nachzugeben. Die Minister Englands und Frankreichs waren entrüstet über den türkischen Minister, der mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit auf Modificationen bestehe, die ja unwesentlich, unbedeutend und Wortklaubereien seien. Als alle Vorstellungen in Konstantinopel Nichts halfen, versuchten die Vermittler in Petersburg ihr Heil; sie bestürmten das russische Kabinet, sich die Aenderungen gefallen zu lassen,

gleichfalls unter dem Bemerken, die Aenderungen seien ja unwesentlich.

Bei dieser Gelegenheit kam es an den Tag, was die russische Diplomatie aus einem Vertrage, aus einem politischen Aktenstücke zu machen versteht. Von allen Seiten waren die Aenderungen Reschids für unwesentlich erklärt: Nesselrode erklärte sie zu allseitiger Verwunderung für höchst wesentlich; er wies das im Detail nach: er enthüllte in einer Depesche vom 8. September 1853 den staunenden Augen der Gesandten und Staatsmänner Englands und Frankreichs, daß in der Wiener Note Alles das steckte, was Mentschikof begehrt hatte, daß die Annahme derselben das vollständige Protektorat Rußlands über die 10—12 Millionen griechischer Christen in der Türkei in sich schließe.

In London und Paris war man so ehrlich, den Irrthum wie das Unrecht, das man Reschid Pascha angethan hatte, einzugestehn. Vorher war davon die Rede gewesen, die Pforte nöthigenfalls zur Annahme zu zwingen. Oesterreich blieb bei dieser Meinung auch dann noch, als Nesselrode's Commentar der Note in Umlauf gesetzt war, und drohte, sich von der Theilnahme der Konferenz loszusagen, wenn das türkische Ministerium nicht zur Nachgiebigkeit genöthigt werde. Aber das englische Ministerium erklärte in Petersburg, daß es jetzt, wo die Pforte durch Rußland selbst gewarnt worden, unehrenhaft sei, wenn England ferner auf Annahme der Note durch den Sultan dringen wolle; und der französische Minister des Auswärtigen meinte, es sei „weder Würde noch Logik

darin, den Divan zur Unterzeichnung des Dokuments zu zwingen."

Neben diesen Verhandlungen liefen andre her, welche die Aufstellung der Flotten Englands und Frankreichs betrafen. Rußland hatte mit seinem nichtigen Protest gegen das Verweilen der Geschwader in der Besikabai Nichts ausgerichtet, es erhob neuen Protest dagegen, daß die Flotten die Dardanellen passirten. Anfang September hatten in Konstantinopel Unruhen Statt gefunden, in Folge deren der Sultan die Gesandten Englands und Frankreichs ersuchte, einige Kriegsschiffe in die Dardanellen einlaufen zu lassen. Dem Gesuche ward gewillfahrt, und Rußland wiederholte das Kunststück, das es bereits nach der Aufstellung der Flotten in der Besikabai angewandt hatte: es bemühte sich, den Westmächten die Absicht des Friedensbruches, die Initiative der Feindseligkeiten, die Verletzung der Verträge zuzuschieben und sich als die schwerbeleidigte Partei darzustellen.

Baron Brunnow, der russische Gesandte in London, richtete unter dem 25. September eine förmliche Anklageschrift an's englische Kabinet. Er verwies auf den Vertrag vom 13. Juli 1841,*) wonach es nur im Kriegsfalle gestattet sei, Flotten in die Dardanellen zu schicken. Jetzt aber sei kein Krieg, die Pforte habe ihn nicht erklärt. „Bevor ein Krieg ausbricht, wird er erklärt. Selbstver-

*) Vergl. Bd. VIII. S. 98. Dort ist der Traktat vom 15. Juli 1840 erwähnt, die Quadrupelallianz, zwischen Oesterreich, Rußland, England und der Pforte. Der Vertrag von 1841 ist eine Erneuerung dieses Allianzvertrags unter Zuziehung Frankreichs.

ständlich existirt der Krieg nach dem Völkerrechte also nicht.“ Der Sultan also habe den Vertrag verletzt, indem er fremde Kriegsschiffe herbeigerufen, die brittische Regierung hätte den Vertrag verletzt, indem sie der Aufforderung Folge geleistet.

Diese Note und der Ton derselben drückt abermals die Gereiztheit aus, von welcher Nikolaus gegen England beseelt war. Die Schwenkung der englischen Politik, die täglich steigende Annäherung zwischen England und Frankreich war ganz gegen seinen Kalkül, und er vermochte das nicht zu verbergen. In Olmütz, wo er Ende September den Kaiser von Oesterreich besuchte, ließ er sogar den brittischen Gesandten, Grafen von Westmoreland, deutlich fühlen, daß er gegen das von diesem vertretene Kabinet erbittert sei, während er den Gesandten Frankreichs sichtlich auszeichnete. In diese Zeit — zwischen dem Einlaufen der englisch-französischen Geschwader in die Besikabucht und der Einfahrt derselben in die Dardanellen — fällt auch der Versuch des Zaren, Frankreich auf seine Seite zu ziehn. Nach den Berichten des Pariser „Moniteur“ und des Journal „de l'Empire“ wurden nämlich dem Kaiser Napoleon durch den russischen Gesandten in Paris ähnliche vertrauliche Mittheilungen gemacht, wie sie früher Hamilton Seymour gemacht waren. Das Journal de l'Empire deutete sogar an, und von russischer Seite ist dem nicht widersprochen worden, daß eine Kombination vorgeschlagen sei ähnlich der von Tilsit, eine Kombination, wonach Rußland und Frankreich eine Theilung der Oberherrschaft über Europa bezweckten. Indeß Napoleon III. lehnte die Vorschläge ab.

Die Pforte war es, die den gordischen Knoten zer-

hieb, die Frage, ob Krieg oder Frieden sei, löste. Nachdem die Bemühungen der Wiener Konferenz gescheitert waren, berief der Sultan einen großen Rath von 172 geistlichen und weltlichen Würdenträgern des Reichs, welcher am 26. September die Beschlüsse faßte: an Rußland sei die kategorische Aufforderung zu richten, daß es die Donaufürstenthümer räume, und der Krieg zu erklären, falls es dieser Aufforderung keine Folge leiste. Ein separater Versuch der österreichischen Regierung, die Pforte zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, war auch vergeblich, und am 4. October 1853 erließ der Sultan ein förmliches Kriegsmanifest. Am 6. October richtete Omer Pascha, als Commandant der türkischen Truppen an Gortschakof die Aufforderung, die Fürstenthümer in einer Frist von fünfzehn Tagen zu räumen, am 10. October antwortete der Russe mit einer Weigerung, und nach Ablauf der gegebenen Frist eröffnete Omer die Feindseligkeiten.

Es wäre nun zu erwarten gewesen, daß die Westmächte sich der von der Pforte erlassenen Aufforderung und Kriegserklärung angeschlossen hätten: hatten sie doch tief genug in die Pläne Nikolaus I. geblickt, hatten sie doch llange genug seine friedlichen Versicherungen angehört und die mit jenen im Widerspruch stehenden feindlichen Maßnahmen angesehen; hatten sie doch lange genug das müssige Wortgefecht um Krieg oder Nichtkrieg geführt. Wenn sie die Türkei nicht Preis geben wollten, so war es nunmehr an der Zeit, thätig einzuschreiten, bevor dieselbe vielleicht dem ersten Stoße der moskowitischen Heeresmassen erlag oder wenigstens schwere Verluste erlitt

Aber nein! das geschah nicht, die Pforte stand im Kampfe allein, Frankreich und England beschränkten sich noch immer auf diplomatische Unterhandlungen. Der Krieg, der wirkliche Krieg tobte im Donauthal, die Diplomaten in Konstantinopel arbeiteten neue Noten aus.

Was ist die Ursache dieses Zauderns gewesen, — was hielt das Schwert noch in der Scheide, nachdem die Hand bereits an den Griff gelegt war? War es die allgemeine Furcht vor einem europäischen Kriege? War es das Mißtrauen zwischen den Regierungen Großbrittanniens und Frankreichs? War es die Besorgniß, gerade gegen Rußland und gegen Nikolaus I. Krieg führen zu müssen? Was auch der Grund gewesen sein mag, — dies Zaudern beweist, wie richtig der Kaiser von Rußland im Allgemeinen die Situation beurtheilt hatte, wenn er sich auch im Einzelnen irrte. Dies Zaudern bezeugt ferner, was der Zar Europa zu bieten gewohnt war, und was Europa vom Zaren sich bieten ließ.

Gilt es den Antheil abzuschätzen, den jede einzelne der Großmächte an diesem Zaudern hatte, so trägt ohne Zweifel England die größte unmittelbare Schuld. Sein Gesandter rieth noch in der letzten Stunde dem türkischen Ministerium dringend ab, den Krieg zu erklären, die Depeschen des brittischen Ministers athmeten noch immer einen Rest Vertrauens zum russischen Kabinet, und die Presse Englands hielt ein militärisches Einschreiten keineswegs schon für nöthig. Wahrscheinlich hat sich auch Frankreich durch diese Zurückhaltung Englands gelähmt gefühlt, obwol es zu Anfang October die Erklärung abgab, „unter dem Drange der Umstände müsse es aus

seiner zuwartenden Stellung herauszutreten, um das allgemeine Interesse Europa's und die Erhaltung des osmanischen Reichs zu sichern." Den größten mittelbaren Einfluß aber übte die zweideutige und unbestimmte Rolle, welche Oesterreich und Preußen spielten. Waren sie für Rußland, waren sie gegen Rußland, durfte man sie als dessen Alliirte oder als dessen Gegner oder als Neutrale betrachten? Das war das Geheimniß, welches die Kabinette von London und Paris zu lösen wünschten, ehe sie sich in den Krieg stürzten.

Wir erinnern uns, wie Nikolaus über die Politik der beiden deutschen Großstaaten dachte: was Preußen betraf, so hielt er es Hamilton Seymour gegenüber nicht einmal für nothwendig, desselben zu erwähnen; mit Oesterreich glaubte er sich vollkommen einig. Die Wiener Konferenz, auf der Oesterreich und Preußen — wenn auch in der mildesten Form — gegen Rußlands Ansprüche auftraten, scheint ihm einige leise Zweifel an der unverbrüchlichen Treue der beiden quasi-Vasallenstaaten eingeflößt zu haben, aber er hielt es noch für ein Leichtes, sich dieser Treue wieder zu versichern. Er griff zu Drohungen. Die Westgrenze Rußlands wurde stark und stärker besetzt, eine Armee-Division nach der andern dahin beordert. Und als Oesterreich, dadurch beunruhigt, ebenfalls Truppen in seine Grenzprovinzen schickt, so entschließt sich Nikolaus zu einer Reise, um bei Franz Josef und Friedrich Wilhelm IV. das Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale zu legen. Am 25. September traf er mit dem österreichischen Kaiser in Olmütz zusammen; von da ging er nach Berlin. An beiden Orten trat er in derselben gebieterischen

Manier auf, wie früher in Warschau. Er verlangte Nichts weniger, als eine Allianz der beiden Reiche mit Rußland; er machte bittre Vorwürfe über die Betheiligung an der Wiener Konferenz und über die Hinneigung zum französischen Kaiserthum. Wurde ihm auch in Wien so wenig als in Berlin eine bestimmte Zusage gegeben, so wurden seine Forderungen doch auch nicht bestimmt abgewiesen, und man zollte ihm selbst eine so demonstrative Verehrung, daß England und Frankreich dadurch ernsthaft beunruhigt wurden. Namentlich in Berlin sprach sich die ministerielle Presse durchaus im russischen Sinne aus, und ein lauter Jubel erscholl in allen reaktionären Kreisen, als der Kaiser bei seiner nächtlichen Abreise von Berlin die Schildwache umarmte, dadurch die Waffenbrüderschaft der kaiserlichen und königlichen Kriegsheere versinnlichend.

Aber in der Besorgniß, welche diese Besuche Nikolaus I. wach riefen, haben die Seemächte es wol an der Zeit gehalten, in Wien und in Berlin Andeutungen über die vertraulichen Eröffnungen zu machen, welche ihnen von Petersburg aus geworden waren. Der Versuch einer Kombination ähnlich der von Tilsit mußte freilich das preußische Kabinet dringend zur Vorsicht mahnen. Und so ist es leichter zu erklären, daß die zu Olmütz und Berlin begonnenen und in Warschau fortgesetzten Bemühungen des Zaren resultatlos blieben.

Die Friedensverhandlungen wurden eifriger geführt als je. Die Westmächte hatten nach der türkischen Kriegserklärung auch den Rest ihrer Flotten die Dardanellen passiren lassen, aber diese lagen unthätig im Hafen von Konstantinopel, ohne sich dem eigentlichen Kriegstheater zu

nähern. Am 1. November erschien auch das russische Kriegsmanifest gegen die Pforte, worin natürlich wiederum alles Unrecht und alle Schuld der Friedensstörung der letzteren zugeschrieben ward. „Vergebens," hieß es, „haben sich selbst die europäischen Großmächte bemüht, durch ihre Ermahnungen die verstockte Hartnäckigkeit der türkischen Regierung zu beugen. Auf die friedliebenden Bemühungen Europa's, auf unsre Langmuth hat sie mit einer Kriegserklärung und einer Proklamation, angefüllt mit Beschuldigungen gegen Rußland, geantwortet. Endlich, nachdem sie Empörer aller Länder in die Reihen ihrer Heere aufgenommen, hat die Pforte bereits die Feindseligkeiten an der Donau begonnen!" Rußland ist zum Streit herausgefordert ꝛc. Obwol alle diese Behauptungen mit der Wahrheit in schroffem Widerspruch standen und kein Mensch, der mit den Thatsachen bekannt war, ihnen Glauben beimaß, so bauten die Westmächte auf eine Versicherung Rußlands, die gleichzeitig mit dem Kriegsmanifest gegeben wurde. Der Kaiser ließ nämlich bekannt machen,*) er werde sich auf die Defensive beschränken, er werde den Angriff der Türkei abwarten, ohne die Initiative der Feindseligkeiten zu ergreifen, er werde vorläufig nur seine Stellungen behaupten, und, wurde hinzugefügt, diese durchaus zuwartende Stellung setze der Fortsetzung der Verhandlungen kein Hinderniß entgegen.

Diesen beiläufigen Fingerzeig betrachteten die vermittelnden Mächte als eine Aufforderung, die ihnen gerade

*) Vergl. die Circulardepesche Nesselrode's vom 31. October.

recht war, und im October und November wurde zwischen Oesterreich, England und Frankreich eine ganze Anzahl Ausgleichungsprojekte entworfen und berathen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir diese bis ins Detail verfolgen, genug man war eben im Begriff, sich zu einigen, als die Nachricht durch Europa scholl, daß die Russen die türkische Flotte bei Sinope überfallen und vernichtet hätten.

Im Hafen von Sinope lag eine türkische Flotte vor Anker, die sich durch die russischen Kreuzer hindurchgeschlichen hatte. Es waren sechs Fregatten und drei Korvetten. Ihre Bestimmung war nach türkischer Angabe die Verproviantirung der türkischen Festung Batum, nach russischer Angabe die Subvention der mit Rußland im Kriege befindlichen Bergvölker. Am 30. November erschien eine überlegene russische Flotte von fünf Linienschiffen und zwei Fregatten unter dem Befehle des Admirals Nachimow vor Sinope, griff die überraschten Türken an, bohrte die Schiffe derselben trotz eines verzweifelten Widerstandes in den Grund, und von 4500 Personen der türkischen Schiffsmannschaft kamen gegen 4000 um.

Das Gemetzel von Sinope bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des orientalischen Kriegs. Die Kunde davon erregte eine allgemeine Entrüstung in Europa, — im Publikum, an den Höfen zu London und Paris. Wir dürfen freilich nicht sagen, daß diese Entrüstung durchweg eine wohlmotivirte war. Schreibt z. B. der englische Minister des Auswärtigen an seinen Botschafter in Petersburg von der „grauenvollen Schlächterei“

bei Sinope, so ist das im Munde eines Staatsmanns der gewöhnlichen Art lediglich eine Phrase; der Krieg ist überhaupt eine grauenvolle Schlächterei, das Schlachten sein Zweck; und wenn man den Russen gestattete, Krieg zu führen, so mußte man ihnen auch gestatten, die Türken niederzumetzeln. Oder wenn der französische Minister in einer Depesche*) Rußland anklagt, daß es nicht zufrieden sei, eine widerrechtliche Oberherrlichkeit in den Donaufürstenthümern auszuüben, und daß es noch mit allen Gräueln des Kriegs seine unumschränkte Herrschaft über den Pontus Euxinus scheine ausdehnen zu wollen, so ist das, nachdem der Krieg einmal erklärt war, eine beinahe komische Beschuldigung Seitens einer Regierung, welche die widerrechtliche Besetzung der Donaufürstenthümer eben zugelassen hatte, und Nesselrode entgegnete mit vollem Rechte darauf, daß die Türken in Asien das russische Gebiet angegriffen hätten, und daß Niemand Rußland zumuthen könne, es solle ruhig zuwarten und den Türken das Recht der Offensive allein lassen.

Wir sind nicht geneigt, für die Ehrlichkeit und Redlichkeit Nikolaus I. eine Lanze zu brechen: der Verlauf des orientalischen Konflikts hat der Beweise genug von einer Doppelzüngigkeit gegeben: er sandte Mentschikof nach Konstantinopel, während er Hamilton Seymour von seinen wohlwollenden Absichten gegen die Pforte erzählte, er ließ fremden Gesandten in Petersburg sagen, es handle sich lediglich um die heiligen Stätten, während er vom Sultan einen „Vertrag" forderte, er besetzte die Donau-

*) An den Grafen Walewski vom 15. December 1853.

fürstenthümer und erklärte, das sei kein Krieg, er versuchte in sophistischer Weise mehr als einmal, der Pforte und den Westmächten die Urheberschaft der Feindseligkeiten zuzuschieben. Niemand kann den Zaren von diesen Zweizüngigkeiten und betrüglichen Versicherungen reinigen. Aber der Ueberfall der Türken bei Sinope gehört nicht in diese Kategorie. Selbst die früher von uns erwähnte Versicherung des Kaisers, sich vorläufig in der Defensive halten und einen Angriffskrieg vermeiden zu wollen, ändert Nichts an der Sache; er hatte hinzugefügt, „so lange es seine Würde und seine Interessen erlaubten," und es war nicht seine Schuld, wenn Andere das übersehen hatten.

Der Anstoß, den die Westmächte an dem Zusammenstoß vor Sinope nahmen, hatte in der That einen andern Grund als die sittliche Entrüstung über die „grauenvolle Schlächterei" oder über die Doppelzüngigkeit des kaiserlichen Kabinets. Englands und Frankreichs Flotten lagen im Bosporus in der offenkundigen Absicht, die Türkei zu beschützen. Gleich nach dem Einlaufen der Geschwader in's Marmorameer hatten die Befehlshaber derselben dem russischen Admiral zu Sebastopol angezeigt: sie hätten Auftrag, Angriffe der russischen Flotte auf türkisches Gebiet oder sonstige offene Feindseligkeiten zu hindern. Diese Anzeige war nicht beachtet, unter den Augen der zum Schutze anwesenden Geschwader war die Vernichtung der türkischen Schiffe erfolgt. Der russischen Regierung freilich war auch aus der Nichtbeachtung dieser Anzeige kein irgendwie begründeter Vorwurf zu machen; sie hatte einfach geantwortet: sie erkenne Niemanden die

Befugniß zu, ihr Kriegsrecht zu beschränken, ohne ihr den Krieg zu erklären, und der Ueberfall bei Sinope war lediglich die Konsequenz dieser Antwort. Aber die Kabinette von London und Paris hatten sich selbst die schwersten Vorwürfe zu machen; sie hatten eine Protektion übernommen, und nicht das gethan, was diese Uebernahme gebot; sie hatten in's Blaue hinein darauf vertraut, daß Rußland die türkische Marine ungeschoren lassen werde, sie hatten ihren Alliirten, die Pforte, an ihre Hülfe glauben machen, und im entscheidenden Momente ließen sie ihn im Stich; sie waren wenige Tage vor dem Zusammenstoß in officieller Weise von der Pforte benachrichtigt worden, daß russische Kriegsschiffe vor Sinope gesehn seien, und aufgefordert, Hülfe hinzusenden — und dennoch hatten sich die Schiffe der Westmächte nicht vom Fleck gerührt. Es war die politische und militärische Ehre Englands und Frankreichs, die durch das Ereigniß von Sinope einen argen Flecken erhielt.

Die beiden Mächte begriffen das, wenn sie die Erkenntniß auch unter lauten Anklagen gegen Rußland zu verhüllen suchten; sie waren gezwungen, zu handeln, und sie ertheilten ihren Admiralen Befehl, in's schwarze Meer einzulaufen und jedes russische Schiff, das ihnen begegnete, in einen russischen Hafen zurückzuweisen.

Von diesem Moment an war der Krieg unvermeidlich geworden, sofern nicht die eine oder die andre der Parteien sich noch in der zwölften Stunde besann und entschieden nachgab; auch im englischen Kabinet begann dies Bewußtsein aufzudämmern und fand seinen Ausdruck in dem bekannten Wort des Grafen Aberdeen: „we are

drifting towards war," wir treiben dem Kriege zu. Nikolaus I. sah, wie die beiden Seemächte in vollkommener Uebereinstimmung ihm gegenübertraten, und so sehr er sich über den Sieg bei Sinope gefreut hatte — dem Fürsten Mentschikof, der die Meldung davon gemacht, antwortete er als „wohlaffektionirter und dankbarer" Nikolaus — so mag die unerwartete Gewißheit, den Kampf gegen die Pforte und gegen England und Frankreich zugleich aufnehmen zu müssen, ihn mit Sorge erfüllt haben. Aber er war nicht der Mann, der zum Nachgeben geneigt war und der einen einmal gefaßten Plan so leicht fallen ließ. Mit dem starren Eigensinn beschränkter Geister hielt er auch dann an seinem Vorhaben fest, als die Umstände sich ganz anders gestalteten, als er sie berechnet hatte, und mit all seinem selbstherrscherlichen Hochmuth betrachtete er jedes Hinderniß, das ihm in den Weg gelegt wurde, nur als einen Eingriff in seine Rechte, jeden Widerspruch, der gegen ihn erhoben ward, als einen Frevel gegen die autokratische Willkür, die er in russischen und europäischen Angelegenheiten zu üben sich gewöhnt hatte.

Man darf nicht sagen, daß die Westmächte dem Zaren den Rückzug, das Nachgeben schwer gemacht hätten: im Gegentheil, unmittelbar nach dem „Unglücksfalle von Sinope," wie Nesselrode höchst euphemistisch den russischen Sieg betitelt, gaben sie sich alle Mühe, die türkische Regierung friedlich zu stimmen, sie bewogen dieselbe, den mit Hülfe Preußens und Oesterreichs zu Stande gekommenen Notenentwurf zu acceptiren, und Nichts hinderte Nikolaus I., auf diesen Entwurf hin einen Waffenstillstand

abzuschließen und in Friedensverhandlungen einzutreten, als sein eigener Wille. Er aber hielt sich nur an das Factum, daß die anglofranzösischen Geschwader in's Schwarze Meer gesegelt waren, und an die Drohung, daß sie Feindseligkeiten russischer Schiffe gegen die Türken verhindern sollten: das sei eine Beleidigung, ließ er den Westmächten kund thun, eine Gewalt, die seinem eignen Kriegsrechte angethan werde; er protestirt dagegen, wäscht seine Hände in Unschuld und schiebt, wie gewöhnlich, England und Frankreich die Verantwortlichkeit zu, wenn ein feindlicher Zusammenstoß und hintennach ein Weltbrand die Folge sei. Freilich einen Versuch macht er, den Krieg mit den Westmächten zu umgehen. Aber es ist nur ein lahmer, trügerischer Versuch. Als die Kabinette von London und Paris ihm ankündigen, daß sie zu dem erwähnten Zweck ihre Kriegsschiffe in den Pontus sendeten, nimmt er die Miene an, als habe er die Mittheilung nicht völlig verstanden; er ignorirt es, daß die beiden Mächte die Pforte beschützen wollen, er zeigt ihnen einen Ausweg, der Rußland genehm sein würde: wenn die anglofranzösischen Flotten nämlich den Türken gleiche Beschränkung wie den Russen auflegen, wenn sie nur den Seekrieg suspendiren, Rußland aber freie Hand zu Lande lassen würden, — dann könnte er sich die Intervention gefallen lassen.

England und Frankreich lehnten — 31. Jan. und 1. Febr. — diesen Vorschlag ab. Sie beriefen sich darauf, daß die Türkei, als der schwächere und angegriffene Theil, des Schutzes bedürfe, und daß die Beherrschung des Schwarzen Meeres kaum den Vortheil ausgleiche,

den Rußland durch die Besetzung der Donaufürstenthümer erlangt habe.

Darauf hin verließen die Gesandten Rußlands London und Paris, und England und Frankreich riefen ihre Botschafter von Petersburg ab.

In diese kritischen Zeiten fällt ein Versuch Napoleon III., das Zerwürfniß mit dem Zaren durch ein eigenhändiges Schreiben zu erledigen. Ein solcher Verkehr direkt von Monarchen zu Monarchen ist ungewöhnlich in der modernen Politik, aber man kann nicht sagen, daß in dem ungewöhnlichen Versuche des französischen Kaisers etwas Unangemessenes lag. Es entsprach vollkommen der Situation beider Autokraten, wenn sie direkt mit einander verhandelten. Der Eine war so unbeschränkter Herr über Krieg und Frieden in seinem Lande als der andre, und Nikolaus zumal hat unzählige Beweise davon gegeben, daß er die Politik Rußlands als seine persönliche, private Angelegenheit betrachtete. Es kann immerhin sein, daß Napoleon III. auch seine Nebenabsichten bei diesem Sendschreiben hatte; es kann sein, daß er die Gelegenheit ergriff, um Europa recht auffallend seine friedliebende Gesinnung zu zeigen, um dem Kaiser Nikolaus das „bon ami“ zurückzugeben, das dieser bei der Thronbesteigung des Napoleoniden gebraucht hatte, aber gewiß ist der Brief unter der Voraussetzung geschrieben, daß ein Erfolg möglich sei.

Der Brief Napoleon's ist vom 23. Jan. 1854 datirt. Er beginnt mit einer zusammengedrängten Geschichte des orientalischen Konflikts, die zu wiederholen hier unnöthig ist, dann fährt er fort: Dieses, Sire, ist

die wirkliche Aufeinanderfolge und Verkettung der Begebenheiten. Es ist klar, daß, nun sie auf diesem Punkte angelangt sind, sie schleunig entweder eine endliche Verständigung oder einen entschiedenen Bruch herbeiführen müssen. Ew. Majestät haben so viele Beweise Ihrer Fürsorge für die Ruhe Europa's gegeben, durch Ihren wohlthätigen Einfluß gegen den Geist der Unordnung so mächtig eingewirkt, daß ich bei der Alternative, die sich Ihrer Wahl darbietet, über Ihren Entschluß nicht im Zweifel sein kann. Wenn Ew. Majestät eben so sehr wie ich eine friedliche Beilegung wünschen, was ist dann leichter, als zu erklären, daß heute ein Waffenstillstand unterzeichnet werde, daß die Dinge wieder ihren diplomatischen Gang nehmen, daß alle Feindseligkeit aufhöre und daß alle kriegführenden Streitkräfte sich von den Punkten zurückziehen, wohin Beweggründe des Kriegs sie gerufen haben? Die russischen Truppen würden also die Fürstenthümer, und unsere Geschwader das schwarze Meer verlassen. Da Ew. Majestät vorziehen, mit der Türkei unmittelbar zu unterhandeln, so würden Sie einen Gesandten ernennen, der mit einem Bevollmächtigten des Sultans eine Uebereinkunft unterhandelte, die der Konferenz der vier Mächte unterbreitet werden würde. Wenn Ew. Majestät diesen Plan annehmen, über den die Königin von England und ich völlig einverstanden sind, so ist die Ruhe wieder hergestellt und die Welt befriedigt. Es ist in der That Nichts in diesem Plane, das Ew. Majestät nicht würdig wäre, Nichts, das Ihre Ehre verletzen könnte. Aber wenn aus einem schwer zu begreifenden Beweggrund Ew. Majestät eine Weigerung ent-

gegensetzten, dann würde Frankreich wie England genöthigt sein, dem Loos der Waffen in den Wagnissen des Kriegs zu überlassen, was heute durch Vernunft und Gerechtigkeit entschieden werden könnte. Glauben Ew. Majestät nicht, daß die geringste Leidenschaftlichkeit in mein Herz eindringen kann; es hegt keine andern Gesinnungen, als die von Ew. Majestät selbst in Ihrem Brief vom 17. Januar 1853 ausgedrückten, als Sie mir schrieben: „Unsere Beziehungen müssen aufrichtig freundschaftlich sein, auf denselben Ansichten beruhen: Aufrechthaltung der Ordnung, Liebe zum Frieden, Achtung vor den Verträgen und gegenseitigem Wohlwollen.“ Dieses Programm ist würdig des Souverains, der es entwarf, und ich nehme keinen Anstand zu behaupten: ich bin ihm treu geblieben. Ich bitte Ew. Majestät, an die Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen zu glauben, und in diesen Gesinnungen bin ich, Sire, Ew. Majestät guter Freund

Napoleon.

Die Antwort Nikolaus I., datirt Petersburg 9. Febr. 1854, mag hier ihrem ganzen Umfange nach eine Stelle finden. Sie lautete:

Sire! Ich weiß Ew. Majestät nicht besser zu antworten, als indem ich, weil sie mir gehören, die Worte wiederhole, mit welchen Ihr Brief schließt: „Unsere Beziehungen müssen aufrichtig freundschaftlich sein und auf denselben Absichten beruhen: der Aufrechthaltung der Ordnung, der Liebe zum Frieden, der Hochachtung vor den Verträgen und dem gegenseitigen Wohlwollen.“ —

Indem Sie, sagen Sie, dies Programm, so wie ich es selbst gezeichnet hatte, annehmen, versichern Sie, ihm treu geblieben zu sein. Ich wage zu hoffen, und mein Gewissen sagt es mir, daß ich mich davon durchaus nicht abgewendet habe. Denn in der Angelegenheit, welche uns trennt und deren Ursprung nicht von mir kommt, habe ich immer gesucht, wohlwollende Beziehungen zu Frankreich aufrecht zu erhalten; ich habe es mit der größten Sorgfalt vermieden, auf diesem Felde mit den Interessen der Religion zusammen zu stoßen, welche Ew. Majestät bekennt, ich habe der Erhaltung des Friedens alle formellen und sachlichen Concessionen gemacht, welche meine Ehre mir ermöglichte, und indem ich für meine Religionsgenossen in der Türkei die Bestätigung der Rechte und Privilegien, welche ihnen seit Langem um den Preis russischen Blutes erkauft sind, in Anspruch nahm, habe ich nichts Anderes verlangt, als was sich aus den Verträgen ergab. Wenn die Pforte sich selbst überlassen geblieben wäre, so wäre der Zwist, der Europa in der Ungewißheit hält, längst ausgeglichen.

Ein verhängnißvoller Einfluß aber ist gekommen, um sich dem entgegenzustellen. Indem er grundlosen Verdacht hervorrief, den Fanatismus der Türken steigerte, ihre Regierung über meine Absicht und die wahre Tragweite meiner Forderungen verwirrte, hat er der Frage eine so übermäßige Wichtigkeit gegeben, daß der Krieg daraus hat hervorgehen müssen.

Ew. Majestät wird mir erlauben, mich nicht im zu ausgedehnten Detail über die Ereignisse auszulassen, die [illegible]

Sie von Ihrem besonderen Gesichtspunkt auseinandergesetzt haben, und deren Folge und Verkettung Ihr Brief darbietet. Mehrere meiner Handlungen, die nach meiner Ansicht wenig genau gewürdigt sind, und mehr als eine in verkehrter Ordnung dargestellte Thatsache, würden, um in das rechte Verhältniß gestellt zu werden, — so wenigstens wie ich sie auffasse — lange entwickelnde Auseinandersetzungen nothwendig machen, die nicht eben geeignet sind, in einem Briefwechsel zwischen Souverainen vorgenommen zu werden. So schreibt Ew. Majestät der Besetzung der Donaufürstenthümer es zu, plötzlich die Frage von dem Boden der Erörterungen auf den der Thatsachen hinübergeschafft zu haben. Aber Sie vergessen, daß diese Besetzung, als sie noch ganz unbestimmt war, zum großen Theil durch ein sehr ernstes Ereigniß, das ihr voranging, herbeigeführt wurde, nämlich durch die Erscheinung der englisch-französischen Flotten in der Nachbarschaft der Dardanellen; außerdem, daß schon lange vorher, als England noch schwankte, gegen Rußland eine drohende Haltung anzunehmen, Ew. Majestät zuerst Ihre Flotte bis nach Salamis geschickt hat. Diese verletzende Demonstration zeigte mindestens wenig Vertrauen zu mir. Sie mußte die Türken anreizen und von vorn herein den Erfolg der Unterhandlungen zu nichte machen, indem sie zeigte, daß Frankreich und England bereit wären, die türkische Partei in jedem Falle zu unterstützen.

So behauptet Ew. Majestät ferner, daß die erläuternden Commentare meines Cabinets über die Wiener Note für Frankreich und England die Unmöglichkeit geschaffen hätten, die Annahmen derselben der Pforte zu

empfehlen. Aber Ew. Majestät mag sich erinnern, daß unsere Commentare der einfachen Nichtannahme der Note gefolgt, nicht aber vorangegangen sind, und ich glaube, daß die Mächte, wenn sie anders ernstlich den Frieden wollten, gehalten waren, energisch diese einfache Annahme zu verlangen, anstatt der Pforte zu erlauben, das, was wir ohne Veränderung angenommen hatten, zu verändern. Wenn übrigens etwa irgend ein Punkt unserer Commentare Anlaß zu Schwierigkeiten hätte geben können, so habe ich zu Olmütz eine Lösung derselben angeboten, die Oesterreich und Preußen für genügend hielten.

Unglücklicher Weise war inzwischen ein Theil der englisch-französischen Flotte schon in die Dardanellen eingelaufen unter dem Vorwande, das Leben und das Eigenthum der englischen und französischen Unterthanen zu beschützen: damit sie aber ganz einlaufen konnten, mußte, um den Vertrag von 1841 nicht zu verletzen, uns von dem ottomanischen Reiche noch der Krieg erklärt werden. Meine Meinung ist, daß, wenn Frankreich und England, wie ich, den Frieden gewollt hätten, sie um jeden Preis diese Kriegserklärung hätten verhindern müssen, oder, wenn der Krieg einmal erklärt war, mußten sie wenigstens so handeln, daß er in den engen Grenzen, welche ich ihm an der Donau zu ziehen wünschte, blieb, damit ich nicht mit Gewalt dem bloßen Defensivsystem, das ich befolgen wollte, entzogen würde. Aber konnte man von dem Augenblick an, wo man den Türken erlaubt hat, unsere asiatischen Besitzungen anzugreifen, einen unserer Grenzposten zu nehmen (und zwar noch vor dem zur Eröffnung der Feindseligkeiten bestimmten Termin), Akhal-

zyk zu bloliren und die Provinz Armenien zu verheeren: von dem Augenblicke an, wo man die türkische Flotte frei Truppen, Waffen, Kriegsmunition an unsere Küsten führen ließ, — konnte man von diesem Augenblick an vernünftiger Weise noch hoffen, daß wir geduldig das Ergebniß eines solchen Versuchs abwarten würden? Mußte man nicht voraussetzen, daß wir Alles thun würden, um ihm zuvorzukommen? Das Ereigniß von Sinope ist daraus gefolgt: es war die nothwendige Consequenz der von den beiden Mächten angenommenen Haltung und konnte ihnen wahrlich nicht unerwartet kommen.

Ich hatte erklärt, aber vor dem Ausbruch des Krieges, in der Defensive bleiben zu wollen, so lange meine Ehre und meine Interessen es mir erlauben würden, und so lange der Krieg sich in gewissen Gränzen hielt. Hat man gethan, was man thun mußte, damit diese Gränzen nicht überschritten wurden? Wenn die Rolle des Zuschauers oder selbst des Vermittlers Ew. Majestät nicht genügte, und wenn Sie sich zum bewaffneten Bundesgenossen meiner Feinde machen wollten, dann, Sire, würde es loyaler und Ihrer würdiger gewesen sein, mir dies von vorn herein offen zu sagen, indem Sie mir den Krieg erklärten. Jeder würde dann seine Rolle gekannt haben. — Aber uns nach geschehener That ein Verbrechen daraus zu machen, daß man Nichts zur Verhinderung gethan hat, ist das ein billiges Verfahren? Wenn die Kanonenschüsse von Sinope einen schmerzlichen Wiederhall in den Herzen aller derer gefunden haben, welche in Frankreich und England das lebendige Gefühl nationaler Würde haben, glaubt da Ew. Majestät, daß die dro-

hende Anwesenheit Ihrer 3000 Feuerschlünde am Eingange des Bosporus und das Geräusch Ihres Eintritts in's schwarze Meer ohne Echo in den Herzen der Nation bleiben konnten, deren Ehre ich zu vertheidigen die Ehre habe? — Ich höre von Ihnen zum erstenmale (denn die mündlichen Erklärungen, welche man früher gemacht hat, hatten Nichts davon gesagt,) daß die beiden Mächte, obgleich sie die Verproviantirung der türkischen Truppen auf ihrem eigenen Territorium beschützten, beschlossen haben, uns die Schiffahrt auf dem schwarzen Meere zu untersagen, das heißt also wohl das Recht, unsere eigenen Küsten zu verproviantiren. Ich gebe Ew. Majestät zu bedenken, ob das heißt, wie Sie meinen, den Abschluß des Friedens erleichtern, und ob bei der Wahl, welche man mir stellt, es mir erlaubt ist, Ihre Vorschläge eines Waffenstillstands, ferner der unverzüglichen Räumung der Donaufürstenthümer und der Verhandlung mit der Pforte über einen Vertrag, welcher nachher einer Conferenz der vier Mächte vorgelegt werden soll, auch nur einen Augenblick zu erörtern oder selbst zu prüfen. — Sire! wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie eine ähnliche Stellung annehmen? Würde Ihr Nationalgefühl es erlauben? Ich werde dreist Nein antworten. Lassen Sie mir also auch meinerseits das Recht zu denken, wie Sie selbst. Was auch Ew. Majestät entscheide, vor der Drohung wird man mich nicht zurückweichen sehen. Mein Vertrauen ist auf Gott und auf mein Recht, und Rußland, dafür verbürge ich mich, wird wissen, sich im Jahre 1854 so zu zeigen, wie es 1812 gewesen. Wenn jedoch Ew. Majestät, weniger gleichgültig gegen meine Ehre, einfach

auf unser Programm zurückgeht, wenn Sie mir die Hand so herzlich darreichen, wie ich Sie Ihnen in diesem letzten Augenblicke darreiche, so werde ich gern das, was die Vergangenheit Verletzendes für mich gehabt haben mag, vergessen. Dann, Sire, aber auch nur dann, werden wir auf Erörterungen eingehen und uns verständigen können. Ihre Flotte begnüge sich damit, die Türken zu verhindern, daß sie neue Streitkräfte auf den Kriegsschauplatz führen; ich verspreche gern, daß dieselben von mir sollen keine Anfechtungen zu fürchten haben; sie mögen mir einen Unterhändler senden, ich werde ihn empfangen, wie es sich gebührt. Meine Bedingungen sind in Wien bekannt. Das ist die einzige Grundlage, auf der es mir erlaubt ist, zu unterhandeln. Ich bitte Ew. Majestät an die Aufrichtigkeit der Gefühle zu glauben, mit denen ich bin, Sire, Ew Majestät guter Freund

Nikolaus.

Es ist bemerkenswerth, daß der Zar in diesem Briefe die haltlose Behauptung erneuert, durch das Erscheinen der englisch-französischen Flotten vor den Dardanellen sei die Besetzung der Donaufürstenthümer provocirt. Das ist der einzige, und zwar völlig aus der Luft gegriffene Versuch einer Entschuldigung oder Rechtfertigung. Im Uebrigen athmet der Brief den vollen Trotz des Autokraten, der seinen Entschluß gefaßt, seine Bedingungen gestellt hat und von diesen abzugehn nicht gesonnen ist. Die Erinnerung an 1812 war eine speciell an den französischen Kaiser gerichtete Drohung. Den Commentar zu diesem Briefe, wenn ein solcher noch nöthig, giebt ein Manifest, das der Zar unter demselben Datum, an welchem das Antwort-

schreiben an Napoleon abging, an sein Volk richtete. Im Eingange desselben beklagt er sich über die Pforte und namentlich über die Westmächte, welche letzteren für die Türkei aufgetreten wären, sie zur Hartnäckigkeit ermuntert und zuletzt ihre Flotten ins schwarze Meer gesandt hätten. „Nach einer solchen, unter civilisirten Staaten," heißt es weiter, „unerhörten Handlungsweise haben wir unsre Gesandtschaften aus England und Frankreich abberufen und alle politischen Verbindungen mit diesen Mächten abgebrochen." „Und so stellen sich England und Frankreich in eine Reihe mit den Feinden des Christenthums Rußland gegenüber, das für die orthodoxe Kirche streitet."

„Aber Rußland wird seinen heiligen Beruf nicht verleugnen, und wenn die Feinde sein Gebiet angreifen, so sind wir bereit, ihnen mit der von unsern Vorfahren uns überkommenen Standhaftigkeit entgegenzutreten. Sind wir nicht jetzt dasselbe russische Volk, von dessen Tapferkeit die denkwürdigen Begebenheiten des Jahres 1812 Zeugniß ablegen? Möge uns denn der Allerhöchste dazu verhelfen, dies mit der That zu beweisen! In dieser Hoffnung, indem wir für unsre unterdrückten Brüder, die den christlichen Glauben bekennen, zu den Waffen greifen, wollen wir mit dem einen Herzen ganz Rußlands ausrufen:

Unser Herr! Unser Erlöser! den wir fürchten! Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden!"

Dies Manifest war eigentlich eine Kriegserklärung. Aber die formelle Kriegserklärung erfolgte erst am Ende des März. In den Wochen, die dazwischen lagen, wurden in Wien noch nutzlose Verhandlungen gepflogen.

Rußland hatte den Notenentwurf, der im December 1853 zwischen den vier Großmächten und der Pforte vereinbart worden, entschieden abgelehnt; ein vom russischen Kabinet eingereichter Vorschlag fand bei den Mitgliedern der Wiener Konferenz so wenig Anklang, daß dieselben sich weigerten (Protokoll vom 2. Februar 1854), ihn der türkischen Regierung zuzustellen. Am 27. Februar fertigten die beiden Westmächte der russischen Regierung ein Ultimatum zu, worin sie binnen sechs Tagen eine Erklärung darüber verlangten, ob Rußland bis zum 30. April die Donaufürstenthümer räumen wolle; die Weigerung oder das Schweigen des Petersburger Kabinets solle als Kriegserklärung gelten. Nikolaus weigerte sich, eine Antwort darauf zu geben. Aber er that noch einen Schritt, um den Schein der Friedensliebe und der Versöhnlichkeit zu retten: er ließ dem Wiener Cabinet durch den Grafen Orlof einen neuen Vorschlag zu Friedenspräliminarien zustellen und der Konferenz vorlegen. Der Vorschlag indeß enthielt nichts Neues, keine Koncession, kein Zurückweichen von den alten Forderungen, — er ward demnach ebenfalls zurückgewiesen. Am 28. März erfolgte die förmliche Kriegserklärung der Westmächte, die unter dem 12. März bereits einen Vertrag mit der Pforte abgeschlossen hatten. Am 10. April kamen England und Frankreich über einen Allianztraktat überein, worin sie jedem besondern Vortheile, der aus den bevorstehenden Ereignissen hervorgehen könnte, entsagten.

Bevor jedoch die Waffen zwischen Rußland und den Westmächten entschieden, ruhte auch nach der Kriegserklärung die Feder nicht. Eine ausführliche Antwort auf

die Kriegserklärung erließ Nikolaus unter dem 11. April: wir finden darin die Anklagen gegen die feindselige Haltung der Westmächte während der orientalischen Frage erneuert, so wie die Betheurung bis zum Ueberdruß wiederholt, daß Rußland keine Vergrößerungs- und Eroberungspolitik befolge; nur in einem Punkte wird ein unbefangener Leser den Ausführungen dieser Schrift beipflichten müssen, — nämlich da, wo England und Frankreich eine Lektion ertheilt wird, daß sie eben so gut als Rußland in die Unabhängigkeit und in die Souveränetätsrechte schwächerer Staaten eingegriffen hätten. Der Hinweis auf Griechenland, Sicilien, Neapel und Toscana war in der That eine bitterere Pille als alle sonstigen Anklagen zusammengenommen, und der „Moniteur," welcher die russische Denkschrift beantwortete, versuchte es auch nicht einmal, in diesem Punkte die Westmächte zu rechtfertigen oder zu entschuldigen.

In Petersburg kannte man seine Leute; man verstand es dort, die Sprache derer anzuwenden, zu denen man redete. Also lautete jenes für die Fürsten und Völker Europa's bestimmte Manifest bei aller Feindseligkeit sehr würdevoll und sehr civilisirt, — ganz anders lautete ein neues für die Russen bestimmtes Manifest. In diesem roch es nach Juchten, und Nikolaus wetterte darin wie ein wüthender, betrunkener Kosack. Nach diesem Manifest hatten sich's England und Frankreich seit lange zur „Aufgabe gemacht, die Pforte in „Irrthum zu führen;" sie haben die russischen Absichten „perfide" ausgelegt; sie haben endlich die Maske abgeworfen und erklären, daß die orientalische Angelegenheit ihnen nur Nebensache, daß

ihnen „Hauptzweck“ sei, Rußland zu schwächen, ihm „einen Theil seiner Provinzen zu entreißen,“ sie wollen „unser Vaterland von der Stufe der Macht herabbringen, au welche es durch die Hand des Allmächtigen hingestell worden ist.“

Aber nicht genug, daß der bevorstehende Krieg je mit als ein Vertheidigungskrieg, als ein Nationalkrieg hingestellt, die Westmächte wider besseres Wissen als Er oberer denuncirt wurden, — noch einen mächtigern Hebe setzte Nikolaus an. Auch die Religion ist in Gefahr, der christliche Glaube wird bedroht, — insinuirt er der rohen Masse: „Nein,“ ruft er aus, „Rußland hat Gott nich vergessen. Es hat nicht in einem weltlichen Interesse die Waffen ergriffen; es kämpft für den christlichen Glauben und zur Vertheidigung seiner unterdrückten Glaubensgenossen gegen unversöhnliche Feinde. Möge es die ganze Christenheit erfahren, der Gedanke des Zaren ist jener seines ganzen rechtgläubigen Volkes, welches Gott und seinem einzigen Sohn, unserm Heiland Jesus Christus treu geblieben ist! Wir kämpfen für den christlichen Glauben.

„Gott ist mit uns, wer ist wider uns?“ schloß Nikolaus sein Manifest. In der That, er hatte damals schon die Gewißheit, daß er sich keines andern Bundesgenossen in der weiten Welt rühmen durfte als eben des Herrgottes; und auf diesen Bundesgenossen pochten die Gegner des Zaren, die Türken wie die Westmächte, eben so gut als er.

Der erste Irrthum des Kaisers von Rußland war der gewiesen, daß sich England und Frankreich niemals einigen würden, um seinen Angriff auf die Türkei zu

stören. Sein zweiter Irrthum war, daß er in dem Kampfe gegen die Westmächte nicht ohne Bundesgenossen sein werde. Ursprünglich hatte er der eitlen Meinung gelebt, es bedürfe nur seines Kommandoworts, um die alten Alliirten, Oesterreich, Preußen und Deutschland gewaffnet an seine Seite zu rufen. Hatte diesen Wahn bereits seine vergebliche Reise nach Olmütz und Berlin zerstört, so schmeichelte er sich doch im Januar 1854 noch mit der Hoffnung, wenigstens indirekte Unterstützung bei Preußen und Oesterreich zu finden.

Aber auch diese Illusion war rasch geschwunden. Im Januar 1854 hatte Graf Orlof einen Entwurf nach Wien, Budberg nach Berlin gebracht, wonach die beiden Kabinette sich zu strenger Neutralität und nöthigenfalls zur Aufrechthaltung derselben mit den Waffen in der Hand verpflichten sollten. Rußland verhieß dafür zweierlei: zunächst, daß es militärische Hülfe leisten wolle, falls das Gebiet Preußens, Oesterreichs oder Deutschlands angegriffen werde, sodann daß es in Bezug auf die Türkei keine Vereinbarung mit den Seemächten treffen wolle ohne vorgängige Verständigung mit seinen Verbündeten.

Aber dieser Vorschlag fand weder in Berlin und noch weniger in Wien Anklang. Der preußische König und seine nächste Umgebung verhehlten ihre Sympathien für Rußland nur schlecht, aber das Ministerium wagte es nicht, der antirussischen Stimmung des ganzen Landes die Spitze zu bieten. Die Worte, womit Nesselrode den Entwurf des Neutralitätsvertrags begleitete, und worin er an die Tripelallianz der drei nordischen Höfe erinnerte, und an die „Grundsätze, die durch lange Prüfungen hin

die allgemeine Ordnung und den Weltfrieden aufrecht erhalten hätten," verhallten in den Wind. Preußen lehnte es ab, sich die Hände zu binden gegenüber von Eventualitäten, deren Tragweite unübersehbar sei, und es erkannte, daß „von Rußland durch solche defensive Tripelallianz die preußische Hülfleistung in anderer Form beansprucht werde." Der Kaiser von Oesterreich fragte den Grafen Orlof, ob der Zar die Donau nicht überschreiten, die Fürstenthümer nach dem Kriege räumen und den allgemeinen Zusammenhang der türkischen Provinzen nicht stören werde. Als er hierauf die Antwort erhielt, der Kaiser von Rußland könne keine Verpflichtungen auf sich nehmen, so lehnte er auch den russischen Vorschlag ab und entschloß sich gleichzeitig, seine Armee in Siebenbürgen zu verstärken.

So stand also Nikolaus in dem Kriege völlig isolirt.

Sechstes Kapitel.

Der Krieg an der Donau. — Gefechte bei Oltenizza, bei Zetate, bei Kalafat. — Einfall in die Dobrudscha. — Paskewitsch zum Oberbefehlshaber ernannt. — Belagerung von Silistria. — Paskewitsch fällt in Ungnade. — Aufhebung der Belagerung. — Rückzug der russischen Armeen über die Donau. — Der Feldzug in Asien. — Stärke und Position der feindlichen Armeen. — Operationen derselben im Herbst 1853, und im Sommer 1854.

Wir sind den Kriegsereignissen voraufgeeilt, um die Erzählungen der diplomatischen Verhandlungen nicht zu unterbrechen; wir müssen also jetzt um sechs Monate rückwärts greifen, um auch den Gang des Krieges möglichst im Zusammenhange darzustellen.

Die thatsächliche Eröffnung der militärischen Operationen, welche von russischer Seite durch die Besetzung der Donaufürstenthümer am 2. Juli 1853 erfolgte, ward von türkischer Seite, wie bereits bemerkt worden ist, mit der formellen Kriegserklärung zu Anfang Oktober beantwortet, und nach kurzer Frist schritten die türkischen Truppen in Europa und Asien zum Angriff.

In der Türkei waren die Sommermonate wohl benutzt, um das Reich mit Aufgebot aller seiner Kräfte in Angriffs- und Vertheidigungszustand zu setzen. Wie es

dem Charakter der türkischen Regierung gemäß ist, hatte sie sich durch den langen Frieden zwischen ihr und Rußland in Sorglosigkeit und Unthätigkeit wiegen lassen: die Grenzfestungen, welche in den Jahren 1828 und 1829 geschleift waren, lagen noch zu Anfang des Jahres 1853 in Schutt und Trümmer, die übrigen festen Plätze waren gleichfalls verfallen, die reguläre Armee war sowol in Rücksicht auf die Zahl als auf die Disciplin in einem Zustande, welcher der vom Nachbarreiche drohenden Gefahr schlecht entsprach, und auf den türkischen Truppen lastete noch die Erinnerung der schimpflichen Feldzüge gegen Mehemed Ali. Aber das Bewußtsein, daß es sich um Sein und Nichtsein handele, das Gemeingefühl der Entrüstung gegen einen übermüthigen durch keine Nachgiebigkeit zu versöhnenden Gegner hat eine magische Wirkung: es schwellt den Muth, es vervielfältigt die Kraft, es ruft die Hingebung hervor und erleichtert die Opfer. Dies bewährte sich an den Osmanen in der kritischen Zeit von 1853: Freiwillige strömten von allen Seiten zu den Fahnen, an den Festungen wurde mit Eifer gearbeitet, Geld und Naturalien bereitwillig geliefert, — im ganzen Reiche machte sich ein Aufschwung bemerklich, der im Verhältniß zu der Größe der Gefahr stand. In überraschend kurzer Zeit war die Armee auf eine Zahl gebracht, wie sie die Türkei in diesem Jahrhundert noch nicht in's Feld gestellt hatte. Außer den vereinzelten Corps, welche an den Grenzen von Serbien, Montenegro und Griechenland postirt werden mußten, um diese mehr oder weniger unter russischem Einfluß stehenden Länder

in Schach zu halten, häuften sich an der Donau wie an den Grenzen Georgiens gewaltige Operationsheere an.

Die Pforte hatte einen glücklichen Griff gethan, indem sie Omer Pascha das Kommando der Donauarmee übertrug. Von Haus aus ein ungarischer Renegat hatte er von der Pike an gedient und sich durch Verdienst zum General aufgeschwungen. Der Ruf eines umsichtigen und energischen Führers ging ihm vorauf, und die Armee hing an ihm, weil sie von ihm wußte, daß er nicht nur streng auf Disciplin hielt, sondern auch für das Wohl des Soldaten nach Kräften Sorge trug. Omer Pascha hatte bereits im Juni 1853 gegen 120,000 Mann unter seinem Befehl. Sein Hauptquartier war in Schumla, der rechte Flügel lehnte sich an Karasu in der Dobrudscha, der linke an Widdin, das Centrum stützte sich auf die Linie Rustschuk-Silistria. So war die Donaulinie vorläufig gegen einen Handstreich der Russen gesichert. Die Monate Juli bis Oktober wurden noch eifrig benutzt, das Heer zu organisiren und die Festungen in vertheidigungsfähigen Stand zu versetzen. In der Mitte des Oktober ging man zur Offensive über.

Den Russen ist dieser Angriff offenbar unerwartet gekommen. Sie hatten die verachteten Türken einer solchen Verwegenheit nicht für fähig gehalten. Fürst Gortschakof stand an der Spitze einer Armee, — von 80,000 Mann — die an sich zu klein war, um die Fürstenthümer gegen einen mit Energie geführten Stoß zu vertheidigen, und er hatte diese Armee überdieß in größter Sorglosigkeit in der ganzen Walachei zerstreut. Während sich das Hauptquartier in Bukarest befand, waren die ein-

zelnen Armeekorps auf der langen Linie von Galacz bis in die kleine Walachei vertheilt; die äußersten Flanken dehnten sich bis auf 20 — 25 Meilen von Bukarest aus; am linken Donauufer standen nur schwache vorgeschobene Posten.

Omer Pascha ließ seine Armee fast gleichzeitig auf allen Punkten vorgehen, in der leicht erkennbaren Absicht, sich der Donauübergänge zu bemächtigen. Die zahlreichen Inseln, welche der Fluß in seinem unteren Laufe bildet, boten dazu eine bequeme Brücke. Am 17. Oktober nahm der linke Flügel der Türken von Widdin aus Besitz von der gegenüberliegenden Donauinsel, verschanzte sich auf derselben, wurde an dem Versuche, sich auf dem linken Stromufer festzusetzen, freilich von den russischen Vorposten gehindert, erneuerte jedoch den Versuch am 23. Oktober, und dies Mal mit glücklichem Erfolge. Die Russen wurden aus Kalafat hinausgeworfen, und die Türken legten sofort Hand an, den Platz durch Erdaufwürfe zu sichern.

Der rechte Flügel der türkischen Armee machte indeß einen Versuch, die russische Donauflotille zu zerstören, die bei Isaktscha lag. Er war nicht so glücklich als der linke Flügel. Eine heftige Kanonade brachte den Russen einen Verlust von einigen sechzig Mann bei, zerstörte aber auch ein türkisches Dorf auf dem rechten Donauufer.

Das wichtigste Resultat hatte das Vordringen des Centrums. Während einzelne Truppenabtheilungen desselben an verschiedenen Stellen über die Donau gingen und Dschurdschewo und Kalarasch rekognoscirten, brach Omer Pascha selbst am 27. Oktober mit c. 8000 Mann von

Schumla auf. Von Turtukan aus, wo bereits eine türkische Besatzung von 4000 Mann lag, ließ er zunächst die gegenüberliegende Donauinsel am 31. Oktober besetzen, und dann drei Bataillone mit sechs Stücken Geschütz und 120 Pferden unter dem Schutze eines dichten Nebels über den Strom gehen. Diese verschanzten sich auf einem engen Terrain, zwischen der Donau und dem in dieselbe mündenden Flusse Arshis, wo ihnen ein massives Quarantainegebäude eine Art von Haltpunkt gewährte, dem wallachischen Städtchen Oltenizza gegenüber.

Am 4. November hatten sich die nach diesem Städtchen zurückgewichenen Vorposten der Russen so weit verstärkt, daß sie einen Angriff auf die türkischen Bataillone wagen zu können glaubten. General Pauloff rückte mit 20 Bataillonen, 20 Geschützen und 3 Kavallerieregimentern heran, und machte in fünf Kolonnen, unterstützt vom Geschützfeuer, den Angriff. Aber die drei Bataillone Omer's hielten Stand, ihr Kleingewehrfeuer und das grobe Geschütz vom rechten Donauufer her räumte fürchterlich unter den Russen auf, — sie mußten weichen. Und als ein zweiter Versuch gleich erfolglos blieb, sahen sie sich genöthigt, den Rückzug nach Oltenizza anzutreten, nachdem sie 1900 — 2000 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt.

Dieser Sieg bei Oltenizza war für die türkische Armee von ungeheurem Gewinn: er flößte ihr Muth ein, er lieferte ihr den Beweis, daß die Moskowiter geschlagen werden könnten, er gab ihr Vertrauen auf sich selbst und auf die Führer.

Freilich — bei diesem moralischen Gewinne blieb

es. Omer Pascha verfolgte den Sieg nicht, obwol er über 50—60000 Mann hätte verfügen können, um in die Walachei, direkt auf Bukarest, einzudringen, und obwol es bei der starken Zersplitterung der russischen Streitkräfte mehr als wahrscheinlich gewesen wäre, daß ihm die Russen nicht gewachsen sein würden. Die Schuld dieser Versäumniß lag übrigens nicht an Omer, die Schuld lag an der Diplomatie. England und Frankreich hofften damals noch, den Konflikt beilegen zu können und drangen in die Pforte, daß sie ihren Feldherrn über die Donau zurückgehn lasse. In der That gingen die drei Bataillone am 12. November nach Turtukan zurück.

Die nächsten Monate vergingen, ohne daß bedeutende Kriegsereignisse im Donauthal stattfanden. Beide Heere erwarteten Verstärkungen. Fürst Gortschakoff hatte gleich beim Beginn der Feindseligkeiten den Nachschub von Truppen verlangt, und zwei Armeekorps, das eine unter Osten-Sacken, das andere unter Lüders, rückten aus Bessarabien und aus der Ukraine heran. Der Marsch derselben aber wurde durch anhaltendes Regenwetter, das die Wege verdarb, so verzögert, daß das Ende des Jahres herannahte, bevor sie eintrafen. Krankheiten, besonders Ruhr und Typhus, lichteten die Reihen der Russen, und es ist kaum anzunehmen, daß der Effektivbestand der kaiserlichen Armee so groß war, als die Berichte angaben; nach diesen letzteren wäre zu Anfang 1854, nach Eintreffen des Osten-Sackenschen und Lüders'schen Corps, das ganze Heer 145—150,000 Mann stark gewesen; davon standen 68,000 Mann auf dem rechten Flügel, in der kleinen Walachei, 32,000 Mann an der Donaumündung,

45,000 Mann im Centrum zwischen Bukarest und der Donau.*)

Die türkische Armee verstärkte sich gleichfalls bedeutend; die Irregulären eingerechnet veranschlagte man sie im Januar auf 200,000 Mann, die Omer Pascha in drei Corps vertheilte. Auf der rechten Flanke operirten 45,000 Mann unter Abdul-Halil Pascha, im Centrum 40,000 Mann unter Mustapha Pascha, auf dem linken Flügel 80,000 Mann und 36,000 Mann Reserven unter Sami-Pascha. Auch die Türken hatten, wie ihre Gegner, von Krankheiten zu leiden. Beide Armeen hatten reichlich Gelegenheit, ihren passiven Muth, ihre Ausdauer in Entbehrungen, eine gemeinsame Eigenthümlichkeit beider Nationen, zu erproben. Omer Pascha benutzte die Waffenruhe übrigens nebenbei, seine ungeübten Soldaten zu schulen und die Festungswerke der Donaustädte noch mehr zu sichern.

Auch im Laufe des Januar fielen nur einzelne Scharmützel vor, unter denen das Gefecht bei Zetate das bedeutendste ist.

Zetate liegt ungefähr einen Tagemarsch von Kalafat, und die Russen begannen in der Nähe davon Verschanzungen aufzuwerfen, um die Türken, die aus Kalafat bereits einen festen Platz gemacht hatten, allmälig zu cerniren. Der türkische Befehlshaber in Kalafat, Achmet Pascha, beschloß, diese Arbeiten zu stören und das vorgeschobene russische Detaschement zu überrumpeln. Am

*) Der Effektivbestand ist nach den verläßlichsten Berichten wol nur 120,000 Mann gewesen.

5. Januar 1854 Abends verließ er seine Feste, rückte mit 11,000 Mann bis Maglavid, ließ dort zwei Bataillone, nachher in Golenza noch zwei Bataillone und schickte Ismail Pascha mit 3—4000 Mann gegen Zetate vor.

Diesem tapfern Officier gelang es, die Russen aus dem Dorfe zu werfen; was die Kugeln nicht vertrieben, das vertrieb das Bajonnet. Erst in den Verschanzungen hinter dem Dorfe machten die Flüchtigen Halt. Nun entspann sich ein wechselvolles Gefecht. Ismail, von Achmet Pascha unterstützt, warf sich auf die russischen Verschanzungen, vermochte es aber nicht, in dieselben einzudringen. Die Russen, denen inzwischen auch Zuzug von etwa 10,000 Mann gekommen war, stürzten sich dann auf die Türken, prallten aber ab an der unerschütterlichen Standhaftigkeit der von wohlbedienter Artillerie unterstützten Truppen.

Das blutige Gefecht — wir wagen nicht ohne einigen Zweifel die Angabe von 4000 getödteten Russen und 300 getödteten Türken niederzuschreiben — hatte ebenso wenig weitere Folgen als das bei Oltenizza, — die Türken zogen sich nach Kalafat zurück, — aber es lieferte von neuem den Beweis, daß das osmanische Militär von 1854 ein anderes war, als das, welches 1829 den Russen gegenübergestanden hatte. Wie empfindlich Nikolaus über die Schlappe war, die seine Truppen erlitten hatten, zeigte am nachdrücklichsten die Thatsache, daß er den Commandeur der Armee des rechten Flügels bald darauf abrief und durch den General Liprandi ersetzte. Uebrigens drängte er den Obergeneral Gortschakoff, zum Angriff zu

schreiten und schickte ihm seinen Generaladjutanten, den Ingenieurgeneral Schilder, der die Belagerungsarbeiten leiten sollte.

Noch im Laufe des Januar gelang es den Russen, Kalafat zu cerniren und sich dadurch vor einem plötzlichen Einfall der türkischen Armee in die kleine Walachei zu sichern; im Februar, nach Schilder's Ankunft, wurden Relognoscirungen der Donauufer unternommen und die Vorbereitungen zum Flußübergang getroffen. Der Plan war, zunächst in die Dobrudscha einzudringen und sich dieser Halbinsel zu bemächtigen. In der ersten Hälfte des März fielen an verschiedenen Punkten der Donaulinie blutige, aber wenig entscheidende Scharmützel vor: bei Galacz, bei Kalarasch, bei Oltenizza, bei Kalafat; die Russen erlitten in fast allen diesen Treffen den größeren Verlust an Menschen, und es erprobte sich darin die alte Bravour der Türken wie der für die Russen verderbliche Einfluß, den die polnischen und ungarischen Officiere in den türkischen Reihen ausübten. Am 20. März endlich bewerkstelligten die Russen den Donauübergang in Masse bei Hirsowa, am 23. bei Galacz, Braila und Ismail, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Nur bei Tultscha, Ismail gegenüber, entspann sich ein blutiges Gefecht, das mit Erstürmung der türkischen Schanzen endete. Matschin, Isaktscha, Hirsowa fielen nach kurzer Beschießung in die Hände der Russen, und die Besatzungen, welche die schlechten Werke nicht halten konnten, wurden gefangen. Der Befehlshaber des türkischen rechten Flügels, Mustapha Pascha, wich vor den nachdringenden Gewalthaufen des Feindes langsam gegen den

Trajanswall, der die Dobrudscha von Bulgarien scheidet, zurück.

Gortschakof hatte zu Anfang April gegen 60,000 Mann mit 160 Geschützen in der Dobrudscha vereinigt; er schob seine Armee weiter donauaufwärts, nach Tschernewoda hin; Schilder ging auf das linke Donauufer zurück, sammelte bei Kalarasch drei Divisionen, rief die Donauflotille herbei, und Tschernewoda nebst dem benachbarten Theile des rechten Stromufers ward nun gleichzeitig von Norden und Osten her angegriffen. Die ersten Versuche waren vergeblich, die Russen mußten mit blutigen Köpfen abziehn; aber Mustapha Pascha hielt sich nicht stark genug, der Gesammtmacht auf die Dauer zu widerstehn, er ließ die Festungswerke von Tschernewoda schleifen und trat in der Nacht vom 6. auf den 7. April den Rückzug in voller Ordnung an, gab auch die Stadt Karasu und die Trajanslinie Preis, und nahm sein Hauptquartier in Basardschik.

Weniger glücklich waren inzwischen die Russen auf dem rechten Flügel gewesen. In der zweiten Hälfte des März und der ersten des April lieferten sie täglich Gefechte, aber sie eroberten keinen Fußbreit Erde. Diese Gefechte kosteten den Russen außerordentlich viel Blut, und sie schienen nur darauf angelegt, die türkische Besatzung Kalafat's, die Baschiboschuk's und vor allen den kühnen Reiterofficier, Iskender Bei, mit Ruhm zu bedecken.

Der Gang des Kriegs überhaupt befriedigte weder in Konstantinopel, noch in Petersburg. In der türkischen Hauptstadt erregte das Vordringen Gortschakof's in der Dobrudscha Besorgniß; das Glück der Waffen im

Herbst 1853 hatte überspannte Hoffnungen wach gerufen, und die erste Enttäuschung entmuthigte um so mehr. Zugleich flößte die drohende Haltung Griechenlands*) ernste Unruhe ein; in diesem Königreiche rüstete sich Alles, am Kampfe Theil zu nehmen, die Aufregung und Kriegslust theilte sich den in der Türkei zerstreuten Griechen mit, Epirus erhob die Fahne des Aufruhrs, russische Emissäre reizten die Bosnier, die Serben und die Bewohner der Dobrudscha auf, und das russische Kabinet proklamirte offen den Kampf auf Leben und Tod gegen die Muselmänner. In einem Rundschreiben des Grafen Nesselrode vom 2. März verwahrte sich die russische Regierung freilich dagegen, den Aufstand in Epirus hervorgerufen zu haben, — eine Verwahrung, die ganz ohne Werth ist, — aber sie stellte den Empörern zugleich ihre Hülfe und ihren Beistand in Aussicht, wenn sich die Westmächte — was damals bereits unzweifelhaft war —

*) Zwischen Griechenland und der Pforte wurden in den ersten Monaten 1854 erbitterte Noten gewechselt. Die Pforte beklagte sich mit Recht über Einfälle, die von Bewohnern des Königreichs in ihr Gebiet gemacht wurden, über die Zusammenziehung griechischer Truppen an der türkischen Grenze, über Unterstützung der Empörer in Thessalien und Macedonien mit Kriegsbedarf, über die feindliche Sprache der athenischen Journale. Am 19. März reichte der türkische Gesandte in Athen der Regierung König Otto's ein Ultimatum ein und drohte seine Pässe zu verlangen, wenn ihm nicht befriedigende Antwort auf die erhobenen Beschwerden werde. Als dies nicht half, und die Aufregung in Griechenland sich nicht legte, besetzte ein französisches Detachement den Piräus.

der Türkei annehmen würden. Das war allerdings, zumal in einer Zeit, wo die Hülfe Englands und Frankreichs noch nicht gewiß schien, eine trübe Aussicht in die Zukunft für die Pforte.

Kaiser Nikolaus war ebenfalls unzufrieden mit den Erfolgen seiner Armee. Er dürstete nach einem Siege und erhielt nur Berichte über blutige Gefechte, theuer erkaufte kleine Vortheile und fehlgeschlagene Versuche. Der Gang des Kriegs entsprach nicht seiner Vorstellung von dem kranken Manne und von der Unfähigkeit der türkischen Armee, eine Vorstellung, die in ihm zur fixen Idee geworden war. So schrieb er die Nichterfolge seiner Truppen lediglich seinen Generalen zu, und zunächst dem Oberbefehlshaber, Gortschakof. Er beschloß, den Sieger von Eriwan, den Fürsten Paskewitsch, an die Spitze zu stellen.

Paskewitsch folgte ungern dem Rufe. Er hatte von vornherein davon abgerathen, den Krieg auf das rechte Donauufer zu verlegen, und sich für eine defensive Haltung in den Donaufürstenthümern erklärt. Gleichwol war der Fürststatthalter Polens ein zu gehorsamer Diener des Zaren, um nicht die Aufforderung desselben für Befehl zu halten und einen Operationsplan auszuführen, der mit seiner Ueberzeugung in Widerspruch stand.

Am 16. April traf Paskewitsch in Bukarest ein und übernahm das Kommando. Ohne Zweifel war er ein besserer Führer wenigstens als Gortschakof. Dieser letztere hatte in der That in dem Herbstfeldzuge des Jahres 1853 durch die nutzlose Zerstreuung der Truppen seine Unfähigkeit erwiesen, und die Zerstreutheit seines

Wesens machte ihn zum Posten eines Oberbefehlshabers überhaupt ungeeignet. Er pflegte im nächsten Augenblick zu vergessen, was er im vorigen angeordnet, und ein guter Kenner russischer Personen und Verhältnisse behauptet, es sei von Gortschakof bekannt, daß er schon den Kopf verliere, wenn es sich um Revuen unter den Augen des Kaisers handle. Aber die Fähigkeit oder Unfähigkeit des Feldherrn kam in der russischen Armee nur sekundär in Betracht, da die Operationen im Wesentlichen doch immer vom Winterpalaste aus geleitet wurden.

Die ersten Anordnungen, die Paskewitsch traf, hatten die Concentration der Armee zum Zweck. Er rief namentlich den rechten Flügel, der die kleine Walachei besetzt hielt, herbei, und überließ diese Provinz den nachrückenden Türken. Dann machte er Anstalten, die Festung Silistria zu belagern.

Ueber diesen Truppenbewegungen und Vorbereitungen verstrichen etwa vier Wochen, in denen allerdings keine entscheidenden Ereignisse vorfielen, in denen aber auch die Waffen nicht ruhten. Es war abermals eine Periode unzähliger Vorpostengefechte und Scharmützel. An der Donau, in der Dobrudscha umschwärmten türkische Reitergeschwader die russischen Korps und griffen an, wo und wann sich nur eine Aussicht auf Erfolg zeigte. Es war für die Russen eine verderbliche Zeit. Sie litten unter den Strapazen der Märsche, unter dem Einflusse des Klima's; in den heißen, baumlosen Steppen der Dobrudscha mangelten ihnen oft die Nahrungsmittel, öfter das Wasser, die feindlich gesinnten Einwohner verbargen die Brunnen oder verdarben die Quellen; in den

Niederungen der Donau schleppten sich Mann und Roß und Wagen mühsam weiter auf den erbärmlichen Wegen. Die Hospitäler füllten sich mit Kranken, die Wagen reichten kaum hin, die transportablen Kranken aus der ungesunden Dobrudscha nach der Moldau zu schaffen, der Tod raffte Tausende hinweg. Aber auch die Zahl derer, die der kecke Feind in den Gefechten tödtete oder kampfunfähig machte, war bedeutend, man wird sie mit 5—6000 Mann nicht zu hoch veranschlagen.

Die Operationen gegen Silistria begannen in der Mitte des Mai. General Lüders eröffnete nach einigen Scharmützeln in der Nacht vom 16.—17. die erste Parallele.

Silistria liegt hart am rechten Ufer der Donau auf einem halbinselartigen Vorsprunge des Landes; nach der Stromseite hin, die etwa 1800 Fuß lang, wird es vertheidigt durch eine Reihe von Batterien, auf der Landseite, südlich von der Stadt, ein paar hundert Schritte entfernt, wird das Terrain hügelig und steigt bis zu 200 Fuß an, wo das bulgarische Plateau beginnt. Hier liegen die Außenwerke der Festung, zwei alte Schanzen, die schon im Feldzuge von 1828 und 29 existirt hatten, Liman Tabiassi und Tschengele Tabiassi, und vier neuerbaute Werke: Arab Tabiassi, Abdul Medschid, Merike Red und Mahmudie Red. Unter Leitung tüchtiger Officiere ausgebessert und aufgeführt, waren die Festungswerke in verhältnißmäßig gutem Zustande, aber der Platz war immer doch nur eine Festung dritten Ranges und die Hauptstütze der Vertheidigung war die Garnison von 14000 Mann, die meist aus Egyptern, den bravsten und wohldiscipli-

nirtesten Truppen der türkischen Armee, bestand und welche unbedingtes Vertrauen zu ihrem Führer, dem tapfern Mussa Pascha, hatte. Die türkische Hauptarmee befand sich im Süden der Festung, um Schumla, das 13 Meilen von Silistria liegt, concentrirt. Omer Pascha hatte Alles gethan, um möglichst viele Truppen an sich zu ziehn, die Verpflegung zu ordnen, die Verbindung mit der bedrohten Festung aufrecht zu erhalten; er stellte mit furchtbarer Energie Disciplin unter den irregulären Truppen her oder schickte sie fort, — kurz seine Anstalten waren ganz darnach angethan, um Silistria wo möglich zu schützen, schlimmsten Falls aber wenigstens die Balkanlinie bis aufs äußerste zu vertheidigen.

In den Tagen vom 17. bis zum 19. Mai bemächtigten sich die Russen nach heftigem Geschützfeuer der Uferbatterien an der Nordseite Silistria's und drangen gleichzeitig von Osten her vor; bis zum 25. gelang es ihnen auch, die Festung von der Westseite her einzuschließen, der Besatzung blieb nur nach Süden die Verbindung mit Schumla frei. Der russische Feldmarschall Gortschakof und Schilder waren nunmehr bei ihrer Armee, und der Hauptangriff zielte zunächst auf das im Südosten der Festung gelegene Fort Arab Tabiassi. Redouten wurden errichtet, Trancheen begonnen und das Terrain von Bäumen und Gesträuch gesäubert. Ehe noch eine Bresche geschossen war, schritt man zum Sturm. In der Nacht vom 28.—29. Mai rückte General Selwan mit 4—5000 Mann gegen Arab Tabiassi, das mit 4 Bataillonen Egyptern und 500 Albanesen besetzt war, vor. Die Kolonnen passirten mit Todesverachtung das Kanonen=

und Musketenfeuer der Türken, sie sprangen in den Graben, sie erkletterten die Brustwehr, sie erhoben das Siegesgeschrei. Aber der Jubel war verfrüht, die Arbeit noch nicht gethan. Die Egypter wandten sich nicht zur Flucht. Sie griffen zum Bajonnet, zum Kolben, ein gräßliches Handgemenge begann im Dunkel der Nacht, ein paar hundert Russen büßten ihre Verwegenheit mit dem Leben, der General Selwan ward tödtlich verwundet, der Rest der Eingedrungenen ergriff die Flucht. Eine zweite Abtheilung von 4000 Mann, unter dem Generalmajor Paulof, stand schon bereit, sie lief jetzt Sturm gegen das Fort, — auch sie mußte zurückweichen; zum dritten Anlauf vereinten sich die Reste beider Kolonnen; sie hatten keinen bessern Erfolg. Der anbrechende Morgen beleuchtete ein mit 2000 Russen, darunter mehre hohe Offiziere, bedecktes Schlachtfeld. Die Türken hatten noch nicht 200 Todte und Kampfunfähige.

In derselben Nacht mißlang ein Sturm auf das Fort Abdul Medschid, am darauf folgenden Tage, am 29., wurde eine russische Heerabtheilung, die weiter donauaufwärts, westlich von Silistria sich befand, von einem türkischen Corps überfallen und zur Hälfte aufgerieben. Es kam der russischen Generalität zum Bewußtsein, daß sie die Festung so leichten Kaufs nicht in ihre Hände bringen würde.

Nun wurden Minen gelegt und gesprengt von den Belagerern, Ausfälle gemacht von den Belagerten. Die Ausfälle wurden zurückgeschlagen, aber auch die Minen thaten wenig Wirkung, eine derselben fügte sogar den Russen selbst mehr Schaden zu als den Türken. Der

2. Juni brachte den letztern einen schweren Verlust, eine zerplatzende Bombe tödtete den Kommandanten, Mussa Pascha (Ghiritli Pascha trat an seine Stelle), aber derselbe Tag führte ihnen auch 5000 Mann Verstärkung vom Heere Omer's zu. Die Russen näherten sich mit ihren Parallelen den Festungswerken freilich, aber außerordentlich langsam und mit schwerem Verlust.

Am 9. Juni nahm Paskewitsch selbst mit etwa 40,000 Mann eine Rekognoscirung vor im Süden Silistria's, aber er mußte zurückweichen, als zahlreiche feindliche Heerhaufen auftauchten und ihn zwischen ihr Feuer und das der Forts zu nehmen drohten. Auf dem Rückzuge schlug eine Geschützkugel in unmittelbarer Nähe des Feldmarschalls ein und verursachte ihm eine Kontusion, die anfangs unbedeutend, nachher aber angeblich mit großen Schmerzen verbunden war.

Paskewitsch gab in Folge dessen das Kommando ab, — an Gortschakof zurück, — verließ die Armee und ging zunächst nach Jassy. Man sagte, die Verletzung sei unerheblich gewesen, aber der Feldherr habe den Vorwand eiligst benutzt, um sich einer höchst undankbaren Aufgabe zu entziehn. Befehle des Kaisers hätten die seinen gekreuzt, Günstlinge jenes hätten ihm das Leben sauer gemacht, und der vorschnelle Sturm auf Arab Tabiassi z. B. sei wider seinen Willen, ja wider sein Wissen vom jungen Grafen Orlof (dem Sohne des Generaladjutanten) angezettelt. Ist es wirklich so gewesen, so war die Unzufriedenheit eine gegenseitige: auch Nikolaus zürnte dem Feldherrn; er wies ihn an, sich auf seinen Gütern, seinem einsamen Schlosse Gommel in Podolien, von den

Folgen seiner Verwundung zu erholen, und ganz Rußland legte das als eine Ungnade, als eine Art von Verbannung aus.

Die Belagerung Silistria's hatte indeß ihren Fortgang, jedoch mit demselben geringen Erfolg. Am 13. Juni erlitten die Russen einen neuen Verlust in der Person des Ingenieurgenerals Schilder. Bei einer Inspektion der Schanzarbeiten zerschmetterte ihm eine Kanonenkugel den rechten Fuß, und in Folge der Amputation verschied er am 22. Auf die Armee machte dieser Verlust einen höchst niederschlagenden Eindruck. War auch Schilder kein so ausgezeichneter Ingenieur, als wofür er mitunter ausgegeben ist, hat er sich wirklich mit tollen, unausführbaren Projekten getragen, und hätte er in der That bei dieser Belagerung grobe Fehler gemacht und durch seinen Eigensinn Alles verdorben, so stand er doch in großem Ansehen bei dem Heere, galt für einen tapfern Offizier und einen ächten Freund der Soldaten. Die Belagerung wurde seit der Zeit nur noch mit einer hoffnungslosen Resignation, gleichsam maschinenmäßig fortgesetzt. Am 14. Juni drang von der türkischen Hauptarmee ein Zweigcorps heran und lieferte einer Division des Belagerungsheeres ein Gefecht, worin sich diese nur mühsam behauptete. Die folgenden Tage donnerte fortwährend das schwere Geschütz, aber wichtigere Operationen wurden nicht gemacht. Da traf am 21. Juni plötzlich von Petersburg der Befehl an Gortschakof ein, die Belagerung aufzuheben und über die Donau zurückzugehn. Die russischen Berichte behaupten, dieser Befehl sei gerade zur Unzeit gekommen, die Armee habe sich gerade vorbereitet

zu einem umfassenden und entscheidenden Sturm, und die Festung sei nicht länger zu halten gewesen. Lassen wir das dahingestellt und bemerken nur, daß die Garnison von Silistra noch immer in Verbindung stand mit der türkischen Hauptarmee und daß sie noch kein Zeichen von Ermattung gegeben, — Gortschakof kam dem Befehle unverzüglich nach, ließ die Geschütze abführen und trat mit sämmtlichen Truppen auf das linke Donauufer zurück.

Was aber den Zaren eigentlich bewog, seine Armee zurückzurufen, das läßt sich hier noch nicht erörtern, wir müssen darauf zurückkommen, wenn wir theils über die militärischen Operationen der Westmächte, theils die diplomatischen Beziehungen Rußlands zu Oesterreich berichten.

Wenden wir uns vorläufig zu den Ereignissen, die inzwischen auf dem asiatischen Kriegstheater vorgefallen waren.

Die Grenze zwischen den russischen und türkischen Besitzungen in Asien ist ungefähr 80 Meilen lang. Ihr Endpunkt ist im Westen Nikolai am Schwarzen Meere, von da aus läuft sie längs des Adschari-Gebirges hin, folgt eine Strecke dem Laufe des Arpa-Tschai und endigt im Südosten am Ararat; außer Nikolai sind Akhalzik, Akhalkalaki, Alexandropol und Sandarabad die Punkte, welche diese Linie bezeichnen. Die bedeutendste Stadt auf russischem Gebiete zunächst der Gränze ist Tiflis, die bedeutendste auf türkischem Boden Erzerum.

Die Truppenmacht, welche die Russen zum Schutze ihres asiatischen Gebiets disponibel hatten, war nicht unbedeu-

tend, sie war unter dem Namen des „abgesonderten kaukasischen Corps" zusammengefaßt und belief sich im Herbst 1853 auf c. 80,000 Mann. Aber diese ansehnliche Armee hatte nicht blos die Aufgabe, die Grenze der an die Türkei stoßenden Provinzen Georgien und Imerethien zu decken, sie mußte zugleich die kaukasischen Bergvölker im Zaum halten und sich zu dem Zweck in den Küstenstädten des Schwarzen Meeres, in den Gebirgsforts des Kaukasus vertheilen und die Bewegungen Schamyl's beobachten, der bereits im Juli, August und September 1853 eine Reihe von verwegenen Angriffen auf die russischen Positionen unternommen hatte. So blieben den Russen nach der Schätzung Klapka's*) nur etwa 25,000 Mann gegen die Türken verwendbar, die theils in Gumri aufgestellt waren, um die Straße nach Tiflis zu decken, theils im oberen Thale des Kur, theils auf der Straße von Eriwan nach Bajazid.

Dem gegenüber hatten die Türken eine an Anzahl weit überlegene Armee zusammengebracht. Mehre Berichte reden von 180,000 Mann, der eben genannte Gewährsmann indeß veranschlagt sie auf nur 40,000 Mann reguläre Truppen mit 100 Kanonen und 24 irreguläre, Baschi-Boschuks. Sie waren in drei Abtheilungen, in Kars, in der Nähe von Batum und bei Bajazid, aufgestellt und das Oberkommando war Abdi-Pascha anvertraut.

Gleich nach erfolgter Kriegserklärung ergriffen die

*) Vergl. Georg Klapka, „der Krieg im Orient."

Türken hier wie an der Donau die Offensive. In der Nacht vom 27/28. Oktober 1853 warf sich ein türkisches Detaschement von c. 4000 Mann Baschiboschuks von Batum aus auf das russische Fort St. Nicolai. Die Besatzung, aus ein paar hundert Mann bestehend, vertheidigte sich tapfer, ward aber überwältigt und größtentheils niedergehauen. Ein Versuch der Russen, den Platz am nächsten Tage wiederzuerobern, scheiterte.

Die Operationen der Hauptcorps begannen in den ersten Tagen des November. Abdi Pascha, von Konstantinopel aus zum Handeln gedrängt, rückte mit den in Kars gesammelten Truppen gegen die russische Grenze vor, ging über den Grenzfluß Arpa-Tschai und schlug auf der Straße nach Gumri ein Lager auf. Am 14. und 26. November stießen sie mit den Russen zusammen, die Gefechte blieben ohne Entscheidung, aber der türkische Pascha entschloß sich zum Rückzug. Er fühlte sich zu schwach, um eine Belagerung Gumri's zu versuchen, die Belagerungsmittel mangelten, die Lebensmittel wurden knapp, da die Baschi-Boschuks alle umliegenden Dörfer ausgeplündert hatten, und überdieß lief die Nachricht ein, daß der linke Flügel der asiatischen Streitmacht, das Corps von Batum, eine Niederlage erlitten habe. Die Russen unter Bebutof folgten den sich Zurückziehenden, ereilten sie auf dem halben Wege zwischen Gumri und Kars, bei dem Dorfe Gediller oder Basch-Badik-Kar am 1. December und brachten ihnen eine vollständige Niederlage bei. Die türkische Armee ward zersprengt, sie verlor 1500 Todte, 24 Geschütze, 1 Fahne und 10 Standarten und floh in wilder Auflösung nach Kars.

Vorher schon war, wie bemerkt, der linke Flügel geschlagen. Er war unter Ali Pascha's Führung von Batum aus in's russische Gebiet eingefallen, und faßte Posto in der Nähe von Akhalzik. Der bedrohten Citadelle eilte Fürst Andronikow mit 1000 Mann zu Hülfe, lieferte den Türken ein glückliches Gefecht und griff vereint mit der Besatzung Akhalzik's am 26. November von neuem den in den umliegenden Dörfern gelagerten Feind an. Nach hartnäckigem Widerstande räumten die Türken die Dörfer und dann in wilder Flucht überhaupt das Feld. Die Zahl der Verwundeten und Todten mochte gleich sein auf beiden Seiten, aber die Türken büßten 14 Geschütze, 5 Fahnen und 18 Standarten ein, und von ihrem Heere kamen nur Trümmer in's Hauptquartier zurück.

Auf dem rechten Flügel der Türken, dem Corps von Bajazid, hatten nur unbedeutende Vorpostengefechte stattgefunden. Der Feldzug des Jahres 1853 aber war mit den erzählten Kämpfen überhaupt zu Ende. Die Reste des türkischen Heeres sammelten sich in Kars, die Russen getrauten sich nicht, die Grenze zu überschreiten und ihre errungenen Vortheile nachdrücklich zu verfolgen.

Der Winter verstrich, ohne daß die Feindseligkeiten wieder aufgenommen wären. Die Schwäche Rußlands tritt nirgends schärfer in die Augen als an diesem Punkte. Erhebliche Verstärkungen trafen vorläufig nicht ein, von ihren Streitkräften konnten sie der drohenden Haltung der Bergvölker wegen keine Angriffsarmee abzweigen. Wohl ihnen, daß nur Unfähigkeit im feindlichen Lager ihnen gegenüberstand. Den Türken mangelte sichtlich

ein Omer Pascha, der den regulären Truppen Vertrauen und den Irregulären Furcht einflößte. Die Pforte entsetzte Abdi Pascha nach der Niederlage bei Gedikler des Oberbefehls und berief Achmed Pascha an seine Stelle. Unter diesem kam die Armee in Kars fürchterlich herunter, litt Mangel an allem Nöthigen. Die Pforte rief auch ihn ab, stellte ihn vor ein Kriegsgericht und übergab das Kommando Mustapha-Zarif Pascha. Dieser half allerdings den physischen Leiden der Truppen ab, europäische Offiziere,*) die von Konstantinopel geschickt wurden, unterstützten ihn in der Herstellung der Disciplin und in der Reorganisation der Armee überhaupt. Aber gerade unter diesen Offizieren herrschte die bitterste Eifersucht, der eine intriguirte gegen den andern, so daß an Gemeinsamkeit und Wirksamkeit neuer Operationen nicht zu denken war.

Im Juni 1854 glaubten sich endlich die Russen stark genug, um zur Offensive übergehen zu können. Sie schickten ein Corps von 20,000 Mann gegen Kars, und dies stellte sich der viel stärkern türkischen Armee gegenüber auf. Aber erst, als ein Zweigkorps der Russen seitwärts gegen Bajazid vordrang, die dort aufgestellten Türken schlug und die Straße von Kars auf Erzerum bedrohte, erst da entschloß sich Mustapha-Zarid-Pascha, die angebotene Schlacht anzunehmen. Am 4. August erfolgte der Zusammenstoß. Nicht ohne Bravour fochten die Türken, aber die Unfähigkeit der Führer brachte

*) Die hervorragendsten unter diesen waren Kurschid Pascha (der ungarische General Guyon), Ferhad Pascha, (der ungarische General Stein) und Ismail Pascha (Kmety)

sie um den Sieg. Sie verloren 5000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen und das Schlachtfeld dazu.

Aber auch jetzt getrauten die russischen Heerführer sich nicht, ihren Sieg zu verfolgen. Derselbe war nicht so ganz wohlfeil erkauft, — nach russischen Angaben mit dem Verlust von 3000 Mann, — und im Rücken rührte sich Schamyl. Man stand von einer weitern Offensive ab und ging über die Grenze zurück.

Das gleiche Verhältniß — Unfähigkeit der türkischen Führer und Schwäche der Russen — stellte sich auf der westlichen Grenze, am Rande des Schwarzen Meeres heraus. Türkische Streifcorps waren dort in Georgien eingedrungen, angeblich um die Bewohner gegen Rußland aufzureizen, in der That um zu rauben und zu plündern und Knaben und Mädchen wegzunehmen. Sie machten sich die Georgier dadurch gründlich zu Feinden und ließen sich von den Russen schimpflich in die Flucht schlagen. Aber diese letzteren mußten sich auch hier begnügen, den Gegner über die Grenze gescheucht zu haben.

Siebentes Kapitel.

In Rußland bereitet man sich vor zu verzweifeltem Kampfe. — Vertheilung der russischen Truppen. — Die Beschießung Odessa's. — Das Lager bei Gallipoli. — Ankunft der Alliirten in Varna. — Oesterreichs Vertrag mit der Pforte. — Rückzug der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern. — Die Unternehmungen der alliirten Flotten in der Ostsee und im Weißen Meere.

Die Türken waren der von Nikolaus verachtete Feind, und doch konnten seine Heere keine glänzenden, entscheidenden, aller Welt imponirenden Erfolge über dieselben erringen. Den hochfahrenden Mann erbitterte das genug, aber zur Nachgiebigkeit stimmte es ihn nicht. Seit dem April 1854 bedrohten auch die Flotten und Armeen Englands und Frankreichs die russischen Küsten. Aber der starrsinnige Selbstherrscher beugte sich nicht, er traf nur immer neue Maßregeln, sein Land bis an die Zähne zu waffnen, und zu kämpfen, so lange ihm noch ein Mann und eine Muskete bleibe.

Bereits am 1. December 1853 waren Bessarabien und der südliche Theil des Gouvernements Cherson in Kriegszustand erklärt. Ein Ukas vom 28. Februar 1854 verhängte den Kriegszustand über die Gouvernements

Jekaterinoslaw und Taganrog; ein anderer Ukas vom 5. März dehnte ihn aus über die Gouvernements Petersburg, Esthland, Liefland, Archangel, Kurland, Kowno, Wilna, Grodno, Volhynien, Podolien, Polen und Finnland; am 7. März verfügte der Höchstkommandirende im Kaukasus dieselbe Maßregel in den kaukasischen Distrikten. So ward fast das ganze ungeheure Reich militärisch vertheilt und die einzelnen Theile Generälen untergeordnet. Die Ausländer erhielten Befehl, das Land zu verlassen; der Grenzverkehr ward gehemmt, die Geld- und Getreideausfuhr verboten. In den Kirchen predigten die Popen Krieg gegen die Feinde des heiligen Rußland und des Zaren. Der Adel bot theils freiwillig theils unter dem Drucke der Furcht vor dem Zorne des Kaisers Geldbeiträge und Naturallieferungen an. Das Gerücht, vielleicht absichtlich verbreitet, sagte den Leibeigenen Verbesserung ihrer traurigen Lage zu. Auf alle mögliche Weise suchte die Regierung die Wehrkraft zu erhöhen. An der Befestigung der Küstenstädte wurde gearbeitet, Telegraphenlinien angelegt, Aushebungen über Aushebungen wurden angeordnet, um die Lücken im Heere zu ergänzen. Man setzte das bisher übliche Körpermaß der Rekruten herab, man verlangte bis zu zehn Mann von je 1000 Seelen. Ein Ukas vom 13. April rief die Reservisten ein. Jedes Infanteriebataillon bekam dadurch ein Bataillon erster und eines zweiter Reserve, jedes Reiterregiment eine Schwadron erster und eine zweiter Reserve, jede Artilleriebrigade zwei Batterien. Die Reserve erster Klasse belief sich insgesammt angeblich auf 141,000 Mann mit 360 Kanonen, die zweiter Klasse auf 115,000 Mann

mit 264 Geschützen. Auch die Soldaten, die nach beendigter Dienstzeit entlassen waren, wurden unter glänzenden Versprechungen zum Wiedereintritt aufgefordert.

Ende April standen die sämmtlichen russischen Truppen vertheilt wie folgt:

das Gardekorps stand in und um Petersburg bis Narwa;

das Grenadierkorps in den Ostseeprovinzen, in Reval, Dorpat, Mitau und Riga, das 1. Infanteriekorps in Kurland, Litthauen und dem nördlichen Polen, das 2. in Polen, das 3. und 4. an der Donau, vom 5. war eine Division bei Althalzik, eine andere am Nordrande des Schwarzen Meeres, die dritte mit der zum 5. Corps gehörigen Kavalleriedivision an der Donau, das 6. Infanteriekorps in der Gegend von Moskau;

das abgesonderte kaukasische Heer im Kaukasus.

Die Reserven hatten sich versammelt oder sollten sich noch versammeln an folgenden Punkten:

die ersten Reserven der Garde in Petersburg, Kolomna, Wiborg, Paulowsk, Zarskoje-Selo; die der Infanterie des 1. Infanteriekorps zu Kronstadt, des 2. in Bobruisk, Brescz-Litewski, Modlin, des 3. in Kiew, Schitomir und Zamoscz; des 4. in Dubossary, Odessa und Kaminiec-Podolski, des 5. in Sebastopol, Niolajef und Ismail, des 6. in Moskau,

die Truppen der zweiten Reserve des 1. Infanteriekorps in Narwa, des 2. in Moskau, des 3. in Kiew, des 4. in Orel, des 5. in Charkof, des 6. in Moskau;

die Reserven der 1. und 2. Kavalleriedivision in

Umani, der 3. 4. und 5. in Nowomirgorod, der 6. in Nowo-Jekaterinoslaw;

die Reserve des Reservekavalleriecorps in Elisabethgrod und Tschugujew;

die Reservebatterien der 1. Artilleriedivision in Riga, der 2. in Dorogobusch, der 3. in Taratsch, der 4. in Tiraspol, der 5. bei Odessa, der 6. in Dubny, der 1. 2. und 6. reitenden Artilleriebrigade zu Starobjelsk, der 3. 4. und 5. in den Bezirken der neurussischen Militärkolonien.

Zu dieser Uebersicht, die geeignet ist, dem Leser einen Begriff von dem ungeheuren Bedarf Rußlands an Truppen behufs der Vertheidigung gegen äußere und innere Feinde wie von der ungeheuren Zerstreuung der Streitkräfte zu geben, fügen wir eine Uebersicht der russischen Seemacht:

Dieselbe war in fünf Divisionen getheilt, deren dre in der Ostsee und zwei im Schwarzen Meere stationirt waren. In der Ostsee lagen 30 Segellinienschiffe, worunter etwa ein Dritttheil seetüchtig, 9 Fregatten, 8 Briggs und Korvetten, 10 Raddampfer, 10 kleine Dampfjachten, 1 Postdampfer, 15 Schooner, 50—60 kleinere Schiffe; im Schwarzen Meer: 14 Linienschiffe, 4 Fregatten, 4 Korvetten, 1 Brigg, 4 kleinere Segelschiffe und 10 Dampfer.

Schon seit dem 3. Januar 1854 befanden sich die Flotten der Westmächte im Schwarzen Meer. Das Treffen bei Sinope hatte sie herbeigerufen. Es war eine

Streitmacht, wie sie auf dem Schwarzen Meere noch nicht gefahren: 22 französische Segel, darunter 9 Linienschiffe, 29 englische, worunter 11 mit 70 bis 120 Kanonen. Rekognoscirungsfahrten, Eskortirung türkischer Fahrzeuge und Bewachung russischer Küstenstädte beschäftigte sie im Januar, Februar und März. Am 14. April erhielten die Admiräle die officielle Nachricht von der Kriegserklärung, und allgemeiner Jubel ertönte auf den Schiffen, als die Signale diese Kunde dem ganzen Geschwader mittheilten.

Am 15. April näherte sich ein englischer Kriegsdampfer, der „Furious," dem Hafen von Odessa, warf dicht vor demselben Anker und schickte eine Schaluppe mit einer Parlamentärflagge ab, um den englischen Consul abzuholen. Der Consul aber hatte Odessa schon verlassen, und die Schaluppe kehrte mit dieser Antwort zurück. Sie wurde wieder an Bord genommen; aber da der Furious sich nicht rührte und keine Miene machte, die Anker zu lichten, so gaben die Hafenbatterien auf ihn Feuer und nöthigten ihn, das Weite zu suchen.

Von den Befehlshabern der vereinigten Flotten ward diese Beschießung des „Furious" als eine Beleidigung der Parlamentärflagge angesehn und ein Angriff auf Odessa beschlossen. Am 21. April legten sich die Geschwader auf der Rhede von Odessa vor Anker und forderten die Auslieferung der im Hafen befindlichen russischen Schiffe. Es kam keine Antwort, und am 22. erfolgte der Angriff. Nach mehrstündiger Beschießung geriethen die Magazine und Kasernen des Hafens in Brand, ein Pulvermagazin flog auf, auch der eine Hafen, der

Kronhafen, litt stark, die darin befindlichen Schiffe gingen theils in Flammen auf, theils wurden sie von den Russen versenkt. Die Stadt litt wenig, theils wurde sie von den Angreifern geschont, theils unterhielten die Strandbatterien ein wirksames, die Schiffe in Respect haltendes Feuer. Ein Landungsversuch der Seetruppen wurde vereitelt, und vier Schiffe der vereinigten Flotten wurden kampfuntüchtig gemacht und mußten von Dampfern nach Varna geschleppt werden.

Das war der erste Akt der aktiven Betheiligung der Westmächte am Kriege. Sie trafen aber längst Anstalten, ihre Betheiligung nachdrücklicher und umfassender zu machen.

Die anfängliche Meinung war in England sowohl als in Frankreich gewesen, daß man mit den Russen rasch fertig sein würde. „Der Krieg werde ein kurzer aber entscheidender sein,“ verkündete der Moniteur, und die Zahl der auf den Kriegsschauplatz zu entsendenden Landtruppen wurde auf zehntausend Britten und zwanzigtausend Franzosen bestimmt. Aber diese Unterschätzung der Schwierigkeiten eines Feldzugs gegen Rußland machte bald einer gerechteren Würdigung der Umstände Platz, und man kann sagen, daß ein vorsichtiges ja fast ängstliches Zaudern die nächstfolgenden militärischen Maßnahmen leitete. Ein brittischer und ein französischer Officier gingen im Februar 1854 nach Konstantinopel und in's türkische Hauptquartier an der Donau, um sich sowohl über die Beschaffenheit der gegen die Russen im Felde stehenden Armee Omer Pascha's wie über die zu einer Truppenlandung geeigneten Küstenplätze zu instruiren.

Ihr Bericht über die türkische Armee klang niederschlagend, sie hielten dieselbe nicht für fähig, die Balkanlinie zu halten und riethen, Konstantinopel eiligst zu befestigen. Als passendsten Landungspunkt bezeichneten sie Gallipoli.

Am 22. Februar schifften sich die ersten englischen, am 19. März die ersten französischen Truppen ein und stiegen bei Gallipoli an's Land. Theils in der Stadt theils in Zeltlagern in der Umgegend nahmen sie Quartier. Nach und nach kamen mehr Truppen an, am 27. April der englische Oberbefehlshaber, Lord Raglan, am 29. der französische, Marschall St. Arnaud und der Prinz Napoleon, aber erst im Mai waren gegen 50,000 Mann versammelt.

In dieser Zeit hatte sich's auch herausgestellt, daß von Gallipoli aus kaum wirksam zu operiren sei. Die Vorsicht hatte die Wahl dieses Platzes veranlaßt und es verhindert, daß die vereinten Armeen an einem Hafen des Schwarzen Meeres in größerer Nähe des Kriegsschauplatzes an's Land gesetzt wurden. Man fürchtete ein rasches Vordringen der Russen von der Donau auf Konstantinopel, vielleicht bis an die Dardanellen: dann wäre allerdings den weiter nördlich gelandeten Alliirten der Rückzug gesperrt gewesen. Jetzt erwies sich diese Besorgniß als grundlos. Die Russen kamen an der Donau wenig vorwärts. Ueberdies stellten sich die ungeheuren Schwierigkeiten heraus, welche ein Marsch zu Lande über Adrianopel auf den Kriegsschauplatz für ein so zahlreiches Heer wie das der Verbündeten hatte: es mußten erst gangbare Straßen angelegt werden, es fehlte an Proviant, an Transportmitteln in Rumelien und in

Bulgarien. So entschloß sich das brittisch-französische Oberkommando zu einer Aenderung des ursprünglichen Plans.

Die Masse der Armee ward von neuem eingeschifft und über Konstantinopel nach Varna transportirt; am 13. Juni landeten zwei Divisionen, am 3. Juli waren 54,000 Mann in und um Varna concentrirt. Ueberdies befanden sich 16,000 Franzosen, die von Gallipoli aus den Landweg eingeschlagen hatten, zwischen Adrianopel und Burgas auf dem Wege nach Schumla.

Jedermann erwartete jetzt ein energisches und entscheidendes Eingreifen der alliirten Heere, die nur einige Tagemärsche vom Heere Omer Pascha's — Varna liegt 10—11 Meilen östlich von Schumla entfernt — standen; und die Russen selbst erwarteten das.

Im vorigen Kapitel versprachen wir, auf die Gründe zurückzukommen, welche die Russen zur Aufhebung der Belagernng von Silistra am 21. Juni veranlaßten. Es ist Verschiedenes darüber von verschiedenen Seiten gesagt. Die russische Diplomatie gab sich den Anschein, als habe sie, den Vorstellungen Oesterreichs und Preußens sich fügend, einen Beweis ihrer Friedensliebe und Mäßigung ablegen wollen. Dieses Vorgeben ist überhaupt wenig glaubhaft, aber später auch durch officielle Erklärungen Rußlands selbst widerlegt; es räumte ein, daß der Rückzug der Armee aus „strategischen Gründen“ angeordnet sei.

Von diesen strategischen Gründen war der eine eben das Erscheinen der Alliirten auf dem Kriegsschauplatz. Wenn jene sich mit der Armee Omer Pascha's vereinten, so bildeten sie eine Streitmacht von mindestens 150,000

Mann; Gortschakof hatte denselben an der Donau nur 70 höchstens 80,000 Mann entgegenzuwerfen; rechnete er alle verfügbaren Truppen in der Moldau und Walachei hinzu, so hatte er nach Abzug der erlittenen Einbuße im Ganzen 120 — 130,000 Mann; ehe Verstärkungen eintrafen, mußte die Entscheidung bereits gefallen sein, und es war kaum anders anzunehmen, als daß sie ungünstig für Rußland ausfallen werde. Ja selbst jetzt, wo der Rückzug hinter die Donau beschlossen und angetreten wurde, war die Lage der Armee Gortschakof's kritisch genug. Drangen die Türken, Britten und Franzosen rasch und unaufhaltsam nach, so hätte der russische Feldherr schwerlich die Hälfte seiner Legionen über die bessarabische Grenze zurückgebracht.

Dem türkischen Oberbefehlshaber entging es nicht, wie die Dinge lagen, und er drang wiederholt auf kräftige Unterstützung durch die Alliirten. Aber im Kriegsrathe der Verbündeten wurde Anderes beschlossen, und die Armee blieb vorläufig in Varna. Lassen wir sie dort einstweilen stehen, und wenden wir uns zu den Operationen der Russen zurück.

Der andre der strategischen Gründe, welche den Rückzug Gortschakof's veranlaßten, war die Haltung Oesterreich's. Um deren Einfluß auf die Kriegsoperationen zu erklären, müssen wir abermals etwas zurückgreifen.

Das österreichische und das preußische Kabinet nahmen anscheinend in den ersten Monaten des Kriegs ganz dieselbe zweideutige Stellung ein, die einer halben Neutralität nach allen Seiten. Beide Regierungen betheiligten sich nicht am Kriege, aber sie stimmten mit den For-

derungen der einen kriegführenden Partei überein, und erklärten sich über diese Uebereinstimmung förmlich und feierlich. Am 9. April wurde von den Vertretern der Westmächte und Oesterreichs und Preußens auf der Wiener Conferenz ein neues Protokoll unterzeichnet. Sie sagten darin: „Die Unterzeichneten erklären feierlich, daß ihre Regierungen in doppelter Hinsicht vereint bleiben, nämlich einestheils zur Aufrechterhaltung des ungetheilten Besitzstandes des osmanischen Reichs, wobei die Thatsache der Räumung der Donaufürstenthümer eine der wesentlichsten Bedingungen ist und bleiben wird, — anderntheils zur Consolidirung der bürgerlichen und religiösen Rechte der christlichen Unterthanen der Pforte." Hierin lag von Seiten Oesterreichs und Preußens eine ausdrückliche Billigung der Zwecke des Kriegs, denn die Zwecke des Kriegs waren keine andre als die im Protokoll vorgeschobenen Interessen. Gleich darauf gingen beide Mächte noch einen Schritt weiter. Sie schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß, in welchem sie mit Hinweis auf den Konflikt im Orient sich gegenseitig den Besitz ihrer deutschen und nichtdeutschen Territorien garantirten und zugleich die Rechte und Interessen Deutschlands gegen jeden Eingriff zu sichern versprachen. In einem Zusatzartikel zum Traktat verpflichteten sich beide Regierungen, Rußland aufzufordern, daß es die Donaufürstenthümer baldigst räumen wolle.

Diese Aufforderung ging ziemlich spät*) nach Petersburg ab, der König von Preußen verhandelte über-

*) Die Wiener Depesche ist datirt vom 3., die Berliner vom 12. Juni 1854.

dies ohne Mitwirkung seines Ministeriums zu gleichem Zwecke mit dem Zaren, aber Alles hatte keinen Erfolg. Das russische Kabinet erklärte sich bereit, die Donau-Fürstenthümer zu räumen, wenn — man ihm Garantien biete, daß seine alten Forderungen erfüllt würden, und daß alle Feindseligkeiten gegen Rußland Seitens der Türkei und der Westmächte damit ein Ende hätten.

Soweit waren Oestreich uud Preußen in ihrer zweifelhaften Neutralität ganz genau miteinander gegangen; von nun an schlugen sie — aber unter demselben Banner — verschiedene Wege ein. Die Spuren einer Neigung zur verschiedenen Deutung der Neutralität sind allerdings älter. Dürfen wir der allgemeinen Annahme trauen, so lehnte Oesterreich die Aufforderuug der Mächte, die Consequenz des Protokolls vom 9. April, das durch ein neues Protokoll vom 23. Mai gewissermaßen noch einmal bekräftigt war, zu ziehn und sich zur Theilnahme am Kriege zu verpflichten, nicht unbedingt ab; es versuchte vielmehr, — jedoch vergeblich — Preußen zur Unterzeichnung einer dahin lautenden Konvention zu bewegen. In Berlin und in Wien waren die Sympathien und Antipathien offenbar ganz entgegengesetzter Art: dort neigte sich der Hof, die Generalität, der dem Hofe zunächststehende Adel augenscheinlich zu Rußland, wünschten dessen Waffen den Sieg, und sehnten den Tag herbei, an dem das preußische Kriegsheer an der Seite des russischen fechten könne; hier dagegen sah man mit nicht zu verbergender Unruhe die Russen die Donau überschreiten und die Gährung unter den Slaven Serbiens, Bosniens und Montenegros wie Griechenlands überhand nehmen.

Im Mai 1854 hatte das österreichische Kabinet der Pforte bereits angeboten, ihr zur Unterdrückung der Aufstände in Albanien und Montenegro Schiffe und Truppen zu Hülfe zu senden. Im Juni schloß es einen Vertrag mit der Pforte ab, der sich mit der Neutralität gegen Rußland in der That schwer reimen läßt. In diesem Vertrage machte es sich anheischig, „alle Mittel im Wege der Unterhandlung und auch sonst zu erschöpfen, um die Räumung der Donaufürstenthümer von Seite der fremden Armee, welche dieselbe besetzt hält, zu bewirken und nöthigenfalls selbst die zur Erreichung dieses Zweckes erforderliche Truppenzahl zu verwenden."

Der betreffende Traktat zwischen Oesterreich und der Pforte ist am 14. Juni geschlossen; sein Einfluß auf den Rückzug der Russen über die Donau, wozu der Befehl am 21. eintraf, liegt auf der Hand. Wäre das aber auch nicht, so würde die von diesem Zeitpunkte datirende Erbitterung, die in Rußland gegen Oesterreich herrscht, davon hinlänglich zeugen. Die Armeen der Alliirten in Varna, die türkische Armee in Schumla, das österreichische Heer im Rücken und in der Flanke, — es war keine strategische Wahl mehr, es war eine strategische Nothwendigkeit für die Russen zu weichen. Aber auf den Gegner, dessen man sich nicht versehen hatte, fiel der stärkste Haß. Es wäre interessant, authentische Berichte darüber zu haben, wie sich im Winterpalast dieser Haß äußerte und zumal wie der Kaiser Nikolaus selbst sich über den ehemaligen Bundesgenossen ausließ; aber ahnen läßt sich's, wie man dort urtheilte, denn im ganzen Reich, im Heere, in den Petersburger Zeitungen, in den Proklamationen der rus-

sischen Offiziere war nur eine Stimme über die Handlungsweise Oesterreichs, über seinen Undank gegen die großmüthige Rettung in der ungarischen Krise, und Drohungen wurden laut, sogar in den Proklamationen russischer Generale, daß die Rache und die Züchtigung nicht ausbleiben werde.

* * *

Die russische Armee führte ihren Uebergang über die Donau ungestört aus. Kaum aber stand sie auf dem linken Ufer, so drängte Omer Pascha nach. Daß die kleine Walachei von den Russen schon im Mai geräumt worden, ist bereits früher bemerkt, und es ist nur hinzuzufügen, daß dies nicht ohne Verlust geschehen war. Am 28. Mai hatte der tapfere Iskender Bei die Nachhut angegriffen und ein russisches Husarenregiment in Stücke gehauen, auch vier Geschütze erbeutet. Seitdem hatten sich die Türken in der kleinen Walachei festgesetzt, aber über die Grenze derselben, die Aluta, waren sie nicht hinausgekommen.

Jetzt gab Omer Pascha Befehl zu allgemeinem Vorrücken, und die Russen hatten also den Andrang von zwei Seiten, einerseits von Süden von der Donau her, andererseits von Westen, von der Aluta her, auszuhalten.

Um den Rückzug zu decken, ließ Gortschakof mehre vereinzelte Corps an verschiedenen Punkten zurück, unter andern der Festung Rustschuk gegenüber eine Abtheilung von etwa 10,000 Mann unter dem General Soimonof. Diese standen dicht am linken Donauufer, ihre Vorposten

auf einer Donauinsel, Namens Radowan, die fast eine Meile lang ist.

Rustschuk, 13—14 Meilen oberhalb Silistria gelegen und nächst dieser Festung in den vorigen Wochen am meisten von den Russen bedroht, hatte an sich schon eine bedeutende Besatzung, aber seit der Rückwärtsbewegung der russischen Hauptarmee waren von Omer Pascha so viele Truppen dahin detachirt, daß sich die gesammten türkischen Streitkräfte daselbst auf 30—40,000 Mann beliefen, darunter 10,000 Egypter.

Am 3. Juli, Mittags, eröffneten die Türken ein heftiges Geschützfeuer gegen die Insel Radowan, das diesen Tag und den folgenden andauerte. Am 5. Juli, mit Anbruch des Tages, begannen sie Truppen auf eine andre Donauinsel, Mokan, die zwischen Radowan und Rustschuk lag, überzusetzen. Sie thaten das unter einem mörderischen Feuer der Russen, wurden von demselben auch einigemale zum Rückzug gezwungen, setzten sich jedoch endlich auf der Insel fest und warfen sofort Batterien auf. Der 6. Juli verstrich unter beiderseitigen Vorbereitungen zu erneutem Kampfe: General Soimonof erhielt Verstärkungen von etwa 5000 Mann; Gortschakof wurde von dem Angriff benachrichtigt und machte auf seinem Rückzuge Halt, um nöthigenfalls mit der Hauptmacht herbeieilen zu können; Omer Pascha, der in Rustschuk selbst den Oberbefehl übernommen hatte, ließ Kähne in größerer Anzahl herbeischaffen und Flöße bauen, um Truppen in Masse über den Strom zu führen.

Am 7. Juli früh erneuerte sich der Kampf. Die Batterien des türkischen Ufers spieen einen Hagel von

Kugeln gegen die Insel Radowan, gleichzeitig setzten die türkischen Truppen in dichten Schaaren nach Mokan und nach Radowan über. Die Vorposten der Russen auf letzterer Insel waren inzwischen bedeutend vermehrt und leisteten hartnäckigen Widerstand. Ein verzweifelter Kampf entspann sich. Die Egypter drangen mit beispielloser Tapferkeit vor, die Russen vertheidigten sich mit anerkennenswerther Zähigkeit. Der Kampf wogte hin und her, mehrmals ging er in's Handgemenge über. Wiederholt wurden die Egypter zurückgetrieben, aber immer von neuem stürmten sie heran. Mehr als ein türkisches Fahrzeug mit frischen Truppen ward in den Grund geschossen, aber die Nachkommenden ließen sich dadurch nicht schrecken. Das Gemetzel dauerte bis zum Abend; dann räumten die Russen die Insel.

Sie trugen bei ihrem Rückzuge die Brücke ab, welche Insel und Festland verband, meinend, sich dadurch vor weiterem Angriffe zu sichern. Aber schon waren sie umgangen und von ihrer Hauptarmee abgeschnitten. Während des Kampfes und in der darauf folgenden Nacht ließ Omer Pascha einige Stunden unterhalb Rustschuk's an vier verschiedenen Punkten Truppen über die Donau setzen. Diese kamen dem Corps Soimonof in den Rücken und versperrten ihm den Weg. Dem stark gelichteten und von anhaltendem Kampfe ermatteten Corps blieb keine Rettung, als sich mitten durch die Feinde hindurchzuschlagen. Mit Mühe gelang es unter der Hülfe von 5000 Mann, die Generallieutenant Chrulef zu rechter Zeit von Bukarest her heranführte. Aber theuer erkaufte Soimonof seine Rettung, einige tausend Mann fehlten,

als er sich in Sicherheit sah, und unter den Verwundeten befanden sich der Generallieutenant Chrulef, fünf Stabs- und siebzehn Oberoffiziere.

Es verstrichen dann einige Tage in Ruhe, und die Russen benutzten sie theils, um ihre vorgeschobenen Corps von der Aluta weg hinter den Arschis zurückzunehmen, theils um die nach Siebenbürgen führenden Pässe vor einer etwaigen österreichischen Invasion zu schützen oder ungangbar zu machen, theils um den Sereth und Pruth zu überbrücken und der Hauptarmee den Rückzug zu erleichtern. Das Hauptquartier blieb noch in Bukarest.

Indeß hatte Omer Pascha schon am 9. Juli sein Hauptquartier nach Giurgewo auf das linke Donauufer verlegt, den Ort befestigt und das Gros seiner Armee herangerufen. Am 17. Juli gingen auch von Silistria aus Truppen über die Donau und nahmen Oltenizza, Turnu und Simnitza in Besitz. Am 23. Juli standen 60,000 Mann Türken auf walachischem Grund und Boden.

Jetzt hielt der russische Obergeneral auch seine Stellung am Arschis und um Bukarest herum nicht mehr für sicher, — bedrohten ja die Türken von Giurgewo und von Oltenizza aus seine beiden Flanken. Der unterbrochene Rückzug ward wieder angetreten, unter fortdauernden Kämpfen und fortdauernden Verlusten. Iskender Bei's goldne Zeit war wieder da. Bald hier bald dort stürzte sich der tapfre und unermüdliche Führer, der die wilden Baschi-Boschuk's durch eiserne Disciplin im Zaum zu halten wußte, auf die russische Nachhut und brachte ihr empfindliche Verluste bei. Aber das waren —

gerade so wie im Frühling — wiederum nicht die schlimmsten Verluste der Russen. Die Hitze, die Sonnengluth des Juli in den Niederungen der Walachei verursachten das schlimmste Elend; Manche erlagen dem Sonnenstich, Andre dem Sumpffieber, und die Kolonnen mußten möglichst kleine Tagemärsche machen, um mit den Kranken und Halbkranken überhaupt nur weiter zu kommen. Am 2. August verließen die letzten russischen Truppen Bukarest, am 4. sah man dort die ersten türkischen Vorposten; am 4. September räumten jene Galacz, am 8. wurde dasselbe von diesen besetzt; am 16. September zog Gortschakof mit sämmtlichen Truppen von Jassy ab, und schlug am 18. sein Hauptquartier in Bender auf.

Damit waren die Donaufürstenthümer geräumt, und Kaiser Nikolaus hatte das Pfand, von dem er so viel geredet, aus den Händen geben müssen. Ehe die Russen jedoch abzogen, hatten sie noch einen Akt der Brutalität gegen die Moldo-Walachen verübt, der um so mehr hervorzuheben ist, als im ganzen Verlaufe des orientalischen Krieges sich die übrigen betheiligten Parteien, die Türken nicht ausgenommen, Mühe gaben, den Krieg möglichst mit Humanität zu führen. Sie steckten die moldauische und walachische Miliz unter ihre Reihen und nahmen sie mit über die Grenze. Die Bevölkerung der Fürstenthümer hatte während der Occupation aber keineswegs freundliche Gesinnungen gegen die Russen eingesogen und ein passiver, hie und da ein aktiver Widerstand wurde der Rekrutirung entgegengesetzt. Es bedurfte der Knute und der Ketten, um die Widerspenstigen fügsam zu machen.

In diesen Maßregeln, die natürlich von oben her

angeordnet waren, spricht sich eine Barbarei aus, die durch die Plünderungen und Mordthaten, welche von einzelnen Baschi-Boschuks verübt und von den türkischen Befehlshabern streng geahndet wurden, keineswegs wett gemacht wird.

* * *

Wollen wir den Verlauf und das Resultat des Donaukriegs in wenigen Worten ausdrücken, so heißt dies so: Rußland erficht keine Siege, es hat freilich keine eklatante Niederlagen zu beklagen, aber es erleidet empfindliche Verluste, schließlich wird es auf seine eigenen Grenzen zurückgewiesen und muß jeden Augenblick gewärtig sein, innerhalb seiner Grenzen selbst angegriffen zu werden.

Einen ganz ähnlichen Charakter trug der Krieg, der gleichzeitig mit den erzählten Begebenheiten in der Ostsee geführt wurde.

Sobald die Westmächte den Krieg an Rußland erklärt hatten, entschlossen sie sich, dasselbe von allen Seiten anzugreifen, wo ihm beizukommen ist, aber belehrt durch die Resultate des napoleonischen Feldzugs vom Jahre 1812, hatten sie es zunächst auf die Küsten des ungeheuren Landes abgesehn. Diesem Zwecke diente einestheils die Flotte des Schwarzen Meeres, anderntheils aber auch ein in die Ostsee gesandtes Geschwader, und drittens eine in die Gewässer des nördlichen Polarmeers abgegangene Expedition.

Englands maritime Ressourcen erprobten sich bei der Ausrüstung der Ostseeflotte. Schon am 11. März 1854 segelte Admiral Napier mit 17 Dampfern von Spithead

ab, am 16. März folgte ihm der Admiral Corry mit noch 27 Schiffen. Frankreich konnte vorläufig dem Admiral Napier nur ein Linienschiff, den Austerlitz, zur Verfügung stellen, am 26. April gingen die ersten der übrigen französischen für die Ostsee bestimmten Schiffe in See, und am 13. Juni erst vereinten sich die beiden Flotten im Barö-Sund.

Es sind ungefähr 150 Jahre her, daß Rußland noch keinen Fußbreit Erde am Ostseerande sein nannte, heute gehört ihm dort eine Küstenstrecke von etwa 300 Meilen und eine Reihe von Inseln verschiedner Größe. Die Vertheidigung dieser Küsten und Inseln ist großentheils durch die Natur sehr erleichtert. Der flache Strand der südlicheren Gestade, die klippenreichen Küsten der nördlicheren machen es Kriegsschiffen schwer, sich zu nähern; rasch die wechselnden Winde, die plötzlichen Stürme gebieten die äußerste Vorsicht, und fast die Hälfte des Jahres hindurch wird die Schifffahrt überhaupt unterbrochen durch das Eis. Aber auch die Kunst hatte Erhebliches gethan, um diese Küsten zu sichern.

Der russische, östliche Rand des bottnischen Busens, durch Inseln verdeckt oder durch Klippen geschützt, bedurfte keiner Vertheidigungswerke; solche würden die Mühe nicht lohnen, da die Gegend großentheils unwirthlich ist und wenig enthält, was den Angreifer reizen kann. Im Ausgange des bottnischen Busens besaß Rußland seit 1809 die Alandsinseln und hatte sie stark befestigt. Am Eingange zum finnischen Busen lagen die Festungen Reval und Sweaborg, im äußersten Winkel desselben das durch seine furchtbare Armirung bekannte Kronstadt. Der süd-

liche, an den finnischen Busen stoßende, Theil Finnlands war vertheidigt durch die sogenannte Scheerenflotte, eine Art kleiner, in den Scheeren brauchbarer Kriegsfahrzeuge. Weiter im Süden war Riga durch bedeutende Werke geschützt. Nur die Küste von Kurland lag offen und unbefestigt da.

Obwol damals wenig Zuverlässiges über das Detail der Befestigungen an der russischen Ostseeküste bekannt war, so reichte das Bekannte hin, der alliirten Flotte eine schwierige Aufgabe zu weissagen. Admiral Napier, scheint es, hat diese Schwierigkeit von vornherein unterschätzt. Der Tagesbefehl, den er vor Beginn der Expedition erließ, klang wie eine Rodomontade. „Jungens," lautete die Proklamation, „der Krieg ist erklärt! Wir werden es mit einem kecken und zahlreichen Feinde zu thun haben. Sollte er uns eine Schlacht anbieten, so wißt ihr mit ihm fertig zu werden. Sollte er im Hafen bleiben, so müssen wir versuchen, an ihn heranzukommen. Der Erfolg hängt von der Schnelligkeit und Präcision eures Feuers ab. Jungens, wetzt eure Messer und der Tag ist euer!"

Im schroffen Widerspruch mit diesem Tagesbefehl stand die anfängliche Thätigkeit der englischen Flotte: die Küsten wurden rekognoscirt, die Häfen blokirt und hie und da Handelsfahrzeuge weggenommen, von kriegerischen Ereignissen verlautete Nichts. Fand dies auch zum Theil seine Erklärung in der Taktik der Russen, den offenen Kampf zu meiden — die Seeoffiziere waren ausdrücklich angewiesen, sich nur auf ein Gefecht einzulassen, wenn

sie dem Gegner zwiefach überlegen — so blieb darum doch jener Widerspruch.

Die erste erhebliche Beute machte die Flotte im Hafen von Libau. Zwei Fregatten kamen am 17. Mai vor die offene, gänzlich unvertheidigte Stadt und verlangten die Herausgabe der dort befindlichen Kauffahrteischiffe. Die Bewohner vermochten keinen Widerstand zu leisten, und acht Schiffe wurden als gute Prise mitgenommen.

Am 20. Mai warf Admiral Napier mit einem Theile seiner Flotte auf der Rhede von Hangö, an der Südwestspitze Finnland's, Anker und sandte zwei kleinere Schiffe vor, um die Küsten zu rekognosciren. Die Russen waren auf ihrer Hut, Artillerie und Scharfschützen wurden rasch herangerufen. Bei Eknäs entspann sich ein Gefecht, in welchem die Britten 4, die Russen 8 Todte und Verwundete hatten. Am 22. Mai nahm Napier einen Anlauf, die befestigten Inseln, Gustavsvärn, Domansholm und Gustav Adolf, die den Eingang zur Rhede von Hangö decken, zu beschießen. Die Kanonade dauerte 4 — 5 Stunden, hatte jedoch keinen Erfolg, und hinterher ward sie von den Britten für ein Probeschießen ausgegeben, in welchem die Wirkung der Geschützkugeln gegen Granitmauern beobachtet werden sollte.

Napier hatte den Admiral Plumridge unterdeß mit einem Theil der Flotte in den bottnischen Busen gesandt, ihm die kurze Instruktion gegeben: „Nehmen, verbrennen, zerstören,“ und Plumridge war dieser Instruktion buchstäblich nachgekommen. Zwischen dem 19. Mai und dem 8. Juni trieb er sich an der Ostküste des bottnischen Bu-

sens zwischen Klippen und Treibeis herum, überfiel die ärmlichen Hafenstädte und steckte die Vorräthe, die des Mitnehmens doch nicht werth waren: Pech, Theer, Holz und Tauwerk, in Brand; Brahestad, Wiborg, Kemi erlagen diesem Schicksal. Nur Tornea blieb verschont, und in Gamel Carleby wurden die in Böten andringenden Angreifer mit einem Verluste von 52 Mann, einem Geschütz und einem Boot zurückgeschlagen; die Seichtigkeit des Wassers erlaubte den Linienschiffen und Fregatten nicht Rache zu nehmen. Napier berechnet den Schaden, den die Expedition Plumridge's den Russen zufügte, auf 3 – 400,000 Pfd. Sterling.

Die einzelnen Theile der brittischen Flotten vereinigten sich wieder im Barösund — am finnischen Busen, 20 Meilen von Helsingfors —, die französische Flotte unter Admiral Parseval traf hier, wie erwähnt, am 13. Juni ein, und Napier beschloß eine Expedition gegen Kronstadt. Nachdem ein Theil der Schiffe beordert war, vor dem bottnischen Busen, ein andrer, vor Sweaborg zu kreuzen, fuhr die Hauptmacht von 18 Linienschiffen, 8 Fregatten und einigen kleinern Fahrzeugen am 22. Juni aus dem Barösunde ab. Es ging in den finnischen Busen hinein bis zur Insel Seskär, 38 (engl.) Meilen westlich von Kronstadt. Hier wurde alles fertig gemacht, um sofort zum Kampfe übergehn zu können; am 28. Juni früh segelte die Flotte weiter, bald erblickte man die russischen Kriegsschiffe und freute sich schon, den lange gesuchten und erwarteten Gegner jetzt endlich sich stellen zu sehn. Aber es war eine voreilige Freude: die russische Flotte lag, wie sich beim Näherkommen zeigte, nicht im offenen

Meer, sondern im kronstädter Hafen, hinter Forts und Batterien.

Kronstadt liegt im Hintergrunde des finnischen Busens auf einer Insel Koltinoi Ostrow, die Kesselinsel genannt, welche den finnischen Busen von der Kronstädter Bucht scheidet. Die Insel, etwa 1 1/2 Meile lang und 1/2 Meile breit, theilt den finnischen Busen in zwei Arme. Der nördliche dieser Arme, zwischen Finnland und der Insel, ist durch Versenkung von Felsblöcken und Schiffen unzugänglich für größere Fahrzeuge gemacht und war von einigen Forts und vielen Kanonenbooten in diesem Fall hinlänglich vor einem Feinde geschützt. Der südliche Arm, zwischen der Insel und Ingermannland, ist breiter als der vorige, hat aber ein schmales Fahrwasser, und dies wird von den Festungswerken vollständig beherrscht. Jedes Schiff, das in diese Wasserstraße einläuft, hat zunächst das Feuer der Werke auszuhalten, die auf der Insel selbst errichtet sind: des Petersforts, der Kesselbatterie und der auf der Südostspitze der Insel liegenden Festung Kronstadt selbst. Ueberdies aber sind die zahlreichen Eilande und Klippen, die sich zu beiden Seiten des Fahrwassers aus dem Meere erheben, mit Befestigungen bedeckt. Dort liegen die von Granit aufgeführten Forts: Konstantin, Alexander, Mentschikof, Risbank, Kronslot und andere, je mit 40—70 Kanonen in zwei oder drei Etagen bemannt, und die Geschütze sind so geordnet, daß au ein heransegelndes Fahrzeug in jedem Moment und in jeder Stellung 150—200 Mündungen gleichzeitig gerichtet werden können. In Erwartung eines Angriffs waren damals überdies Pulvertonnen im Fahrwasser versenkt, die

durch elektrische Drähte nach Belieben und mit Leichtigkeit zu entzünden waren.

Hinter dieser Wasserstraße, am Südostrande der Kesselinsel lag die russische Flotte, und selbst der verwegene Charles Napier hielt es für ein tollkühnes Wagestück, seine Schiffe diesen schmalen Weg des Todes und des Verderbens zu führen.

Die englische Flotte warf mitten im finnischen Busen, Angesichts der Insel, die Anker aus; die Admiräle selbst rekognoscirten die Zugänge der Meeresarme; die leichteren Dampfer fuhren hin und her, und forderten die Russen gleichsam höhnend zum Kampfe heraus; aber Nichts regte sich drüben, die Linienschiffe im Hafen blieben unbeweglich, und endlich entschloß sich das Oberkommando der vereinten Flotten zur Rückfahrt.

Schon vor der Expedition gegen Kronstadt hatten ein paar englische Schiffe die Festungswerke auf den Alandsinseln wirksam beschossen, waren aber abberufen worden, um eben an jener Expedition Theil zu nehmen. Jetzt, wo sich die Unmöglichkeit des Eindringens in die Kronstädter Bucht herausgestellt hatte, kam man auf jenen Plan, die Alandsinseln anzugreifen, zurück, und am 18. Juli ging das Gros der Flotte dahin ab.

Die Alandsinseln sind eine Gruppe von 200 Felsen-Eilanden; 50 davon etwa sind bewohnt, die größte, Aland, hat 10 Quadratmeilen. Zwischen ihr und der kleineren gegenüberliegenden Insel Prästö hindurch fließt ein schmaler Meeresarm, an beiden Ufern desselben, also theils auf Aland theils auf Prästö, lagen Festungswerke, die den Namen Festung Bomarsund führten. Sie waren

während der Regierung Nikolaus I. erbaut und jetzt noch nicht ganz vollendet; auf der Küste Alands lagen eine befestigte mit 80 Geschützen armirte Kaserne und zwei Thürme, auf Prästö ein Thurm. Die Besatzung bestand nur aus 1200 Mann, aber die russische Regierung hatte Anweisung gegeben, wie einerseits die Bewohner der Inseln zu bewaffnen seien, andrerseits der Widerstand bis auf's äußerste getrieben, die Ortschaften nöthigenfalls zerstört, die Wälder in Brand gesteckt werden sollten.

Die Flotten rekognoscirten und sondirten noch im Julimonat die Gewässer um Bomarsund, aber sie warteten das Eintreffen von Landtruppen ab, ehe sie zum Angriff übergingen. Vier Regimenter Linieninfanterie, ein Bataillon Jäger und zwei Batterien unter dem Kommando des Generals Baraguay d'Hillier's trafen in den ersten Tagen des August ein, und die Belagerung begann.

Die französischen Truppen landeten auf Aland im Süden Bomarsund's, 2500 englische Marinesoldaten im Norden desselben, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Am 13. August war man mit Aufwerfen von Brustwehren und Verschanzungen so weit, um den Angriff beginnen zu können. Er richtete sich zunächst gegen den Thurm südlich von der Kaserne. Nach eintägiger Beschießung fingen die Granitmauern desselben bereits an zu splittern, am 14. August ward er erstürmt und die Besatzung gefangen genommen.

Am 15. August ergab sich der nördliche Thurm, nachdem eine Bresche darin geschossen war, den Engländern; und die vereinten Anstrengungen der Alliirten konnten sich nun gegen die Kaserne richten. Der Kom-

mandant, Oberst Bodisco, erwiderte das Feuer bis zum 16. August Mittags, dann gab er sich kriegsgefangen; auch der Thurm auf Präslö ward auf seine Weisung übergeben.

Die ganze Belagerung hatte den Alliirten 22 Todte, den Russen 33 gekostet. Aber die Zahl der Gefangenen, die in die Kriegsgefangenschaft nach Frankreich und England transportirt wurden, belief sich auf 2235 Köpfe. Munition wurde in der Festung wenig erbeutet, dagegen eine große Anzahl Geschütze und ein erheblicher Vorrath an Lebensmitteln. Den letzteren erhielten die durch den Krieg und die strenge Blokade der baltischen Gewässer schwer leidenden armen Bewohner der Alandsinseln.

Das interessanteste Resultat der Eroberung Bomarsund's war die Bestätigung einer Sage, die längst in Westeuropa umging, daß es mit den Granitmauern der russischen Festungen eine eigene Sache sei. Es stellte sich nämlich heraus, daß das in Rußland übliche Betrugsystem auch beim Bau der Festungen walte, die angeblichen Granitmauern Bomarsund's wenigstens waren nur auswendig mit Granit umkleidet, der Kern bestand aus leichtem, brüchigem Stein. Das wichtigste Resultat der Expedition war der moralische Eindruck, den sie auf die Truppen der Alliirten machte; hatten diese doch endlich dem unnahbaren und unfaßbaren Feinde eine derbe Schlappe beigebracht.

Die Festungswerke Bomarsund's wurden nun vollends zerstört. Während der Belagerung hatte noch eine andre Absicht obgewaltet, aber die Regierungen Frank-

reichs und Englands kamen wol zu der Einsicht, daß im Winter, wo die Flotten durch das sich bildende Eis heimwärts getrieben würden, eine in Bomarsund zurückgelassene Besatzung so gut als ein verlorner Posten sei. Und zwischen dem 30. August und 2. September wurde der Befehl der Zerstörung vollständig ausgeführt. Damit verloren die Inseln für Rußland in der That ihre Bedeutung, welche die einer den bottnischen Busen schließenden und das nahe Schweden bedrohenden festen Position gewesen war.

Die französischen Landtruppen schifften sich nun bald wieder ein; auch von den alliirten Flotten ward nichts Erhebliches mehr unternommen. Rekognoscirungen Abo's, Reval's, Helsingfors' und Sweaborg's hatten keine weiteren Erfolge. Mit russischen Kanonenböten trafen die Flotten mehrmals zusammen, aber die schweren Schiffe der Alliirten vermochten jenen nicht in die Scheeren und in die seichteren Küstengewässer zu folgen. Wo die Flotten erschienen, waren die russischen Besatzungen meist wohl vorbereitet und vorher unterrichtet. Ein Telegraphennetz umspannte nachgerade die ganze Küste, und schnelle, kleine Boote rapportirten den bedrohten Punkten den Kurs und die Zahl der feindlichen Segel. Auf diese Weise war es den Flotten der Westmächte unmöglich gemacht, die Blokade streng durchzuführen, und es gelang im August sogar fünf russischen Dampfern, von Sweaborg nach Abo sich durchzuschleichen. Wo die Russen sich aber nicht vertheidigen zu können glaubten, da befolgten sie ihre alte Praxis von 1812, sie zerstörten ihre eignen Werke, um sie dem Feinde nicht in die Hände fallen zu lassen.

So gaben sie die Forts des Hangöbusens, vor welchem eine Flottenabtheilung erschien, auf und sprengten sie selbst in die Luft.

Am 19. September 1854 trennten sich die englischen und französischen Geschwader. Damit war der Feldzug in der Ostsee für dies Jahr beendet.

Wollen wir nun auch hier, wie beim Donaukrieg, den Verlauf und den Erfolg des Ostseefeldzugs in wenige Worte fassen, so ist beides hier und dort einander überaus ähnlich. Die Russen werden hinter ihre Grenze zurückgedrängt, sie hüten sich eine Schlacht zu wagen, ihre Linienschiffe bleiben den überlegenen Flotten gegenüber im sichern Hafen. Aber gleichwol ist der Verlust, den Rußland durch die Blokade der Ostsee wie durch den Rückzug von der Donau leidet, empfindlich genug. Sein ganzer Ostseehandel liegt darnieder. Die 6000 Schiffe, welche sonst im Sommer in den Hafen der Ostküste des baltischen Meers aus- und einlaufen, sind verscheucht. Der russischen Bevölkerung der Küste fehlt der gewohnte Absatz und die Zufuhr, der Regierung der Zoll.

Bei alledem hat Kaiser Nikolaus am Ostrande wie am Südrande seines Reichs Glück im Unglück. In der Moldau und Walachei hat seine Armee es mit den Türken allein zu thun; die Truppen der Westmächte sammeln sich zaudernd in Gallipoli, stehen unthätig in Varna und versäumen die Gelegenheit, das im Rückzug begriffene, demoralisirte Heer der Moskowiter zu schlagen, vielleicht zu vernichten. In der Ostsee fahren die alliirten Flotten vor allen befestigten Häfen, vor allen mit Kanonen

bespickten Forts umher, scheuen vor Kronstadt zurück und begnügen sich endlich, die ärmlichen Alandsinseln zu stürmen, — aber der unvertheidigte Theil der russischen Küste, Kurland und das dahinterliegende Litthauen, bleiben unangefochten. Hier, wo wenig Widerstand, wahrscheinlich die begeisterte Unterstützung Polens zu erwarten war, wird keine Landung versucht; der wundeste Punkt des Zarenreichs bleibt unangetastet.

* * *

Nach dem weißen Meere hatte England eine Expedition unternommen, die noch erfolgloser war als der Feldzug der vereinten Geschwader in der Ostsee. Das lag freilich in der Natur der Dinge. Die russische Küste am Polarmeer ist wenig oder gar nicht bewohnt, es ist eigentlich kein eines Angriffs werther Punkt dort als die Hafenstadt Archangel. Capitän Ommaney ging am 22. Mai mit drei Schiffen, von denen das kleinste 15, das größeste 26 Kanonen führte, nach dem Polarmeere ab. Am 14. Juni erreichte er die Mündung der Dwina, fand aber bald, daß eine Barre, die vor dem Hafen von Archangel sich erstreckt, das Einlaufen unmöglich mache. Er fuhr also in den Onegabusen, setzte an einigen Stellen Pikets an's Land und ließ ein paar Zollhäuser und einige Dutzend Bauernhäuser niederbrennen. Im August begab er sich auf die Rückfahrt, nachdem er im Ganzen drei Kauffahrteischiffe erbeutet hatte. Auf der Rückfahrt gelang es ihm noch, die befestigte Stadt Kola zu zerstören, die

an einem Flusse, 7 Meilen landeinwärts, auf der gleichnamigen Halbinsel liegt. Ommaney lief mit dem Schiffe Miranda in den Fluß ein, hielt das Feuer der Forts aus und warf glühende Kugeln in die Stadt. Nach russischen Berichten gingen die Magazine, zwei Kirchen und 92 Häuser in Flammen auf.

Achtes Kapitel.

Die Armee der Westmächte im Orient. — Die Krimexpedition. — Schlacht an der Alma. — Die Festung Sebastopol. — Die Belagerung. — Erste Beschießung. — Die Schlacht bei Balaklawa. — Schlacht bei Inkermann. — Stillstand der Belagerung. — Leiden der Alliirten. — Die Lage der Russen in der Krim. — Rückwirkung des Kriegs auf das ganze russische Reich. — Die diplomatischen Verhandlungen. — Manifest des Kaisers. — Schlacht bei Eupatoria.

Wir haben die Landtruppen der Westmächte in Varna verlassen und müssen jetzt zu ihnen, von denen Rußland die größte Gefahr drohte, zurückkehren.

Es waren 60,000 Mann, welche Frankreich und England seit Anfang Juli in der Umgegend von Varna stehen hatten. Wo — das war die erste Frage — sollten dieselben verwandt werden?

Die Entscheidung dieser Frage lag zunächst in den Händen der Oberkommandanten beider Armeen. Lord Raglan als Kommandant der englischen, St. Arnaud, als Kommandant der französischen Truppen, besaßen im Rathe zu Varna die gewichtigste Stimme, wenn auch Omer Pascha, als Oberbefehlshaber der türkischen Armee, und die

Admiräle der drei Flotten gleichfalls ihr Votum abzugeben hatten. Ueberdies ließen sich's die Kabinette von London und Paris nicht nehmen, ihren Oberbefehlshabern mit guten Rathschlägen an die Hand zu gehen, — Rathschlägen, die im Munde des absoluten Beherrschers der Franzosen Befehlen fast gleich zu achten waren.

Der französische Oberfeldherr, Marschall St. Arnaud, verdankte seinen Marschallstab wie die Ehre, das französische Heer gegen Rußland zu führen, lediglich dem 2. December 1851. Ein Offizier von mittelmäßigen Fähigkeiten, ein Mann von schlechtem Ruf, besaß er keinerlei wirklich lobenswerthe Eigenschaft als eine persönliche Bravour, wie sie freilich unter hundert französischen Offizieren neunzigen eigen zu sein pflegt. Zudem war er todtkrank, sein Herzbeutel war angefressen, fürchterliche Schmerzen peinigten ihn, und Ohnmachten suchten ihn häufig heim.

Lord Raglan, der Oberkommandant der englischen Armee, war ein Kriegskamerad des Herzogs von Wellington, ein anerkannt tüchtiger Offizier und in gutem Ansehn bei seinen Truppen. Aber er war alt, gebrechlich, hing an soldatischen Formen und militärischen Einrichtungen einer längst vergangenen Zeit, und war von Generalstabsoffizieren umgeben, die besser für die Paraden im Hydepark als für ein Feldlager paßten.

Die beiden Oberkommandanten hatten zwischen drei Punkten zu wählen, auf denen sie die Russen angreifen konnten: sie mußten sich auf die Armee Gortschakof's werfen, oder die Russen in der Krim angreifen, oder einen Feldzug nach Asien machen.

Die erste unter den drei Möglichkeiten lag am nächsten; und Omer Pascha machte wiederholt alle Gründe geltend, die sich dafür anführen ließen. Wir haben im vorigen Kapitel gesehen, wie die russische Armee von der türkischen gedrängt sich im Juli, August und September unter verlustvollen Gefechten aus den Fürstenthümern zurückzog. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um einzusehn, daß eine Betheiligung der 60,000 Mann Anglofranken ihre Verluste mindestens beträchtlich hätte erhöhen müssen. Aber wie die Alliirten den Türken an der Donau keine Kompagnie zur Hülfe gesandt, so lehnten sie es auch jetzt ab, an ihrer Seite den Russen nachzurücken. Angeblich geschah das, weil die vereinten Armeen nicht mit hinreichender Kavallerie und mit genügenden Transportmitteln versehen wären, auch keine Belagerungsparks hätten, um gegen die russischen Festungen in Bessarabien vorzugehn. Dieser Grund ist ohne Zweifel nur ein Vorwand gewesen; jener Mangel konnte die Operationen auf ein geringeres Maß beschränken, sie jedoch nicht ganz hindern, und der spätere Feldzug nach der Krim zeigte, daß man im brittisch-französischen Hauptquartier auf solche Mängel nur zu wenig Werth legte. Das Haupthinderniß scheint anderer Natur gewesen zu sein, es lag in den diplomatischen Kombinationen. Der am 14. Juni zwischen der Pforte und Oesterreich abgeschlossene Vertrag berechtigte das letztere, die Donaufürstenthümer militärisch zu besetzen. Damit war einer Armee, die von Bulgarien aus gegen das südliche Rußland operiren wollte, die eigentliche Operationsbasis abgeschnitten, ja es war einer solchen bei der zweideutigen Hal-

tung Oesterreichs geradezu eine gefährliche Aufgabe gestellt. Die Besetzung der Moldau und Walachei durch österreichische Truppen war für Rußland eine Demüthigung, für die Türkei und ihre Alliirten war sie ein Verlust: sie beraubte dieselben der Hülfsquellen, welche diese Fürstenthümer boten, und zwang sie, den Kriegsschauplatz nach einem andern Grenzpunkte des russischen Reichs zu verlegen.

Es blieben sonach die Krim und Asien übrig. Schon im Monat Juni war davon die Rede gewesen, die Armeen auf jene Halbinsel zu werfen und namentlich Sebastopol anzugreifen. In den Tuilerien war der Plan entworfen, und die englische Regierung gab Lord Raglan den Befehl, die Vorbereitungen zu treffen, falls ihm ein solches Unternehmen ausführbar erscheine. Lord Raglan erwiderte, daß er noch nicht hinreichend instruirt sei, daß ihn aber die Besetzung von Perekop, welche ihm zur Einleitung der Operationen empfohlen worden, weder räthlich noch ausführbar scheine. Am 4. Juli indeß wurde zu Varna ein Kriegsrath gehalten, der den Beschluß faßte, die Expedition zu unternehmen. Vorbereitungen wurden alsbald getroffen, Proviant und Munition herbeigeschafft, Boote gebaut, Manöver ausgeführt und einige Offiziere ausgesandt, um die Küsten der Krim zu rekognosciren. Anfang August ward ein neuer Kriegsrath gehalten. In diesem wußte der französische Marschall die Bedenken des Lord Raglan zu beschwichtigen, und der Prinz Napoleon, der Herzog von Cambridge wie die Admiräle der englischen und französischen Flotte, welche

ebenfalls der Expedition abgeneigt waren, wurden überstimmt.

Bald nach diesem Kriegsrath erließ St. Arnaud eine Proklamation an die Armee und verkündete ihr, was beschlossen sei. Er unterrichtete damit aber auch die Russen von dem Plan und veranlaßte sie, auf ihrer Hut zu sein, ihre Truppen, die sich auf der Krim befanden, zu verstärken und Sebastopol zu befestigen.

Natürlich ist das nicht St. Arnaud's Absicht gewesen. Sein Zweck war, die Truppen in Varna zu beschwichtigen, die höchst unzufrieden damit waren, daß man sie so lange unthätig stehen ließ; vielleicht wollte er nebenbei auch dem europäischen und zunächst dem französischen Publikum, das mit Ungeduld auf Siegesnachrichten wartete, eine hoffnungsvolle Aussicht eröffnen. Aber dieser Zweck wurde auf die ungeschickteste Weise von der Welt erreicht. Eben so ungeschickt war eine andere Maßregel, die dem gleichen Zwecke diente. St. Arnaud befand sich in Konstantinopel, wo er sich einstweilen mit seiner Gattin häuslich niedergelassen hatte. Dorthin schrieb ihm General Canrobert, daß die Armee murre, daß sie verlange, gegen irgend einen Feind geführt zu werden, und daß es dringend nöthig sei, ihr Arbeit zu geben. Der Marschall antwortete darauf Folgendes: „Es muß noch Russen in der Dobrudscha geben, machen Sie Jagd auf diese und erringen Sie irgend einen Vortheil, woraus wir einen Sieg machen können, um ihn dem Kaiser zum Nationalfeste am 15. August darzubringen. Espinasse wäre vielleicht für einen derartigen Handstreich der geeignete General."

Espinasse, der in jener Zeit mit einer Division in Kustendsche stand, wurde wirklich mit der Expedition beauftragt. Russen fand er in der Dobrudscha nun freilich nicht. Es waren dort überhaupt nur noch wenige Schwadronen Kosacken, die bei der Annäherung der Franzosen spurlos verschwanden. Aber Espinasse fand in der ungesunden Steppe der Dobrudscha einen schlimmeren Feind, die Cholera. Er strengte durch nutzlose Märsche seine Truppen übermäßig an, verlor ein Zehntheil derselben und schleppte mit dem Rest die böse Krankheit in's Lager.

Die Cholera hatte schon in Gallipoli Einzelne hinweggerafft, in Varna trat sie mit einer furchtbaren Heftigkeit auf. Gegen 5000 Mann starben daran in kurzer Zeit. Entmuthigung und Unzufriedenheit riß ein unter den Ueberlebenden, sie forderten laut, daß man sie gegen den Feind führe und nicht im Lager hinopfre. Die Namen der geächteten Generale, eines Cavaignac, Lamoriciere und Charras wurden gerufen. Zu den Schrecken der Seuche kam eine große Feuersbrunst, Nachts vom 12/13. August, die den größten Theil von Varna in Asche legte. Gleich darauf jedoch — vielleicht gerade in Folge der Flammen — verlor sich die Cholera. Die Lücken, die sie im Heere gerissen, wurden möglichst rasch ersetzt, und der Beginn der Expedition auf den Anfang September festgestellt.

Am 4. September stachen die ersten französischen Schiffe in See. Am 7. und 8. stießen sämmtliche Schiffe bei der Schlangeninsel, der Donaumündung gegenüber, zusammen. Es war eine ungeheure Armada: 33 Linienschiffe, 102 Dampfer und 420 Transportschiffe.

Am Bord derselben befanden sich an Franzosen: 23,000 Mann Infanterie und 8 Batterien Artillerie (die Kavallerie war vorläufig zurückgeblieben), an Engländern: 22,000 Mann Infanterie nebst 8 Batterien und 5 Schwadronen Reiterei; außerdem 8000 Türken.

Von den Generalen und Admiralen ward in der Nähe der Schlangeninsel ein Kriegsrath gehalten und in Folge dessen 'ein kleines Geschwader mit einer Anzahl höherer Offiziere abgesandt, um eine zur Landung geeignete Stelle der Krimküste ausfindig zu machen. Diese Offiziere bezeichneten die Rhede und Küste von Eupatoria am Weststrande der Krim als den geeigneten Platz, und am 13. September Abends sammelte sich daselbst die Armada.

Eupatoria hatte nur eine Besatzung von 200 Russen. Diese räumten das Feld, und der Ort wurde von einigen Tausend der Alliirten besetzt. Am 14. begann die Ausschiffung in Masse, am 16. war sie beendet, nur das zur Belagerung Sebastopol's bestimmte Material blieb auf der Flotte zurück. Ein Theil der geleerten Fahrzeuge segelte nach Varna zurück, um noch 9000 Mann französische Infanterie und die französische Kavallerie zu holen.

Auf der steinigen und baumlosen Küste in der Nähe von Eupatoria bivouakirten die Truppen vom 14. bis zum 19. September. Der Feind störte sie nicht, die spärlichen Bewohner kamen ihnen freundlich entgegen, und nur die ungestüme Witterung verursachte ihnen, zumal den mit keinen Zelten versehenen Britten, Unbequemlichkeiten und Leiden.

Am 19. September setzte sich die ganze Masse in

Bewegung nach Süden zu. Die Flotte fuhr langsam in der Nähe des Strandes entlang; ihr parallel auf dem Lande marschirten die Truppen. Gegen Mittag stießen die letzteren auf den Feind. Es war russische Reiterei, mit der einige Schüsse gewechselt wurden, und die sich dann zurückzog hinter den Fluß Alma, an welchem eine russische Armee unter der Führung Mentschikofs stand.

Die Zahl der russischen Truppen auf der Krim war ursprünglich nur klein gewesen. Außer den Marinetruppen in Sebastopol befanden sich dort im Frühsommer 1854 nicht mehr als zwei Brigaden Infanterie. Erst als die Pläne der Alliirten gegen die Krim bekannt wurden, erinnerten sich die Russen an die Nothwendigkeit, ihre Streitkräfte daselbst zu verstärken. Zwei ganze Infanteriedivisionen, Scharfschützen, Reiterei und Artillerie war hinübergesandt, zum Theil erst vierzehn Tage vor der Landung der Alliirten aus der Moldau angekommen, und Mentschikof hatte an der Alma 30—35,000 Mann unter seinem Befehl.

Gleichwol war es eine etwas leichtfertige Idee des Fürsten, eine Idee, die an sein frivoles Auftreten in Konstantinopel erinnert, sich mit diesen 35,000 Mann den fast doppelt so starken Alliirten in offener Feldschlacht entgegenzustellen. Er wich damit von der traditionellen Vertheidigungsweise der Russen ab, und in diesem Fall ohne genügende Motive. War es eine seltsame Verwegenheit, der stärkeren, ungeschwächten, kampfbegierigen und kriegstüchtigen feindlichen Armee gegenüber auf einen Sieg zu hoffen, so war es eine Tollkühnheit, eine Niederlage zu riskiren. Im letzteren Fall war es immerhin

möglich, daß Sebastopol, das Ziel der anglofränkischen Armee, im ersten Anlaufe genommen wurde, und Niemand wußte besser als Mentschikof, daß die Befestigungen des Platzes auf der Landseite unvollendet und unzureichend waren.

Das Einzige, was den Entschluß des russischen Oberfeldherrn einigermaßen entschuldigen kann, ist die vortheilhafte Position, die er eingenommen hatte. Sobald ihn die ausgestellten Kosacken von der Landung der Alliirten benachrichtigt, zog er sich an den Rand eines Hügelrückens zurück, dessen Erstürmung allerdings Schwierigkeit machen mußte. Zwei bis drei Meilen südlich von Eupatoria fällt der Fluß Alma in's Schwarze Meer, er ist in seinem unteren Laufe gegen 40 Fuß breit, hat überhaupt ziemlich steile Ufer und am linken, südlichen Rande eine Hügelkette, die sich durchschnittlich bis zu 3—400 Fuß erhebt. Auf diesen Höhen erwartete Mentschikof den Feind. Die Abhänge nach dem Flusse zu waren mit Scharfschützen besetzt. Die Höhen selbst, welche nach dem Meere und nach der Almamündung zu klippenreich und schroff sind, haben überall tiefe Risse und Schluchten, die sich unter verschiedenen Winkeln in's Thal der Alma senken und im Frühling wol die Kanäle bilden, durch welche das Schneewasser herabstürzt. Auf den Spitzen der Hügel und an den Rändern der Schluchten waren Batterien errichtet, von denen die Abhänge, die Flußübergänge und das jenseitige Flußufer bestrichen wurden; das Centrum der russischen Stellung befand sich am Rande einer Schlucht, die breiter als die übrigen ein Seitenthal bildet, durch welches die Straße von Se-

bastopol läuft und geradeswegs auf die Brücke der Alma zuführt; ein hier angelegtes Erdwerk war mit dreizehn 32 Pfündern besetzt. Die Bäume am Flusse waren umgehauen und in's Wasser geworfen, theils um den sich nähernden feindlichen Truppen jede Deckung zu rauben, theils um ihnen die Passage zu erschweren. Das Dorf Burluk am rechten Ufer war zum Anzünden vorbereitet, und die Brücke über die Alma so hergerichtet, daß sie rasch abgetragen werden konnte. Das Gestrüpp an den Abhängen hatte man größtentheils abgeschnitten, um es gleichfalls beim Andringen des Feindes in Brand zu stecken.

Mentschikof selbst behielt sich die Oberleitung der Schlacht vor; den linken Flügel übergab er dem Fürsten Peter Gortschakof*), den rechten dem General Bohadof. Der linke Flügel stand zunächst der Almamündung, ein Reservedetachement weiter südlich auf der Höhe an der Küste, um die feindliche Flotte zu beobachten. Der rechte Flügel war am stärksten besetzt und dehnte sich ziemlich landeinwärts aus, weil man da eine Umgehung befürchtete. Die ganze Front der russischen Armee war eine halbe deutsche Meile lang. Der Oberkommandant war übrigens, nachdem er Alles angeordnet, seines Erfolges so gewiß, daß er die Damen der Umgegend zum Siegesfeste einlud.

Die Nacht vom 19./20. September bivouakirten die verbündeten Armeen Angesichts des Feindes. Am 20.

---

*) Nicht zu verwechseln mit Michael Gortschakof, dem Kommandeur der Donauarmee.

früh 7 Uhr setzten sie sich den Verabredungen gemäß, welche die beiden Oberkommandanten getroffen hatten, in Bewegung. Zunächst dem Meere sollte die französische Division Bosquet in Gemeinschaft mit den Türken und unterstützt von dem Feuer einiger Dampfer die Höhen stürmen, welche der linke russische Flügel besetzt hielt. Wäre dies geschehen, sollte der Rest der Franzosen gegen das russische Centrum vorrücken und endlich die englische Armee dem rechten Flügel der Russen in die Flanke fallen.

Es ward 10 Uhr, bis die Division Bosquet mit den Türken an der Almamündung anlangte; die erstere durchschritt den Fluß und zog sich an dem Fuße der Höhen entlang, die dem Meere zunächst liegen, in die Flanke des linken Flügels der Russen. Nun begannen die Dampfer zu feuern. Ueber die Köpfe der Division Bosquet hinweg schlugen die Bomben in die Reihen und zwischen die Batterien der Russen. Diese erwiderten das Feuer, aber ohne Wirkung. Ein Pulverwagen ward von einer französischen Bombe getroffen und flog in die Luft; eine andre fiel in einen Hinterhalt, den die Russen den Franzosen für den Fall gelegt hatten, daß sie gegen die Höhen vordrängen. Endlich zogen die Russen ihre Batterien von dem Rande der Höhe zurück. Gegen ein Uhr Mittags begannen die Franzosen, den Abhang zu erklettern. Vergeblich warfen sich ihnen 7 Bataillone Infanterie und 2 Schwadronen entgegen; sie stutzten, aber durchbrachen dann in unwiderstehlichem Anlaufe den Feind. Mentschikof sandte vier Bataillone Infanterie und dreißig Geschütze zu Hülfe,

aber die Dampfer überschütteten sie mit einem Kugelregen, und die bergaufstürmenden Franzosen warfen die Weichenden vollends über den Haufen. Damit war die schwierigste Arbeit auf dieser Seite des Schlachtfeldes gethan: der Bergrücken war erklimmt. Die Divisionen Canrobert's, des Prinzen Napoleon und des Generals Forey waren nun auch herangerückt, um den Feind vollends zu werfen. Die Russen fochten mit Todesverachtung, aber dem gewaltigen Andrange der feindlichen Massen widerstanden sie nicht, und die Gefahr, durch die immer mehr Terrain gewinnende Division Bosquet abgeschnitten zu werden, ward mit jeder Minute größer. Gegen 4 Uhr Nachmittags bequemte sich Gortschakof zum Rückzug.

Inzwischen waren auch die Britten zum Angriff übergegangen. Gegen 2 Uhr Mittags setzten sich die Kolonnen in Marsch, gegen das Centrum und den rechten Flügel der Russen. Die Divisionen Lacy, Evans und Brown näherten sich der Alma. Als die erstere, der Sebastopoler Straße folgend, das Dorf Burluk, hart am Flusse, erreichte, stand dies in Flammen. Die Engländer waren genöthigt, dasselbe rechts und links zu umgehen. Unter dem heftigsten Geschützfeuer des Feindes hielten sie eine Zeitlang aus, den Erfolg der französischen Attake abwartend. Endlich gab Lord Raglan Befehl zum weiteren Vorrücken. Da stürzten sich die Kolonnen unter einem Regen von Kugeln und Kartätschen in die Alma und durchwateten sie. Am anderen Ufer waren die Abhänge von russischen Jägern besetzt, die Batterien donnerten fortwährend, und die Infanteriemassen oben erwarteten die Stürmenden. Es entspann sich ein blutiger,

hartnäckiger Kampf. In einigen brittischen Regimentern fielen die Leute haufenweise; jeder Schritt hinauf kostete Blut; die Russen ließen es bis zum Handgemenge kommen. Aber die unerschütterliche englische Tapferkeit überwand Alles und näherte sich den Höhen. „In diesem Zeitpunkte," erzählt ein Augenzeuge,*) „sah man eine gewaltige russische Infanteriemasse sich hinab nach der Batterie bewegen. Sie machte Halt. Es war die Krisis des Tages. Dicht geschlossen und wie nach dem Lineal gerichtet, sah sie aus, als wäre sie aus massivem Fels gehauen. Es war gar nicht zu bezweifeln, daß unser Fußvolk, wenn es geschwächt und erschöpft in der Batterie ankam, von einem neuen und überlegenen Feuer begrüßt werden würde, welches es in seinem Zustande kaum hätte aushalten können. Lord Raglan erkannte die Schwierigkeit der Lage. Er fragte, ob es möglich sei, ein paar Geschütze herbeizuschaffen, um auf diese Masse zu feuern. Die Antwort lautete bejahend, und ein Artillerieoffizier führte zwei Geschütze herbei. Der erste Schuß ging über die Kolonne hinweg, aber die drei nächsten fuhren mitten in die Glieder und man konnte einen Augenblick ihre Bahn durch die Lücken, die sie gerissen, verfolgen. Nach einigen Schüssen mehr fing die Kolonne an zu wanken, löste sich auf und floh über den Hügel zurück, indem sie sechs oder sieben gesonderte Reihen Verstümmelter zurückließ, wo die Todesboten ihre Glieder durchfurcht hatten. Nun war unser Fußvolk von einem

*) William Russel, der Korrespondent der Times, dessen Berichte auch im Folgenden öfters benutzt sind.

bedrohlichen Nachbar befreit und es stürmte wieder in herrlicher todbringender Haltung vorwärts." So weit der Augenzeuge. Die Russen mußten gleich darauf die Batterien räumen, und die Höhen wurden gewonnen.

Weiter nach links, dem rechten russischen Flügel gegenüber, hatte die Division Brown nicht minder tapfer gekämpft und einen nicht minder hartnäckigen Widerstand besiegen müssen. Im ersten Anlauf hatte sie die Alma durchschritten und zwar troß großer Verluste in eine Redoute eingedrungen, auf welche der russische rechte Flügel sich stützte. Dann aber mußte sie einem mörderischen Kartätschen- und Kleingewehrfeuer weichen, die Redoute verlassen und bis an die Alma zurückgehn. Mittlerweile hatte jedoch auch der Herzog von Cambridge mit seiner Division den Fluß passirt und ließ einerseits die Garden, andrerseits die Hochschotten vorrücken. Die Division Brown ordnete sich wieder und drang ebenfalls von neuem auf den Feind ein. Nach hartnäckiger Gegenwehr ward er auch auf diesem Theile des Schlachtfeldes geworfen. Gegen 4 Uhr Nachmittags waren die Russen überall im Rückzuge begriffen. Sie schoben ihre Reiterei zur Deckung vor, und die Allürten, denen die Kavallerie fast gänzlich fehlte, mußten von der Verfolgung abstehn.

Die Verbündeten konnten die Schlacht an der Alma mit Recht einen Sieg nennen, aber sie hatten ihn ziemlich theuer erkauft. Die Britten hatten 99 Offiziere und 1884 Mann, die Franzosen 57 Offiziere und 1286 Mann an Todten und Verwundeten, der Gesammtverlust also belief sich, — da die Türken in Reserve stehend nicht am

Kampfe betheiligt gewesen waren — auf 156 Offiziere und 3170 Mann. Die Russen hatten wenig mehr verloren: 145 Offiziere und 4337 Mann.

Ihren Zweck hatten beide, die Alliirten und die Russen, nicht erreicht. Den letzteren war es nicht gelungen, ihre Position zu behaupten, und sie hatten somit nutzloser Weise über 4000 Mann hingeopfert; die Alliirten hatten den rechten Flügel des Feindes nicht zu umgehen vermocht, wie es ihre Absicht gewesen, die feindliche Armee nicht zersprengt, sondern nur auf Sebastopol zurückgedrängt, und ihr die Möglichkeit gelassen, die Besatzung der Veste zu verstärken oder eine zu unternehmende Belagerung von außen her zu stören.

Folgen wir zuvörderst der siegreichen Armee der Verbündeten.

Zwei Tage, den 21. und 22. September, blieb sie auf dem Schlachtfelde stehn. Es galt die Verwundeten unterzubringen, die Todten zu begraben, neue Lebensmittel herbeizuschaffen und über die ferneren Operationen Rath zu pflegen. Das letztere war die schwierigste Aufgabe und hat zur Verlängerung des Aufenthalts an der Alma wol am meisten beigetragen. Der Marschall St. Arnaud war sterbenskrank. Es ging mit ihm zu Ende. Auf dem Schlachtfelde war er umhergeritten, gehalten von zwei Dragonern auf jeder Seite des Pferdes. Seine Schmerzen waren ohnehin schon entsetzlich, ein paar Blutschwären auf der Brust vergrößerten sie noch. Nach der Schlacht, nachdem er seinem Herrn und Meister lakonisch gemeldet: „le canon de votre majesté a parlé“ kündigten sich die Vorboten der Cholera bei ihm an, und

er lag ruhelos auf einem Heubündel, von einem Militärmantel bedeckt. Lord Raglan's alte Bedenken gegen den Krimfeldzug waren durch die starken Verluste, die seine Armee erlitten, mit neuer Kraft erwacht; er war zaghaft und überängstlich geworden. Der Feind schien in der ersten Zeit nach der Schlacht ganz vergessen, keine Detachements, keine Patrouillen wurden ihm nachgeschickt, um die Richtuug seines Rückzugs zu erkunden, keine Kundschafter wurden aufgeboten: Niemand wußte im Lager der Verbündeten, welchen Weg Mentschikof genommen.

Am 23. setzte sich die Armee wieder in Marsch, kam an diesem Tage bis an das Flüßchen Katscha, und am folgenden bis an den Bach Belbek. Die Flotte segelte am Meeresufer entlang. Im Katscha-Thal erst erfuhren die Alliirten, wo die russische Armee geblieben: sie habe sich getheilt, die kleinere Hälfte sei nach Sebastopol südwärts marschirt, die größere Hälfte unter Mentschikof ostwärts nach Baktschisarai hin. Auch lief hier von der Flotte aus die Nachricht ein, die Russen hätten die Rhede Sebastopols durch Versenkung von 5 Linienschiffen und 2 Fregatten gesperrt. Am Belbek fanden die Anglofranken einige schwache feindliche Haufen, die sich jedoch sofort zerstreuten.

Hier legte der französische Marschall den Oberbefehl nieder. Am 25. schrieb er an den Kriegsminister, er sei außer Stande, das Commando fortzuführen. Ein Nachfolger war ihm in General Canrobert bereits bestimmt, und es sei hier beiläufig bemerkt, daß St. Arnaud drei Tage darauf am Bord eines Schiffes, wohin er sich hatte bringen lassen, an der Cholera starb.

Hier ward auch die Marschroute, welche bisher geradeswegs auf Sebastopol zu von Norden nach Süden ging, abgeändert. Im Kriegsrath der Alliirten wuchs die Einsicht von der Schwierigkeit und von der Gefahr der Expedition. Die Nachricht von der Versenkung russischer Schiffe schien zu beweisen, daß ein verzweifelter Widerstand zu erwarten stehe und daß auf die Mithülfe der Flotten vielleicht wenig zu zählen sei. Die bei jedem Schritt größer werdende Entfernung von Eupatoria, wo eine Besatzung geblieben, erinnerte daran, daß der Rücken von Mentschikof's Armee bedroht werden könne, und daß man im Begriff sei, zwischen diese Armee und die Festung zu gerathen. Also ward ein andrer Plan entworfen und eine andre Richtung eingeschlagen.

Sebastopol liegt an einem Meerbusen an der westlichen Küste der Krim, ein Theil der Festung am nördlichen Ufer, der andere Theil am südlichen Ufer des Busens. Die bisherige Marschroute der Armeen führte auf die Nordhälfte zu. Jetzt aber wurde eine Schwenkung beschlossen, nach Südosten hin, um die Festung und den Meerbusen herum, damit man Sebastopol von der schwächer befestigten Südseite angreife und zugleich in dem südlichsten Zipfel der Halbinsel, wo ein paar sichre Häfen den Flotten Zugang gestatteten, den Rücken gedeckt wisse.

Am 25. ward diese Flankenbewegung angetreten. Sie führte die Armee durch ein schwieriges Terrain, über Hügel und durch Schluchten, die mit Wald und Gestrüpp bewachsen waren und nur selten gebahnte Wege hatten, dicht an der nordöstlich stehenden Armee Mentschikof's vorbei. Aber beide Heere wußten Nichts von einander.

Auch der russische General hatte das Rekognosciren versäumt und war über die Bewegungen seiner Gegner völlig im Dunkel. Im Laufe des 25. September stieß die Vorhut der Engländer auf eine russische Kolonne: beide waren überrascht und vergewisserten sich erst durch diese zufällige Begegnung von der beiderseitigen Stellung. Am 25. Abends erreichten die Alliirten das Landgut Mekensija, den folgenden Tag gingen sie durch das Thal der Tschernaja, und die brittische Armee kam vor dem Hafen von Balaklawa an. Der Platz war noch von den Russen besetzt, und diese eröffneten ein Feuer gegen den sich nähernden Feind. Lord Raglan war eben im Begriff, angreifen zu lassen, als die englische Flotte, die nach dem Hafen beordert war, die Festungswerke zu beschießen anfing. Darauf streckte dann die schwache russische Besatzung das Gewehr.

Die französische Armee erreichte ihren Bestimmungsort etwas später, am 27. und 28. ging sie zwischen den Britten auf der einen Seite und Sebastopol auf der andern Seite hindurch und erlangte so die Verbindung mit der Kamieschbai, wo die Transportschiffe bereits vor Anker lagen. Damit war der gefährliche Flankenmarsch durch unwegsame Gegenden ohne Störung und ohne Verlust beendet; eine Last fiel von den Herzen der beiden Feldherrn, und die Franzosen nannten in ihrer Freude die Bucht von Kamiesch den Hafen der Vorsehung.

* * *

Bevor wir den Verlauf der merkwürdigen Belagerung Sebastopols schildern, ist es nöthig, dem Leser

eine flüchtige Skizze der Festungswerke und des umliegenden Terrains zu geben.

Es ist bereits bemerkt, daß Sebastopol an den beiden Ufern eines Meerbusens liegt, der an der Westküste der Krim tief, etwa eine deutsche Meile tief, in das Land der Halbinsel hineinschneidet. Die Richtung dieses Busens geht von Westen nach Osten mit geringer Neigung nach Süden. Am Eingange desselben lagen vierzehn Batterien und vier Forts: an der Nordseite das große und kleine Fort Konstantin, an der Südseite das Quarantainefort und das Fort Alexander; der Zwischenraum zwischen dem kleinen Fort Konstantin und dem Fort Alexander war gesperrt durch die versenkten Schiffe, 5 Linienschiffe und 2 Fregatten. An dem Südrande des Meerbusens, einige tausend Schritt vom Eingange, hat das Meer einen Zweigbusen ausgewaschen, der mit dem größeren Busen beinahe einen rechten Winkel bildet und sich von Norden nach Süden etwa eine halbe Stunde weit erstreckt. Dieses ist der Kriegshafen von Sebastopol. Der Eingang zu demselben ward vertheidigt durch zwei Werke: auf der westlichen Ecke durch das Fort St. Nikolaus, auf der östlichen durch die Batterie von St. Paul. Am westlichen Ufer des Kriegshafens, auf einem Hügel, der sich bis zu 250 Fuß erhebt, liegt die eigentliche Stadt, am östlichen die Vorstadt Karabelnaja; beide zusammen zählten vor der Belagerung ungefähr 40,000 E.

Die Vertheidigungsfähigkeit Sebastopol's beruhte ursprünglich auf den gegen das Meer hin angelegten Werken. Einem Angriffe von der Seeseite her waren furchtbare Hindernisse in den Weg gelegt. Sieht man auch

ab von den versenkten Schiffen, so konnte aus den Festungswerken ein Alles zerschmetterndes Feuer auf jedes sich dem Hafen nahende Fahrzeug unterhalten werden. Die Granitmauern der Forts waren mit Kanonen bespickt, die steil abfallende Küste mit Verschanzungen umsäumt.

An einen Angriff von der Landseite her war dagegen bei der Anlage der Befestigungen wenig gedacht. Als sich das Gerücht von einer beabsichtigten Landung der Alliirten auf der Krim verbreitete, war die Stadt nach dem Lande zu nur geschützt durch eine drei Fuß starke Mauer, welche wol Schießscharten und hie und da einen steinernen Thurm, aber nicht einmal einen Graben hatte. Die Mauer begann bei dem Fort Alexander auf der südwestlichen Ecke der großen Bai, umrahmte die ganze Stadt und den Hafen bis zu seiner südlichsten Spitze und endigte an der Nordostecke der Vorstadt Karabelnaja. Eine solche Mauer konnte einem ernsten Angriff gegenüber nur wenig Schutz bieten, und die Russen sahen das ein. Sie begannen an Erdwerken zu arbeiten, und seit der Landung der Alliirten zumal waren sie in unermüdlicher Thätigkeit. Vor der Mauer wurde ein Graben gezogen, ein Glacis aufgeschüttet und fünf Erdbastionen aufgeworfen. Drei dieser Bastionen lagen östlich vom Hafen und von der Stadt: die Thurmbastion — hinter welcher der Malakofthurm lag, — der Redan und die Mastbastion, zwei westlich: die Centralbastion und die Quarantainebastion. Diese Werke waren jedoch noch unvollendet und unvollständig armirt, als die Alliirten eintrafen.

Die letzteren hatten ihre Armee auf dem Terrain vertheilt, das südwärts und südostwärts von Sebastopol den Zipfel der Halbinsel bildet. Dieser Zipfel ist ein gleichschenkliges Dreieck, als dessen Grundfläche im Osten eine vom Hafen Balaklawa bis zum innersten Winkel des großen Busens von Sebastopol gezogene Linie betrachtet werden kann. Den einen Schenkel bildet die Südküste der Krim von Balaklawa bis zum Kap Chersones, den andern die Küste vom Kap Chersones bis zum innersten Winkel des erwähnten Busens. Die Linie von Balaklawa bis zum Kap Chersones ist unnahbar und ohne Häfen, die Küste steigt hier steil, fast senkrecht an und hebt sich bis zu einer Durchschnittshöhe von 3—400 Fuß; von hier aus hatten die vereinigten Armeen also Nichts zu befürchten. Der Schenkel des Dreiecks von Chersones bis in den Winkel des Busens von Sebastopol ist von Buchten zersplittert, diese Buchten und Küsten bis zur Festung hin waren in der Gewalt der Alliirten, darunter bot die Bai von Kamiesch einen sicheren Hafen. Auch der unterste östliche Theil des Schenkels, der südliche Rand des Sebastopoler Busens wurde von den Alliirten besetzt. Die Grundlinie des Dreiecks endlich bildet eine nach Osten, also nach dem Innern der Krim zu geneigte Abdachung, die in krummer Linie von Balaklawa aus sich erst nordwestwärts, dann nordostwärts wendet und bis an den Rand des Busens von Sebastopol sich erstreckt.

Das Innere des Dreiecks ist ein Plateau, eine wüste, baumlose Hochfläche, die von mehren Schluchten durchschnitten wird. Der Boden besteht großentheils aus

Kalkstein, der theils als fester Fels, theils als Gerölle, theils als Staub verwittert zu Tage tritt.

Die Aufstellung der Truppen, wie sie von Lord Raglan und General Canrobert bald nach der Ankunft vor der Festung angeordnet wurde, war folgende. Die Franzosen theilten sich in zwei Corps; das eine zur Belagerung bestimmte unter General Forey wurde der West- und Südseite der Festung, der Quarantäne-, Central- und Mastbastion gegenüber aufgestellt, das andre unter General Bosquet postirte sich südöstlich auf dem Weg nach Balaklawa und sollte als Observationscorps dienen. Die englische Armee sollte auf der Ostseite Sebastopol's, also die Vorstadt Karabelnaja, angreifen. Abtheilungen derselben lagerten sich vor dem Redan und der Thurmbastion, die Hauptmacht stand weiter rückwärts, und der Rest sammt den Türken vertheidigte den Rand und den Abhang des Plateaus, den wir als die Grundlinie des Dreiecks bezeichnet haben. Der rechte Flügel der Britten reichte bis an das Ufer des Meerbusens von Sebastopol, der linke Flügel derselben war von der französischen Armee unmittelbar vor der Festung durch eine Schlucht geschieden, welche gleichsam die Fortsetzung des Hafens in's Innerste ist. Der linke Flügel der Franzosen lehnte sich an die Nordwestküste, da wo das Schwarze Meer die sogenannte Strelitzenbai bildet.

Aus diesen Dispositionen ergiebt sich zweierlei, was für das Verständniß der Belagerung von Wichtigkeit ist. Es ergiebt sich daraus erstens, daß die Festung nicht vollständig eingeschlossen war, die nördlich vom Meerbusen gelegenen Forts waren gar nicht mit in den

Kreis der Belagerung gezogen. Die Verbindung zwischen diesen Forts und der Südseite der Festung einerseits und die Verbindung zwischen den Forts und dem Inneren der Halbinsel andrerseits war durch Nichts gehemmt. Lebensmittel, Munition, Mannschaften konnten ungestört vom Festlande Rußlands nach der Krim, von da nach der belagerten Stadt gebracht werden. Die Alliirten unternahmen dasselbe Wagstück, an dem die Russen vor Silistria gescheitert waren; sie fingen an eine Festung zu belagern, ohne sie ringsum einzuschließen. Es ergiebt sich aus den Dispositionen zweitens, daß die Alliirten ihre Kräfte theilen mußten, daß sie zwei Ziele im Auge hatten, einerseits den Angriff, andrerseits die Vertheidigung. Die Franzosen stellten ein Observationskorps auf, ein Theil der Britten und die Türken postirten sich am Rande des Plateaus, die Britten warfen überdies auf den Höhen östlich von Balaklawa Schanzen auf, — Alles um sich vor einem Angriff der Russen, der Armee Mentschikof's, zu decken.

Gleich nach der Schlacht an der Alma lief in Westeuropa die Nachricht ein, Sebastopol sei gefallen. Ein Tatar sollte die Kunde nach Bukarest gebracht haben. Niemand zweifelte mehr, Alles war voll Jubel. Der österreichische Botschafter gratulirte in den Tuilerien, in London wie in Paris traf man Anstalten zu den Siegesfestlichkeiten. Aber niemals ist ein allgemeiner Jubel so unzeitig gewesen als dieser.

Die Heerführer der Alliirten, die ursprünglich wol beabsichtigt hatten, Sebastopol durch einen Handstrich zu nehmen, hatten Angesichts der Festung nicht den Muth zum

sofortigen Stürmen; sie begannen eine förmliche Belagerung. Am 28. September waren die bei Eupatoria gelandeten Truppen im Süden der Festung angekommen, acht Tage darauf trafen die noch in Varna zurückgebliebenen Franzosen ein, am 9. October fingen die eigentlichen Angriffsarbeiten an.

In der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober schickten die Franzosen Arbeiterkolonnen, gedeckt durch Infanterie, vor und warfen etwa 1200 Schritt von den feindlichen Werken die ersten Parallelen aus. Der felsige Boden erschwerte die Arbeiten außerordentlich, aber sie waren doch mit Tagesanbruch so weit gediehen, daß man, von Erdaufwürfen nothdürftig geschützt, den Bau von Batterien beginnen konnte. In der Nacht darauf eröffneten die Britten ihre ersten Laufgräben. Von den Häfen von Kamiesch und Balaklawa wurde mit unsäglicher Mühe alles Nöthige die Höhen hinauf und über das Plateau hinweg herbeigeschafft: Kanonen und Kugeln, Schanzkörbe und Sandsäcke und Lebensmittel; am 16. October war man so weit, um mit der Beschießung beginnen zu können.

Der 17. Oktober ward zum allgemeinen Angriff, von der Land- und von der Seeseite her bestimmt. Früh Morgens, um 5½ Uhr, eröffneten 53 französische und 73 englische Geschütze das Feuer gegen die russischen Bastionen. Die Russen erwiderten jeden Schuß, die Zahl ihrer Geschütze an den bedrohten Punkten war ungefähr eben so groß als die der Gegner. Gegen acht Uhr flog das Pulvermagazin einer französischen Batterie in die Luft, zerstörte 12 Geschütze und tödtete und verwundete

gegen 100 Mann, um 10 Uhr explodirte ein kleineres Magazin in einer anderen Batterie. Die Russen litten auf dieser Seite wenig, sie verdoppelten nun ihre Anstrengungen und brachten das Feuer der Franzosen vollständig zum Schweigen. Die Engländer setzten indeß den Geschützkampf fort, und sie waren etwas glücklicher. Sie sprengten kurz nach Mittag das Pulvermagazin des Redan und machten dadurch dreißig Geschütze unschädlich, etwas später flog ein Magazin im Malakof in die Luft; überhaupt fügten sie den russischen Werken bedeutenden Schaden zu und unterhielten das Feuer bis zum Anbruch der Nacht.

Im Laufe des Morgens hatte sich auch ein Theil der Flotten kampffertig gemacht, und um Mittag legten sie sich den am Meere liegenden Forts und Batterien gegenüber. Die französischen Schiffe beschossen das Quarantänefort und überhaupt die Werke der Südseite, die englischen Schiffe die an der Nordseite des Meerbusens. Der Kampf dauerte 3—4 Stunden. Die Festungswerke erlitten bei dem furchtbaren, aus einer Entfernung von 1400—1500 Schritt eröffneten Bombardement wenig Schaden; das Mauerwerk hielt, nur ein paar Schießscharten wurden zertrümmert. Dagegen wurden die Flotten arg mitgenommen, die Masten, das Takelwerk, selbst die Rümpfe wurden nicht wenig beschädigt, zwei Linienschiffe kehrten als halbe Wraks aus dem Feuer zurück und mußten nach Konstantinopel gebracht werden; mehr als 500 Todte und Verwundtete befanden sich Abends an Bord der verbündeten Schiffe.

Das war der erste Angriff auf Sebastopol, und er

hatte so gut als gar kein Resultat gehabt. Die Verluste der Besatzung an Menschen waren gering, die von den Britten zerschossenen Werke wurden noch in der folgenden Nacht ausgebessert und stärker als vorher armirt. Am empfindlichsten war für die Belagerten der Tod des Admirals Korniloff. Er wurde während der Beschießung der Thurmbastion am Bein verwundet und mußte sich den Fuß abnehmen lassen, hielt aber die Folgen der Amputation nicht aus.

Die Besatzung Sebastopol's war in den letzten Wochen bedeutend verstärkt. Mentschikof hatte gleich nach der Almaschlacht einen guten Theil seiner Armee dort gelassen und dann Kourier über Kourier an den Fürsten Michael Gortschakof nach Bessarabien geschickt, um Sukkurs zu erbitten. Am Pruth waren freilich auch keine überflüssigen Truppen, und der russische Oberfeldherr hatte keine Garantie, daß nicht Omer Pascha von der Dobrudscha aus zum Angriff überging, oder daß nicht die Oesterreicher sich offen zu dem Feinde schlugen; aber er verkannte nicht, daß die dringendste Gefahr für den Augenblick in der Krim war. „Möge ich auch geschlagen werden," schrieb er an Mentschikof, „wenn Sie sich nur in Sebastopol halten," und er sandte sofort das Korps des Generals Dannenberg in Eilmärschen ab. Ende September stießen bereits Kosacken vom Don und vom Ural zur Krimarmee, am 16. Oktober trafen die ersten Abtheilungen des Dannenberg'schen Korps, das in außerordentlich kurzer Zeit mehr als hundert Meilen zurückgelegt hatte, ein. Wenige Tage später, nachdem der Rest des Korps angelangt war, sah sich Mentschikof, die Gar-

nison der Festung eingerechnet, an der Spitze von circa 90,000 Mann.

Glaubte sich der russische Obergeneral somit stark genug, die Offensive gegen die an Zahl weit schwächeren Alliirten ergreifen zu dürfen, so hielt er sich auch durch die kleinen Vortheile, welche jene allmälig gewonnen hatten, dazu aufgefordert. Nachdem der Donner des Geschützes in der Nacht vom 17/18. Oktober geschwiegen, begann am Morgen des 18. das Feuer von beiden Seiten von neuem und dauerte in den nächsten Tagen fort. Es gelang den Russen zwar, den Belagerern mehre empfindliche Verluste durch Ausfälle und durch Pulverexplosionen zuzufügen, aber namentlich die Franzosen drangen doch allmälig weiter vor und hatten sich der einen Bastion am 23. Oktober schon bis auf 1000 Schritt mit ihren Laufgräben und Batterien genähert. Beides — die Verstärkung seiner eignen Armee und die Fortschritte der Belagerer — mochten Mentschikof bestimmen, kurz, er entschloß sich, die Alliirten im freien Felde anzugreifen.

Dies war nur auf einer Seite möglich, auf der Linie, die wir uns von der äußersten Spitze des Busens von Sebastopol — wo die Ruinen von Inkermann liegen — bis zum Hafen von Balaklawa gezogen gedacht haben, und auf dieser Seite, auf dieser Linie nur an zwei Stellen, an den Endpunkten, entweder bei Inkermann oder bei Balaklawa. Gelang es den Russen, des Hafens von Balaklawa sich zu bemächtigen, so waren die Engländer von ihrem Stützpunkte abgeschnitten und zugleich der dort lagernden Kriegs- und Mundvorräthe beraubt. Darnach traf Fürst Mentschikof, der seine Operationsarmee

nordöstlich von der Festung concentrirt hatte und allmählich seine Kosaden bis dicht an die feindlichen Vorposten rekognosciren ließ, seine Dispositionen.

Gegenüber den Höhen, welche die Alliirten von Inkermann bis Balaklawa besetzt hatten, östlich davon, liegt das Thal der Tschernaja. Es dacht sich langsam ab, ist zum Theil fast eben; es streicht von Südost nach Nordwest und wird von der Straße, die von Simferopol nach Balaklawa führt, quer durchschnitten. So ist das Thal vortrefflich geeignet, einen Sammelpunkt für Truppenmassen abzugeben, welche Balaklawa angreifen sollen.

In der Nacht vom 24/25. Oktober concentrirten sich 10—12,000 Mann Infanterie, 3000 Pferde und 40 Stück Geschütz im Tschernajathal in der Gegend des Dorfes Tschorguna. Die Leitung des Ganzen hatte General Liprandi, das Kommando der Artillerie Fürst Peter Gortschakof. Es galt der Einnahme Balaklawa's, zunächst jedoch der Erstürmung der Batterien und Redouten, welche vor der Front desselben aufgeführt waren. Zwischen 4 und 5 Uhr Morgens brachen die Russen auf, gegen 7 Uhr erreichte die Avantgarde die ersten beiden Redouten, welche je von einer Compagnie Türken und einigen britischen Artilleristen besetzt waren. Der Angriff geschah so rasch, daß die Kanoniere kaum Zeit hatten, zu feuern; die Türken, größtentheils Rekruten, warfen ihre Musketen hin und flohen den Hügel hinab, nach Balaklawa zu, ein Theil von ihnen ward von den Kosaden niedergesäbelt oder gefangen, 11 Kanonen gewonnen. In den drei andern Redouten verbreitete dieser Ueberfall solche Bestürzung, daß die dort lagernden Türken den Angriff gar

nicht erst abwarteten, sondern ihre Geschütze vernagelten und sich gleichfalls auf die Flucht machten.

Unter den im Hintergrunde lagernden Engländern war inzwischen Allarm geschlagen, und ein Regiment Hochländer stand bereits vor Balaklawa in Schlachtordnung, hinter ihnen sammelten sich die flüchtigen Türken wieder, und neben ihnen links ordnete sich heransprengende brittische Reiterei, auch Lord Raglan erschien mit seinem Stabe.

General Liprandi ließ die Redouten besetzen und schickte zwischen denselben 14 Schwadronen Reiterei, unterstützt von 14 Geschützen vor, um die Hochschotten zu werfen und die ihnen jetzt zur Seite stehenden Türken. Die Letzteren geben, als die feindliche Kavallerie heranbraust, Feuer auf 1200 Schritt, dann nehmen sie abermals Reißaus. Aber die Hochländer stehen kalt und ruhig; den fliehenden Türken senden sie eine Salve seitwärts nach, die Russen lassen sie dicht herankommen. Athemlos erwartet Alles, Freund und Feind, auf den umliegenden Höhen den entscheidenden Moment. Nur noch hundert Schritt beträgt die Entfernung zwischen den Reitern und den Schotten: da knattert das Gewehrfeuer, die Reiterei stutzt, prallt zurück, Menschen und Pferde wälzen sich am Boden, die Reihen öffnen sich, schwenken und eilen in raschem Laufe zurück.

Gleich darauf versuchte weiter rechts die russische Reiterei einen Stoß gegen die englische Kavallerie. Sie bewegt sich langsam heran, aber die Britten warten nicht auf sie. Eine Brigade schwerer Reiterei, etwa 500 Pferde, die schottischen Grauen und die Enniskillings,

stürzt sich ihnen entgegen. Wie ein unwiderstehlicher Orkan wirft sie die erste Reihe der Russen vor sich nieder, durchbricht die zweite, und in fünf Minuten ist die ganze doppelt starke Masse des Feindes aufgelös't und eilt zurück in wilder Flucht. Die Artillerie der Engländer räumt unter den Fliehenden furchtbar auf.

Aber die Russen waren noch im Besitz der vier Redouten und der Geschütze, die darin befindlich gewesen. Lord Raglan schmeichelte sich, auch diese wieder nehmen zu können. Um 10½ Uhr Morgens gab er einer Brigade leichter Reiterei unter Lord Cardigan und der Brigade schwerer Reiterei, die so eben den glänzenden Choc ausgeführt hatte, Befehl, den Feind anzugreifen, und die braven Reiter sprengten davon, geradesweges auf die russischen Kanonen. Die leichte Brigade kam in ihrer Kampfbegier der schweren voraus, so weit, daß sie auf die Unterstützung derselben im entscheidenden Augenblick nicht zählen konnte. Trotzdem stürmte sie auf den Feind ein. Es war eine ganze russische Armee, die in Position auf den Höhen den 650 Mann leichter Kavallerie gegenüberstand. Auf 800 Schritt kamen die dem Tode geweihten Reiter an die russischen Linien heran, dann rissen die Kugeln und Kartätschen von 24 Geschützen Lücken in ihre Glieder. Aber sie achteten das nicht und stutzten kaum. Mit hochgeschwungenem Säbel stürmten sie zwischen die Batterien, und säbelten die Bedienung von 14 Kanonen zum großen Theil nieder. Auch die zur Deckung der Geschütze dastehende Infanterie ward von ihnen durchbrochen, und sie warfen sich todesmuthig auf eine ihnen entgegenreitende Masse Uhlanen. Da jedoch

traf sie ein mörderisches Geschützfeuer in der rechten und in der linken Flanke. Das lichtete furchtbar die Reihen des schon stark zusammengeschmolzenen Häufleins. Sie wandten sich, um aus dem Bereich der Kanonen zu kommen, als sie von russischer Reiterei plötzlich auch im Rücken angegriffen wurden. Von der ganzen Brigade wäre wol kaum ein Mann oder ein Roß davongekommen, wenn nicht zu rechter Zeit sechs Schwadronen afrikanischer Jäger herbeigeeilt wären. Sie warfen sich auf den rechten Flügel der Russen und machten dem Reste der Reiter Luft, so daß diese sich hinter die schwere Brigade zurückziehn konnten. Das Gefecht hatte damit für den Tag ein Ende, und beide Theile blieben in ihren Stellungen.

In der Festung Sebastopol war am Nachmittage des 25. Oktober großer Jubel. Ein Tedeum wurde in der Kathedrale gehalten, und die Soldaten bekamen eine Extraportion Branntwein. Unbedeutend war das Resultat des Gefechts bei Balaklawa in der That auch nicht. In der Flanke der Alliirten, nahe bei dem Hafen von Balaklawa hatte ein russisches Korps von 15,000 Mann festen Fuß gefaßt und es damit in der Hand, den Rücken der Belagerer jeden Augenblick ernstlich zu bedrohen.

Das geschah auch gleich in den nächsten Tagen. Scharmützel in der Umgegend von Balaklawa folgte auf Scharmützel, Ausfälle aus Sebastopol hielten die Armeen der Verbündeten beständig in Athem, zumal die Britten waren durch die täglichen Gefechte und die nächtlichen Allarmirungen auf's äußerste erschöpft. Und am 5. November machte der russische Oberkommandant einen zweiten Massenangriff vom freien Felde aus.

Neuer Zuzug war von Odessa, von Kertsch und Kaffa her gekommen. In dem südlichen, belagerten Theile Sebastopols lagen 34,000 Mann mit 240 Feldgeschützen; in den Nordforts 6500 Mann, im Tschernajathal und bei Balaklawa zusammen 66 Bataillone, 57 Schwadronen und 34 Sotnien Kosaken mit 244 Kanonen. Die sämmtlichen russischen Streitkräfte beliefen sich auf 108,500 Mann mit 484 Feldgeschützen. In den Werken Sebastopols verfügte man, die Schiffskanonen eingerechnet, über 1500 Festungsgeschütze. Zwei Söhne des Kaisers, die beiden jüngsten, die Großfürsten Michael und Nikolaus waren im Feldlager eingetroffen. Ein ausdrücklicher Befehl des Zaren mahnte den Oberbefehlshaber, die Offensive zu ergreifen und die Armeen der Verbündeten in's Meer zu werfen. Das Heer war fanatisirt durch spirituelle und materielle Mittel; die Anwesenheit der Großfürsten, die Reden der Popen und der Branntwein hatten in ihm eine blinde Wuth erregt gegen die Feinde des heiligen Glaubens und des heiligen Rußland.

Die Dispositionen des Fürsten Mentschikof waren danach getroffen, um den Erfolg möglichst zu sichern. Während ein Korps die Britten an ihrer schwächsten Stelle von Inkermann aus angriffe, sollte die Besatzung der Festung einen Ausfall gegen die Franzosen machen, sollte von der Vorstadt Karabelnaja aus der linke Flügel der Engländer bedrängt werden, und sollte General Gortschakof bei Balaklawa eine Kanonade gegen den Feind unterhalten. Das Geheimniß der Vorbereitungen war gut gewahrt; Niemand im Lager der Alliirten dachte an einen Ueberfall.

In der Nacht vom 4. auf den 5. November regnete es unaufhörlich, und als der Morgen dämmerte, verhüllte ein dichter Nebel das Thal der Tschernaja und die anliegenden Hügel. Im englischen Lager schlief Alles nach einer an Strapazen reichen Nacht, und die durchnäßten frierenden Vorposten mochten weniger aufmerksam sein als gewöhnlich. Aber bei den Russen war die ganze Nacht hindurch die regste Thätigkeit gewesen. Die Truppen nahmen die vorherbestimmten Positionen ein, schweres Geschütz ward aufgefahren bei den Ruinen von Inkermann, ein Dampfer mit Mörsern und Kanonen vom schwersten Kaliber kam aus dem Hafen und legte sich im Winkel des Busens von Sebastopol vor Anker.

Gegen fünf Uhr Morgens — der 5. November war ein Sonntag — setzten sich die Russen in Marsch. General Soimonof führte 28 Bataillone und 7 Batterien aus Karabelnaja, General Pawlof 20 Bataillone und 5 Batterien von Inkermann her gegen die englischen Linien. Diese Massen erklimmten die Höhen am Rande des Busens und an dem Thal der Tschernaja. Unbemerkt gelangten sie bis an die feindlichen Vorposten. Sie schlichen in ihren grauen Röcken wie Gespenster durch den Nebel, in dem man nur ein paar Schritte weit sehen konnte. Die Vorposten der Engländer leisteten trotz der Ueberraschung verzweifelten Widerstand: sie konnten die dichten Kolonnen nicht zurückwerfen, aber das Gewehrfeuer allarmirte das Lager, und der Widerstand gab den nächsten Regimentern Zeit, herbeizueilen.

Die Divisions- und Brigade-Kommandanten riefen auf den ersten Allarm ihre Truppen zusammen und war-

sen an den Rand des Plateau's, was von Streitkräften zur Hand war. Wir können uns, da wir nicht speciell für Militärs schreiben, überhaupt nicht darauf einlassen, die Stellung der einzelnen Regimenter, Brigaden und Divisionen zu detailliren, aber in diesem Fall kommt auch noch viel weniger darauf an als sonst. Die Engländer warfen nach und nach ihre sämmtlichen Truppen — die wenigen in den Laufgräben zurückgebliebenen ausgenommen — an den Rand des Plateau's, und auf demselben entspann sich ein Kampf, der in der Kriegsgeschichte seines Gleichen sucht.

Der am meisten gefährdete Punkt der brittischen Stellung war der Theil des Hügelrückens, welcher vom äußersten rechten Flügel besetzt war und Inkermann gerade gegenüber lag. Das Plateau fiel hier allerdings ziemlich steil ab zum Tschernajathal, aber es wurde beherrscht von den jenseitigen Höhen. Die Engländer hatten es versäumt, diese Stelle rechtzeitig zu besetzen, wiewol der General de Lacy Evans mehr als einmal daran erinnert hatte, und die endlich aufgeworfene Schanze war noch nicht armirt. Die Russen aber hatten in der verflossenen Nacht die jenseitigen Höhen mit etwa 40 Geschützen des schwersten Kalibers besetzt, und richteten damit und mit den Kanonen des erwähnten Dampfers ein furchtbares Blutbad unter den Regimentern an, die den stürmenden Kolonnen auf dem Rücken und am Hange der Hügel entgegentraten.

Jedoch die Hauptwaffe dieser Schlacht bei Inkermann war das Bajonett. In keiner Schlacht dieses Jahrhunderts ist es so viel gebraucht als in dieser. Die

Russen und die Britten griffen abwechselnd zu demselben, mit einer furchtbaren Wuth stürmten jene heran, mit einer bewundernswerthen Hartnäckigkeit hielten diese Stand. Das Wetter blieb sich im Laufe des Morgens gleich, der Nebel gestattete keinen Ueberblick, nur aus dem Knattern der Musketen und Büchsen, aus dem Donner der unsichtbaren Kanonen waren die Positionen der Angreifer und Vertheidiger zu erschließen; die Kolonnen erblickten einander erst, wenn fast die Spitzen der Bajonnette sich berührten.

Es waren 8 oder 9000 Engländer, die hier einer erbitterten Masse von 40,000 Russen gegenüberstanden, und selten ist die altberühmte brittische Tapferkeit auf eine so harte Probe gestellt. Stundenlang wogte der Kampf an den Rändern des Plateau. Die Bomben der Russen platzten in den englischen Haufen, und die platzenden Eisenstücke schmetterten Tod in die hinteren Glieder dieser Braven, zerrissen im Hintergrund ihre Zelte, während die vorderen Reihen das Bajonnett mit den Gegnern kreuzten oder mit den Kolben auf sie einschlugen. Bald drängten die Russen den Feind vom Rande des Plateau zurück, bald stießen die Britten jene den Hang hinab. Jeder einzelne Punkt der Wahlstatt war eine Scene von beispiellosem Heldenmuth, von Todesverachtung und von fürchterlichem Gemetzel. Hier gab es keinen Pardon, es galt nur Sieg oder Tod. Die Russen ließen selbst an den Verwundeten noch ihre Wuth aus und durchstießen die am Boden liegenden mit dem Bajonnett.

Wir wollen nur ein paar Scenen aus diesem verworrenen, gräßlichen Bilde hervorheben. Inkermann gegen-

über war es die Division des Generallieutenant Cathcart, die den Sturm und das Feuer der Russen mit Hingebung aushielt. Dieser tapfere Offizier schickte ein Regiment vor, das versuchen sollte, sich einen Weg in das Thal zu bahnen und einen Flankenangriff auf die jenseitigen Batterien auszuführen. Als er seine Leute am Abhange vor der Uebermacht in Verwirrung gerathen sah, ritt er selbst hinab, bis in die vordersten Reihen und ermuthigte die Wankenden. Als man ihm zurief, es fehle an Patronen, erwiderte er: „Habt ihr eure Bajonnette nicht?“ Und er führte das Regiment von neuem dem Feinde entgegen. Aber ein dichter Kugelregen begrüßte die Anstürmenden, und der General selbst sank tödtlich getroffen vom Pferde. Das Regiment schloß sich dichter zusammen, um sich den Weg rückwärts zu bahnen. Es wurde umringt, von allen Seiten mit dem Bajonnett angegriffen und erreichte nur nach den verzweifeltsten Anstrengungen den Rand des Plateau; gegen 500 Mann waren auf dem Platze geblieben.

Besonders heiß war der Kampf an dem äußersten rechten Flügel der Britten, an der bezeichneten gefährdeten Stelle. Die englischen Garden unter Führung des Herzogs von Cambridge waren hieher geeilt, sie litten furchtbar unter dem Kugelhagel der feindlichen Geschütze, erwarteten aber festen Fußes den im dichten Gebüsch des Abhanges herandringenden Feind. Sie hatten keine Reserve, sie verschossen ihre Patronen, dennoch wollten sie nicht weichen und vertheidigten sich mit dem Bajonnett. Da erschien eine russische Kolonne in ihrer Flanke und überschüttete sie mit Musketen- und Kartätschenkugeln. Sie verloren

die Hälfte ihrer Mannschaft und 12 Offiziere und mußten die halbvollendete Schanze den Russen überlassen. Da kam ein Regiment von einer andern Division zu Hülfe und verstärkt davon ging die Garde wieder zum Angriff über und schlug die Russen aus der Schanze. Aber rasch kehrten diese in größerer Zahl zurück, bemächtigten sich des Erdwerks von neuem und drängten mit aller Macht auf die weichenden Britten.

Dieser Moment war ohne Zweifel der entscheidende Augenblick der Schlacht. Gelang es den Russen, sich wirklich auf den Höhen festzusetzen, die Reihen der Belagerer zu durchbrechen, so war die englische Armee verloren.

Da zeigte sich zur Rechten der Britten eine unerwartete aber erwünschte Hülfe, eine Kolonne französischen Fußvolks eilte im Sturmschritt heran. General Bosquet, der Kommandeur des französischen Observationskorps, hatte kaum den Kanonendonner am Morgen vernommen, als er seine Truppen unter die Waffen rief. Zwei Bataillone Liniensoldaten, vier Compagnien Jäger und zwei Batterien reitender Artillerie, die ihm zunächst unter der Hand waren, raffte er rasch zusammen und eilte damit in der Richtung des Kanonendonners vor, indem er einigen andern Bataillonen Befehl gab, nachzukommen. Um 10½ Uhr Morgens langte er gerade zu rechter Zeit an, um die englische Garde und damit den Sieg zu retten. Als sich die algerischen Jäger unter dem Klange der Signalhörner den Russen in die Flanke stürzten, da griff auch die Garde mit Löwenmuth noch einmal von vorn an, und die Artillerie feuerte mit verdoppeltem

Eifer. Gegen 12 Uhr fingen die Russen an zu weichen und wurden dann in's Thal zurückgeworfen. Noch einmal stürmten sie heran, aber Bosquet's Franzosen wiesen sie unverrichteter Sache ab. Gegen zwei Uhr zogen sie sich auf allen Seiten zurück und auch das Kanonenfeuer verstummte.

Während es auf den Höhen bei Inkermann so heiß herging, hatten auch die französischen Belagerungstruppen im Südwesten und Süden Sebastopol's ihre Arbeit gehabt. Um 9 Uhr Morgens war der General Timofejef mit 5000 Mann der Disposition des Fürsten Mentschikof gemäß aus der Festung aufgebrochen. Im Schutze des dichten Nebels gelang es ihm, die Franzosen in den Laufgräben zu überraschen, sie zu vertreiben und acht Geschütze zu vernageln. Die Besatzung der Laufgräben zog sich auf ihre Reserve zurück, aber auch diese vermochte den Stoß des Feindes nicht auszuhalten. Erst als bedeutendere Verstärkungen heraneilten, gelang es, das Gefecht zum Stehen zu bringen und dann die Russen aus den Laufgräben und aus den Batterien mit einem Verlust von 700 Mann hinauszuwerfen. Sie zogen sich auf die Festung zurück. Eine französische Brigade unter General de Lourmel folgte ihnen bis dicht unter die Wälle. Nun zog jedoch General Timofejef frische Truppen an sich und trieb mit diesen, unterstützt von der Artillerie der Erdwerke, die nachdringende Brigade zurück. De Lourmel selbst fiel, und seine Brigade erlitt schwere Verluste, bis der Feind endlich vor dem Feuer neuer französischer Kolonnen Halt machte und sich nach Sebastopol zurückzog.

Auf den Höhen von Balaklawa hatte Gortschakof sich zum Glück für die Alliirten damit begnügt, dem Buchstaben seiner Ordre nachzukommen und eine Kanonade zu unterhalten.

Die Alliirten hatten einen Sieg erfochten bei Inkermann, die Russen hatten eine glänzende Probe ihrer Kriegstüchtigkeit abgelegt, aber — wie theuer war dieser Sieg erkauft und diese Probe bezahlt! Ein Schlachten war's gewesen, daß Lord Raglan, der in den spanischen Kämpfen zu Napoleon's Zeit und bei Waterloo gefochten, versicherte, er habe nie etwas Aehnliches gesehen. Um die mehrerwähnte Schanze, wo die englische Garde gestanden, lagen nach der Schlacht die Todten buchstäblich haufenweise; 1200 todte und sterbende Russen allein fand man dort. Der Gesammtverlust war im Verhältniß zur Zahl der Truppen, die in's Gefecht gekommen waren, ungeheuer: die Franzosen hatten 1726 Kampfunfähige, die Britten 2612, darunter 146 Offiziere; jene hatten den siebenten, diese den dritten Theil ihrer Truppen eingebüßt, die sie in den Kampf geführt. Den Verlust der Russen gab Fürst Mentschikof selbst auf 2969 Todte (darunter 42 Offiziere) und 5791 Verwundete (darunter 208 Offiziere) an; Lord Raglan schätzte die Einbuße der Russen auf 5000 Todte und 10,000 Verwundete.

Die Schlacht bei Inkermann ist epochemachend in der Belagerungsgeschichte Sebastopols. Die Kräfte der Belagerer wie der Belagerten sind in ihr erschöpft, und beide Theile bedürfen einer längeren Ruhe, um zu neuen außerordentlichen Anstrengungen im Stande zu sein. Die Feindseligkeiten dauern freilich fort, aber werden gleich-

sam nur maschinenmäßig fortgesetzt, weil sie einmal begonnen sind: die streitenden Parteien haben einen schlimmeren gemeinsamen Feind: den Winter, die Noth und die Seuchen.

Am 6. November, Tags nach der Schlacht, wurde von den Alliirten ein Kriegsrath gehalten und darin die Möglichkeit und Räthlichkeit eines Sturms auf die Festung berathen. Es wurde wol von Einigen der große Verlust der Russen geltend gemacht, aber schließlich drang die Meinung durch, daß es für die eignen Heere unmöglich sei, einen zweiten solchen Kampf zu wagen. Man beschloß daher, mit der Belagerung vorläufig Halt zu machen, auch die Versuche, das Korps Liprandi aus der Gegend von Balaklawa zu vertreiben, einzustellen, und alle Kraft auf die Verstärkung und Deckung der eignen Positionen zu verwenden.

Die nächsten Monate, der November und December 1854, und der Januar 1855 waren für die Alliirten auf der Krim eine fürchterliche Zeit. Nicht die Kugeln der Russen — aber der Unverstand und die Sorglosigkeit ihrer Beamten und Offiziere, das Klima und das Terrain decimirten die Armeen. Die Engländer litten am meisten: sie schmolzen herab auf ein kleines Häuflein; von 26,000 Mann, die an der Almaschlacht Theil nahmen, blieben nach der Schlacht bei Inkermann noch 14,000 übrig, im December waren ihrer noch 8000, im Februar 1855 noch 5000.*) Die Türken

*) Russel erzählt unterm 8. Januar: „Das 63. Regiment hatte gestern nur noch 7 Mann dienstüchtig, das 46. nur noch

sanken von 12,000 Mann auf 5000 herab. Der Verlust der Franzosen war etwas geringer.

Schon am 14. November kam ein fürchterlicher Orkan, er zerriß die sämmtlichen Zelte, gab die Truppen dem Regen und der Kälte preis und zertrümmerte eine Menge von Transportschiffen,*) unter ihnen den „Prince," auf welchem sich die Winterkleider für die englische Armee befanden. Bald fehlte es im Lager nicht nur an wärmender Kleidung, sondern auch an Lebensmitteln. Zu guter Jahreszeit war es versäumt, Straßen zu bauen; jetzt waren die Wege zwischen dem Lager und der Küste grundlos und fast ungangbar. Der Boden, im Sommer mit staubigem, verwittertem Gestein bedeckt, war nun eine zähe Schlammmasse. Die Pferde starben aus Mangel an Futter, die gesammte brittische Kavallerie z. B. war im Anfang Januar auf 50 Thiere reducirt, und diese 50 wurden auch als Lastthiere verwendet, — so mußten die Menschen die Lebensmittel, die Kugeln, die Zelte auf die Höhen schleppen. Natürlich war bei solchem Transportdienst an keine regelmäßige Verpflegung zu denken; bis an die Truppen in den Laufgräben kam oft der Mundvorrath nicht; ein Engländer schrieb: „wir haben unser tägliches Brot und auch das nur in halben Rationen." Aber auch in Balaklawa und Kamiesch riß Mangel ein. Bei dieser kärglichen Nahrung war der

30 Mann." „Die schottischen Gardefüsiliere, die 1562 Mann zählten, stellen jetzt einschließlich der Offiziersbedienten und Korporale 210 Mann."

*) Im Ganzen 12 Transportschiffe; außerdem ein französisches Linienschiff und eine türkische Fregatte.

Soldat den fürchterlichsten Mühen ausgesetzt. Zu dem Transportdienst kam das Wachestehn in den Laufgräben bei unzureichender Bekleidung. Die Witterung wechselte furchtbar schnell: heute lagen die Truppen unter den leichten Zelten im eigentlichsten Sinne des Worts in Wasser und Schlamm, morgen herrschte eine empfindliche Kälte, und der Sturm trieb den feinen Schnee durch die Zwischenräume der Leinwand. Das massenhafte Erkranken und Sterben mehrte natürlich die Mühe und Arbeit der Ueberlebenden. Die hunderte von Menschen, welche täglich erkrankten, mußten in die Hospitäler geschafft und verpflegt werden, und die neu Ankommenden, welche die Lücken ausfüllen sollten, erlagen gewöhnlich den Strapazen und Einflüssen der Witterung am schnellsten.

In diesen Monaten war an entscheidende Unternehmungen auf dem Lande nicht zu denken. Aber auch die Flotte der Verbündeten operirte nicht gegen den Feind. Sie hatte hinlänglich zu thun, um der Armee auf der Krim neue Mannschaften, neues Belagerungsmaterial und Proviant herbeizuführen und sich mit den gefährlichen Wogen des Pontus herumzuschlagen.

Man muß sich auf den ersten Blick darüber wundern, daß diese trostlose Lage der Alliirten vom Fürsten Mentschikof nicht benutzt wurde, um neue Anstrengungen zu machen, die feindlichen Streitkräfte zu vernichten. War er doch noch immer weit überlegen, wenn er den Verlust der letzten Schlacht von den 104,000 Mann subtrahirte, die er Tags zuvor hatte! Aber in der That bezeugt die Unthätigkeit des Fürsten zunächst den furchtbaren Eindruck, den dies Blutbad bei Inkermann gemacht. Waren

die Alliirten zu schwach an Zahl, um unmittelbar nach der Schlacht einen Sturm wagen zu dürfen, so war im russischen Feldlager der moralische Muth gebrochen. In der Folgezeit aber trafen die Russen dieselben Leiden, sie hatten mit denselben Widerwärtigkeiten zu kämpfen wie ihre Gegner. Die Truppen aus Bessarabien waren freilich rasch genug im September und Oktober herangeeilt, aber sie waren aufgebrochen so wie sie gingen und standen, die Munition, die Bagage und der Mundvorrath war zurückgeblieben. Inzwischen trat die bitterste Noth in der Festung wie unter den Truppen im Lager ein. Die einzelnen Gefangenen, welche die Alliirten in den gelegentlich gelieferten Scharmützeln machten, gaben einen redenden Beweis davon durch ihre blassen Gesichter und ausgemergelten Gestalten; die Deserteure bestätigten das bei den Russen herrschende Elend durch ihre Erzählungen. Der Sturm des 14. November und der des 19. that den Russen mindestens eben so viel Schaden als den Alliirten. Nicht nur im Lager, das Mentschikof an der Nordseite Sebastopol's hatte aufschlagen lassen, litt man direkt von der Wuth des Orkans, — die auf dem Marsche befindlichen Kolonnen und die Transporte von Munition und Proviant, welche unterwegs waren, kamen am schlimmsten weg. Die Schneestürme der pontischen Steppe und der Krim sind von Reisenden vielfach geschildert; es ist als bekannt vorauszusetzen, daß sie Wälder entwurzeln, dicke Bäume wie Strohhalme zerbrechen, Häuser abdecken, Scheunen, Ställe und Kirchthürme umwerfen, ganze Herden verschütten und einzelne Thiere erfassen und weithin durch die Luft schleu-

dern. In den Novemberstürmen des Jahres 1854 gingen den Russen 1400 Proviantwagen zu Grunde, auf dem Asowschen Meer scheiterten 30 Schiffe, die Stadt Berdiansk ward furchtbar verwüstet, ein Theil der Vorräthe, die bereits auf der Krim aufgehäuft waren, ging verloren. In Bessarabien erfroren zwei Compagnien Soldaten und die auf vierzig Wagen befindlichen Kranken in einer Decembernacht während des Marsches. Diese Verluste wirkten natürlich zurück auf die Verpflegung der Feldarmee und der Garnison der Festung: eine Zeitlang herrschte entsetzliche Noth, die sich auch dadurch nicht verstecken ließ, daß die Kosacken mitunter ein treffliches Weizenbrod an eine Stange nagelten, um den Feind glauben zu machen, sie schwelgten im Ueberfluß.

Hemmte die Noth die Operationen der russischen Armee, so waren auch noch andre Umstände da, welche die Ausführung des kaiserlichen Willens und Gebots, die Verbündeten in's Meer zu werfen, erschwerten. Die Tschernaja, im Sommer ein Gewässer von mäßiger Tiefe und Breite, schwoll unter der wechselnden und feuchten Natur des Winters, von dem häufigen Regen und dem rasch schmelzenden Schnee so gewaltig an, daß sie den Operationen der Armee Mentschikoffs ein natürliches Ziel setzte. Der Rücken der Alliirten war durch das überschwemmte Thal völlig gedeckt, ein zweiter Angriff von Inkermann aus zunächst unmöglich. Dann aber drohte den Russen selbst von andrer Seite her Gefahr. Eupatoria, bisher nur von wenigen tausend Mann besetzt, füllte sich nach und nach immer mehr mit feindlichen Truppen an; die Türken warfen ein Regiment nach dem andern da-

hin, Omer Pascha selbst langte dort an, und die Umgebung des Platzes wurde immer stärker verschanzt. Endlich war es die Landenge von Perekop, deren Lage den russischen Feldherren Besorgniß einflößen mußte; als der gewöhnliche Verbindungsweg zwischen Südrußland und der Krim hatte sie für eine auf der Halbinsel operirende Armee die größte Wichtigkeit, aber es war vorauszusetzen, daß auch der Feind diese Wichtigkeit am Ende begreifen und vermittelst der zahlreichen ihm zu Gebote stehenden Kriegsschiffe eine Landung dort versuchen werde.

Theils um diese bedrohten Punkte zu decken, theils um eine bessere Verpflegung zu realisiren, mußte Fürst Mentschikof sich entschließen seine Armee zu vertheilen. Ein Theil ward vor Eupatoria aufgestellt, ein Theil bei Perekop, andre Abtheilungen begaben sich nach Simferopol und Baktschisarai, der Rest blieb bei Sebastopol. Es ging den Russen wie den Alliirten, sie mußten sich während der Wintermonate darauf beschränken, ihre Positionen zu befestigen und neue Vertheidigungsmittel herzustellen.

In dieser Beziehung geschah allerdings außerordentlich viel. An den Werken der belagerten Seite von Sebastopol ward unablässig gearbeitet. Unter der umsichtigen Leitung des Artillerieoffiziers Tottleben *) wurde

*) Tottleben war, wie schon der Name andeutet, von deutscher Herkunft. Interessant ist es, daß im orientalischen Kriege es Deutsche waren, die sich um die Vertheidigung der beiden Festungen, Silistria und Sebastopol, die größten Verdienste erwarben. Denn auch Grach, der Vertheidiger Silistria's, war ein Deutscher.

eine ungeheure Anzahl Gräben, Verhaue, Redouten und Batterien angelegt. Ueber den Busen von Sebastopol führte man eine Schiffbrücke, um die beiden Hälften der Festung sicherer und bequemer zu verbinden; und auf der Nordseite selbst, wo bisher nur die beiden Forts Konstantin und die Küstenbatterien lagen, erstand förmlich eine neue Festung. Gleichzeitig ging man an die Arbeit, im Norden der Krim die Landenge von Arabat, zwischen dem Faulen und dem Asowschen Meer, die eine Sumpfstrecke war, gangbar zu machen und sich so eine Kommunikation mit dem Kontinente neben der Landenge von Perekop zu sichern.

* * *

Wenn man auf den Gang der Kriegsereignisse, den wir geschildert haben, nun noch einmal zurückschaut, und die Resultate zusammenfaßt, so kann es bei flüchtiger Betrachtung scheinen, als habe der Kaiser Nikolaus am Schlusse des Jahres 1854 eben nicht Ursache gehabt, mit dem Verlaufe der Dinge unzufrieden zu sein.

Noch waren eigentlich keine Verluste an Terrain zu beklagen. So groß die Ausdehnung des russischen Reiches war, so weit sich die Küsten desselben erstreckten, — mit Ausnahme der Inselfestung Bomarsund war noch kein Stück Erde dem Zaren entrissen. Die Belagerer von Sebastopol wurden von der russischen Armee selbst wieder belagert und befanden sich in einer kläglichen Lage. Die Flotten der Alliirten hatten die Ostsee verlassen wie das Weiße Meer, ohne nennenswerthe Erfolge

zu erringen; vor Odessa und vor Petropaulowsk*) waren sie mit blutigen Köpfen abgewiesen. Die Heere Rußlands hatten bis jetzt keine entscheidende Niederlage erlitten, auf der Krim vielmehr glänzende Proben ihrer Tapferkeit abgelegt und den besten Truppen der Welt den Sieg gar schwer gemacht. Die Kriegsschiffe des Zaren hatten sich allerdings nicht mit dem überlegenen Gegner zu messen gewagt, aber sie lagen zum großen Theil hinter uneinnehmbaren Forts und in sicheren Häfen.

Mit solchen Betrachtungen hätte sich ein andrer Monarch trösten mögen, — Nikolaus I. vermochte es freilich nicht. Seine Selbstüberschätzung war zu groß, die Gewohnheit, den Herrn und Meister zu spielen, zu tief gewurzelt, als daß er sich in die neue Rolle eines Herrschers hätte finden können, dessen Machtspruch nicht weiter reichte als die Kugeln seiner Kanonen. Alle Phantasiegebilde des Zaren waren in Nebel zerronnen. Seine Armee, die er fast ein Menschenalter lang auf Kosten seiner übrigen Unterthanen, mit Hintansetzung aller andern Interessen des Reichs und des Volks gehegt und gepflegt hatte, erwies sich zwar tapfer aber doch unfähig, den Truppen Englands und Frankreichs gegenüber das Feld zu halten, unfähig sogar, dem verachteten und bespöttel-

*) Am 30. Aug. 1854 war ein anglofranzösisches Geschwader des Großen Oceans vor Petropaulowsk erschienen. Der englische Kontreadmiral Price erschoß sich, da er an einem Erfolge verzweifelte; am nächsten Tage schritt man zum Angriff, mußte jedoch nach einem Verluste von 100 Mann davon abstehen.

ten türkischen Heere Vortheile abzugewinnen. Seine Generäle büßten ihre alten, im Kriege mit Halbbarbaren wohlfeil errungenen Lorbern ein: die Militärs von ganz Europa machten sich lustig über die Fehler eines Paskewitsch, Schilder, Gortschakof und Mentschikof. Seine Linienschiffe konnten keinen Zusammenstoß mit dem Feinde wagen, und ein Theil von ihnen hatte bei Sebastopol versenkt werden müssen. Sein der Türkei entrissenes Unterpfand mußte er herausgeben und Stück um Stück die Walachei und Moldau räumen. Seine Alliirten und Klienten hatten ihn sammt und sonders verlassen.

Vielleicht hat das Letztere den anmaßenden Selbstherrscher am tiefsten verletzt, vielleicht fühlte er sich durch die Niederlagen, die er auf dem diplomatischen Gebiete erlitt, am meisten gekränkt. So muß man wenigstens schließen, wenn man das Maß oder vielmehr Uebermaß des kaiserlichen Zorns darüber in's Auge faßt.

Freilich bittere Demüthigungen waren es auch, welche der Politik des Zaren im Herbst 1854 widerfuhren. Alle Versuche, Freunde zu gewinnen oder die Gegner uneins zu machen, scheiterten. Der Berliner Hof und die dortige Junkerpartei bewahrten dem Zaren wol die alte Sympathie, aber diese Sympathie war ziemlich unfruchtbar,*) und die preußische Politik, so schwankend sie

*) Der werthvollste Beweis preußischer Sympathie war wol der, daß man den russischen General Suchozaref mit 10,000 Lütticher Miniébüchsen passiren ließ. Viel Aufhebens machten die Petersburger Zeitungen von einem Geschenk von 50 Rubeln, das ein preußischer Soldat dem russischen Kriegsministerium zu Weihnacht 1854 eingesandt haben sollte.

immer sein mochte, wurde unter dem drückenden Gewicht der Thatsachen sogar genöthigt, eine antirussische Färbung anzunehmen. Wie mußte es den Kaiser von Rußland nicht beleidigen, als Preußen dem Aprilvertrage mit Oesterreich im November 1854 noch eine weitere Ausdehnung gab und sich verpflichtete, Oesterreich nicht nur zu unterstützen, wenn es in seinem eignen Reiche, sondern auch, wenn es in den von ihm besetzten Donaufürstenthümern angegriffen würde! Und eine solche Drohung mußte der Zar ruhig hinnehmen, konnte nicht wie sonst an seinen Säbel schlagen und eine Besetzung Ostpreußens in Aussicht stellen, sich höchstens dadurch rächen, daß er von den Berliner Revolutionärs in Schlafrock und Pantoffeln murrte.

Vergeblich war es gewesen, an den kleineren und kleinsten Höfen Deutschlands zu intriguiren, um sie gegen Oesterreich und gegen den Aprilvertrag aufzuhetzen. Umsonst reis'ten der Oberst Issakof und der Staatsrath Kotzebue umher zu dem Zweck. Das einzige Resultat war gewesen, daß Baiern und Sachsen und sechs mit ihnen verbündete Höfe die Gelegenheit benutzten, ihre Wichtigkeit zu zeigen und ihr Großmachtbewußtsein zu manifestiren. Sie verlangten, daß über den Aprilvertrag, nicht, wie Oesterreich und Preußen gewollt hatten, mit jeder einzelnen Regierung verhandelt, sondern daß derselbe dem Bundestage vorgelegt werde. Dem Verlangen ward gewillfahrt, und der Bundestag stimmte dem Vertrage zu mit allen Stimmen bis auf eine, die Stimme Mecklenburgs. Auch jener von Preußen gemachte Zusatz Betreffs eines Angriffs auf die Oesterreicher in den Donaufürstenthü-

mern wurde vom Bunde adoptirt.*) Die Erbittrung des Zaren über diese seltene deutsche Einigkeit spricht sich in der Thatsache aus, 'daß das dissentirende Mecklenburg ein huldvolles Belobungsschreiben erhielt wegen der „korrekten Sprache" und „edlen Haltung" seines Gesandten, eines Herrn von Oertzen.

Am größten war und blieb aber in Petersburg die Erbittrung gegen Oesterreich. Hatte doch dies seit dem 21. August 1854 in den Donaufürstenthümern eine imponirende Stellung eingenommen, und war doch Wien der Sitz der konferirenden Diplomaten, die man seit langer Zeit im Winterpalast nur die Querulanten nannte. Das österreichische Kabinet war dem russischen am meisten verpflichtet, und nach der Auffassungsweise Nikolaus I. war es schon ein Undank und eine Auflehnung, wenn der Hof zu Wien eine selbstständige Haltung einnahm. Mit dem größten Widerwillen aber ward es aufgenommen, daß Oesterreich fortwährend darauf drang, Rußland möge die vier Propositionen, welche von den Westmächten als Basis der Friedensunterhandlungen aufgestellt waren, annehmen. Der Kaiser gestattete seiner Diplomatie nur, auf diese dringlichen Vorstellungen des Wiener Kabinets einzugehen, nachdem man ihm vorgestellt hatte, es werde dadurch eine kostbare Zeit gewonnen, die zur Ueberführung der russischen Armee nach der Krim benutzt werden könne.

So widerwärtig wurden dem Zaren die diplomatischen Verhandlungen, daß er im Herbste 1854 Nichts

*) Mecklenburg enthielt sich der Abstimmung

mehr davon hören mochte. Man erzählte sich, er habe die Vorträge der Minister über die auswärtigen Angelegenheiten nur flüchtig und ungeduldig angehört, und Niemand habe es mehr gewagt, ein Wort von Koncessionen fallen zu lassen. Ueberhaupt sprach sich die erbitterte Stimmung des Kaisers immer schärfer in seinem ganzen Auftreten aus. Der Ausdruck seiner Züge wurde noch herrischer als zuvor, und seine Stimme klang noch rauher und schneidender als sonst. Das stereotype, herablassende Lächeln verschwand von seinem Gesichte. Es wird gesagt, daß sich diese düstere Stimmung des Kaisers selbst im Verkehr mit seiner Familie geltend gemacht, und daß der Selbstherrscher nur noch zuweilen mit seinen Söhnen Konstantin und Michael, die von Kriegseifer brannten, ein freundliches Wort gewechselt habe.

Wo der Kaiser seinem Hasse und Zorne nur irgend Luft machen konnte, that er's. Früher, zu Anfang des Kriegs, als der Sieg bei Sinope und das glücklich abgelaufene Bombardement Odessa's ihn in gute Laune versetzten, suchte er mit seinen Gegnern in chevaleresker Behandlung der Gefangenen zu wetteifern. Die Mannschaft des bei Odessa am 12. Mai 1854 gestrandeten englischen Schiffes Tiger ward ausgezeichnet gut behandelt, und der Lieutenant Alfred Royer in Petersburg dem Großfürsten Konstantin und dem Kaiser selbst vorgestellt und dann in Freiheit gesetzt. Aber nach den Unfällen des Sommers brach im Herbst der Zorn bei Nikolaus durch und machte sich in allerlei grausamen Verfügungen Luft. Aus jener Zeit stammt der Ukas, durch welchen die englischen Missionäre, die sich zur Bekehrung der Juden in

Polen aufhielten, ausgetrieben, und ihre Güter und Anstalten unter den Hammer gebracht wurden. Den Tataren in der Krim, welche den Britten Lebensmittel und Fourage verkauft hatten, diktirte der Zar barbarische Strafen. Die Ausfuhr von Weizen und fast allen andern Produkten, die bisher noch exportirt werden durften, ward verboten, gleichsam um dem Auslande zu zeigen, daß Rußland auch die letzte Verbindung mit ihm abbrechen wolle. Selbst Ukase, die sich lediglich auf innere Verhältnisse bezogen, trugen den Stempel einer selbst bei Nikolaus außergewöhnlichen Härte; wie z. B. verfügt ward, daß die Vagabunden gebrandmarkt werden sollten und zwar so oft wiederholt, als ein Individuum von seinem Heimathsorte entfernt aufgegriffen werde.

Auf die militärischen Dinge concentrirte der Kaiser alle seine Thätigkeit. Vielleicht hat er den Zorn auch damit übertäuben wollen. Er reis'te in die benachbarten Provinzen, nach Polen, Finnland, an der Ostküste entlang, inspicirte die Rekruten, ließ die zum Aufbruch bereiten Regimenter die Revue passiren, feuerte sie zur Tapferkeit an, besuchte die Petersburger Kasernen, Zeughäuser und Artilleriewerkstätten, kurz — er bekümmerte sich um alle Details des Kriegswesens.*)

Die erfolglose Schlacht von Inkermann und der darin von russischer Seite erlittene Verlust scheint einen tiefen Eindruck auf Nikolaus gemacht zu haben. Besorg-

*) Den tapfern Vertheidigern Sebastopol's sollte — nach einem Ukas vom 8. December — jeder Monat des dortigen Dienstes seit dem 25. September für ein volles Dienstjahr angerechnet werden.

niß um das Schicksal seiner Armee, die Befürchtung, daß Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln dem Feinde die Arbeit erleichterten, hat ihn wol geneigt gemacht, noch einmal die Maske der Nachgiebigkeit vorzunehmen, um die Westmächte und Oesterreich zu täuschen. Auch die Thränen und Bitten der Kaiserin sollen dazu beigetragen haben, daß Fürst Gortschakof, der Botschafter in Wien, Erlaubniß erhielt, unter dem 28. November dem österreichischen Kabinet zu erklären, daß der Zar die vier Propositionen annehme, um als Ausgangspunkt für Friedensunterhandlungen zu dienen.

Diese Annahme hemmte indeß den Lauf der Dinge nicht; namentlich hielt sie Oesterreich nicht ab, am 2. December ein förmliches Bündniß mit den Westmächten zu schließen, das man in Petersburg als den Vorboten einer Kriegserklärung und als einen neuen Rebellionsakt gegen die russische Politik betrachtete.

Der Vertrag vom 2. December war allerdings nur ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen England, Frankreich und Oesterreich auf künftige, mögliche Fälle, aber er enthüllte doch die feindlichen Absichten des Wiener Kabinets. Die drei Mächte verpflichteten sich darin gegenseitig, auf keinerlei Arrangement mit dem kaiserlichen Hofe von Rußland einzugehn, ohne darüber vorher eine gemeinschaftliche Berathung gepflogen zu haben; Oesterreich versprach, die Donaufürstenthümer gegen jeden Angriff zu schützen, zugleich aber auch, die etwaigen Operationen der türkischen und anglo-französischen Truppen in denselben gegen die Truppen und das Gebiet Rußlands nicht zu hindern; dagegen sagten die Westmächte

dem Kaiser von Oesterreich ihre Hülfe zu, für den Fall, daß Feindseligkeiten zwischen ihm und Rußland ausbrechen sollten. Endlich wurde stipulirt, daß, wenn der Friede nicht im Laufe des Jahres — es war am 2. December — gesichert sei, ohne Säumniß über die rechten Mittel zur Erzielung des Friedens berathen werden solle.

Es ist, als ob Oesterreich sich die Haltung, welche Rußland zu Anfange des orientalischen Krieges einnahm, zum Vorbild genommen habe. Oesterreich spielte jetzt das Spiel mit dem Kriege, der doch kein Krieg sein sollte. Es hatte die Russen aus den Donaufürstenthümern hinausgedrängt, es schützte diese Gebiete zum Besten der Türkei, vertrat die Stelle, welche sonst türkische oder anglofranzösische Truppen hätten einnehmen müssen, es versprach, den Armeen der Pforte und der Westmächte die Operationsbasis zu decken — das sind die feindseligsten Maßregeln von der Welt, — wenn der Name „Krieg" auch nicht ausgesprochen wird.

Niemand begriff das besser als Nikolaus I. Hatte er schon vorher Truppen über Truppen nach Polen geworfen, die Garden und mehre Infanteriedivisionen dorthin gesandt, die für den Winter gesicherte Ostseeküste großentheils von Militär entblößt, um dasselbe nach dem Westen und Südwesten zu dirigiren, so wallte sein Zorn jetzt furchtbar auf, er entschloß sich, alle Kräfte seines Reichs aufzubieten, um an Oesterreich Rache zu nehmen. Am 26. December, an demselben Tage, an welchem sein Gesandter Gortschakof*) ihm von Wien auf telegraphi-

*) Alexander Michailowitsch Gortschakof.

schem Wege meldete, daß der Kaiser von Oesterreich die preußische Bundeshülfe, die im Aprilvertrage stipulirt war, in Anspruch genommen habe, erließ der Zar eine Ansprache an sein Volk. Sie lautete:

Von Gottes Gnaden wir Nikolai der Erste, Kaiser und Selbstherrscher Aller Reußen u. s. w. u. s. w. thun kund Jedermann: die Ursachen des bis jetzt fortdauernden Krieges sind unserem geliebten Rußland vollständig bekannt. Es weiß, daß nicht Absichten des Ehrgeizes, nicht Wünsche neuer, nicht in unserem Recht begründeter Vortheile die Anregung zu unseren Handlungen und den Umständen waren, welche zur unerwarteten Folge den gegenwärtigen Kampf hatten. Wir suchten einzig die Erhaltung der feierlich anerkannten Vorrechte der rechtgläubigen Kirche und unserer Glaubensbrüder im Oriente; aber einige Regierungen, welche uns eigennützige, geheime Absichten, die unsern Gedanken sehr fern lagen, zuschrieben, hinderten den Erfolg dieser Angelegenheit und schlossen endlich ein gegen uns feindliches Bündniß. Nachdem sie verkündet haben, daß ihr Ziel die Rettung des türkischen Reiches ist, treten sie mit gewaffneter Hand nicht in der Türkei, sondern in den Grenzen unserer eigenen Reiche gegen Uns auf, indem sie ihre feindlichen Streiche gegen alle ihnen mehr oder weniger zugänglichen Punkte richten: im Baltischen, im Weißen und im Schwarzen Meere und selbst an den entferntesten Gestaden des Stillen Oceans. Dank dem Allerhöchsten, treffen sie überall, sowol in unseren Heeren, als in den Einwohnern aller Stände kühne Gegner, die von dem Gefühl der Liebe zu uns und dem Vaterlande beseelt sind, und wir sehen zu

unserem Troste in den kummervollen Verhältnissen, in Mitte des von dem Kriege unzertrennlichen Elends, ununterbrochen glänzende Beweise und Zeugnisse dieses Gefühls und der von ihm eingeflößten Tapferkeit. Solches sind die, ungeachtet der großen Ungleichheit, wiederholten Niederlagen der feindlichen Heere jenseits des Kaukasus und ihre vollständige Zurückweisung gleichfalls durch ungleiche Kräfte, von den Ufern und Scheeren Finnlands, von den Mauern des Klosters Selewetzki, von dem Hafen Petrowpawlowski in Kamtschatka: solches ist die vorzügich heldenmüthige Vertheidigung von Sebastopol, bezeichnet durch so zahlreiche Thaten unerreichbaren Muthes und unermüdlicher, ununterbrochener Anstrengungen, welcher selbst unsere Feinde Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die sie mit Erstaunen erfüllt. Mit demüthiger Dankbarkeit gegen Gott auf die Beschwerden, die Unerschrockenheit, die Selbstaufopferung unserer Land- und Seetruppen, auf den, allen Ständen im Reich gemeinschaftlichen, stürmischen Eifer sehend, wagen wir es, sie als ein Pfand und eine Weissagung des glücklichen Ausgangs in der Zukunft anzusehen. Nach Christenpflicht können wir eine Fortsetzung des Blutvergießens nicht wünschen und werden Friedensvorschläge und Bedingungen nicht abweisen, wenn sie mit der Würde unseres Reiches und dem Heil unserer geliebten Unterthanen übereinstimmen, aber eine andere, nicht weniger heilige Pflicht befiehlt Uns, in diesem erbitterten Kampfe zu Anstrengungen und Opfern bereit zu sein, die den ungestümen Angriffen gegen uns gewachsen sind. Russen! Unsere treuen Söhne! Ihr seid gewohnt, nicht zu schonen, wenn die Vorsehung

Euch zu einer großen und heiligen Pflicht ruft, weder das durch lange Anstrengungen erworbene Erbe, noch das Leben und Blut von Euch und Euren Kindern. Die edle Gluth, welche seit dem Anfange des Kriegs in Euren Herzen flammt, erkaltet auch nicht in übeler Lage, und Eure Gefühle sind gleichfalls die Gefühle Eures Herrschers. Wenn es sein muß, werden wir Alle, Czar und Unterthanen, die Worte des Kaisers Alexander wiederholend, die er in einer, der jetzigen ähnlichen Zeit der Prüfung aussprach: „Mit dem Eisen in den Händen, mit dem Kreuze im Herzen" vor die Reihen der Feinde treten, zum Schutze des höchsten Gutes auf der Welt: der Sicherheit und Ehre des Vaterlandes. Gegeben in Gatschina, am 14. (26.) Tage des December, im Jahre der Geburt Christi 1854, Unserer Regierung im Dreißigsten.

Nikolai.

In diesem Manifest herrscht allerdings auch wieder die gewöhnliche Doppelzüngigkeit Nikolaus I. Neben der hohlen und lügenhaften Prahlerei, daß die Feinde überall geschlagen worden, wird von der christlichen Pflicht, die Beendigung des Blutvergießens zu wünschen, geredet. Aber der eigentliche Zweck des Manifestes sind doch die Schlußsätze desselben, die Aufforderung an die Russen, sich zum Vernichtungskampfe, zum Kriege auf Leben und Tod fertig zu machen. Wäre darüber ein Zweifel möglich, so lös't sich derselbe durch die Auslegung, welche das Manifest fand. Alle Anstalten zu allgemeiner Volksbewaffnung wurden getroffen, die russischen Zeitungen, die Priester suchten den nationalen Enthusiasmus dafür

zu entflammen, am russischen Weihnachtsfest ward die Befreiung des Reichs im Jahre 1812 mit außerordentlicher Ostentation begangen. Die kaiserliche Familie selbst *) beschloß die Errichtung eines Schützenregiments aus Apanagebauern für die Dauer des Kriegs, um dem Adel ein Beispiel zur Nacheiferung zu geben. Und der Adel beeilte sich, vom Zaren demüthigst zu erbitten, was dieser wünschte; die Adelskorporationen von 18 Gouvernements forderten den Kaiser auf, eine allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen; die Edelleute von Nischegorod baten um Erlaubniß, Corps auszurüsten und zu unterhalten nach dem Beispiel von 1812 oder einem andern dem Kaiser gefälligen Statut.

Man hätte erwarten dürfen, daß dem Manifeste nun eine Kriegserklärung gegen Oesterreich und ein Ueberschreiten der Grenze auf dem Fuße folgen werde. Oesterreich erwartete dies schon seit dem Abschlusse seines Vertrags mit den Westmächten (2. Dec.). Es drang seitdem in Preußen, die 200,000 Mann mobil zu machen, zu deren Aufstellung dieses sich durch den Aprilvertrag verpflichtet habe. „Rußland," schrieb der österreichische Minister Graf Buol dem Berliner Kabinet, „ist kampfbereit an seiner Ostgrenze und kann in kürzester Zeit seine bereits schlagfertige Streitmacht zu einem kräftigen Stoße gegen den Kaiserstaat vereinen." „Um an der obern

*) Die Lage der Dinge hatte die Anschauungen des Hofes in merkwürdiger Weise verändert. Zu Anfange des Kriegs waren vom Adel ähnliche Anerbietungen gemacht, aber man hatte sie zurückgewiesen als in Widerspruch stehend mit dem absoluten Regierungssystem.

Weichsel zu erscheinen, bedarf das russische Heer weit weniger Zeit, als zur Ausrüstung und Concentrirung einer preußischen Armee von 100,000 Mann erforderlich ist."

Gleichwol erfolgte keine Kriegserklärung und kein Angriff. Was war der Grund davon? Warum zögerte Nikolaus? Keinenfalls aus dem Grunde, den das preußische Kabinet vorschützte, um der Mobilmachung seiner Armee, der Erfüllung des Vertrags vom April zu entgehen, nämlich weil Rußland ernstlich zu Friedensverhandlungen geneigt sei und den „aufrichtigen Wunsch der Verständigung" hege. Aber die Rücksicht auf die innern und äußern Verhältnisse seines Reichs fesselte die Hand des Zaren, die bereits an den Griff des Degens gelegt war.

War es denn auch möglich, so mochte er sich fragen, und so hat ihm vielleicht der eine oder der andre seiner Minister in schüchterner Devotion vorgestellt, unter den obwaltenden Umständen den Krieg gegen Oesterreich sofort zu beginnen? Würde man Menschen genug haben, um nur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu fechten? Vom Beginn des Krieges bis zum Schlusse des Jahres 1854 hatten die russischen Armeen einen Gesammtverlust von 111,132 Mann erlitten; im Laufe der achtzehn Kriegsmonate waren fünf Rekrutirungen angeordnet, die Halbinvaliden, die Leute, die das übliche Soldatenmaß nicht hatten, waren schon herangezogen, die Reservebataillone standen bereits in aktivem Dienst. Es galt, die Küsten zu decken, die Armee des Kaukasus und die auf der Krim mußte verstärkt werden, in Bessarabien ließ sich für den folgenden Frühling ein Angriff der Türken erwarten, —

woher die Streitkräfte nehmen zu einem erfolgreichen Kampfe gegen Oesterreich? Und wenn es an Menschen nicht gefehlt hätte, so fehlte es an Geld. Im Laufe des Jahres 1854 war die Staatsschuld um 150 Millionen Silberrubel gewachsen, betrug — mit Ausschluß Polens und Finnlands — 833 Mill. Thaler; die Unterhaltung der Militärmacht auf dem Kriegsfuß kostete allmonatlich 18—20 Millionen Thaler; die Versuche, neue Anleihen im Auslande zu machen, waren gescheitert; die Hülfsquellen des Landes waren fast erschöpft, das Grundeigenthum sank rasch im Werth; namentlich in Polen wurden die Güter massenhaft zum Verkauf ausgeboten. Bei der Blokade der Küsten und dem gleichzeitigen Verbote der Ausfuhr fast aller russischen Produkte ruhte der *Handel* und Verkehr, die Speicher der Gutsbesitzer füllten sich mit Korn und Leinsamen, die der Kaufleute mit Hanf und Tauen, in Odessa kostete der Weizen nur noch 25 Sgr. der Berliner Scheffel; in Folge der übermäßigen Rekrutirungen mangelte es andrerseits schon empfindlich an Arbeitern für Ackerbau und Gewerbe, — woher da die Geldmittel schaffen zu der neuen gewaltigen Kraftanstrengung? Kaum durfte man darauf rechnen, daß die auf den 1. Jan. 1855 erhöhete Tabacksteuer großen Ertrag liefere, und der einzige Rettungsanker blieb die Ausgabe neuen Papiergeldes. Es lag auch eine ganz besondre Gefahr darin, die Westgrenze des Landes zum Schauplatze eines Krieges zu machen. War nicht Polen noch immer ein vulkanischer Boden, ließ sich nicht mit Recht befürchten, daß die Bewohner dieser Provinzen mit dem Feinde gemeinsame Sache machen würden? Wol

kamen auch Ergebenheitsadressen von dort, und Polen versprachen so gut wie Russen ihr Gut und Blut der Vertheidigung des Vaterlandes zu opfern, aber war darauf irgend ein Werth zu legen? Es war in Petersburg keineswegs unbekannt, daß die polnische Emigration seit dem Ausbruche des orientalischen Krieges sich alle mögliche Mühe gab, Verbindungen mit der Heimath anzuknüpfen, daß Tausende von kampffähigen Flüchtlingen nur auf den Augenblick lauerten, wo das polnische Königreich zum Kriegsschauplatze gemacht werde, daß endlich selbst die russische Demokratie im Auslande die Soldaten der Armee des Zaren für eine polnische Erhebung günstig zu stimmen suchte. Die Flugblätter Herzen's fanden trotz Grenzsperre und polizeilicher Wachsamkeit ihren Weg zur russischen Armee, und in flammenden Worten wurde der Soldat darin aufgefordert, die Waffen nicht gegen Polen zu erheben.

Aber viel düsterer umwölkt erschien noch der Horizont, wenn man die auswärtigen Verhältnisse Rußlands in Betracht zog. Nicht nur auf keinen Alliirten konnte der Kaiser zählen, — das russenfreundliche Ministerium in Dänemark war im December 1854 gestürzt, die mit Ostentation ausposaunte Freundschaft mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika beschränkte sich darauf, daß Rußland von ihnen für gutes Geld eine Anzahl Dampfschiffe erhielt, die Griechen und die slawischen Bewohner der türkischen Provinzen konnten sich nicht rühren, ein paar Tausend Freiwillige aus Montenegro, Albanien und Griechenland, welche in Sebastopol verwandt wurden, war Alles, was Rußland aus diesen Ländern an Unterstützung

zu Theil ward, — auch die Zahl der Feinde mehrte sich und drohte sich täglich zu mehren. Sardinien stand im Begriff, einen Vertrag mit den Westmächten abzuschließen und rüstete sich, um ein Armeekorps nach der Krim zu senden; von Schweden ließ sich's nach der Volksstimmung erwarten, daß die Regierung in nächster Zeit zum Anschluß an die Westmächte gedrängt werde; in England wankte das zaudernde Ministerium Aberdeen, von dem sich eine energische Kriegführung nicht hatte befürchten lassen, und die öffentliche Meinung dort forderte laut die Eroberung Sebastopol's und die Zerstörung der russischen Marine im Schwarzen Meer; in ganz Europa machte die Erbitterung gegen Rußland immer größere Fortschritte.

Wenn der Zar die Feindseligkeiten gegen Oesterreich begann, so war es fast mit Gewißheit anzunehmen, daß auch die bisher am Kriege unbetheiligten Staaten Europa's zum Schwert griffen. Dann ward auch Deutschland in den allgemeinen Kreuzzug gegen Rußland hineingerissen, dann konnte sich auch Preußen der Erfüllung des Aprilvertrags nicht mehr entziehen; dann ging die Entrüstung des preußischen Volks über die Anhänglichkeit Friedrich Wilhelm IV. an Nikolaus und an das Russenthum zur Tagesordnung über.

Schwer genug mag es dem Zaren geworden sein, seinem Grimme einen Zügel anlegen zu müssen, aber die Umstände waren zu zwingend, als daß er sich ihrem Druck hätte ganz entziehen können. Er machte wenigstens momentan Concessionen, doch auch diese mit sichtlichem Widerstreben.

Am 28. December fand in Wien eine Konferenz

Statt, bei welcher die Gesandten Frankreichs, Englands und Oesterreichs und Fürst Gortschakof anwesend waren. Der französische Gesandte gab dort eine Interpretation der vier Punkte, welche als Basis der künftigen Friedensunterhandlungen dienen sollten, und die wir in der Anmerkung vollständig mittheilen.*)

*) Das Aide-Mémoire der Konferenz vom 28. Dec. 1854 lautet: Zu dem Zwecke, den Sinn zu bestimmen, den ihre Regierungen einem jeden der Grundsätze beilegen, welche in den vier Artikeln enthalten sind, und im Uebrigen sich, wie sie dies immer gethan, die Ermächtigung vorbehaltend, solche besondere Bedingungen zu stellen, die ihnen über die vier Garantien hinaus durch das allgemeine Interesse Europa's gefordert zu sein scheinen, um die Wiederkehr der letzten Verwicklungen zu verhüten, erklären die Bevollmächtigten Oesterreichs, Frankreichs und Großbrittanniens, daß:

1. Ihre Regierungen übereinstimmend der Meinung sind, daß es nothwendig sei, das ausschließende Protektorat aufzuheben, welches Rußland über die Moldau, Walachei und Serbien geübt hat, und die von den Sultanen diesen zu ihrem Reiche gehörenden Fürstenthümern zuerkannten Privilegien unter die gemeinschaftliche Garantie der fünf Mächte zu stellen; und daß sie (ihre Regierungen) daher dafür gehalten haben und dafür halten, daß keine der Feststellungen der alten Verträge Rußlands mit der Pforte, welche sich auf die genannten Provinzen beziehen, bei dem Friedensschlusse wieder in Kraft gesetzt werden kann, und daß die Anordnungen, welche in Bezug auf dieselben zu treffen sind, später in der Art kombinirt werden müssen, um den Rechten der souverainen Macht, denen der drei Fürstenthümer und den allgemeinen Interessen Europa's vollkommene und gänzliche Genugthuung zu gewähren.

2. Um der Freiheit der Donauschifffahrt ihre ganze Entwicklung zu geben, deren sie fähig ist, wäre es wünschens-

Gortschakof erhob Einwendungen gegen den dritten Punkt, dessen Zweck dahin ging, der Herrschaft Rußlands

---

werth, daß der untere Lauf der Donau, von dem Punkte an, wo er den beiden Uferstaaten gemeinschaftlich wird, der in Kraft des Artikels III. des Friedens von Adrianopel bestehenden Territorialhoheit entzogen werde.

Jedenfalls würde die freie Donauschifffahrt nicht gesichert sein, wenn sie nicht unter die Aufsicht einer Syndikatbehörde gestellt wird, die mit der nöthigen Macht bekleidet ist, um die Hindernisse zu beseitigen, die an den Mündungen dieses Stromes vorhanden sind oder später daselbst sich bilden können.

3. Die Revision des Vertrages vom 13. Juli 1841 soll zum Zweck haben, die Existenz des osmanischen Reiches vollständiger mit dem europäischen Gleichgewicht zu verknüpfen und dem Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meer ein Ende zu machen. Was die in dieser Beziehung zu ergreifenden Anordnungen betrifft, so hängen dieselben zu unmittelbar von den Kriegsereignissen ab, als daß man schon jetzt die Grundlagen derselben feststellen könnte.

Es genügt, das Princip derselben anzudeuten.

4. Indem Rußland auf den Anspruch verzichtet, die christlichen Unterthanen des Sultans von orientalischem Ritus mit einem amtlichen Protektorat zu decken, verzichtet es gleichzeitig in naturgemäßer Folge darauf, irgend einen der Artikel seiner früheren Verträge und namentlch des Vertrages von Kutschuk-Kainardsche, dessen irrige Auslegung die Hauptursache des gegenwärtigen Krieges gewesen ist, wieder aufleben zu lassen. Indem die Regierungen einander ihre gegenseitige Unterstützung gewähren, um von dem freien Willen des osmanischen Gouvernements die Anerkennung und Beobachtung der religiösen Privilegien der verschiedenen christlichen Gemeinschaften ohne Unterschied des Kultus zu erlangen, und indem sie gemeinschaftlich zu Gunsten der genannten Gemeinschaften die von Sr. Majestät dem Sultan gegen dieselben kundge-

im Schwarzen Meere ein Ende zu machen. Er versprach jedoch, neue Instruktionen von seiner Regierung einzuholen. Am 7. Januar waren diese Instruktionen von Petersburg eingetroffen, sie bestanden in einer Gegen-Interpretation *)

---

gebenen großmüthigen Absichten nutzbar machen, werden sie die größte Sorge darauf wenden, die Würde Sr. Hoheit und die Unabhängigkeit seiner Krone vor jeder Beeinträchtigung zu bewahren.

*) Die Erklärung und Interpretation Gortschakofs lautete:
„1. Aufhebung des ausschließlichen Protektorats Rußlands in der Moldau und Walachei, indem die diesen Provinzen von dem Sultan zuerkannten Privilegien unter die Garantie der fünf Mächte gestellt sind.

2. Freiheit der Schifffahrt auf der Donau nach den durch die Akte des Wiener Kongresses hinsichtlich des Stromverkehrs festgestellten Grundsätzen. Kontrolle einer gemischten Kommission, welche mit den nöthigen Vollmachten bekleidet sein würde, um die Hindernisse, welche an der Mündung bestehen oder später sich daselbst bilden würden, zu zerstören.

3. Revision des Vertrages vom 13. Juli 1841, um die Existenz des osmanischen Reiches vollständiger an das europäische Gleichgewicht zu knüpfen. Ich verweigere nicht, mich in förmlichen Friedenskonferenzen über die Mittel zu verständigen, welche die drei Höfe vorschlagen würden, um dem ein Ende zu machen, was sie das Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meere nennen, unter der Bedingung, daß sich unter den gewählten Mitteln keines findet, welches die Souverainetätsrechte meines erhabenen Herrn in seinem Gebiete antaste.

4. Gesammtgarantie der fünf Mächte — an Stelle des ausschließlichen Schutzrechts, welches einige unter ihnen bisher besaßen — für die Sicherung und Beibehaltung der religiösen Privilegien der verschiedenen christlichen Gemeinschaften ohne Unterschied des Bekenntnisses, unter der Bedingung, daß die Realisation der von den großen christlichen Mächten, Ange-

der vier Punkte, und die wesentlichste Abweichung von der Interpretation der Westmächte lag in dem Satze, daß sich der Gesandte auf Vorschläge zur Beseitigung dessen, was man das Uebergewicht Rußlands im Schwarzen Meere nenne, nur unter der Bedingung einlassen werde, „daß sich unter den gewählten Mitteln keines findet, welches die Souverainetätsrechte meines erhabenen Herrn in seinem Gebiete antastet.“ Indeß diese Gegeninterpretation ward nicht angenommen, die Verhandlungen standen auf dem Punkt abgebrochen zu werden, als Nikolaus seinem Gesandten durch das lakonische „J'y adhère“ Vollmacht gab, der Interpretation der Verbündeten zuzustimmen.

Mit der Annahme dieser vier Punkte verzichtete der Zar freilich darauf, unmittelbar Rache an dem gehaßten Oesterreich zu nehmen. Die diplomatische Schlauheit trug in ihm den Sieg davon über den wilden Zorn. Aber gewonnen war damit auch viel. Die Gefahr, daß Rußland von Oesterreich angegriffen werde, war damit, wenn auch nicht beseitigt, so doch in weite Ferne gerückt. Nachdem Nikolaus I. seine Geneigtheit zum Frieden so unwiderleglich dokumentirt hatte, war nicht mehr daran zu denken, daß Preußen oder die Staaten des deutschen Bundes eine Offensive Oesterreichs billigen oder unterstützen würden. Andrerseits aber war die Annahme der vier Garantiepunkte für Rußland noch himmelweit ver-

---

sichts der ganzen Welt gegebenen feierlichen Versprechungen ein ernsthaftes und gewissenhaftes Werk und der versprochene Schutz wirksam und nicht ein leeres Wort sei.“

schieden von der Unterzeichnung eines Friedensvertrags. Der Zar demüthigte sich, indem er durch sein „J'y adhère“ erklärte, daß er bereit sei zu unterhandeln, aber er war nicht so weit gedemüthigt, daß er auf den Inhalt der Friedenspräliminarien einzugehen gedachte. Die spätern Verhandlungen in Wien haben das hinlänglich gezeigt.

Das russische Kabinet that Nichts, um den Beginn der Unterhandlungen zu beschleunigen, vielmehr wandte der Kaiser seine ungetheilte Aufmerksamkeit nunmehr wieder der Vertheidigung von Sebastopol, der Krimarmee und den Kriegsrüstungen überhaupt zu. Die gereizte Stimmung gegen Oesterreich äußerte sich noch in nebensächlichen Dingen, z. B. darin, daß eine projektirte Eisenbahnlinie von Czenstochau nach Oppeln so verlegt wurde, daß sie das österreichische Gebiet umging, aber die an der galizischen Grenze aufgehäuften Truppen erhielten Befehl, sich nach dem Süden und Osten des Reichs in Marsch zu setzen. Ein Ukas verfügte, daß und unter welchen Umständen die Familien der Stabsoffiziere das Heer oder die Festungen verlassen sollten. Die Großfürsten Michael und Nikolaus, bald nach der Schlacht bei Inkermann, angeblich wegen des gefährlichen Gesundheitszustandes ihrer Mutter, der Kaiserin, aus der Krim zurückgekehrt, mußten sich wieder dahin begeben.

Im Februar wurde auch der Plan ausgeführt, die schon angekündigte Bildung einer Reichsmiliz, einer Volksbewaffnung in Masse zu organisiren. Das zu diesem Behuf erlassene Manifest lautete folgendermaßen:

„Von Gottes Gnaden Wir Nikolaus I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen 2c., thun zu wissen:

Unsere getreuen und geliebten Unterthanen wissen, wie sehr wir wünschen, ohne Anwendung von Waffengewalt und ohne längeres Blutvergießen zu dem Ziele zu gelangen, welches wir stets erstrebt haben, die Rechte unserer Religionsgenossen und im Allgemeinen der ganzen Christenheit im Orient zu vertheidigen. Dieser unser Wunsch ist gleicherweise allen denen bekannt, welche dem Gange der Ereignisse, so wie der unwandelbaren Tendenz unserer Handlungen mit Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit gefolgt sind. Wir sind stets jedem andern Beweggrunde, jeder andern Absicht in Glaubens- und Gewissenssachen fremd geblieben und sind es auch noch. Noch jetzt haben wir den von uns angenommenen Grundsätzen gemäß in die Eröffnung von Unterhandlungen mit den Westmächten gewilligt, die mit der ottomanischen Pforte ein uns feindliches Bündniß gebildet haben. Wir glauben in dem Bewußtsein unserer Billigkeit von ihrer Seite die gleiche Aufrichtigkeit, die gleiche Uneigennützigkeit in den Absichten erwarten zu dürfen, und geben die Hoffnung nicht auf, zur Wiederherstellung eines so ersehnten und für die ganze Christenheit so werthvollen Friedens zu gelangen. Trotzdem sehen wir uns Angesichts der Streitkräfe, welche sie ansammeln, und der andern Rüstungen, welche sie veranstalten, um mit uns zu kämpfen, Rüstungen, die ungeachtet der begonnenen Unterhandlungen fortgesetzt werden und fast mit jedem Tage einen größern Maaßstab annehmen, genöthigt, unsererseits sofort auf Vermehrung der Mittel zu sinnen, welche Gott uns verliehen hat, um das Vaterland zu vertheidigen, allen russenfeindlichen Bestrebungen und allen die Größe un

Sicherheit Rußlands bedrohenden Planen einen festen und starken Damm entgegenzusetzen.

Die erste unserer Pflichten erfüllen wir, und indem wir den Beistand des Allerhöchsten anrufen, richten wir, mit vollem Glauben an seine Gnade, mit vollem Vertrauen auf die Liebe unserer Unterthanen, welche, wie wir, von demselben Gefühle für unseren Glauben, für die orthodoxe Kirche und für unser theures Vaterland beseelt sind, diesen neuen Aufruf an alle Klassen unserer Unterthanen, indem wir befehlen, daß zu der Bildung einer allgemeinen Reichsmiliz geschritten werden soll.

Die Bestimmungen in Betreff der Bildung dieser Miliz sind von uns geprüft und bestätigt worden, und finden sich ausführlich in einem besondern Reglement auseinander gesetzt. Sie werden überall mit Pünktlichkeit und Eifer in Vollzug gesetzt werden.

Mehr als einmal bereits haben schmerzliche und selbst grausame Prüfungen Rußland bedroht und heimgesucht, aber dasselbe hat stets sein Heil in seinem demüthigen Glauben an die Vorsehung, so wie in dem innigen und unauflösbaren Bande gefunden, das den Monarchen mit den Unterthanen, seinen ergebenen Kindern, vereint. So sei es auch heute! Möge Gott, der in den Herzen liest und die reinen Absichten segnet, uns seinen Beistand verleihen.

Gegeben in St. Petersburg am 29. Januar (13. Februar) des Jahres 1855, des dreißigsten unserer Regierung.

Es ist nicht zu verkennen, daß in diesem Manifeste ein anderer Ton angeschlagen ist als in den früheren.

Finden wir auch die alten Versicherungen darin wieder, daß es sich in dem Kriege nur um „die Vertheidigung der Rechte unsrer Religionsgenossen und der Christenheit im Orient" handle, und daß der Kaiser nach Friede dürste, so fehlen doch darin die verächtlichen und bittern Ausfälle gegen die Feinde. Ganz im Gegensatz zu dem trotzigen Manifeste vom December ist das letzte Hülfsmittel eines russischen Monarchen, die Appellation an's Volk, in überaus milde Formen gekleidet, ja dieses faktische Aufgebot des Volks nicht einmal bei'm rechten Namen genannt, sondern durch den Ausdruck: „Bildung einer allgemeinen Miliz". umschrieben. Damit in Einklang steht die Verordnung, die in einem gleichzeitigen Ukase beigefügt war, daß die sofortige Einstellung der Milizen vorläufig erst in sechs Gouvernements beginnen, in zwölf andern bis zum April und Mai verschoben werden solle; damit stimmt auch die Art und Weise, wie dem Auslande gegenüber das Manifest zunächst verheimlicht und dann gedeutet ward. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Aktenstück außerhalb des Reiches bekannt wurde, und man gab sich alle mögliche Mühe auseinanderzusetzen, daß die Bildung der Reichsmiliz lediglich einen defensiven Charakter habe. Gortschakof erklärte in Wien ausdrücklich, daß keine neue Drohung damit bezweckt werde, daß die Friedensverhandlungen deßhalb keine Störung erleiden sollten, und daß Rußland nur Angesichts der von allen Seiten auftauchenden Feinde auf größere Vertheidigungsmittel bedacht sein müsse.

In der That hat wohl nur die dringende Noth dem Kaiser Nikolaus diesen Aufruf entpreßt. Nur ein

Beispiel solcher Volksbewaffnung bot überhaupt die russische Geschichte: zu Alexander I. Zeit der französischen Invasion gegenüber war zu diesem Mittel gegriffen. Noch lebte in den Massen die Erinnerung daran, aber auch die Erinnerung an die unerfüllten Versprechungen, an die getäuschten Hoffnungen, die sich daran geknüpft hatten. Niemand konnte weniger geneigt sein als Nikolaus, in dem gedrückten und resignirten Bauern und Leibeigenen solche Erinnerungen wachzurufen. Nur die Noth, nur der Mangel an Rekruten konnte seine Zweifel beschwichtigen oder in den Hintergrund drängen. Je weniger er selbst an einen Erfolg der Verhandlungen in Wien glaubte, je weniger er an ein Nachgeben dachte, um so mehr mußte er Sorge tragen, die Lücken im Heere auszufüllen und durch die Massen der Streiter zu ersetzen, was seinen Truppen an militärischer, seinen Feldherren an strategischer Tüchtigkeit abging.

Unterm 17. Februar erging eine förmliche Kriegserklärung an Sardinien.

Auch im Kommando der Armee beschloß der Zar eine Aenderung vorzunehmen. Er war mit Mentschikof unzufrieden. Wie er mit Paskewitsch unzufrieden gewesen war, als dieser Silistria nicht eroberte, wie er ihn seine Ungnade empfinden ließ, so zürnte er dem Vertheidiger der Krim, der die Alliirten nicht in's Meer warf. Alle Verdienste, die der Fürst sich durch seine unermüdliche Thätigkeit erworben hatte, waren vergessen, alle Unfälle ihm Schuld gegeben. Und die augendienerischen Höflinge wußten den Zorn ihres Herrn zu schüren; sie spotteten seiner als unglücklichen Generals jetzt eben so

bitter, wie man in Westeuropa ihn als rücksichtslosen Gesandten verhöhnt hatte. Bei Nikolaus stand die Entlassung Mentschikof's bereits zu Anfang Februar fest. Gortschakof, der Kommandeur der bessarabischen Armee, sollte den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte des Südens erhalten, unter ihm General Lüders die bessarabischen Truppen, General Osten-Sacken die Armee der Krim kommandiren.

Ehe diese Anordnungen vollzogen waren, traf die Armee Mentschikofs oder vielmehr eine Abtheilung derselben noch ein schwerer Unfall.

Die Belagerung und Vertheidigung der Stadt Sebastopol hatte in den ersten beiden Monaten des Jahrs 1855 einen höchst einförmigen Verlauf. Die Belagerer verschanzten sich, bauten eine Eisenbahn von Balaklawa in's Lager, und bekamen Nachschub von Lebensmitteln, Munition und Mannschaft; die Belagerten arbeiteten an ihren Werken und warteten auf Zufuhren. Ernstliche Angriffe wurden von keiner Seite unternommen. Aber auf einen andern Punkt der Krim hatten die russischen Generäle sowie der Kaiser selbst ihre Augen geworfen. Dies war Eupatoria, das durch die fortdauernden Schanzarbeiten der Türken eine immer bedrohlichere Stärke erhielt, und dessen Besatzung immer mehr anschwoll. Ein russisches Corps von etwa 30,000 Mann erhielt Befehl, sich auf den Platz zu werfen und ihn zu nehmen.

In der Nacht vom 16. auf den 17. Februar rückten die Russen unter der Führung Chrulef's in die Nähe der Festung, mit Tagesanbruch griffen sie an. Aber ihre Absicht, die Türken zu überrumpeln, mißlang von

vornherein. Omer Pascha war bereits von flüchtigen Tataren über den bevorstehenden Angriff unterrichtet, und erwartete den Feind unerschrockenen Muthes. Seine Vorposten außerhalb der Festung zogen sich in die Werke zurück; die russische Infanterie drang stürmend bis an die Schanzen und versuchte die Brüstungen zu erklimmen, aber weiter kam sie auch nicht. Unter den Weichenden und unter den neuen zum Sturm sich ordnenden Kolonnen richteten die Geschütze der türkischen Batterien wie die Kanonen von sechs im Hafen liegenden Kriegsschiffen eine so furchtbare Verwüstung an, daß es zu keinem erneuten Angriffe kam. Dagegen aber gingen die Türken nun von der Defensive zur Offensive über. Solyman Pascha machte mit egyptischer Infanterie und einigen Schwadronen Kavallerie einen Ausfall und trieb die Russen vor sich her. Ihr Rückzug löste sich um 10 Uhr Morgens auf in eine ziemlich regellose Flucht, nur dem Mangel an Reiterei auf feindlicher Seite hatten sie es zu danken, daß sie nicht mehr als dreißig Gefangene und fünf Kanonen verloren; ihr Verlust an Todten und Verwundeten belief sich auf 2000 Mann, während die Türken nur 400 Mann einbüßten.

General Chrulef gab den Plan, Eupatoria zu nehmen, auf, er ließ in einiger Entfernung ein Observationskorps von 5000 Mann stehen und zog sich mit dem Reste seiner Mannschaft auf Simferopol zurück.

Dieser Kampf bei Eupatoria hat an sich zwar keine größere Bedeutung, es waren weder die Hauptarmeen, die sich hier gegenüber standen, noch war die Niederlage

des russischen Korps eine entscheidende, aber Omer Pascha stellte damit die türkische Waffenehre, die bei Balaklawa in den Augen Europa's so jämmerlich Schiffbruch gelitten hatte, wieder her, und — was das Wichtigste ist — die Niederlage bei Eupatoria wurde im eigentlichsten Sinne des Worts der Nagel zu Nikolaus' Sarge.

Neuntes Kapitel.

Nikolaus auf dem Sterbebette. — Zur Charakteristik des Zaren.

Es ist im Verlauf unserer Erzählung schon öfter auf die krankhafte Reizbarkeit und die düstere Stimmung des Zaren hingewiesen worden. Erklärt sich dieselbe auch hinlänglich aus den Gemüthsbewegungen, welche der unerfreuliche Gang des orientalischen Krieges mit sich brachte, so war sie ohne Zweifel doch auch genährt und gesteigert durch das körperliche Befinden des Kaisers.

Die Ahnung Nikolaus I., daß die Grenze seines Lebens nicht mehr fern sei, — eine Ahnung, auf welche hin er den Konflikt mit der Türkei herbeiführte, — war wohlbegründet. Er litt schon seit langer Zeit an einer Krankheit, die seine von Natur überaus kräftige Gesundheit untergrub und seinen titanischen Körper langsam aber sicher zerstörte. Er war ein Tyrann auch gegen sich selbst. Durch ein maßloses Zusammenschnüren des Unterleibes, ein gewaltsames Einzwängen des Körpers in die Uniform hatte er sich ein chronisches Leberleiden zugezogen, und im Februar 1854 war von einem Arzte, Dr. Granville, über seinen Gesundheitszustand bereits die Bemerkung hingeworfen: „ein paar unglückvolle Nachrichten

können hinreichen, daß er eines raschen Todes stirbt, wie seine Brüder."

Solcher unglückvollen Nachrichten hatte das Jahr 1854 mehr als eine gebracht, der Krieg nahm die Kräfte des Zaren stärker als sonst in Anspruch, und der Körper litt sichtlich darunter. Die Furchen des Gesichts gruben sich tiefer, die straffe, militärische Haltung kostete ihn augenscheinlich Mühe, sein Scheitel war ganz kahl, sein Haar fast weiß geworden, und mitunter entschlüpfte ihm sogar eine Klage, daß er das Alter mit raschen Schritten herannahen fühle.

Zu Ende Januar (1855) stellten sich die Spuren einer starken Erkältung ein, Husten und Fieber, und der Arzt rieth zur Vorsicht und Schonung. Nikolaus nahm keine Notiz davon. Er setzte vielmehr seine Revuen, Inspicirungen u. s. w. in gewohnter Weise fort. Auch als die Erkältung den Charakter der damals in Petersburg grassirenden Grippe annahm, änderte er in seiner Lebensweise Nichts: er gönnte sich keine Ruhe, ging und fuhr fortwährend herum, vertauschte bei strenger Kälte seine Uniform nicht mit wärmerer Kleidung, behielt eigensinnig die reglementmäßige Temperatur von 14 Grad R. auf seinem Zimmer bei, und als die Fastenzeit eintrat, richtete er sich trotz der dringenden Gegenvorstellungen des Arztes mit seiner ganzen Familie nach der Fastenordnung. Der Selbstherrscher, der seine Unterthanen nur als Sklaven betrachtete und als Sklaven behandelte, sah in seinem Körper auch nur ein sklavisches, willkürlich zu behandelndes Werkzeug. Aber diese sonderbare Art des Despotismus blieb nicht ungestraft.

Der Arzt, welcher den Kaiser von Anfang der Krankheit an behandelte, war der Leibarzt der Kaiserin, Dr. Mandt, ein Homöopath und Preuße von Geburt. Am 19. Februar hielt dieser den Zustand des Zaren für so bedenklich, daß er wiederholte Einreden dagegen machte, daß jener das Zimmer verließe.*) Um sechs Uhr Abends sagte der Kaiser etwas gereizt: „Ich erkläre Ihnen, morgen fahre ich aus, ich muß Truppen inspiciren, das ist meine Pflicht.“ — „Ich bin vom ärztlichen Standpunkte durchaus dagegen, Ew. Majestät!“ erwiderte der Arzt. Der Kaiser antwortete nicht, seine Mienen drückten jedoch Mißvergnügen aus, und der Dr. Mandt bat um die Erlaubniß, zwei andere Aerzte zuziehen zu dürfen. Die Herbeirufung des Dr. Carel wurde in der That gestattet. Aber auch den vereinten Anstrengungen der beiden Aerzte gelang es nicht, den Kaiser zu bewegen, daß er sich im Zimmer hielt. Am Morgen des 21. wollte er ausfahren, um in der Reitbahn die Truppen zu revidiren. In der Diskussion darüber zwischen ihm und den beiden Aerzten warf Dr. Carel die Bemerkung hin: „Kein Militärarzt der ganzen Armee würde einem Soldaten, der so krank wie Ew. Majestät, erlauben das Lazareth zu verlassen, denn er wäre sicher, daß der Patient nur kränker dahin zurückkommen würde.“ Aber auch das fruchtete nicht. „Meine Herren,“ sagte der störrische Patient, „Sie haben jetzt Ihre Pflicht gethan, ich danke Ihnen und thue die meinige.“ Dann setzte er sich in seinen

---

*) Man vergleiche den Bericht des Dr. Mandt, Augsb. Allg. Zeitung.

offenen Schlitten, und fuhr bei 20 Grad Kälte und scharfer trockener Luft nach dem Reithause, um dort eine Abtheilung Gardeinfanterie, die nach Litthauen abgehen sollte, an sich vorüberziehen zu lassen. Er war während der Inspektion sehr angegriffen, hustete viel, warf stark aus und sagte im Fortgehn zu seinen Adjutanten: „Ich bin wie gebadet.“ Vom Reithause fuhr er noch zu dem kranken Kriegsminister, dem Grafen Dolgorucki. Am folgenden Tage, dem 22., fuhr er abermals im offenen Schlitten aus, hielt am selben Orte eine Revision, machte einen Besuch bei der Großfürstin Helene, und brachte den Abend in den Gemächern der Kaiserin zu, obwol ein innerlicher Frost ihn schüttelte und er den Mantel nicht ablegen konnte.

Das war der letzte Ausgang gewesen. Am 23. früh konnte er sein Zimmer, ja sein Feldbett, das er mit keinem bequemeren und wärmeren hatte vertauschen wollen, nicht mehr verlassen. Es stellte sich den Aerzten heraus, daß zur Grippe eine gichtische Complication getreten und der eine Lungenflügel stark angegriffen war. Am 24. trug man den Kranken zu Bette, — soweit war sein Widerstand gebrochen.

Vielleicht hätte er sich bei vollkommener Ruhe nun noch einmal erholt, aber solcher vollkommenen Ruhe gab er sich nicht hin. Umsonst bestürmten ihn die Aerzte und seine Familie. Er konnte sich nicht überwinden, die Regierunsgeschäfte aus seinen Händen zu geben. Er verbot, irgend Etwas von seiner Krankheit laut werden zu lassen. Er ließ sich die einlaufenden Depeschen vorlesen und gab den Ministern vom Bette aus seine Be-

fehle. Vielleicht möchte er auch dabei genesen sein, wenn nur keine außerordentliche Aufregung gekommen wäre. Aber am 24. Februar traf die Nachricht von dem Siege der Türken bei Eupatoria ein. Ein Kourier brachte sie. Dieser wurde an's Bett des Zaren gerufen, und der sterbenskranke Mann in Petersburg erfuhr alle Details, wie seine Truppen von der Armee des „kranken Mannes" in Konstantinopel geschlagen seien.

Eine blinde Wuth ergriff den an's Lager gefesselten Herrscher, und mit krankhafter Hast wollte er handeln. Er ließ den General Tettenborn vor sein Bett kommen und gab ihm mündliche und schriftliche Aufträge nach Sebastopol, zugleich vollzog er nun die bereits beschlossene Entlassung Mentschikof's.

Das war aber auch wol die letzte Regierungshandlung des Kaisers. Der gewaltigen Aufregung folgte eine ebenso große Abspannung. Die Kräfte waren erschöpft. Die Krankheit machte rasche Fortschritte, und die Ermattung wurde so groß, daß der Kranke endlich darin willigte, dem Großfürsten Thronfolger bis zu seiner Genesung die Regierung zu übertragen. Daß er am Rande des Grabes stand, daran dachte Nikolaus noch nicht. Er dachte daran auch noch nicht am 1. März, als sein Zustand von den Aerzten bereits für hoffnungslos gehalten wurde. Die Kaiserin forderte ihn auf, das Abendmahl zu nehmen. „Wie kann ich im Bette und ohne angekleidet zu sein," entgegnete er, „diese heilige Handlung vollziehn? es ist besser, wenn ich stark genug bin, es in geziemender Weise zu thun!"

Erst in der Nacht vom 1. auf den 2. März, als

die Aerzte — noch ein dritter ward zugezogen — ihn untersuchten, um sich zu vergewissern, ob die von ihnen befürchtete Lungenlähmung wirklich eingetreten sei, schien ihm ein Bewußtsein der Gefahr aufzugehen, worin er schwebte. Er fragte den Dr. Mandt, ob er sterben müsse, und fügte hinzu: „Sie wissen, ich habe Ihnen früher immer befohlen, mich davon in Kenntniß zu setzen, damit ich meine christliche Pflicht nicht versäume." Der Arzt verschwieg nicht, daß die Lunge in gefährlicher Weise afficirt sei. „Sie wollen sagen," antwortete der Kaiser, „daß ihr eine Lähmung bevorsteht." Dr. Mandt leugnete es nicht. Den Dr. Carel fragte der Zar noch auf russisch: „wann ersticke ich wol?"

Um vier Uhr Morgens ward der Beichtvater herbeigeholt und reichte dem Sterbenden das Abendmahl. Dann ließ dieser die Kaiserin, den Thronfolger und die andern Mitglieder der Familie eintreten, segnete sie und nahm von ihnen Abschied. Auch die Vertrauten, die Grafen Orlof, Adlerberg und Dolgorucki wurden herbeigerufen, und der Zar dankte ihnen für ihre treuen Dienste. Er gab detaillirte Anordnungen, z. B. daß man durch den Telegraphen nach Moskau, Warschau und Kiew melden solle: „Der Kaiser stirbt," und über sein Begräbniß; er verfügte, in welchem Saale des Winterpalastes sein Sarg stehn und an welcher Stelle der Peter-Paulskirche sein Grab sein solle, er verordnete, daß ein kleines Muttergottesbild, ein Geschenk seiner Großmutter Katharina, neben seinem Sarge aufgestellt werde. Er segnete seine Dienerschaft und die Aerzte, endlich sank er ermattet zurück. Der Geistliche sprach die Todtengebete, der Zar

murmelte sie leise nach. Von Zeit zu Zeit richtete er noch einige Worte an seine Familie. Das Letzte, was er sprach, soll gewesen sein: „Dites à Fritz, de rester toujours le même pour la Russie, et de ne pas oublier les paroles de Papa.“*) Es war 12 Uhr 20 Minuten am 2. März, als Nikolaus I. den letzten Athemzug that.

* * *

Selten hat der Tod eines Monarchen einen so tiefen Eindruck auf die Mitwelt gemacht als der des Kaisers Nikolaus. Der Telegraph trug die Nachricht von seinem Ableben noch am selben Tage in alle großen Städte Europa's. Die Kunde kam völlig unerwartet, — Rußland sowol wie dem Auslande — denn erst seit dem 1. März waren einige inhaltlose Bülletins über die Erkrankung ausgegeben, und nur in wenigen Kreisen, etwa in Berlin, hatte man seit zwei Tagen eine Ahnung von dem lebensgefährlichen Zustande des Zaren. Das erste Gefühl war das der Ueberraschung, wie es immer wieder der Fall ist, wenn sich das „Rasch tritt der Tod den Menschen an“ bewährt, und zumal wenn eine auf hervorragenden Platz gestellte Persönlichkeit fortgerissen wird

*) Das Testament Friedrich Wilhelm III.: „Hüte dich, mein theurer Friedrich, vor dieser Sucht nach Neuerungen, die so allgemein geworden ꝛc. Sei, soweit es von Dir abhängt, in gutem Einvernehmen mit den europäischen Mächten; möchten besonders Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie trennen; ihre Einigung ist die Bürgschaft des europäischen Friedens.“

aus „dem vollen Leben.“ Die nächsten Aeußerungen waren ganz entgegengesetzter Art: Trauer und Anerkennung auf der einen Seite, ein Aufschrei der Erlösung auf der andern.

Rußland war im ersten Augenblicke wie betäubt und gelähmt. Von Feinden umringt, überall an seinen Grenzen und Küsten bedroht, so eben aufgefordert zur äußersten und krampfhaften Anspannung all seiner Kräfte, fühlte es sich plötzlich wie verlassen und verwais't. Es war der ganzen ungeheuren Maschinerie des russischen Reiches plötzlich die bewegende Kraft ausgegangen, und doch fühlte Jedermann, daß eine solche bewegende Kraft niemals nöthiger gewesen sei als unter den obwaltenden Umständen. Das russische Volk hatte den gestorbenen Kaiser *nicht* geliebt, Viele hatten ihn gehaßt, Alle ihn gefürchtet, aber es hatte sich an ihn gewöhnt, seinen Absolutismus wie ein unvermeidliches Schicksal zu betrachten gelernt, seine auswärtige Politik bewundert, und die Machtstellung Rußlands dem übrigen Europa gegenüber dem Zaren als besonderes Verdienst zugerechnet. Im Verlaufe des orientalischen Krieges war das Verhältniß zwischen dem Kaiser und seinem Volke sogar besser geworden als irgend jemals vorher. Die von außen drohende Gefahr näherte beide einander. Nikolaus hatte von Anfang an den Kampf dargestellt als einen Krieg für die Ehre und für den Glauben des Landes; warum hätte diese Nation, deren einzige Quellen der Erkenntniß officielle Zeitungen und die Predigten der Popen waren, das nicht glauben sollen, zumal da es sich am Ende, wenn auch nicht am Anfange, wirklich um die Integrität des Reiches handelte.

Alle sahen in dem Kaiser nur noch den Vertheidiger, den unermüdlichen und unerschütterlichen Vertheidiger des Vaterlandes, den Mann auf den Alles ankam, von dem Alles abhing, den Mann der Hoffnung und der Rettung. Sie mochten die Opfer beklagen, die der Krieg ihnen auflegte, aber sie brachten dieselben im Ganzen ohne Murren, sie stürzten sich zum Theil mit religiösem Fanatismus in die Schlachten, sie gaben die Rekruten williger als sonst, und sogar der Landsturm, die Reichsmiliz trug nicht ohne Freudigkeit das gelbe Kreuz an der grauen Mütze.

Und nun war der Führer dahin! — Was Wunder, daß die Besorgniß um die Zukunft die Gestalt der Trauer um den Todten annahm? und daß bei den officiellen Leichenehren manch wirklich betrübtes und sorgenvolles Gesicht erschien?

Die Höfe Europa's wetteiferten darin, dem hingeschiedenen Selbstherrscher den üblichen Tribut der Todtenfeste und mehr als diesen üblichen Tribut zu erweisen. Der Berliner Hof trug in dem Wetteifer den Kranz davon. Außer der Hoftrauer und der dreitägigen Schließung der Theater ward für die Armee und Marine eine vierwöchentliche Trauer angeordnet; ein Regiment erhielt für ewige Zeiten den Namen des Kaisers, und die königliche Familie, den König an der Spitze, wohnte dem Todtenamte bei, das ein russischer Priester in der russischen Gesandtschaftskapelle abhielt. Fast alle deutschen Regierungen schickten besondere Gesandtschaften nach Petersburg, die dem Leichenbegängnisse beiwohnen sollten. Von Wien ging trotz des gespannten Verhältnisses, in

welchem Oesterreich zu Rußland stand, der Erzherzog Wilhelm zu diesem Zwecke ab. Die Organe der Regierungen, selbst der in den Krieg verwickelten, konnten kaum Worte finden, die persönlichen Eigenschaften des Zaren zu preisen; sie stellten ihn dar als einen Halbgott, dem Rußland und dem Europa unendlich Viel zu danken habe.

Die unabhängige Presse dagegen, die englische, — denn der deutschen und der französischen war es nicht gestattet, ihre Herzensmeinung zu sagen, — konnte bei allem Bemühen, an dem offenen Grabe des Zaren eine Leichenbittermiene anzunehmen, ihren Jubelruf kaum verbergen und ihr Verdammungsurtheil nicht zurückhalten. Man glaubte mit dem Tode des Friedensstörers den Frieden nahe, und sah seinen Tod an als eine Strafe. Sogar die „Times" schrieb: „Das Mene Tekel Belsatzars, der Untergang Sanherib's war nicht schrecklicher. Dieser Schlag hat nicht bloß die Armeen, die Politik und die Allianzen Rußlands getroffen, sondern ganz insbesondere den großen Urheber des Kriegs, welcher mit dem Verluste seines Ansehens in Europa und nun mit seinem Leben selbst, den russischen Frevel an den Rechten anderer Staaten und am Frieden Europa's gebüßt hat."

Man hat vielfach gesagt, bei diesen widersprechenden Urtheilen über den Kaiser Nikolaus werde und müsse es bleiben; auch die Nachwelt werde nur nach ihrer Parteistellung urtheilen, die Einen würden ihn segnen, die Andern ihn verdammen.

Wir glauben das nicht, wir sind der Meinung, daß die ganze gebildete Welt in ihrem Urtheil über den Za-

ren einst übereinstimmen wird und heute großentheils schon übereinstimmt.

Jene Gefühle und Urtheile, die Angesichts des offenen Grabes ausgesprochen wurden, haben allerdings ihren Werth, — jedoch mehr Werth für die Beurtheilung der Mitwelt als für die Beurtheilung des Zaren. Die Klage der Russen und die Todtenämter in den Residenzen Deutschlands, das Steigen der Kurse an den Börsen und die bitteren Artikel der englischen Zeitungen legen sammt und sonders Zeugniß davon ab, welche Bedeutung die Zeitgenossen aller Parteien dem Tode des Kaisers beimaßen, welche politische Machtstellung Freunde wie Gegner ihm vindicirten, aber damit ist der Werth dieser Aeußerungen auch erschöpft. Für die Charakteristik des Verstorbenen haben sie so wenig Gewicht wie der Gesang von Klageweibern oder der Leichensermon eines Predigers Jene Urtheile und Stimmungen waren durchaus einseitig und parteiisch; sie waren entstanden unter dem unmittelbaren Eindruck der überraschenden Todeskunde, und sie stützten sich lediglich auf die Situation, in welcher der Kaiser aus dem Leben schied.

Nikolaus ist in einem Moment und unter Umständen aus dem Leben geschieden, die ihn in so günstigem Lichte als möglich erscheinen ließen. Er starb mitten in einem Kampfe, der mit wenig Glück aber nicht ohne Heldenmuth geführt wurde, in einem Stadium des Kampfes, wo es sich um Herd und Altar der russischen Nation zu handeln schien. Er starb zur rechten Zeit, um seinen starren Sinn nicht beugen und dem Auslande wie dem eignen Volke keine Concessionen machen zu müssen.

So erscheint sein Leben und Streben wie aus einem Guß, einem Zwecke gewidmet, er selbst konsequent, treu und ausdauernd in der Rolle, die er einmal übernommen hat. Er tritt vom Schauplatze ab als eine jener seltenen, imponirenden Persönlichkeiten, die sich nicht beugen lassen, sondern nur zusammenbrechen können, die den Kampf mit einer Welt aufnehmen und fortsetzen, wenn die Aussicht auf den Sieg so gut als erloschen ist.

Noch mehr — der Zar verließ das Leben in einem Moment, wo die stereotypen Anklagen gegen ihn ein gut Theil von ihrer Schärfe verlieren mußten, wo der Haß Europa's, der seit einem Menschenalter auf ihm ruhte, sich gemildert hatte, weil die Anklagen und der Haß ihn nicht mehr allein trafen. Der Unterdrücker Polens erschien den Zeitgenossen in einem milderen Lichte, seit Italien und Ungarn einem ebenso grausamen Schicksal erlegen waren als das ehemalige polnische Königreich; der unerbittliche Gegner aller freiheitlichen Regungen war in den Hintergrund gedrängt, seit der Belagerungszustand in den Hauptstädten Europa's die Runde gemacht hatte, und seit der Mann des zweiten December mit ihm rivalisirte. Und hatte der Beginn des orientalischen Krieges auch noch einmal den Haß und die Antipathie wachgerufen und eine Art von Enthusiasmus für den Krieg gegen Rußland erzeugt, so hatte der Verlauf des Feldzugs bereits herausgestellt, daß das Gerede der Westmächte von einem im Interesse der Freiheit und der Civilisation unternommenen Kampfe nur Lug und Trug sei, und daß die unterdrückten Nationalitäten wie

der Liberalismus überhaupt von den Gegnern Nikolaus I. so wenig zu hoffen hätten wie von ihm selbst.

Man muß das Portrait des Zaren aus dieser Beleuchtung momentaner Umstände und Stimmungen hinwegnehmen, wenn man biographische Studien an demselben machen und sein Wesen und seinen Charakter mit Gerechtigkeit würdigen will.

Die eine Anerkennung wird Nikolaus von Niemandem versagt werden dürfen, daß er mit mehr als gewöhnlicher Konsequenz und Energie seine Regierung geführt habe. Es war in dem Manne ein bedeutendes Maß von Kraft, ein starker, eiserner Wille, eine unbeugsame Entschiedenheit; es war in ihm Etwas von dem Trotz, der die Kräfte schwellt gegenüber sich aufthürmenden Hindernissen; es war in ihm jene zähe Beharrlichkeit, die einen einmal gefaßten Plan wol vertagt, aber so leicht nicht aufgiebt. In jeder Handlung des Kaisers manifestiren sich diese Eigenschaften. Diese Energie und Konsequenz haben die Rebellen des December kennen gelernt und die Polen, diese Beharrlichkeit hat eine russische Flotte, starke Festungen und Kriegshäfen in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit geschaffen und das russische Reich von aller Berührung mit dem westlichen Europa abgesperrt, diese Entschiedenheit hat den Zaren zum gefürchtetsten Repräsentanten der konservativen Ideen und damit zum einflußreichsten Monarchen Europa's gemacht, dieser Trotz hat die freiheitsbegeisterte Jugend, die Dichter und Denker aller Nationen herausgefordert und endlich die regulären Regimenter und die Linienschiffe Englands und Frankreichs gegen ihn in den Kampf geführt.

Solche Eigenschaften sind freilich Bedingungen echter historischer Größe, aber sie sind nicht diese Größe selbst. Das ist nicht zu verwechseln. Konsequenz und Energie sind schöne Gaben der Natur oder edle Früchte der Erziehung, wo sie gepfropft sind auf einen edlen Stamm, auf einen reichen und humanen Geist, aber sie sind die gefährlichste Mitgift für die Einfältigen oder die Bösen. Die neueste Geschichte liefert uns zwei eklatante Beispiele, welche politischen Erfolge die Konsequenz und die Energie erringen können. Das eine Beispiel ist Napoleon **III.**, das andre Nikolaus. In dem Ersteren sehen wir einen Mann von klarem Verstande, von scharfer Urtheilskraft, von kluger Berechnung, einen Mann von Einsicht und Umsicht, ohne Vorurtheil aber auch ohne Gewissen, ohne Bedenken aber auch ohne Humanität unverrückt und planmäßig seine egoistischen Zwecke verfolgen; Nikolaus besaß eine ähnliche Energie, eine ähnliche Ausdauer und Konsequenz, aber diese Eigenschaften waren gepfropft auf einen armen Geist, einen beschränkten Verstand, eine engherzige Auffassung der Menschen und Dinge. Und beide Männer sind — trotz ihrer Erfolge — keine Sterne, sondern dunkle Flecken am Himmel der Geschichte.

Nikolaus war ein Despot, aber ein andrer Despot als die früheren Zaren Rußlands; er war nicht ein intelligenter und revolutionärer Despot wie sein Ahnherr Peter, nicht ein halbverrückter Despot wie sein Vater Paul, sondern ein Despot nach Art eines bornirten, pedantischen Schulmonarchen. Er duldete nicht die leiseste Opposition, er war rachsüchtig und boshaft, eifersüchtig darauf, daß man ihm den gehörigen Respekt erwies, er

verzieh niemals. Er hatte ein bis zum Lächerlichen sich versteigendes Bewußtsein von seiner Herrscherwürde. Seine Russen galten ihm nur als das Material für seine Regierungskunst, Rußland als das Piedestal seiner Größe. Seine ganze Regierungskunst bestand in einer äußerlichen uniformen Dressur, in der Negation alles selbstständigen und originalen Lebens. Der Begriff des „Unterthanen" drückte ihm das Höchste aus: den Herzog von Leuchtenberg nannte er in dem Manifeste, worin er dessen Tod anzeigte, seinen lieben Sohn und „Unterthan." Wenn wir den Vergleich zwischen Nikolaus und Napoleon III. noch einmal wieder aufnehmen, so trägt der Letztere den Thatsachen Rechnung, berücksichtigt mit schlauer Umsicht die Natur der Menschen und Dinge, — Nikolaus bot beiden Trotz, wollte sie gewaltsam ändern. Er zwängte seinen leichtblütigen Russen eine steife, militärische und bureaukratische Dressur auf, die ihrem ganzen Naturell widersprach, er wollte die Landratten des Innern gewaltsam zu Seeleuten machen, Rußland mit einem salto mortale in einen Fabrikstaat verwandeln, er verlangte von den tödtlich beleidigten Polen Loyalität, und sucht alle Sektirer und Nichtorthodoxen durch barbarische Mitte in Bekenner der Staatskirche umzuschmieden. Napoleon vernutzt mit bewundernswerther Pfiffigkeit die Ideen der Neuzeit zu seinen absolutistischen Zwecken, er macht sich sogar den Demokratismus und Socialismus in gewissem Sinne dienstbar, — Nikolaus führte gegen diese Ideen einen unversöhnlichen Kampf auf Leben und Tod. Napoleon nimmt jede beliebige Maske vor, die zu den Verhältnissen paßt, — Nikolaus erschien immer in deml

grauen russischen Kapotmantel. Mit der Wissenschaft und mit der Kunst wußte er Nichts anzufangen, er duldete sie nur, sofern sie seiner Eitelkeit schmeichelte oder rein militärischen Zwecken förderlich war, die Kreise der Universitäten und Lehranstalten zog er von Jahr zu Jahr enger. Die materiellen Kräfte seines Landes verstand er nicht flüssig zu machen, nicht einmal sparsam damit umzugehen, er verzehrte das Huhn mit dem Ei, erschöpfte die Steuerkraft des Reiches und forderte Rekruten auf Rekruten.

Nur wenn wir es fest im Auge behalten, daß Nikolaus ein Mensch von geringen Gaben war, daß er als der spätgeborne dritte Sohn Paul's, der keine Aussicht auf den Thron hatte, eine dürftige und einseitig soldatische Erziehung erhielt, nur dann werden wir es uns erklären können, daß er bei all seinem barbarischen Despotismus gewissermaßen in gutem Glauben handelte. Seine Willkür, seine unmenschliche Strenge, seine Grausamkeit war ihm eine Doktrin; er betrachtete sie als sein Recht und seine Pflicht. Er besaß nicht den frivolen Muth der Herrscher, welche die Weltgeschichte für alle Zeiten als Tyrannen gebrandmarkt hat, sich über Moral und Grundsätze völlig hinwegzusetzen, darum schuf er sich seine eigne Moral nach seinem Hausbedarf. Er sprach immer von seinen Rechten und seinen Pflichten; es ist fast kein offizielles Aktenstück, worin er nicht darauf hindeutet. Wollten wir seine Moral als gemeingültig anerkennen, so hätte es keinen pflichttreueren und rechtliebenderen Monarchen gegeben als gerade ihn. Vielleicht ist dieser ewige Rekurs auf das Recht und auf die Pflicht zu An-

fang nur die Regung des menschlichen Gewissens gewesen, das ja Niemanden ganz fehlt; später lebte er sich völlig ein in seine aparten Grundsätze, und das, was der gesunde Menschenverstand „Gewissen" nennt, kam ihm völlig abhanden. Er log und betrog — im Großen und im Kleinen, — er beschwor die polnische Verfassung und brach sie gleich hintennach, er that wie ein Friedfertiger und sann im Stillen auf Krieg, er rühmte sich seiner Uneigennützigkeit und bereicherte sich mit großen Länderstrecken, er spielte den strengen Sittenrichter und den ehrbaren, musterhaften Gatten, und genoß heimlich die Gunst fremder Frauen. Er verschärfte die Strafen, die von den Gerichten erkannt waren, anstatt sie zu mildern. Er trat für die Glaubensfreiheit auf der Türkei gegenüber, und benahm sich wie ein harter Inquisitionsrichter gegen die Ketzer und Heterodoxen im eigenen Lande. Er setzte, um seine Rachsucht zu befriedigen, Ausnahmgerichte ein und konfiscirte Privateigenthum massenweise. Er schickte Tausende auf bloßen Verdacht hin nach Sibirien. Er unterdrückte jeden freien Gedanken. Das Alles erschien ihm als sein Recht oder als seine Pflicht. Nach dieser Abstraktion von Recht und Pflicht bemaß er in einem widerwärtigen Tugendstolz all sein Handeln, — seine Arbeiten im Kabinet, seine Theilnahme an den Hoffesten, seine Anwesenheit auf den Paraden und beim Gottesdienst, seine Gänge in die Kasernen. Dieser Doktrin fiel er zum Opfer, als er todtkrank bei starker Kälte zur Inspektion der Garde in die Reitbahn fuhr, und in dem Glauben, seine Pflicht erfüllt zu haben, schied er aus dem Leben. „Alle meine Sorgfalt, alle meine Anstrengungen

waren auf Rußlands Wohl gerichtet," soll er auf dem Sterbebette in seinen letzten lichten Momenten zu seinem Sohne und Nachfolger gesagt haben.

Wenn der weittragende Einfluß, den Nikolaus in Westeuropa besaß, zum großen Theil daher rührt, daß ihm die Kraftlosigkeit und Erbärmlichkeit gegenüberstand, so rührt er anderntheils eben daher, daß der Zar mit Vertrauen auf sich selbst und auf seine Sache auftrat. Dieser Glaube an sich selbst täuscht oft, reißt meistens die Schwachen und die Schwankenden fort, und imponirt immer. Vielleicht ist Nikolaus der letzte Monarch gewesen, der in der vollen Ueberzeugung von seinem absoluten Herrscherrechte gestorben ist.

Hat übrigens irgend Jemand eine vernichtende Kritik des verstorbenen Zaren geübt, so ist es sein Sohn, Alexander II. Die bisherige Regierungsweise desselben ist eine entschiedene Verurtheilung des System's, das Nikolaus I. befolgte, und diese Kritik ist um so bittrer, als sie sich auf ein abweichendes Handeln beschränkt und sich in ein pietätvolles Schweigen über den Verstorbenen hüllt. Alexander II. hat die Opfer des rachsüchtigen Absolutismus seines Vaters begnadigt, den sogenannten politischen Verbrechern die Kerker geöffnet, die Verbannten aus Sibirien zurückgerufen, und sogar die Rebellen des 26. Dec. 1825 und der Warschauer Erhebung von 1830 den Ihrigen wiedergegeben. Er hat die berüchtigtsten Handlanger des Nikolaus aus ihren Aemtern entfernt. Er hat den Millionen Leibeigenen, welche Nikolaus ein Menschenalter lang vergeblich auf Erleichterung ihrer gedrückten, elenden Lage hoffen ließ, die Aussicht auf eine mensch-

liche Existenz eröffnet. Er hat die Grenzsperre gemildert und läßt die Censur nach liberalen Grundsätzen handhaben. Er hat Handelsverträge geschlossen, läßt Eisenbahnen bauen nach allen Richtungen hin und hat den Anfang gemacht, das Reich aus den Fesseln der bisherigen Militärherrschaft zu erlösen.

In der auswärtigen Politik allerdings ist der Wechsel nicht so schroff. Die auswärtige Politik der Zaren ist durch die frühere Geschichte des Reiches bedingt und angezeigt, und kein Kaiser kann diesem Zuge so leicht widerstehen. Was Alexander II. in seinem Thronbesteigungsmanifeste aussprach, „daß sich durch ihn erfüllen möchten die unabläßigen Wünsche und Absichten seiner erhabensten Vorfahren, Peter's, Katharina's, Alexander's des Gesegneten und seines unvergeßlichen Vaters," — das ist keine bloße Redensart. Die ganze Stellung der russischen Herrscher bringt es mit sich, daß sie nach Vergrößerung der Macht und des Länderbesitzes streben; ein so ungeheurer Staatenkomplex, zusammengehalten durch den Absolutismus, trägt die Nothwendigkeit in sich, sich immer mehr auszudehnen; hier ist der Trieb des Erhaltens hingewiesen auf das Erobern.

Der neue Kaiser fand den Krieg mit den Westmächten als eine Hinterlassenschaft seines Vaters vor, die ihn in Verlegenheit setzen mußte, die er aber nicht ablehnen konnte. Der nationale Eifer der Russen war einmal erregt, die nationale Ehre gefährdet, die tapfere Vertheidigung Sebastopol's hatte den nationalen Stolz auf's höchste entflammt. So mußte Alexander II. eintreten in diesen Kampf, der auf keinen Gewinn hoffen ließ, aber unge-

heure Verluste mit sich brachte. Nachdem alle Kräfte an Menschen und an Kriegsmaterial, die Rußland besaß, auf die taurische Halbinsel geworfen waren, wurde die Stadt Sebastopol, die Südseite der Festung, nach einer Belagerung, die 349 Tage gedauert hatte, am 8. September 1855 von den Alliirten mit Sturm genommen. Auch die ganze Flotte des Schwarzen Meeres ging dabei verloren. Früher schon waren in Jenikale, in Kertsch und einigen Küstenplätzen des Asow'schen Meeres große Vorräthe der Russen zerstört, im Oktober erzwangen die Alliirten den Eingang in den Liman des Dnepr, nahmen die Festung Kinburn ein und setzten sich dort fest. Diesen Verlusten und Niederlagen gegenüber war das Glück der russischen Waffen in Asien und der Fall der Festung Kars ein geringer Trost. Nachdem auch das benachbarte Schweden eine Defensivallianz mit England und Frankreich gegen Rußland abgeschlossen hatte, mußte das letztere sich endlich bequemen, aus den bisher geführten Friedensverhandlungen ohne friedliche Absicht Ernst zu machen. Am 25. Februar 1856 begannen die Konferenzen zu Paris, am 30. März ward der Friede daselbst geschlossen.

Man kann diesen Frieden demüthigend nennen, wenn man ihn mit den Ansprüchen vergleicht, die Nikolaus I. erhoben und mit den Waffen in der Hand vertheidigt hatte. Rußland mußte einen Theil seines Gebiets — wenn auch nur einen kleinen von 205 Quadratmeilen — an der untern Donau abtreten und verlor damit seine Suprematie über die Mündung dieses Stroms, es verzichtete auf das Protektorat über die Donaufürstenthümer, es ließ sich das

Verbot auflegen, seine Flotte im Schwarzen Meer nicht wieder zu bauen, und keine militärisch-maritimen Arsenale am Pontus wiederherzustellen; es mußte sich's endlich gefallen lassen, daß sein Anspruch auf das Protektorat über die Christen in der Türkei von den übrigen Großmächten kassirt wurde. Aber die thatsächliche Machtstellung Rußlands ward durch den Frieden doch wenig verändert, es war augenblicklich geschwächt aber nicht gründlich und nicht auf die Dauer, und es wurden ihm keine erheblichen Hindernisse in den Weg gelegt, daß es nicht zu gelegenerer Stunde auf seine alten Pläne mit mehr Aussicht auf Erfolg zurückkommen könnte.

Daß Alexander II. in der auswärtigen Politik überhaupt nicht die alten Bahnen der Zarenpolitik verlassen hat, dafür sprechen ganz bestimmte anderweitige Thatsachen. Zunächst schon die Versuche des Petersburger Kabinets, den Pariser Friedensvertrag sophistisch zu seinen Gunsten auszulegen. Es bemühte sich, die Schlangeninsel, der Donaumündung gegenüber, an sich zu reißen, es beeiferte sich, die Unkenntniß der bessarabischen Grenzlinie, welche im Kongreß herrschte, für sich auszubeuten; es versuchte in den Verhandlungen über die Räumung der Donaufürstenthümer und über die politische Gestaltung dieser Länder Zwietracht zwischen den Alliirten zu säen. Namentlich aber ward die Eroberungspolitik Rußlands in Asien unter Alexander II. fortgesetzt. Mit Nachdruck wurde der Krieg gegen die Bergvölker des Kaukasus weitergeführt, sobald der Frieden mit den Westmächten es erlaubte. In Centralasien rückten die russischen Vorposten immer weiter nach Süden. Nikolaus I. hatte

es noch erlebt, daß die unglückliche Expedition gegen Khiwa*) gesühnt wurde. Im Jahre 1854 war es demselben Perowski, der jene Expedition befehligte, gelungen, mit 17,000 Mann nach Khiwa vorzudringen. Der Khan hatte sich unterworfen, den „allmächtigen Zaren als seinen Oberherrn anerkannt, ihm das Recht über Krieg und Frieden, das Gesetz über Leben und Tod und die Bestimmung der Handelswege und Handelstarife auf ewige Zeiten“ eingeräumt. Unter Alexander II. setzten sich die Russen in Khiwa vollends fest, und streckten ihre Arme nach den Khanaten von Khokan und von Bokhara aus. Gesandtschaften von dort erschienen huldigend in Petersburg, gegen Turfan ward eine militärische Expedition vorbereitet und eine „wissenschaftliche“ Expedition erforschte die Grenzgebiete Afghanistan's. Die wichtigste, folgenreichste Erwerbung ward gemacht im Osten Asiens, an der sibirischen Grenze. Von Petropaulowsk und Ochotsk aus ward ein großer Streif chinesischen Gebiets okkupirt, im Jahre 1856 schätzte man die Ausdehnung dieses Areals auf 400 Meilen Länge von Osten nach Westen und auf 200 Meilen Breite von Norden nach Süden. Die Mündung des Amur und der Lauf dieses wichtigen Stromes kam dadurch in russische Gewalt; und daß die Petersburger Regierung von diesen Ländern dauernd Besitz ergreifen wollte, bewies die Anlage einer starken Hafenfestung Nikolajew. Erwähnt mag endlich noch werden das vielverbreitete, schwerlich aller Begründung entbehrende Gerücht, daß an dem Aufstande der Ostindier

---

*) Vergl. Russ. Hof Bd. VIII. S. 105.

gegen die Britten und an dem Kriege der Chinesen gegen dieselben russische Agenten einen mehr oder minder großen Antheil hätten.

Aber bei alledem ist doch auch die Wandlung in der auswärtigen Politik Alexander II., so weit sie sich auf die europäischen Verhältnisse bezieht, nicht zu verkennen, — die Suprematie in Europa wird wol der Hintergedanke des Kaisers Alexander wie der des Nikolaus, der Katharina und des ersten Peter sein, dieser Hintergedanke aber drückt sich in der Politik des Sohnes in andern Formen aus wie in der des Vaters; die stereotype Protektion aller konservativen und reaktionären Elemente Europa's von Seiten des russischen Hofes hat aufgehört, und an die Stelle der Politik, welche Nikolaus meist wirklich befolgte, immer erheuchelte — ist eine vorurtheilslosere Politik der russischen Interessen getreten.

Diese herbe Kritik, welche die Regierung Alexanders gegen die Regierung Nikolaus I., mithin gegen diesen selbst übt, hat auch dem stummen Volke Rußlands den Mund geöffnet. Bis zum Tode des Kaisers verschloß die Furcht, der Schrecken vor dem Autokraten die Lippen, bei den Meisten war eine dumpfe Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal die Frucht einer dreißigjährigen Gewohnheit, und bei Vielen hatte der orientalische Krieg sogar eine Art von Verklärung ausgegossen über diese äußerlich so brillante, in Wirklichkeit so alle geistige, materielle und moralische Kraft tödtende Regierung. Nur die Geächteten, ein Golowin und vor Allem Herzen, vermochten ihre Stimme gegen den Zaren zu erheben, und der Mitwelt aus dem Nimbus, womit eine Partei sie

umgeben, die nackten Züge des herz- und geistlosen Despoten herauszuschälen. Als Alexander II. die Vertrauten seines Vaters aus den hervorragendsten Aemtern entließ, da fiel es wie ein Alp von der Brust der russischen Nation. Die Entlassung des fürchterlichen Kleinmichel war für Rußland ein Ostertag, ein Auferstehungsmorgen, und von da war es nicht mehr weit zu der Erkenntniß, daß Kleinmichel nur der Gesell, das Werkzeug gewesen, daß der Meister, der verantwortliche Urheber alles Unglücks aber der Mann sei, den man vor Kurzem mit kaiserlichen Ehren in die Gruft getragen.

* * *

Mit dem Regierungsantritt Alexander II. ist eine neue Epoche der russischen Geschichte angebrochen. Aber diese Epoche ist nur angebrochen, die neue Bahn ist erst eben betreten, es sind Anfänge da, Verheißungen gemacht, Pläne entworfen, aber es ist wenig ausgeführt und verwirklicht. Der Umschwung liegt bis jetzt zum Theil noch mehr im Geiste als in den Thatsachen. Ueberall drängt sich die Frage vor: wie wird das werden? Nirgends sind die Dinge reif, um ein Urtheil zu fällen. Alexander II. und seine Regierung zu zeichnen ist eine Aufgabe des Publicisten, nicht des Geschichtschreibers. Wir halten darum unsre Arbeit, die Historie des russischen Hofes zum Ende zu führen, hiermit für erledigt.

Halle, Druck von Schmidt.